Digitized by Google

Lenau's Leben.

Lenau, Nicolaus

Lenau's Leben.

Großentheils

aus des Dichters eigenen Briefen.

Von seinem Schwestermanne

Anton X. Schurz.

Erster Band.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1855.

MEH

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Vorrede.

Meine Vorrede wird kurz seyn dürfen. Voran stelle ich meinen innigsten Dank für die Beiträge, welche mir von allen Seiten freundlich zuflogen. Mögen die edlen Spender ihren besten Lohn in dem durch sie sprechender gewordenen Bilde Lenau's erblicken! — Auch den bisher über Lenau erschienenen Schriften von Auerbach, Mayer, Frankl und Emma Niendorf habe ich manches mit Dank entnommen, gleichwie die öffentlichen Mittheilungen Anderer nach Bedarf benützt.

Vor Allem aber fühle ich mich Anastasius Grün und jener Frau, die Lenau selbst seine Muse nannte, auf das Höchste verpflichtet. Ersterer, der berühmte Mitringer unseres Dichters, schenkte mir ebenso gütigen als gründlichen Beirath, und der Hochherzigkeit der Letzteren schulde ich, außer einigen eigenen werthvollen Beiträgen, auch noch alle jene zahlreichen herrlichen Briefe, worin Lenau seine ganze Seele vor ihr ausgoß.

Lenau schrieb zu Winnenthal im November 1844: „Wer ist mein Sekretär? Wer mein Commentator? Schurz ist, was er wird seyn wollen. —" Hierin erblick' ich meine Berechtigung, meinen Beruf. Ich wollte, ich mußte es ja seyn, nachdem ein Anderer hiezu gar nicht so wie ich, durch meine persönliche Stellung zu dem unvergeßlichen Todten, aber Unsterblichen, in der Lage sich befunden

haben würde; ein Mann aber, wie Lenau, durfte durchaus nicht einer umfassenden Lebensgeschichte entrathen. Möge dieß meine Leistung in Schutz nehmen, wo sie dessen bedarf!

Uebrigens schien mir, ein so tief innerer Mensch und vorzugsweise großer Lyriker, wie Lenau, würde sich am besten selbst schildern, nämlich durch seine eigenen Briefe. Ich stellte daher diese, insoweit sie mir zugänglich waren, nach der Zeitfolge zusammen, und verband sie nur ergänzend mit biographischen Notizen. Dieß Buch ist also im Ganzen bei weitem mehr Lenau's eigenes als mein Werk.

Wien, im Mai 1854.

Ant. X. Schurz.

Inhalt.

Erstes Buch.

Hinan.

Erster Abschnitt.

Kindheit, Jugend und Lehrjahre.

Nikolaus Lenau wurde im Jahre 1802 am 13. August geboren. Sein Geburtsort ist Csatád, ein geringes Dorf, wiewohl Hauptort der gleichnamigen königlich ungarischen Kammerherrschaft, an der Poststraße, vier Meilen von Temeschwar, der nunmehrigen Hauptstadt des Temescher Banats und der serbischen Woiwodschaft. Lenau erhielt in der Taufe die beiden Namen: Nikolaus Franz; den ersteren von seinem Pathen, Nikolaus Hell, königlichem Rentmeister in Csatád. Man könnte es leicht als eine schlimme Vorbedeutung für den Täufling ansehen, daß dessen Pathe sein Leben durch den Sturz in einen tiefen Brunnen endete. Es ist fast, als ob Lenau seine Schwermuth schon als Pathengeschenk eingebunden erhalten hätte. Seinen zweiten Taufnamen Franz empfing er aber von seinem Vater, Franz v. Niembsch, königlichem Amtsschreiber in Csatád.

Die Nimbtz, seltener und früher Niembtz, spielen in der Geschichte der Stadt Strehlen in Preußisch-Schlesien keine unbedeutende Rolle, denn sie waren sogenannte Großbürger, oder, wie sie in großen Städten genannt werden, Patrizier, und erscheinen schon im 16. Jahrhundert, als wo sichere Kunde von jener Stadt aufzufinden ist.

Ein Adam Franz Niembtz ist am Anfange des 18. Jahrhunderts dortselbst Rathsverwandter (Beisitzer des Magistrats) und Gerichtsnotar, und wird dann auch kaiserlicher Grenzzoll-Einnehmer; 1712 ist er auch Assessor des Briegischen und Strehlener Weichbildes-Landgerichts, und am 25. März 1745 starb er als Prokonsul, königlich preußischer Zolleinnehmer und Waisenpräses der Stadt Strehlen. Er war verheirathet mit Marianna

Rosalia, Tochter des Theodor Anton Schapplo von Rosen-Lilienfeld, welche ihm mehrere Kinder geboren hat, worunter als jüngsten Sohn Augustin Johann Thaddäus, getauft zu Strehlen am 19. August 1717. Dieser trat um das Jahr 1737 in kaiserliche Kriegsdienste, und wurde 1745 Unterlieutenant beim 10. Fußregimente Harrach, als welcher er sogleich geheirathet haben muß, denn schon am 15. August 1746 ward ihm sein einziger Sohn Joseph, angeblich zu Arkenbusch in den kaiserlichen Niederlanden, und nach Anderen zu Oudenbosch (Altenbusch) in Nordbrabant, jetzt zu Holland gehörig, geboren.

Augustin schrieb sich, nach einer mir vorliegenden Unterschrift aus dem Jahre 1766, von Niembz; im Mannschaftsstande des kaiserlichen Heeres erscheint er aber auch als v. Nimbsch und v. Niembsch. Er dürfte also die letztere Schreibart des Namens zuerst angenommen haben. Nach vierzig ehrenhaften Dienstjahren wurde er am 17. November 1777 mit dem Titel eines Oberstlieutenants in den Ruhestand versetzt, und starb am 16. Juli 1789 zu Wien im Alter von 72 Jahren, ohne Hinterlassung eines Vermögens, und auch Briefe über seinen Adel, dessen er sich immer bedient hatte, wurden nicht vorgefunden.

Joseph kam schon als Knabe in die Wiener-Neustädter k. k. Kadetten-Akademie. Laut des Standbuches derselben trat am 17. April 1768 Joseph „Baron von Nimtsch" als Unterlieutenant zum Küraßier-Regimente Stampa d'Ayasassa, dem nunmehrigen sechsten, bei welchem er im Juli 1773 zum Oberlieutenant vorrückte, worauf er am 11. Jänner 1774 die Freiin Katharina v. Kellersberg heirathete. Diese war etwa 20 Jahre alt, und bereits Waise. Ihr Vater hatte die Stelle eines General-Auditor-Lieutenants bekleidet.

Die Ehe Josephs und Katharinas wurde zwar mit fünf Kindern gesegnet, wovon aber nur ein einziges, der am 20. Juni 1777 zu Tartos in Oberungarn geborne Sohn Franz aufkam. Zur ebenerwähnten Zeit war Joseph Oberlieutenant beim Küraßier-Regiment Serbelloni, dem jetzigen vierten. — Fränzchen wanderte nun mit seinen Eltern, und diese mit dem Regiment häufig umher, meistens in Oberungarn. Die Reiterei wird gewöhnlich in Dörfer verlegt. Wenn nun in Dörfern überall nur geringe Gelegenheit zur Erziehung und Ausbildung von Söhnen besserer Herkunft gefunden

zu werden vermag; wie dann erst in Ungarn damals! Einen eigenen Hofmeister dem Knaben zu halten, dazu waren die Eltern nicht vermöglich genug, und so wuchs denn dieser wohl mehr nur auf, als daß er auferzogen und ausgebildet wurde. Das Verhältniß zwischen Eltern und Kind scheint ein etwas kühles und untrauliches gewesen zu seyn. Damals war es üblich in besseren Ständen, daß sich die Eltern von ihren Kindern „Euer Gnaden" tituliren ließen. Das mußte sich wie ein Eispanzer ums Herz legen. Der Vater Niembsch war zwar überaus ehrenhaft und brav, und zumal ein tüchtiger Soldat, aber kein guter Hofmeister, was überhaupt ein Vater sehr selten ist. Die Mutter, eine sehr weltkluge, gewandte, aber auch strenge und heftige Dame, die sich leichter Achtung als Liebe zu erwerben vermochte, war wohl kaum eine stets aufsichtige, sorgfältige und langmüthige Kindererzieherin. Saß sie einmal Abends an ihrem Taroktapptische, so mochte Fränzchen, wenn es nicht etwa selbst mitspielte, was es gerne that, thun und lassen, was ihm eben einfiel. Und so machte denn der aufgeweckte, gutbegabte, aber höchst leichtsinnige Junge mit heiteren Officieren und Kadetten frühzeitig Alles mit. Vorzüglich aber gewann er Gefallen am Hazardspiel, das ein Keim alles Unheils ist. Die Folgen davon waren leider nicht die besten.

Als im Jahre 1788 der Krieg mit den Türken ausbrach, machte Joseph v. Niembsch denselben bereits als erster Rittmeister mit. Nachdem Friede geschlossen war, mußte Niembsch schnell von Osten nach Westen in die unruhigen kaiserlichen Niederlande. Er war nun auf Jahre von den Seinigen getrennt. Seine Frau zog nach Böhmen zu Freunden; Sohn Franz aber ward nach Eperies in Oberungarn gegeben, um dort die lateinischen Schulen zu besuchen. Jetzt blieb wohl dieser gänzlich ohne Zucht und Aufsicht.

Rittmeister Joseph v. Niembsch that sich in der bei Dourlera und Fleuris gegen die Franzosen vorgefallenen Schlacht besonders hervor. Am 16. Oktober 1793 griff er bei Battignies an der Spitze der Majorsdivision seines Regimentes den Feind mit vorzüglicher Tapferkeit an, brachte ihn wiederum zum Weichen, und verschaffte dadurch den bereits umrungenen Infanterie-Bataillons von Klebeck und von Stein Gelegenheit, sich in Ordnung zurückzuziehen.

Niembsch, da er sich durch siebenjährige Feldmühsale hart mitgenommen fühlte, trat am 1. August 1795 zur Militär-Monturs-Commission zu Altofen in Ungarn über.

Hier befand sich nun im Oktober 1798 auch Franz wieder bei seinen Eltern. Er war inzwischen ein sehr hübscher, großer, schlanker junger Mann geworden, so daß man ihn gewöhnlich nur den schönen Niembsch zu nennen pflegte. Kein Wunder also, daß er manchem Mädchen gefiel, und er war sehr dankbar dafür, denn sie gefielen ihm auch wieder, vor Allen aber die niedliche, feurige Therese.

Therese war eine Tochter des damals schon längst verstorbenen Oberfiskals der königlichen Freistadt Pesth, Franz Maigraber, und dessen Gattin, Magdalena Schad. Magdalena hatte sich nach dem Tod ihres ersten Mannes Maigraber mit dem Magistratsrath von Pesth, Sebastian Mihits, und in dritter Ehe mit dem Rittmeister Albin Grettler verbunden. Aus ihrer ersten Ehe waren drei Kinder vorhanden: Franz Maigraber, zu jener Zeit (1798) schon Controlor der königlichen Cameralherrschaft Kraschowa im Banat; Anna, an den Professor der Rechte an der Pesther Universität, Mathias v. Marcovics vermählt, und unsere Therese; dann aus der zweiten: Sebastian Mihits, damals Husarenlieutenant bei der kaiserlichen Armee in Italien; die dritte Ehe endlich blieb kinderlos. Magdalena war auch sehr vermöglich; sie besaß das in Pesth am Rathhausplatze nächst den Piaristen gelegene Haus Z. 57 „zur Sonne," und noch ein anderes in Altofen mit großer Wirthschaft und vielen der besten Weingärten.

Der junge Niembsch und Therese Maigraber scheinen sogleich heftig für einander Feuer gefangen zu haben. Niembsch war bereits am 1. November als Kadett zum damaligen zehnten leichten Dragoner-Regimente Fürst Lobkowiz, jetzt drittes Regiment leichter Reiter, angenommen worden. Anfangs December mußte er nach Nagy-Körös bei Ketschkemet einrücken. Nun brach der Liebesjammer los.

Anfangs waren es nur die Qualen der Trennung, welche Stoff zu gegenseitigen Klagen boten. Die bereits eingetretene große Innigkeit des Verhältnisses zeigte sich sogleich daraus, daß die Liebenden sich schon in ihren ersten Briefen: „Geliebtes Weib!" und „Geliebter Mann!"

ansprachen. Dann aber reihte sich Unfall an Unfall, bis in den Sommer 1799 hinaus. Theresens Mutter, welche Schlimmes von Niembschens Wandel und leichtsinniger Verschwendung gehört, wollte in deren Verbindung mit ihm lange nicht willigen; und seine Eltern drohten sogar mit Verstoßung und Enterbung. Gleichwohl reichte er, um nur heirathen zu können, gegen Ende Juni 1799 sein Entlassungsgesuch ein, und dasselbe wurde zum Regiment bei der Armee in Italien gesandt. Therese hatte ein väterliches Erbe von 2200 fl. anliegen, das sie, weil sie noch minderjährig war, erst dann, wenn sie sich verheirathet haben würde, zur freien Schaltung erhalten sollte. Hievon wollten sie in der ersten Zeit leben; auch hofften sie, er würde im Banat auf einer königlichen Cameral-Herrschaft eine Beamtenstelle erlangen. Aber die Entlassung zögerte peinlich, und doch war Therese dem Augenblicke schon nahe, Mutter zu werden, und sie hatte geschworen, wenn sie dieß würde, bevor sie Gattin geworden, diese Schmach nicht zu überleben. Glücklicherweise kam der Abschied doch noch früher an, und Niembsch eilte Anfangs August 1799 frei nach Pesth. Am 6. August erfolgte die Trauung. Bald darauf ward die Reise ins Banat angetreten, auf die Gefahr hin, daß Therese unterwegs entbinden könnte, und so ward ihr Kind, eine Tochter, die den Namen Magdalena erhielt, am 28. August denn doch schon zu Uj-Pecs geboren, wo Niembsch als königl. cameralherrschaftlicher Amtsschreiber angestellt worden war.

Von Uj-Pecs ward Niembsch bald nach Lippa an der Marosch übersetzt. Hier erwies mir, dem achthalbjährigen Knaben im fernen Oesterreich, der Himmel die hohe Gnade, daß er am 5. Hornung 1801 in der kleinen Theresia Anna meine künftige Frau geboren werden ließ.

Die Kammergüter-Verwaltung im Banat war Ende 1799 erst ganz neu eingerichtet worden; es mochten also wohl damals sehr häufig Versetzungen von Beamten nöthig fallen. Niembsch blieb auch in Lippa nicht lange und kam, ohne seine Diensteigenschaft zu verändern, zur Kammerherrschaft Csatád. Hier also ward — wir stehen wieder am Eingange — Nikolaus Lenau geboren. Seiner Geburt gingen vielleicht eben so große Stürme voran, wie jener seiner ältesten Schwester Magdalena. Sein Vater war durch ungezügelte Lebensweise, insbesondere aber durch grenzenlose Spielwuth bei sehr schmalem Einkommen, denn das kleine väterliche

Vermögen seiner Frau war bald zerschmolzen, tief in einen Schuldensumpf gerathen. Die Nähe der ganz hübschen Stadt Temeschwar, wo sich aufsichtslos manche Glücksfreibeuter herumtrieben, war ihm besonders verderblich. Er fand leicht Gelegenheit und wohl auch amtlichen Anlaß, auf einige Tage dahin zu gelangen, wo er sich dann eben so ungescheut als unbesonnen dem Strudel seiner rasenden Lüste überließ. So geschah es einmal, daß seine Frau, als sie, weil er ihr zu lange ausblieb, aus Besorgniß ihm nachreiste, alldort traurige Gelegenheit fand, sich zu überzeugen, wie wenig ihm eheliche Treue am Herzen lag. Mochte auch darauf der gewissenlose Mann, in kurzer reuevoller Zerknirschung, sich vor ihr weinend auf den Knieen winden — der furchtbare Wurm saß einmal fest und nagte rastlos fort und fort in ihrem zerrissenen Herzen, worunter bereits das werdende Leben Lenaus schlug.

Ich weiß nicht, war es auch noch vor der Geburt Lenaus, oder doch nicht lange darnach, etwa Ende Jänner oder im Anfang Hornung 1803, als Niembsch bereits wieder weiter, nach Bogschan, übersiedelt war — daß ein fast noch Entsetzlicheres sich begab. Lenchen, die nun schon dreijährige Frucht des herben Hochzeitjahres, war zum großen Kummer beider Eltern schwer erkrankt. Sie litt an der furchtbaren Gehirnhöhlenwassersucht. Wie das arme Kind immer schlechter wurde, verloren die Eltern das ganze Vertrauen in den Ortswundarzt, und Niembsch eilte in höchster Eile nach Temeschwar, um von dort einen weitberühmten Arzt um jeden Preis schleunigst herbeizubringen. Niembsch bleibt lange über die gesetzte Zeit aus. Die einsame Mutter daheim ist inzwischen die erbarmungswürdige Beute von Angst und Ungeduld. Auch das gemarterte Kind scheint, indem es beständig mit dem einen Händchen nach dem leidenden Haupte schlägt, den säumenden Vater herbeiwinken zu wollen, und stumm um Hülfe zu ringen. Alles vergeblich! Er kommt nicht. Das Kind beginnt schon zu röcheln; o Entsetzen der Mutter! — es stirbt, es ist todt. Da öffnet sich die Thüre, und hereintritt . . . nicht der Arzt, nicht der Vater, nein, zwei räuberische Spielgesellen des letzteren treten herein mit einer Schuldverschreibung von diesem über 17,000 Gulden, die er an sie verloren, um in die Mutter an der Leiche ihres kaum verschiedenen Kindes wegen Mitunterfertigung zu bringen, widrigens ihr in Temeschwar zurück-

gehaltener Mann unnachsichtlich dem Schuldthurme und der Schande überliefert werden sollte. Vernichtet, bewußtlos verpfändet sie sich wirklich durch ihren Namen zu Opfern, die sie erst mehrere Jahre darauf, nach dem Tode ihrer Mutter, abzutragen vermag. Nach solchen Vorfällen, die auch einen Leichtsinnigen schwer drücken mußten, wenn er auch in Betreff des letztern Ereignisses sich selbst einigermaßen damit beschwichtigen mochte, daß auch hundert Aerzte die einmal entschieden eingetretene, durchaus unheilbare Gehirnhöhlenwassersucht nicht mehr hätten heben können — und die doch auch nicht ganz verschwiegen bleiben mochten — konnte wohl Niembsch, dessen häusliches Glück auf das heftigste, und dessen Gesundheit auch schon bereits stark erschüttert war, selbst nicht mehr lange im Banat zu weilen wünschen. Er entsagte seinem Dienste, und schon im Frühjahre 1803 befindet sich sein armes Weib mit ihren nur mehr übrigen zwei Kindern, Resi und Niki, wieder bei ihrer betrübten Mutter in Altofen.

Der leichtfertige Vater verweilte nicht lange in Altofen; er flog nach Wien, angeblich, um eine bessere Zukunft für sich und die Seinigen zu suchen. Er lebte aber dort, denn er hatte sich Geld zu verschaffen gewußt, auf großem Fuße, hatte Monatzimmer, einen Bedienten, einen Reisewagen, trug einen Brillantring, galt für einen Grafen und Wittwer, und machte einer schönen, jungen und vornehmen Dame sehr lebhaft den Hof. Seiner armen einsamen Frau berichtete er dagegen: er könnte zwar als Handlungscommis mit 600 fl. Gehalt unterkommen, allein eine so geringe Stelle behagte ihm nicht; sie aber erwiederte, daß es keine Schande wäre, zu dienen, wenn er nur die Seinigen ehrlich davon zu erhalten vermochte. Seine Ablehnung wäre nur ein Zeichen, daß es ihn gar nicht kränke, sein Weib und seine Kinder das Gnadenbrod essen zu lassen. An ihr sollte es gewiß nicht fehlen, mit 600 fl. auszulangen, und er selbst würde seinem Niki zu Liebe wohl auch gern ein wenig eingeschränkt leben wollen. Dieser wäre überaus liebenswürdig, ein wahres Meisterstück der Natur, und es blutete ihr das Herz darüber, daß er, sein Vater, diesen gar nicht sähe. Am 22. Juli 1803 habe Nickerl die Mutterbrust verloren, worüber er sehr betrübt sey, sie selbst aber doch beinahe noch mehr. Auch begänne er schon zu laufen. Aber auch dieß vermochte den Gatten und Vater noch nicht heimzuziehen. Er kehrte erst

Anfangs Oktober zu den Seinigen zurück, wohl nur, weil ihm die Mittel ausgegangen, seine glänzende Rolle in Wien fortzuspielen. Seitdem ward nichts mehr von so traurigen Absprüngen bekannt. Mochte er auch noch dann und wann mehr oder minder heftigen Rückfallsanwandlungen ausgesetzt gewesen seyn — das abmahnende inständige Flehen seiner in den größten Drangsalen bewährten, unerschütterlich treuen Gattin war nun nicht mehr fruchtlos. Wie treu sie ihm war, erhellt daraus, daß einmal, als sie von einem der ruchtbarsten Raufbolde und zugleich Wüstlinge jener Zeit, dem Grafen W., der drei große Fanghunde hatte, die er hohnweise Jesus, Maria und Joseph rief, im Bette überrascht worden, und er sie mit den größten Verheißungen und zuletzt mit Gewalt zu seinen Lüsten bringen und zwingen wollte, sie ein Messer ergriff, und ihn zu erstechen schwor, wenn er sie nicht augenblicklich verließe, was er, so kühner Entschlossenheit gegenüber, denn auch flugs that. Ein Blick Niembschens auf seine ihm nun immer nahen unschuldigen Kindlein, deren, zum Ersatze für die verlorene ältere Leni, durch eine neue Leni am 27. Juni 1804 wieder drei geworden waren, war ebenfalls ein Abhaltungsmittel; aber weit nachdrücklicher noch hielt ihn die rächerische Hand der unnachsichtigen Allwesenmutter, die sich nur zu gewichtig auf seinen durch jahrelange unmäßige Leidenschaften zerrütteten und erschöpften Leib gesenkt hatte, vor frischen Verirrungen zurück. Er verfiel in langsam aufreibende Abzehrung.

Niembsch lebte mit seiner Familie bei seiner Schwiegermutter in Altofen. Seine eigenen Eltern — sein Vater war am 1. August 1804 zum Major-Commandanten der Militär-Montur-Commission zu Podgorsche in Westgalizien, Krakau gegenüber, ernannt worden — wollten nichts von ihm wissen, wiewohl sie für ihn jährlich ein paar hundert Gulden Schulden zu tilgen übernommen hatten. Erst im Mai 1806, als seine Krankheit bereits vorgerückt war, scheint er wieder um ihre Gnade gebeten zu haben, die sie ihm denn auch nicht versagten, denn es folgten nun öfter Unterstützungen. Die volle Aussöhnung des Vaters geschah aber erst am 3. December 1806, dem Namenstage des unglücklichen Sohnes, wo der Vater ihm schrieb, er wolle ihn an alles Vergangene nicht erinnern, und seinen Versicherungen Glauben beimessen, daß seine Reue vollkommen sey. Sein Sohn könne von ihm überzeugt seyn, daß er ihm

in Rücksicht solcher gänzlich verzeihe, und von Herzen eine vollkommene Genesung wünsche. Derselbe möge nur Alles anwenden, was seine Herstellung befördern könne. Sobald es nur seine körperlichen Kräfte zuließen, eine Reise zu machen, würden die Eltern auf Mittel bedacht seyn, ihn nach Brünn kommen zu lassen, und alles Mögliche zur Erlangung seiner Gesundheit aufzubieten.

Einige Tage darauf schon trat der alte Niembsch seine Uebersiedlungsreise von Podgorsche nach Brünn an, wohin er zum Oberstlieutenant-Commandanten der Militär-Monturs-Commission ernannt worden war. Sein armer Sohn schritt indessen unaufhaltsam mit jedem Tage einen weitern Schritt seinem Grabe näher. Auch sogar der Gebrauch des Bades zu Eisenbach (Vichna) unweit Schemnitz, wozu ihm seine Eltern bereits im Juli 1806 200 fl. gesendet, hatte keinen Einhalt mehr zu thun vermocht. Alle die Seinigen waren dahin mitgenommen worden. Dem durch seine Krankheit sehr grämlichen Vater fiel sein noch junges, lebhaftes, feuriges Söhnlein durch gewaltigen Lärm nicht selten zur Last und dieß zog sich dadurch beinahe dessen bleibende Abneigung zu. Einmal sogar — es war dieß die einzige deutliche Erinnerung, die Lenau von seinem frühverlorenen Vater behielt — als der Kleine es gar zu toll trieb, sprang der wiederholt umsonst Ruhe heischende Vater plötzlich aus dem Bett und auf den Schreihals zu, und gab ihm eine derbe Maulschelle. Noch als Mann sah Lenau die hohe, hagere, weiße Gestalt dieses furchtbaren Augenblicks mit erhobener Hand vor sich stehen, fast so oft, als er seines Vaters gedachte, was jedoch nur selten und in Gedichten niemals geschah, während er seine stets liebevolle Mutter mehrmalen und so schön und zärtlich besang.

Einige Schritte nur noch und wir stehen mit dem Verirrten an seinem früh erreichten Grabe! Derselbe schrieb aus Altofen den 14. Februar 1807: Meine liebe Mutter! O Gott, Euer Gnaden können nicht glauben, wenn ich so allein, allein schmachte, und mir so die Dinge alle durch den Sinn fahren, was ich empfinde! — Ich weiß, daß meine Kräfte von Tag zu Tag abnehmen und ich endlich der Schwäche unterliegen muß. Daß dieß die natürlichen Folgen von Allem seyn müssen, ist sich leicht einzubilden.

Hier folgen nun die allerletzten Zeilen, die Franz v. Niembsch mit zitternder, matter Hand schrieb: Altofen den 7. März 1807. Den gnädigen Erlaß vom 26. Februar erhielt ich heute mit vieler Herzensfreude, denn ich glaubte wirklich Eines krank.

Gnädigste Mutter, itzt wäre, glaub' ich, eine Gelegenheit nach Pesth leicht zu finden, denn Alle gehen itzt her von Brünn, und so wäre ein Leichtes, etwas zu schicken.

Jetzt muß ich die Wasser bestellen. Er ordinirt mir Lublauer Wasser mit Geißmilch und China. Ich möchte ersticken vor China-Kaffee!

Liebe Mutter, ich bin zu schwach und konfus, um weiter schreiben zu können.

Ich küsse sammt meiner Familie die Hände und geharre als Euer Gnaden gehorsamster Sohn Franciscus Niembsch.

Am 23. April 1807 starb er! Wir verlassen mit mitleidigem Bedauern Lenau's Vater. Sein trauriges Ende, seine Ergebung, seine Reue senken einen milden Schleier über seine Verirrungen. Ruhe seiner Asche; er gab uns Lenau!

Dieser war damals nicht einmal noch volle fünf Jahre alt. Seine Mutter konnte sich nicht entschließen, ihn seinen Großeltern nach deren Wunsche zu überlassen. Die Großeltern mochten damals auch die Sache nicht sehr betreiben, da der Enkel doch noch ganz klein war, und der politische Himmel sich allmählig wieder zu umwölken begann. Zuletzt brach der große Krieg von 1809 aus, und die Franzosen drangen auch nach Brünn vor, von wo sich der alte Niembsch mit seinen Monturvorräthen über die kleinen Karpathen ins Herz von Ungarn flüchten mußte. Dieß verschaffte ihm und seiner Gattin wenigstens das Vergnügen, die noch nie gesehenen Enkel umarmen zu können. Lenau, damals siebenjährig erst, flößte doch schon einige Achtung ein durch frühzeitige, natürliche Weisheit und ein männlich gemessenes Gehaben, denn er war durch die ihm stets bewiesene unbegrenzte Verehrung seiner gefühlheißen Mutter bereits ein wenig zu selbstständig spröde geworden, um sich den ihm noch fremden kühleren Großeltern mit Einem Sprunge in die Arme zu werfen. Auch

hatte er, was die geliebte Mutter von seinem Herzen ihm noch übrig ließ, bereits an seine Großmutter Grettler verschenkt, die keine Gelegenheit versäumte, ihn gehörig mit Backwerk und Torten zu feiern. Uebrigens verspeiste Niki auch zu Hause jeglichen Morgen ganz gemüthlich sein schneeweißes pflaumiges Kipfel, während die beiden Schwesterchen sich mit einer gewöhnlichen schwarzen Semmel genügen lassen mußten, was auch sogar die Mutter that, denn es ging ihnen in Pesth, wo sie dürftig wohnten, sehr knapp. Wenn nun aber ein so sichtlich und überall bevorzugtes Kind allmählig etwas ich- und herrschsüchtig, eigen- und eisenwillig würde, und fernerhin bliebe, so wäre das eben so wenig ein Wunder, als seine Griesgrämigkeit, wenn ihm dereinst das launenhafte Schicksal nicht immer sogleich, wie die gefügige Mutter, nach vollem Wunsch und Willen thut.

Bald, nachdem im Oktober 1809 mit Napoleon wieder Friede geschlossen worden war, kehrten die Großeltern über Wien mitten durch die Franzosen wieder nach Brünn zurück. Gleich im Frühjahre darauf verlangte die Großmutter Niembsch, daß Therese mit allen drei Kindern von Ofen nach Brünn ziehen sollte, sie würden dort alle wohlversorgt und die Kinder bestens erzogen werden. Nur allein der sonst doch so edlen Mutter übertriebene Furcht: an der Liebe ihrer Kinder — zumal aber doch des, von ihr wahrhaft vergötterten einzigen Sohnes, dessen in der That auch unermeßlichen Werth sie früher als jeder Andere ahnte — durch die Wohlthaten einer vermöglichen und überdieß berechtigten Nebenbuhlerin empfindlich beeinträchtiget oder etwa gar gänzlich für immer daraus verdrängt zu werden — diese Furcht allein, däucht mir, war der Grund, oder doch der Hauptgrund, warum Therese mit ihren Waisen, deren Erziehung sie auch dort immer hätte überwachen können, nicht zu den, darauf immer heftiger dringenden Großeltern derselben zu ziehen wagte. Zu ihrer eigenen Erhaltung, dann ihrer drei kleinen Kinder und deren Wärterin, einer alten Schwäbin, Namens Walburga (Schwaben war also bei Lenau schon in seiner frühesten Kindheit wohl vertreten), mußte Therese, welche auch von ihrer leiblichen Mutter nicht genügend mehr unterstützt zu werden vermochte, durch ihrer eigenen Hände Arbeit Rath zu schaffen suchen. Früher hatten Frauen für die Heere viel und anhaltend zu nähen bekommen, und bei den gar nicht ungünstigen Preisen, welche die Aus-

Ausrüstungs-Besorgung zahlte, einen hübschen Verdienst erschwingen können. Im Jahre 1810 aber, nach eben geendigtem Kriege, schmolz dieser Erwerb auf so viel als nichts herab, und zudem durften und konnten der Kinder väterliche Großeltern, da man diesen jene verweigerte, nun auch nicht länger mehr um Beihülfe angegangen werden. Es blieb also Theresen, jung und angenehm, wie sie noch war, und da ihr doch noch in Zukunft eine nicht verächtliche Erbschaft zufallen zu müssen schien, welche die vorhandenen Schulden merklich übersteigen würde, kaum ein anderer Ausweg, als, wenn sich ein der gegenwärtigen Bedrängniß gewachsener Bewerber fände, demselben ohne lange Ziererei die gewünschte Hand zu schenken. Schon im December 1810 soll, wenn kein Irrthum obwaltet, ein sehr unterrichteter und gewandter Buchhändler in Pesth ein solcher gewesen seyn. Warum sich aber diese Verbindung zerschlug, ist nicht mehr bekannt. Bald spann sich eine andere an, deren Abschluß sich gleichwohl bis zum 23. September 1811 verzog, nachdem der Bräutigam, Doctor Karl Vogel, erst am 31. August seines Dienstes als Arzt des vierten k. k. Artillerie-Regiments entlassen worden war.

Theresens Mutter war inzwischen schon am 16. Jänner 1811 ihren vorangegangenen drei Gatten ins Jenseits gefolgt. Ihre ansehnliche Besitzung in Altofen hinterließ sie ihrem Lieblinge Sebastian, der seinen krummen Husarensäbel an den Nagel gehängt, und friedlich als Wittwer lebte. Von dem schönen Hause in Pesth erhielt aber bei dem nachmaligen baldigen Verkaufe desselben auch die, damals zu Pesth in der Ungargasse im Haus 477 wohnende Therese — wenn ich anders einen vorhandenen Brief recht verstehe, und solcher auch selbst Recht hat — das ganz artige Sümmchen von 20,000 fl. Wenn auch hievon ein guter Theil auf Lösung alter Verbindlichkeiten (alle wurden nicht getilgt) verwendet werden mußte, so blieb denn doch die Gegenwart und nächste Zukunft wohl gedeckt und, was Theresen das Erwünschtere noch war, sie kam in den Stand, den bisher in ihrer Ausbildung unfreiwillig etwas vernachlässigten Kindern bei den hiefür schon empfänglichen beiden älteren nachzuhelfen. Niki erhielt nun auch durch den Pesther-Josephstädter Pfarrschullehrer Joseph Czerny Unterricht auf der Geige. Der Meister war aber ungeduldig und barsch, und wies die irrenden Finger gewöhnlich sehr unsanft zurecht,

wodurch er den Knaben bald verdrossen machte, so daß dessen, was dieser von ihm gewann, nur wenig war.

Desto erquicklichere Fortschritte machte jedoch Niki im Guitarrespiel. Ein junger, hübscher, und dabei auch sehr freundlicher Halbwälschmann aus Friaul, Namens Godenberg, war sein Meister, nicht bloß dem Namen, sondern auch der Wirklichkeit nach. Ich habe nie ein so schönes, nie ein runderes und klingenderes, gedonnerteres wie auch gehauchteres Guitarrespiel gehört, als wie das Lenau's.

Wenn man aber Lenau's Guitarrespiel mit sanftem Entzücken lauschen mochte, so mußte man eine andere Art Tonkunst an ihm wahrhaft bewundern. Dieß war sein Lippenpfiff. Pfeifen — sollte man meinen — das wäre so was Alltägliches, Gemeines, Jedermann kann's; was könnte da wohl viel dahinterstecken? — aber eben darum wird man starr vor Ueberraschung, wenn man ein scheinbar der Kunst Unfähiges, Rohes, plötzlich so ungeahnt verfeinert und veredelt trifft. Noch vor nicht Langem sprach mir ein alter Freund, Bergrath Hampe, der mit Lenau einmal im Eisengußwerke nächst Mariazell im steierischen Hochgebirge war und ihn dort pfeifen hörte, hievon nicht etwa nur mit dem Lächeln besonderer Befriedigung, in angenehmer Erinnerung an etwas überaus Niedliches, sondern mit einem so bedeutungsvollen heiligen Ernste, daß ich beinahe über diesen selbst hätte lächeln müssen. Und wer gab Lenau auch hierin die erste Anleitung? — Wiederum Godenberg, denn dieser war's (wir finden seiner Verdienste kein Ende), der Lenau den Vogelfang, und zu diesem Behufe die tausend Lockpfiffe für die mannigfaltigen kleinen Luftsänger lehrte. Wie aber in einem ausgezeichnet fruchtbaren Boden die dürftigste Pflanze zum nicht wieder Erkennen herrlich emporwuchert, so bei Lenau das Pfeifen. Sein Pfeifen hatte Geist und Seele, wie das Lied der Nachtigall.

Der Vogelfang war eine Hauptleidenschaft des Knaben Lenau. Die Listen dabei sagten seiner ihm angeborenen eigenen Listigkeit ungemein zu; und solch ein munteres, buntes, fröhlich sich schwingendes, singendes Geschöpflein — was kann ein Knabe wohl Lieblicheres haschen?

Man merke sich wohl, ich bitte, diese heftige Neigung des Knaben Lenau zu seinen geflügelten Singbrüdern. Dieselbe Lust wird späterhin

dem Jünglinge Lenau zu einem wichtigen Wendepunkte in seinem Leben werden, und zuletzt werden die treuen, heiter singenden Freunde seines Jugendmorgens den Mann Lenau auch dann noch erfreulich wiederbesuchen, als sich sein Leben bereits in schaurige Nacht gehüllt. Bei seinen Vogelfangausflügen hatte der Knabe Lenau auch häufig Gelegenheit, sich — wie er liebte — auf den Rasen hinzustrecken, und sich den Rücken recht tüchtig von der Sonne ausbrennen zu lassen.

Bemerkenswerth ist auch, daß Lenau als Kind überaus fromm war. Er betete tagtäglich sein Morgen- und Abendgebet mit tiefster Inbrunst. Ein Hauptvergnügen für ihn war, vor einem zum Altar hergerichteten Stuhle die Messe zu lesen, wobei ihm seine Schwester Resi dienen mußte. Letzteres that er späterhin auch selbst gerne dem Priester in der Kirche, wobei ihm aber schon mitunter sehr hoffärtige Gedanken durch das Gehirn schoßen, wie in seinem „Faust" (Fausts Tod) zu lesen steht.

Lenau predigte auch manchmal als Kind so ergreifend, daß seiner Mutter und noch mehr seiner alten Wärterin, der Schwäbin Walburga, die hellen Thränen über die Wangen rollten. Auch noch als Mann sprach Lenau mit Entzücken von der wahrhaft himmlischen Seligkeit, die ihn durchströmte, als er das erstemal, rein wie ein Engel, von der Beichte gegangen war. Die Frömmigkeit des Knaben erklärt uns, wie der Mann Lenau vornehmlich auf die Glaubenslehre bezügliche Stoffe zu großen Gedichten wählen mochte (Savonarola, die Albigenser).

Auch gute Schauspieleranlagen und eine reiche Dichterader ließ Lenau schon als heranwachsender Knabe durchblicken. Er wußte die Hausleute in Geberde, Ton und Ausdruck treffend nachzuäffen, und ließ sie ganze Auftritte, geschehene und geschehbare, untereinander zur allgemeinen Heiterkeit der unentgeldlich anwohnenden Zuschauer abspielen. Eigentliche Gedichte zu machen, fiel ihm aber damals noch nicht ein. Uebrigens las er sehr gerne zu seiner Unterhaltung, aber ausschließlich nur Ritter-, Räuber-, Mord- und Gespenstergeschichten; je grausenhafter, desto unterhaltender für ihn. Er verwunderte sich sehr über seine ältere Schwester Tertschi (Therese), die gar emsig sanfte und schwärmerische Gedichte las, wie sie doch nur aus so seichtem und schmacklosem Borne schöpfen mochte.

Die vier Sprachlehr-Jahrgänge am Gymnasium der frommen Schul-

brüder in Pesth besuchte Lenau mit gutem Erfolge während der Jahre 1812 bis 1815. Sein liebster Schulkamerad war ein gewisser Klauzál Nicolaus. Dieser, eines armen Webers Sohn, war ein stiller, blonder, schon etwas älterer und größerer Knabe als unser Niki. Klauzál liebte besonders, mit Niki kleine Lustgänge zu machen, wobei die Guitarre nicht fehlen durfte. Wenn die ängstliche Mutter mit der Erlaubniß dazu zögerte, wußte sie der kluge Weber zuletzt doch stets durch diesen seinen feinen Einschlag herumzukriegen: „die Geschicklichkeit des Herrn Sohnes ist wahrhaft so groß, daß es Sünd' und Schade wäre, ihrer nicht so viel wie nur immer möglich zu genießen!" — Als sie aber gar damit einmal eine heimliche Lustfahrt im Mondschein auf der Donau wagten, bekam die arme, verführerische Laute lange stummen Hausverhaft.

In der letztern Zeit ward dem Knaben Lenau das Glück zu Theil, in dem nur um einige Jahre älteren Studenten Joseph v. Kövesdy nicht nur einen tüchtigen Repetenten, sondern auch einen guten Leiter und sogar einen innigen Freund zu erhalten. Kövesdy war sehr fähig und unterrichtet, gut und mild, manchmal fast zu weich und thränenselig; aber doch, wo es darauf ankam, auch wieder außerordentlich entschlossen und kühn. So beschloß er als dreizehnjähriger Bube, nebst noch einem kecken Schulbruder, ohne Pfennig Geld im Sacke, nach Amerika auszuwandern, das ihnen ihre Phantasie als ein Paradies der Freiheit und des wohlfeilen Glückes vorgespiegelt haben mochte, wie es späterhin ganz auch so Kövesdy's Zöglinge, Lenau, selbst widerfuhr. Von Pesth bis Salzburg hungerten sich die jungen Wanderer glücklich durch; von dort aber mußten sie, weil sie ausweislos waren, schneller als sie hinkamen, in die Heimath wieder zurück, keineswegs jedoch muthlos, sondern vielmehr mit dem stolzen Bewußtseyn einer versuchten kühnen That.

Die Lage von Lenau's Mutter war die ersten paar Jahre nach ihrer Mutter Tod insofern eine günstige gewesen, als die laufenden Auslagen aus ihrem ererbten Kapital bestritten zu werden vermochten. Aber dieß erschöpfte sich um so eher, als ein neueintretender Arzt — wie ihr zweiter Gatte war — überall, zumal in einer großen, mit schon anerkannten Aerzten gesegneten Stadt einen schwierigen Stand hat.

Schon im Jahre 1811 verfiel man daher auf den Gedanken, nach

Lippa zu übersiedeln. Im Jahre 1812 nahm man dafür Temeschwar, unseligen Andenkens, in Ueberlegung; aber erst im März 1816 entschied man sich endlich fest für das weinreiche, aber arztarme Tokai. Der Auszug dahin fand wirklich statt, und alsobald entbrannte wieder lichterloh zwischen Mutter und Großeltern der hartnäckige Kampf um die drei Niembschischen Kinder.

Joseph v. Niembsch war inzwischen schon vom 8. Juli 1811 an zum k. k. Obersten ernannt, und Ende September 1812 zum Kommandanten der Monturs-Oekonomie-Hauptkommission zu Stockerau bestellt worden. Auch erhielt er noch am 5. Oktober 1813 eine Personalzulage von 500 fl. jährlich. Je besser sich solcherweise die Lage der Großeltern gestaltete, um so empfindlicher mußte es ihnen fallen, dieselbe nicht zugleich zum vollen Vortheile ihrer einzigen drei Enkel anwenden zu können, deren Ausbildung, je dringender sie ward, im Gegentheile gerade desto dürftiger und unzulänglicher werden zu wollen schien. Darum schrieb Oberst Niembsch unter anderem an seiner Enkel Stiefvater:

Signatum Stockerau, den 9. Mai 1816.

Wohlgeborner!

Da ich überzeugt bin, daß Euer Wohlgeboren als Stiefvater mit aller Aufopferung für die unmündigen Kinder Alles gethan, so erstatte meinen wärmsten Dank. Und da Sie selbst Vater einer eigenen Familie sind, und es Ihnen bei gegenwärtig so theuren Zeiten zur Unmöglichkeit wird, auch fernerhin für unsere Enkel das zu thun, was Sie bisher zu ihrer Erhaltung und Entfaltung mit größter Anstrengung gethan, so wiederhole den, durch die Großmutter so oft gemachten Antrag, die fernere Ausbildung und Versorgung der drei Kinder zu übernehmen.

Tokai, welcher Ort mir sehr wohl bekannt, ist nicht geeignet, erwachsene Kinder zu bilden und zu einer anständigen Versorgung zu bringen. Was will die thörichte Mutter aus dem Niklas machen? Er ist kein ungarischer Edelmann; was solle er also werden? Wird er uns überlassen, so wird gesorgt werden, daß er seine Studien fortsetze und zu dem Stande, den er sich selbst wählen will, ausgebildet werde. Euer Wohlgeboren haben als Vater eigener Kinder das Recht, die Gattin zu zwingen, unsern Antrag anzunehmen. Sie bleibet ja immer die Mutter. So hart

als ihr gegenwärtig die erste Trennung fällt, desto angenehmer wird ihr das Wiedersehen seyn, dessen sie gewiß nicht beraubt werden wird. Um sie zu bewegen, finde ich nothwendig E. W. zu ersuchen, für die Kinder nichts mehr zu thun, und nur die Freundschaft zu haben, die Kinder zu uns zu führen. Wir werden Ihnen die Reisekosten mit vielem Danke ersetzen. Will die Mutter die Kinder begleiten — auch dieses wird uns angenehm seyn.

Die Großmutter aber setzte bei:

Haben Sie die Güte gleich zu antworten, da der Großvater noch so gütig ist, ansonsten wird man sich nach Gerechtigkeit an den Herrn Obergespann und an den Palatin selbsten wenden. An Attestaten wird es nicht fehlen, und das Recht ist auf unserer Seiten. Im Gegentheil aber, als sie nicht zu uns kommen, und hierüber Gewißheit ist, was ich nicht hoffe, so ist unser Testament gemacht.

Antworten auf diese beiden Briefe liegen nicht vor; jedenfalls hatten letztere den gewünschten Erfolg nicht, wie schon aus Nachstehendem erhellt:

An Frau Therese Vogel.

Pesth, den 10. Januar 1817.

Hochgeborne, gnädige Frau!

Zwei nothwendige Gründe bemüssigen mich, an Euer Gnaden mich zu wenden, und zwar:

1) Der bewußte F . . . sche Proceß vom 20. November 1810 gehet zu Ende; convincirt werden wir heilig. Damit also die Execution in Tokai mittels Compasses nicht soll vollzogen werden, weilen es ein Aufsehen und Schande macht — darüber bitte ich mit umgehender Post den gütigsten Entschluß.

2) Der Großeltern sehnlichster Wunsch wäre, daß Euer Gnaden die Kinder zur Erziehung ihnen übergeben möchten. Sie sind bereit, Alles beizutragen zu einer noblen und großen Erziehung. Der Niki soll nach Wien zu den Mölkern kommen, allwo nur Cavalierskinder gebildet werden für jährlich 2000 fl.

Widrigenfalls haben die Kinder nach Absterben der Großeltern recht-

mäßig nur 50 fl. ein jedes zu bekommen. Dieß ist der letzte Willen, welchen ich mitzutheilen. — Betrachten Euer Gnaden das große Vermögen der Großeltern, treten Euer Gnaden das Glück nicht mit Füßen!

Dieß ist mein Rath: eins oder zwei zur Erziehung zu übergeben; denn ich auf solche Condition wäre bereit, meinen einzigen Sohn Karl sogleich zu übergeben.

Euer Gnaden bereitwilligster Diener Jos. Edler v. P. . . . Fiscal.

NB. Wenn es Euer Gnaden anständig ist, so möchte ich die Frau Baronin ersuchen um Tilgung der F . . . schen Schuldforderung, nur um der Execution auszuweichen, welche Aufsehen macht und zur Schande gereicht.

Pesth, 1. März 1817.

Hochgeborne, gnädige Frau!

In Betreff des F . . . schen Processes kann ich Euer Gnaden versichern, daß kein Mittel dawider ist, um die Execution nicht zu vollziehen. Auch die Person wird im Processe bei Nichtzahlung gefordert. Wenn das löbliche Stadtgericht Euer Gnaden Person zuspricht, dann sieht es übel aus. — Ich that meine Schuldigkeit und schrieb Euer Gnaden den geäußerten Wunsch der Schwiegereltern. Euer Gnaden sind Mutter. Ob Sie die Kinder zu einer erforderlichen noblen Erziehung übergeben oder nicht? ob Euer Gnaden das Glück mit Füßen treten werden oder nicht? solche glücklich oder gar unglücklich machen? — es ist mir wirklich gleichviel! — denn jeder thut das Seinige am Besten. In der größten Eile Euer Gnaden bereitwilligster Diener Jos. Edler v. P . . . Fiscal.

Also auch der wohlgemeinte Rath eines unbefangenen Fremden fruchtete nichts, ja selbst nicht einmal die furchtbare, übrigens nur drohende, niemals erfüllte Aussicht auf Gefängniß und Schande. Die Kinder mußten bleiben. Die drei Kinder weggeben hätte geheißen: das Herz dreimal aus dem Leibe sich reißen.

Die erste unmittelbare Folge der Uebersiedlung nach Tokai bestand darin, daß Niki durch die plötzliche Unterbrechung im Besuche der ersten Humanitätsklasse sogleich ein ganzes Jahr für seine Schulbildung einbüßte.

Verlor aber der künftige Gelehrte dabei, — der künftige Dichter gewann offenbar. Wie mußte den naturseligen Lenau, damals selbst noch im Lenze seines Lebens, dieser sein erster freier Lenz in ausgezeichnet schöner Gegend wonnig ergreifen! In den üppigen Gärten und Auen Tokai's zwischen den Silberarmen der beiden dort sich vereinigenden Flüsse Theiß und Bodrog blühen die Rosen, diese Duftnachtigallen, in erstaunlicher Hülle und Fülle, und die Nachtigallen, diese singenden Rosen, bilden dort eine förmliche Liedertafel, wie ob eigens dahin bestellt zur Besingung der lieblichen Blumenköniginnen. Wer sich alldort ganz gemächlich mitten im Gemache an Nachtigallengesang und Rosenduft berauschen will, hat weiter nichts zu thun, als nur das Fenster zu öffnen. Zu diesem edlen Paare von Genüssen gesellet sich dort auch noch ein nicht minder edles zweites Paar: anmuthige Mädchen nämlich und der anerkannte König aller irdischen Traubensöhne. Gleichwohl noch immer nicht genug! Tanzende, sporenklirrende Hußaren waren oft auch noch da, und finstere fiedelgewaltige Zigeuner, und einsame melancholische Fischer. Oder im hellsten Sommermondlichte wandelte der fünfzehnjährige Lenau, die liebestöhnende Laute im Arm, fächelnde braune Schatten entlang, in deren Schirme ganze Mädchengruppen lauschend ihm nachschlichen, worunter zumal eine sehr reizende junge Freundin seiner Schwester Therese, ebenfalls Therese genannt, eines königlichen Oberbeamten Tochter, wohl Lenau's erste leichte Liebe.

So angenehm verflossen Lenau Lenz und Sommer des Jahres 1816, vielleicht die heitersten Tage seines Lebens. So aber konnte es offenbar nicht immer bleiben. Nachdem Tokai mit keinem Gymnasium versehen war, so wurde, um Niki häuslichen Unterricht zu verschaffen, Kövesdy bewegen, wenigstens für längere Zeit ebenfalls nach Tokai zu kommen. Im Schuljahre 1817 ward nun — ohne übrigens obige Annehmlichkeiten allzusehr zu vernachlässigen, und obschon sich zwischen Lenau's älterer Schwester und Kövesdy unvermerkt ein angenehmes Verhältniß entsponnen hatte — mit solchem Nachdruck auf die Wissenschaften sich verlegt, daß Lenau am 6. Juli 1817 zu Uyhely, wo das nächste Gymnasium sich befand, die öffentlichen Prüfungen aus den Gegenständen der ersten Humanitätsklasse mit so glänzendem Erfolge bestand, daß die Lehrer sich seiner gar nicht genug verwundern konnten.

Digitized by Google

Gedichtet hat Lenau zu jener Zeit eben auch noch nicht; gleichwohl ward ihm damals schon große Berühmtheit gewahrsagt. Und von wem wohl? Von seinem Lehrer und seiner älteren Schwester erklärtem Verehrer. Als dieser Tokai wieder verlassen mußte, um sich selbst an der Hochschule zu Pesth weiter auszubilden, beschwor er seinen Zögling, von seiner Schwester doch dann und wann ihm zu schreiben. Das that dieser denn auch, und zwar in einem so geistreichen Briefe, daß der Empfänger bei Gott nicht wußte, sollte er sich mehr über die guten Mittheilungen oder über die Güte der Mittheilung freuen, und er hatte in seinem Wonnetaumel nichts Eiligeres zu thun, als der Mutter des hoffnungsvollen Schreibers, unter Anschluß seines Briefes, jene glänzende Verheißung zu machen.

Für Kövesdy einen vollgültigen Ersatz zu gewinnen, überstieg weit die schwachen baaren Kräfte der Mutter Lenau's; es war also nicht zu vermeiden, auch diesen, sollte er anders nicht auf halbem Wege nutzlos stehen bleiben, wieder nach Pesth zu seiner Weiterbildung zurückzubringen. Konnte sich jedoch seine Mutter von ihm wohl auch trennen? — Eher von ihrem Augapfel! Und wenn sie auch zehn Gatten gehabt hätte — eher als ihren Herzenssohn hätte sie alle ihre zehn Gatten verlassen. Die leidenschaftliche Mutter faßte den tollkühnen Entschluß, mit allen ihren Kindern, alten sowohl als neuen, fünf an der Zahl, vorläufig aber ohne Gemahl, wieder in die kaum geflohene Hauptstadt Ungarns zurückzukehren. So weit führt ungezügelte Mutterzärtlichkeit! Aber ihre Bedrängnisse brachten sie noch immer nicht dahin, ihre ersten drei Kinder den einsamen Großeltern zu senden; ja nicht einmal ein einziges davon. Lenau verließ also für immer das liebliche Tokai; aber dessen Rosen und Nachtigallen, Husaren und Zigeuner begleiteten ihn, wie seine Lieder lehren, überall hin.

An dem westlichen Fuße des Ofner Festungsberges liegt das Kristinenthal, das von einer die Ofner Festung im Halbkreise einschließenden Bergkette gebildet wird. Dieß Thal wird von den ländlich freundlichen Häusern und Gärten der Kristinenstadt angenehm durchschnitten. Diese dient wegen ihrer gesunden Luft und niedlichen dörflichen Bauart häufig den Ofnern und Pesthern zum Sommeraufenthalte. In einiger Entfernung nördlich von der stattlichen Pfarrkirche breitet sich ein mächtiger Wiesengrund aus, der,

Digitized by Google

weil die Nutznießung dem jeweiligen Befehlshaber der Ofner Festung zusteht, die Generalwiese genannt wird; auch benützt man ihn zu kriegerischen Uebungen. Im Westen wird diese Wiese von einem aus dem Ofner Gebirge der Donau zulaufenden Graben und von der Fahrstraße begrenzt, oder vielmehr durchzogen, jenseits deren noch ein kleinerer, beinahe ein Dreieck bildender Wiesenplan liegt, der einst als Soldatenfriedhof gebraucht worden war, und dessen Kapelle, dem heiligen Nikolaus geweiht, nunmehr in ein Wohnhaus umgestaltet ist. Noch jetzt steht dieß Haus einsam; aber noch viel einsamer war es vor vierzig Jahren, da mehrere der oberhalb der Straße gelegenen Gärten und Häuser erst später entstanden. Doch je stiller und abgeschlossener dieß Plätzchen ist, desto größer ist der Naturreiz seiner Umgebungen; denn im Angesichte des Häuschens erhebt sich östlich die sechshundertjährige Festung Ofen, vormals der gewöhnliche Wohnsitz der Könige von Ungarn. Gegen Süden, jenseits der freundlichen Kristinenstadt, schließt die Aussicht ein schöner Berg, der Blocksberg, von dem durch die Türken dort erbauten Blockhause so genannt, anstatt dessen nun die Sternwarte der Hochschule darauf prangt. Aus Westen lachen die rebenbepflanzten Höhen eines Theils des alten königlichen Thiergartens herüber, der Schwabenberg geheißen, weil bei der Wiedereroberung Ofens im Jahre 1686 die schwäbischen Reichsvölker ihn besetzt hielten. Nördlich endlich, im Thale selbst, begrenzen den Blick jene mächtigen Baumgruppen des den öffentlichen Vergnügungen gewidmeten Stadtmeierhofes, denen sich nordöstlich bis zur Donau auslaufende Gebirge anschließen; dieß ist der Anblick aus den Fenstern des Häuschens; aber einige Schritte nur, und es eröffnen sich die vom Stadtmeierhofe gedeckten Höhen des Johannes- und des Lindenberges, dann die malerischen Gegenden des Sauwinkels, welcher einst Matthias wildsäuereicher Jagdbezirk war, und „der schönen Schäferin," wo noch jetzt Mauertrümmer die vormalige Stätte des blühendsten Paulinerklosters Ungarns bezeichnen. Also wetteifern hier die Eindrücke der Naturschönheiten mit jenen einer bewegten und ruhmreichen Vergangenheit.

Näher dem Häuschen auf der Generalwiese verblutete gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Bischof Martinovich, der nach Frankreichs Beispiel auch Ungarn umzuwälzen versuchte, mit sechs seiner Hauptgenossen;

Digitized by Google

ein Hügel machte ihre Grabstätte noch vor vierzig Jahren kenntlich. Es war aber der Boden unmittelbar um's Häuschen herum selbst einst dicht mit Gräbern bedeckt, und oft steigt noch jetzt mancher zerschrotene Arm, manche klaffende Hirnschale aus der Tiefe empor. Doch auch schon vor vierzig Jahren wehte hohes Gras darüber und neigten Obstbäume ihre saftigen Früchte, zumal goldene rothwangige Marillen (Aprikosen), freundlich darauf herab. Auch das Häuschen, wie heiter es nun auch sieht, behielt noch manchen Zug seiner ernsten Vergangenheit; besonders aber erinnert daran die hohe Nische oberhalb dem vormaligen, nunmehr vermauerten Eingangsthore, die voreinst die Bildsäule des heiligen Beschützers beherbergt haben mag. Das äußerste der niedrigen Nebengebäude links, eine hölzerne Barake, nun der Holzstall, war einst die Leichenkammer.

In dieß schauerlich-romantische Häuschen, damals einer Wittwe Kolb gehörig, zog nun im Herbste 1817 Mutter Therese mit allen ihren fünf Kindern; vornehmlich die Wohlfeilheit war's, was ihr eine ebenerdige Wohnung in abgelegener Gegend empfahl.

In dieser Zeit stiegen Mangel und Entbehrung auf das Aeußerste. Die Arbeiten aus der Ofner Monturscommission, worauf Therese am meisten gerechnet haben mochte, waren nun nur äußerst spärlich, und wie hätte sie sich selbst und fünf Kinder auch je davon ganz erhalten können! — Wie auch Therese und Resi emsig strickten — es brachte nur wenig ein; was von Tokai kommen konnte, reichte bei weitem nicht zu, und wenn auch die in Pesth wohnende treue Schwester und Tante Markowitsch manchmal einige Lebensmittel ihnen schickte — sie konnten nicht immer satt zu Bette gehen, und ihr Bett war hart und dürftig, und die Beheizung schwach.

Ein Wunder nur war's, daß Niki unter so niederdrückenden Verhältnissen gleichwohl höchst ehrenvoll als Student der zweiten Humanitätsklasse bestand. Aber eben vielleicht der Ernst, der aus dieser traurigen Lage ihm erwuchs, verbunden mit dem Wunsche, sich gehörig auszurüsten, um dem Elende um sich herum einmal selbst abhelfen, und der Mutter ihre unsägliche Liebe vergelten zu können, spornte ihn zu den größten Anstrengungen an. Zu jener Zeit mag die dunkle Blume der Schwermuth,

deren Samen er schon bei der Geburt empfing, in Lenau's Busen zuerst zur Blüthe gelangt sein. Solche Umgebungen und Umstände waren ein wahres Treibhaus für dieselbe. Damals war es auch, wo er öfter nach Alt-Ofen zu seinem Oheim Mihitsch, dem Hußaren, kam, und in dessen Zimmer schlief. Dieser las dem Burschen dann Voltaire's Briefwechsel mit Friedrich vor, und suchte den Neffen aufzuklären. So konnte er ihn um Mitternacht wecken: „Schläffst du?" — „„Nein, Herr Onkel!"" — „Es gibt doch keinen Gott!" sagte er dann lateinisch, wie er mit dem jungen Menschen gern reden mochte. (S. Lenau in Schwaben, von Emma Niendorf, S. 130.) So ward also auch der Zweifel schon frühzeitig bei Lenau eingeführt.

Aber der winterlichste Lenz hegt doch auch seine Blumen, und manches geschirmte Winkelchen erfüllet sich mit würzigen Veilchen. Also denn auch Lenau's Jugend. Oft trieben sich Niki und seine Schwestern auf den verwachsenen Gräbern ganz gemüthlich umher; oder diese saßen unter schattigem Nußbaume und horchten dem meisterlichen Spiele seiner Laute; oder es zogen unter lustig schmetternden Tönen endlose Reihen zu kriegerischen Aufführungen herbei, als ob zu einem Schauspiele für die jungen Leute eigens herbestellt. Und kam einmal eine besonders köstliche Speise von der gnädigen Frau Base — o wie die dann schmeckte! Einmal hatte Niki sogar selber eine solche Leckerschüssel verschafft. Unferne des Fensters der Wohnung, das in den Gärten sah, stand nämlich ein Marillenbaum, bedeckt mit den anlockendsten Früchten. Niki bildete aus dem langstieligen Besen sehr geschickt einen Obstbrecher, und langte dann Marille um Marille, aber nur die ausgesuchtesten, nach dem Wunsche jeder Schwester fein säuberlich und zart zum offenen Fenster herein. Nicht nur die Güte der Früchte, sondern auch noch die bei deren Erlangung glücklich bewiesene Geschicklichkeit und List und bestandene Gefahr würzten und erhöhten den Genuß.

Anfangs Juni 1818 schrieb Niki an Oheim Maigraber:

Verehrtester Herr Onkel!

Da Sie so vielen Antheil an meinem Schicksale nehmen, und sonderlich in Ihrem letzten Briefe sich so warm erkundigten, ob meine Prüfung der Meinung, die Sie von mir faßten, wirklich gemäß ausfiel, will

ich auch nicht säumen, sogleich zu melden, daß ich den 5. Juni mein Tentamen abgelegt, und mir (jedoch ohne zu prahlen) durch meinen Fleiß das Lob und den allgemeinen Beifall des Herrn Directors und des Herrn Professors, und den Namen eines braven, fleißigen Burschen errungen habe. Seyen Sie versichert, theuerster Onkel, daß ich auch künftighin in meinem Fleiße und guten moralischen Betragen fortfahren werde, besonders, da Sie mich, werthester Onkel, dieß zu thun anfeuern.

Da ich Sie nun als meinen Onkel und Theilnehmer meines Schicksals so unaussprechlich schätze und liebe, schicke ich Ihnen mein erhaltenes Testimonium, wörtlich und getreu abkopirt. Unsere jetzige mißliche Lage kann Ihnen übrigens hinlänglicher Beweis seyn, daß ich selbes nicht erkauft, sondern durch meinen Fleiß und Bestreben, Ihrer Liebe würdig zu sein, wirklich verdient habe.

Hiemit küsse ich Ihnen unzähligemale die Hände, und geharre, mich in Ihre Liebe und Gnade empfehlend, Ihr gehorsamster Neffe Nicolaus Niembsch I. anni Philosophus.

Von meiner Mutter tausend Küsse, und von meiner Schwester ebenso viele Handküsse.

Der Oheim schickte ihm eine Zehngulden-Banknote, versicherte ihn seiner herzlichen Liebe mit dem Beisatze, jederzeit zu seinem Besten alles Mögliche beitragen zu wollen, und gab ihm zugleich den guten Einschlag, seinem Großvater und seiner Großmutter auch einen recht schmeichelhaften Brief zu schreiben, seine Testimoniales in Abschrift beizuschließen, sich in ihre großelterliche Liebe, Gnade und Unterstützung zu empfehlen, und sie recht inständig zu bitten, sie möchten für sein künftiges Wohl sorgen.

Das mag nun auch geschehen sein, nicht ohne Vorwissen der Mutter, ja selbst mit ihrer, wenn auch schmerzlichen Einwilligung; denn mürbe gemacht durch die bittere Noth der letzteren Zeit, mußte sie doch wohl endlich einsehen, daß ohne der Großeltern Unterstützung an keine seiner großen Anlagen würdige Ausbildung ihres Lieblings zu denken wäre. Den Hauptausschlag mochte aber wohl Niki selbst gegeben haben. Er war nun kein Knabe mehr, von dem man ohne viel Fragen blinden Gehorsam heischte, sondern ein verständiger, vieldenkender Jüngling, klug genug,

der Mutter die nämliche Waffe, womit sie sich bisher so hartnäckig gegen die Anforderungen der Großeltern vertheidigte, die Liebe zu ihren Kindern, schmeichelnd zu entwinden, und gegen sie selbst zu kehren, indem er sie bewog, zum Besten ihrer Kinder der Gegenwart derselben für einige Zeit entsagen zu wollen. Vorläufig sollte sie wenigstens nur ihn, der der Ausbildung am meisten bedürfte, ziehen lassen.

Die Großeltern ergriffen die dargebotene Gelegenheit mit Freuden, und schickten den Feldpater der Stockerauer Monturscommission Anfangs des Herbstmondes 1818 nach Ofen, um den Enkel von dort nach Stockerau zu bringen. Dieser Pater meinte aber die Sache noch besser zu machen, wenn er auch die noch jugendlich unbedachtsame Leni den Großeltern überbrächte, ohne vorläufiges Wissen der Mutter. Am 4. September geschah die Abreise von Ofen und vier Tage darnach langten alle drei glücklich in Stockerau an. Niki gab sogleich Kunde von seiner und seiner Schwester Leni gütigen Aufnahme bei den Großeltern, lud die Mutter zu einem Besuche bei diesen ein, und theilte die Neuigkeit mit: er sei umgetauft worden, und werde nun Franz genannt. Auch Leni entwarf bezüglich ihrer eigenmächtigen Mitreise ein Entschuldigungsbrieflein mit dem Beginne:

Ich unterfange mich, um Vergebung zu bitten, daß ich Sie beleidiget habe. Es war eine Uebereilung, die ich mir stets vorwerfe. Aber ich weiß, daß Sie mitleidig und gnädig gegen Andere sind, und wage es daher, Sie um Verzeihung zu bitten.

—

Siehe, da entriß ihr Nikolaus-Franz, der keimende Lenau, mit unwilliger Hast die Feder und verbesserte so:

Verehrteste Mutter!

Ich nehme mir die ungeheure Kühnheit heraus, mich vor Ihren angebeteten Füßen in den Staub zu werfen, und mit demüthiger Stimme um Gnade zu flehen.

— —

Der Besuch der Mutter in Stockerau erfolgte denn auch. Mit Thränen riß sich die zärtliche Mutter von ihren zwei zurückbleibenden Kindern los, um mit den übrigen drei endlich wieder nach Tokai zurückzukehren

Dort angelangt, war ihr Erstes, dem Sohne zu schreiben. Seiner Antwort hierauf entnehmen wir folgendes:

Liebe, theure Mutter!

Ohne Verzug und gleich nach Erhaltung Ihres Briefes will ich Ihnen denselben beantworten. Innigst erfreut über die unbegrenzte Liebe, die aus allen Ihren Handlungen so sehr erhellet, und ganz von Dankgefühl durchdrungen, gelobe ich: meine gute Mutter nie aus meinem Herzen zu bannen, und eingedenk des Opfers, daß Sie sich um meines Wohles willen, dem bittersten Schmerz, der Sie nach meiner Trennung übermannte, preisgaben, will ich, so lange ich athme, Ihr gutes Kind bleiben.

Ein Trost muß Ihnen übrigens die Ueberzeugung seyn, daß Ihre Kinder wohlversorgt und von ihren guten Großeltern geliebt werden. Damit Sie hievon überzeugt seyn können, geb' ich Ihnen Anlaß und Stoff genug, wenn ich Sie versichere, daß es mir im vollen Sinne des Wortes wohl ergehe.

Gute Mutter, fügen Sie sich in den Willen unserer Eltern, und Sie werden mich nicht nur Ihrer Liebe, sondern auch Ihrer vernünftigen Denkungsart überzeugen, und noch glauben machen, daß ich eine kluge, weise Mutter habe. Befremden wird Sie dieß aus der Feder Ihres Sohnes, der Ihre Gegenwart so sehnlichst wünscht; aber wenn ich Ihnen ans Herz lege, daß es die Großeltern nie zugeben, daß Sie hier wohnen, — dann, daß Sie mich und die Leni öfters sehen, und von mir häufig Nachricht erhalten werden, so glaube ich das Meinige gethan zu haben, Ihre Liebe auch fernerhin zu verdienen, und Entschuldigung hoffen zu können. Ihre guten Lehren und Warnungen verspreche ich Ihnen heilig, nicht ohne Erfolg geschehen seyn zu lassen. Stets will ich den himmlische Wonne zum Nachgefühle bringenden, aber auch steilen Pfad der Tugend gehen, und mit meinem Willen keinen Finger breit von Gottes Wegen ablenken.

Küssen Sie mir meine gute, liebe Resi; sagen Sie ihr, der guten Schwester, daß auch sie in meiner Seele und Herzen Anker geworfen habe, den kein Sturm aufzuheben vermag.

Ich küsse Sie und dieselbe und verbleibe Ihnen noch obendrein die Hände küssend, Ihr gehorsamster Sohn Franciscus Nicolaus Niembsch.

Einen Gruß an die Godenbergs, die von mir einen Brief zu gewärtigen haben.

Sagen Sie meinem unvergeßlichen, theuren Kövesdy, daß ich ihm nicht schreiben darf, und so ohne meine Schuld die heiligste Pflicht der Freundschaft verletze; doch will ich ihm in Ihren Briefen auch immer einige Zeilen ... clauculum ...

Tausend Küsse an den theuren Freund!

Lenau mußte beim Beginne des Schuljahres 1819 nach Wien, um dort in das erste Jahr der Philosophie aufgenommen zu werden. Er ward in Kost und Wohnung zu einem alten Freunde der Großeltern, einem Hofsekretär gethan (alter Bauernmarkt 625, dritter Stock). Es scheint, daß er in diesem Jahre, wo es ihm leiblich gut ging, viel minder lerneifrig gewesen, als im vorigen, wo es ihm so schlecht gegangen. Vielleicht hatte er sich auch mehr in die schwarzen, funkelnden Aeuglein des artigen Hausfräuleins mit dem zierlichen Namen Mina, als in die matten schwarzen Lettern seiner Weisheitsscharteken zu vertiefen geliebt; oder vielleicht lähmte ein, gerade um die Prüfungszeit ihm zu Ohren gekommenes unbestimmtes Gerücht von dem erfolgten Tode seines geliebten Freundes Kövesdy (er war in der That zu Pesth vom Nervenfieber dahin gerafft worden) seine Anstrengungen, oder es war endlich die ungarische Vorbildung den größeren Anforderungen nicht gewachsen, die man in Deutschland stellte, — kurz: der Prüfungsausfall entsprach den Erwartungen nicht, oder man ließ es vielleicht nicht einmal auf die Prüfungen ankommen, sondern entschloß sich sogleich, diesen Jahrgang zu wiederholen. Damit aber Lenau's Augen von jenen zerstreuenden andern ab- und den Büchern zugelenkt würden, sollte er sich in die Einsamkeit zu einem älteren ledigen Hauptmann zugleich Verwalter des Wiener Montursdepots, zurückziehen, dessen Hausführerin, eine bejahrte, stille, gute Wittwe, seiner Aufmerksamkeit nicht mehr gefährlich werden konnte (Währingergasse 223, erster Stock).

Bezüglich Kövesdy's schrieb Niki an seine Mutter (der Jüngling hatte die Untugend, viele Briefe gar nicht zu betagen):

Vielgeliebte Mutter!

Bange Besorgniß und das Vorgefühl des tiefen Schmerzes, der mich

bei Bestätigung des Gerüchtes befallen wird, sind der dringende Anlaß, Sie um baldige Antwort zu bitten.

Man erzählt nämlich, es wäre der liebe Kövesdy zu Pesth gestorben, und es bringen mich wirklich manche Umstände dahin, die mein Herz zerschmetternde Nachricht für gegründet zu halten. O, es wäre dieß eine schreckliche Wahrheit, meinen Freund, dem ich zu danken habe, was ich bin; einen Freund, der die Grundsätze der Tugend mit unausgleichbaren Furchen in mein Herz gegraben, dem ich es allein Dank weiß, daß ich mein ganzes Seyn unbefleckt erhalten — den theuren Kövesdy verloren zu haben!

Ich beschwöre Sie um baldigen Aufschluß.

Ihr ewig gehorsamer Sohn Franz v. Niembsch.

Die Ferien von 1819 brachte Lenau zu Stockerau zu. Der Vogelfang war noch immer seine Hauptunterhaltung, welche denn auch in den umliegenden Feldern und in den nahen Donauauen reichliche Weide fand. Noch größere Freude gewährte ihm das Wiedersehen seiner heiß geliebten Mutter und der dauernde Besitz seiner Lieblingsschwester Resi. Die mit tausend Herzensfäden an ihrem einzigen Sohne hängende Mutter hatte es nicht länger mehr so ferne von diesem auszuhalten vermocht. Sie erklärte rund heraus, ihm durchaus näher ziehen zu müssen, und aller Gegenvorstellungen ihres Gatten zu Trotz, der sich in Tokai gefiel, weil es ihm dort ziemlich wohl schon ging, machte sie sich mit Resi und den beiden kleinen Töchterchen auf den Weg, um Resi, die seit dem Tode Kövesdy's, den man ihr lange verheimlicht, sehr düster geworden, zur Ausheiterung nun endlich auch nach Stockerau zu bringen, darauf sich selbst aber mit den zwei jüngsten Töchterchen am westlichen Rande von Ungarn zu Preßburg niederzulassen, wohin der Gemahl und Vater von Tokai sobald als nur möglich nachfolgen sollte.

Als eine etwas kunstrednerische Kielprobe des Jünglings, zugleich aber auch als ein sprechendes Zeugniß seiner innigen Liebe zur Mutter, wie nicht minder seiner damals noch sehr großen Frömmigkeit, möge hier der Glückwunsch, den er ihr zu ihrem Namensfeste (15. Oktober) darbrachte, Raum finden.

Verehrungswürdigste Mutter!

Zu groß ist das Gefühl, zu erhaben das Ziel meiner Wünsche, als daß ich jeden derselben, jeden Zweig und jede Modifikation meiner Empfindungen zu vereinzeln vermögend wäre.

Theure Mutter, könnte ich in die Mitte Jener sichtbar treten, die sich des herannahenden Tages erfreuen, um Ihnen Beweise der Hochachtung und Liebe zu geben; könnte ich in ihre Mitte treten, um ein Gleiches zu thun — doch auch da würde sich dieß mächtige Gefühl meiner bemeistern; kaum vermögend, einige meiner heißen Wünsche herzustammeln, würde ich meiner unendlich geliebten Mutter an den Hals sinken, und ein Thränenstrom würde dann die Aechtheit meiner Worte bezeichnen. Doch — aufgehalten von meinem Berufe, ist es mir nur gegönnt, einen schriftlichen Beweis meiner kindlichen Liebe zu geben.

Unaussprechlich geliebte Mutter, Heil, Segen des Allmächtigen, eine lange Frist Ihres theuren Lebens! Zur Freude Aller und zur Wohlfahrt Ihrer Kinder!

Dieß ist der Wunsch, der in der Hülle eines Gebets zu dem Ewigen emporsteigt; dieß ist der schwache Umriß der Empfindungen Ihres unterthänigst gehorsamen Sohnes Franz v. Niembsch.

Um uns die Lage der leidenschaftlich liebenden Mutter, die nichts sehnlicher wünschte, als die von ihr getrennten Kinder ihrer ersten Ehe wieder an sich zu reißen, zu vergegenwärtigen, lesen wir diesen ihren Brief:

Preßburg, Anfangs Hornung 1820.

Theurer, lieber Niki!

Unbegreiflich ist es mir, was mit den Briefen geschieht, da du den meinen so lange nicht erhieltst, mein lieber Niki. Wenn du wüßtest, wie mir zu Muthe ist, wenn ich so lange keine Nachricht von dir habe! In tausend Gefahren seh' ich dich, und ängstige mich Tag und Nacht, weil es mir unmöglich scheint, daß du mir gar so selten schreiben solltest.

Guter, lieber Sohn, wie tief kränkt mich der Gedanke, daß es meinen Kindern gleichsam zur Bedingniß gemacht wird, ihre Mutter zu verlassen; fremd mit ihrer Mutter zu seyn, um einst reich zu werden! — Ich erkämpfe Euch diesen Reichthum mit Millionen Thränen, die keine

mitleidige Hand trocknet. Wie willig opferte ich Alles, um Euch nur bei mir zu haben! Und nun hat man mich so grausam von Euch getrennt!

Du, mein guter Niki, mein theurer, redlicher Sohn, suchest Vergnügen in dem Gedanken an die Zukunft, daß du noch in meiner Nähe leben wirst. So lange es ja nur möglich ist, wird die Kabale es hindern; man wird dich immer mehr entfernt halten, und ich werde indeß mich kränken und martern. Und sollte einst vielleicht dieser dein Wunsch erfüllt werden, so werde ich dieses Glück nicht lange mehr genießen können. Ich bitte nur den Allmächtigen, der so langmüthig dieser Ungerechtigkeit zusieht, das Herz meiner guten Kinder gegen mich nicht erkalten zu lassen.

Wie gehet es dir, mein lieber Sohn, mit der schrecklichen Bewegung, die du täglich zu machen hast? Ich sehe jede üble Witterung mit Wehmuth. Wann gehest du wieder nach Stockerau? Es ist beinahe kein Augenblick, daß ich nicht mit ganzer Seele bei Euch bin. Bei allen Geschäften, die mir schwer ankommen, denke ich: ich thue es, um Euch nur nahe zu seyn. Und doch kann ich Euch nicht sehen! Schreibe mir nur sogleich, mein Kind! — Ich bitte dich, sieh auf deine Gesundheit, und denke mit Liebe an deine dich ewig liebende und segnende Mutter Theres.

Wien, den 23. Februar 1820.

Theure, ewig geliebte Mutter!

Es ist nicht Lauheit im Schreiben, die Sie vergebens auf Briefe von mir harren läßt, sondern das viele Studiren, das mich Tag und Nacht beschäftiget; doch hoffe ich mit Gewißheit, durch eine Reise auf einige Tage nach Preßburg, die ich auf Ostern mache, in den Armen meiner guten Mutter entschädiget zu werden.

Es banget mir übrigens, daß Sie ganz allein in Preßburg sich durchhelfen sollen, und wünschte sehnlichst Aufschluß über die Art der Erhaltung Ihres und der theuren Kleinen Lebens.

Meine Schwestern sind gesund, so auch ich, der ich mich in der Kost eines wahren Biedermannes, des Hauptmann Volz [1] befinde. Es ist auch, falls ein körperliches Ungemach mich befallen sollte, in Hinsicht der Pflege nichts zu sorgen, denn es wohnt auch die Rittmeisterin Brandstätter,

[1] Eines geborenen Schwaben.

eine recht gute, ehrliche Frau, bei uns, die uns eigentlich beide in der Kost hat.

Gestern habe ich eine Prüfung aus der Mathematik gemacht, welche durch ihre Excellenz Aufsehen erreget.

Sonst habe ich Ihnen nichts zu sagen, als daß ich Ihr theures Schreiben erhalten, und daß ich mich herzlich darnach sehne, Sie auf Ostern zu sehen, und mich zu zeigen als Ihren, Sie unzähligemale küssenden, treuen Sohn Niki.

Preßburg, den 6. März 1820.

Theurer, einzig geliebter Sohn!

.... O, mein Gott! wie glücklich war ich, als ich dich noch nach einer Prüfung mit einem Milchreis bewirthen konnte! Entrissen ist mir Alles, Alles, jede Freude meines Lebens!

Komm gewiß! Ich küsse dich millionenmal, deine dich segnende Mutter.

Als kleine Leuchtkugeln mögen aus den damaligen Briefen Lenau's folgende Stellen aufsteigen:

Ohne Tag.

Ewig theure, einzig geliebte Mutter!

In der Ueberzeugung, daß Sie an dem Glücke Ihres Sohnes Freude haben, sage ich Ihnen, daß ich Samstag den 11. März aus dem schwersten Studio, der Philosophie, Prüfung gemacht, und daß ich unter 240 Mitschülern am besten bestanden.

Meine Schwestern werden von mir, so ich Stockerau sehe, wegen ihrer Lauheit gerügt, und das Andenken an eine gute Mutter in ihren Hexenseelen aufgefrischt werden. Niki, Ihr treuer Sohn.

Vor Ostern 1820.

Liebe, gute Mutter!

Es hinderte mich an dem Besuche bei Ihnen kein feindselig Verbot der Großeltern, sondern eine nach Ostern zu machende Prüfung. Ich werde aber in den großen Ferien um so gewisser kommen. Ihr treuer Sohn Niki.

Wien, 13. Mai 1820.

Theure, gute Mutter!

Traurig klingende Worte, die da herkommen, wo mein Theuerstes, heilig von Gott zu Beschützendes ist, dringen mir empfindlich an's Herz. Die Grundpfeiler des Ideals meines Lebens, das ich mir manchmal ausmale, sind Sie und Ihr Mann und Ihre Kinder. Sie alle sollen nur einige Jahre den widrigen Einflüssen der Außenwelt trotzen, wo wir dann, treu vereint mit festen Banden, und auf die vergangene Prüfungszeit froh zurückblickend, selig der durch Liebe beglückten Gegenwart genießen werden. Wie fürchterlich beugend wäre es doch, wenn ein feindlicher Schicksalssturm mir der Grundzüge meines einstmaligen Glückes auch nur einen einzigen mehr verwehte! Kövesdy ist schon in jenem dunklen Lande, von dem die Sinnenwelt uns trennt; nun aber soll Gott die Uebrigen dem Glücke ungestört entgegenleben lassen, ohne mich des irdischen Glückes vielleicht auf immer unempfänglich zu machen! Ihr lieber Gemahl soll schon am 20. April von Tokai nach Preßburg abgereist seyn. Wäre nun nicht zu hoffen, daß es denn doch noch andere Gründe geben könnte, die Ihren Mann in Pesth aufhielten, oder sonst wo verweilen machten, als nur ein Unglück, wie Sie befürchten — so könnten wir höchst bestürzt seyn. Doch ein Unterschied von vierzehn Tagen könnte durch den unbedeutendsten Umstand herbeigeführt werden, und noch sind wir gar nicht berechtigt, etwas Arges zu fürchten.

Ihr Brief stimmte mich aber allgewaltig zur Schwermuth. Es ruht ein gewisses Dunkel auf Ihrem, mir, als dem wärmsten Theilnehmer, doch hell seyn sollenden Leben. Die unbegreifliche Ursache Ihres nicht nach Wien Kommens! — Alles verdeckt! — Lassen Sie mich doch um Gotteswillen in keiner Ungewißheit dessen, was das Liebste meiner Welt betrifft!

Und nun bitte ich Sie recht innig, mir also gleich zu schreiben, wenn Ihr Gemahl da ist. Ich küsse Sie unzähligemal in meiner Phantasie, in der Sie zunächst leben. Ihr treuer Sohn Niki.

Taglos.

Liebe, theure Mutter!

Hätte ich nicht durch einen Wiener Kaufmann, welcher in Pesth war, und den Stiefvater allda vor Kurzem getroffen hat, erfahren, daß Ihr

Mann gesund in Pesth ist, so hätte mich Ihr Brief erschreckt. Gott sey Dank, nun können Sie ruhig seyn, ich bin es auch. Kommen Sie nach Pfingsten nach Wien, wo wir dann recht fröhlich seyn wollen! Ihr Niki.

Anfang Juni 1820.

Liebe, gute Mutter!

Täglich bin ich nun des glücklich schönen Looses gewärtig, Sie Alle zu sehen. Wie sich das kleine Mädchenwerk so schön gemacht haben mag! Die Blonde, die Braune — welche wird wohl mehr Geist zeigen? welche mehr Liebe äußern gegen den altvergessenen ... doch nein! .. gegen den lange vermißten Bruder? Welche wird wohl das starke Gefühl der Mutter und die weiche Gemüthlichkeit des Vaters besser einen? — Apropos! gerade fährt mir was durch den Kopf. Die Kleinen sollten das verfluchte französische Mama, Papa doch wohl lassen!

Meine zwei alten Schwestern, welche bald den Stephansthurm reiben werden (dieß ist ein Wiener Provinzialismus, um alte Jungfern zu bezeichnen), sind wohlbehalten, und blühen dem Matronenalter herrlich entgegen.

Was mich und meinen Charakter, meine Grundsätze, Maximen, Ueberzeugungen, Ansichten, Meinungen, Schwärmereien, Narreteien, Philosopheme u. s. w. betrifft — nun, da werden Sie mündlich Rapport bringen.[1]

Ferner wünsche ich, daß der liebe Stiefvater Patienten bekomme, so viele als er zählen kann, und daß meine gute Mutter das Ebenmaß ihrer Gefühle, Empfindungen, Gedanken u. s. f. herstellen möge. Ihr, Alle herzlich küssender, Édes fiam Miklos.[2]

Wien, 16. Juni 1820.

Ewig theure Mutter!

Sie haben mich durch die Nachricht von der Ankunft unseres vermißten lieben Stiefvaters hoch entzückt. Ich machte mir gleich die schönsten Hoffnungen, Sie Alle zu sehen; doch — es bleibt beim Hoffen!

[1] O wie schade, daß es nicht schriftlich geschah.

[2] Süßer Sohn Niklas.

Wir sind Alle gesund, und mir schadet der weite Weg ins Collegium nicht im geringsten, er qualificirt mich vielmehr zum guten „Füßelier." Niki.

Wien, den 28. Juni 1820.

Liebe, theure Mutter!

Kommen Sie nur bald nach Wien. Ich freue mich recht herzlich darauf, den lieben Stiefvater bei seinem — Gott gebe es! — voluminösen Körperlichen zu packen und ans Herz zu drücken. Es war doch gut, daß Sie mir geschrieben, er sey todt; um so höher steigerten Sie hiedurch die Freude, die ich beim Rapport seiner Ankunft hatte. Daß sich die liebe Mina nicht ganz wohl befindet, thut mir recht leid. Die kleine Maria ... (doch bald werde ich das Mädchenwerk nicht mehr klein nennen dürfen, ohne einen Verstoß gegen ihre Eitelkeit!) — muß sich gut entfalten, und von der Mini verspreche ich mir schon gar eine Doktorsmiene. Sie hat Geist, man muß ihn pflegen.

Uebrigens freue ich mich auf die Reisebeschreibung des Vaters, und insbesondere auf die mir sehr interessante Erzählung des Lamento, welches die Tokaierberge beim Abkratzen desselben erfüllte; auf die langen Gesichter, welche diese edlen Barbaren schnitten, als sie den Mann verloren, den sie nicht zu achten verstanden. — Daß mich alles dieß interessirt, dürfte wohl daher rühren, daß, falls man irgendwo eine Weile haust, sich dann doch, besonders beim gemüthlichen Menschen, eine Liebe der Gegend einschleicht.

Ich bin vollkommen gesund, genieße recht frische Luft, sintemalen es aus dem Wetterloche der Bergseite oft recht wacker herüber bläst. Auch haben wir einen angenehmen Garten, und mein Kostherr ist brav und edel. Ueberdieß besitze ich einige Freunde im wahren Sinne, wackere Bursche; und doch bin ich nicht recht heiter ohne Euch. Auch bin ich hier in einem Hause geschätzt, und esse dort öfter zu Mittag; doch die Leutchen haben mir Grundsätze, seicht, wie ein Grab zur Pestzeit; und daher rührt mich ihre große Achtung, die sie allenfalls hegen mögen, nicht sonderlich, und ich werde die Leute meiden. Es ist nämlich ein angesehener Handelsmann, der ein hübsches Landgut, eine hübsche Tochter, und derlei Schnurr-

pfeifereien mehr hat. — Meine liebste Unterhaltung bleibt mir doch noch immer meine treue Guitarre, und ich danke Ihnen und dem guten Godenberg stets, daß Sie den Sinn für dieses Instrument in mir weckten. Dieses Instrument ist Mittel meiner Schwärmereien; die Besonderheit in meinem Charakter, die ich meinem unvergeßlichen Kövesdy danke, ist Mittel, mich über das Gewöhnliche im Leben zu erheben, und mit Hülfe der Lehren eines weisen Mannes, des Professors der Philosophie,[1] zu einem selbstständigen Manne zu bilden. Auf eigenen Füßen zu stehen, ist das letzte Ziel meines irdischen Strebens.

Die Großeltern sprechen von einem Hauskauf, versteht sich: unter der Rose. Die guten Leutchen figuriren Dürftigkeit; vielleicht sind sie so kurzsichtig zu glauben: die Wissenschaft um ihr Geld würde mich in meiner Arbeit lähmen. Aber aus sicheren Quellen geht doch hervor, daß sie ein beträchtliches Vermögen besitzen müssen, welches mir nur insoferne lieb ist, als ich dadurch leichter im Stande seyn werde, Ihnen Allen eine kräftige Stütze zu seyn.

Hiemit küsse ich Eins um's Andere aus Ihnen recht herzlich. Ihr treuer Niki.

Ohne Tag.

Ewig theure Mutter!

Mit aller Zuversicht können Sie mich während der Ferien auf zehn Tage erwarten. Ich danke dem guten Stiefvater für's Reisegeld recht herzlich, und freue mich, Sie Alle zu sehen. Wir sind Alle gesund; ich bin wieder von Stockerau in Wien zurück, und in einigen Tagen fertig.

Meine Schwester Theres ist äußerst mißvergnügt; auch die Leni; nur ist das bei der Letzteren eine vorübergehende Wolke, was bei der Ersteren anhaltender Gram ist. Meine lieben kleinen Schwesterle lasse ich recht oft herzlich küssen, und ihnen sagen, daß sie mir Vorschriften schreiben sollen, damit ich Freude schöpfe.

Ich habe jetzt sehr viel zu thun, küsse Sie Alle vielmal, und bin Ihr gehorsamer treuer Sohn Niklas Esterhazy.

[1] Rembold.

Stockerau, den 12. Oktober 1820.

Theure Mutter!

Auch ich geselle meinen schweren Beitrag an den wärmsten Wünschen für Ihr Wohl zu denen meiner Schwestern hinzu. Es wäre verlorene Mühe, diese Regungen des bewegten Herzens alle aufzuzählen; viele haben keinen Namen. — Ich erinnere mich Ihrer und der Lieben, die Sie umgeben, nie ohne Sehnen, Sie zu sehen; meine Schwestern eben so.

Es ist ein Herkommen, am Namenstage Wünsche zu opfern; aber es genirt den Geist und das Herz, die wahrhaft empfundenen in einer bestimmten Frist zu zollen. Deßhalb wird das Gefühl des Gratulirens mir bei Ihnen so hölzern. — Der Anhänglichkeit Altar steht im Hintergrunde der Seele in keuscher Borgenheit, und will nicht durch einen Schwall gewöhnlicher Wünsche entadelt werden.

Unsere Trennung, däucht mich, sollte Ihnen erträglicher seyn, als sie es ist. Warum? — Nicht das Zusammenseyn der Körper bringt die wonnende Frucht der Liebe; es ist blos Mittel, um dem Zusammenstreben der Geister Form zu geben, die da Umarmung heißt; sondern der zum trauten Wesen hingelenkte innere Sinn, dieser ist's, der Trennung verachten lehrt. Die Bedingung dieser Resignation ist Wechselüberzeugung, daß man die Seele des Andern sein nennen könne auf Erden.

Ich bin recht ruhig. — Mein vortrefflicher Großvater, dessen Sinnen sich um den Punkt meines Wohles dreht, kann mir diese Ruhe geben.

Manche Prüfungsperiode habe ich durchlebt binnen der körperlichen Trennung zwischen uns. Muthig und unbekümmert steuerte ich als unschuldig unbefangener Segler in die Welt. Die Wellen des weiblichen Umganges brachen sich eine Weile mit Macht, bis sie das Schiff selbst brachen; es wurde leck. Der Segler blieb unschuldig, aber nicht unbefangen. Die Folge war Zurückgezogenheit in den sichern Hafen der Geistesüberlegenheit, welche nach Egoismus stinkt, der es aber nicht werden soll.

Addio! Ich küsse Euch Alle herzlich. Niki.

Wien, 8. November 1820.

Liebe, gute Mutter!

Ich konnte nicht nach Preßburg kommen; unsere Studien waren so

überhäuft, daß mir noch ein paar Prüfungen zu machen übrig blieben, und welche ich erst vor einigen Tagen glücklich endete. Nun bin ich um ein Jahr weiter, in welchem es leichter seyn wird. Auf Ostern hält mich keine Macht der Erde ab, Sie zu sehen.

Wenn dieß Jahr vorbei ist, dann bin ich ein freierer Mensch. Habe bis dahin so manches vor.

Meine Schwestern sind gesund. — In der sehnlichsten Erwartung eines baldigen Briefes bin ich Ihr treuer Sohn, der Sie sammt den Theuren allen küßt. Niki.

Am 9. November 1820.

Es haben bereits unsere Schulen wieder angefangen. Heuer ist es sehr angenehm zu studiren.

Bevor wir in das neue Jahr eintreten, wollen wir noch einen Rückschritt in das alte thun, und zwar an der Hand des Dichters Johann Gabriel Seidl. Dieser erzählt in den Wiener Sonntagsblättern von 1848, Zahl 5:

„Es war im Spätherbst 1819, vor einem vollen Vierteljahrhunderte, als der siebzehnjährige Niembsch im ersten philosophischen Jahrgange auf der ersten Bankreihe nächst der Thür des unfreundlichen, seine frühere Widmung zu Eponas Dienste nur allzu deutlich verrathenden Hörsaales mir gegenüber saß. Seine nächsten Bankgenossen waren ein Baron H., jetzt ein Priester höheren Ranges in einer Nachbarprovinz, und ein gewisser L. v. E.; beide, wenn ich nicht irre, Ungarn, wie Niembsch. So sehr nun auch der männlich feste Rembold, der lebhafte, mächtig weckende Weintridt, der biedere eifrige Zenko, der gelehrte greise Wikosch, und der feurige, originelle Stein die fast überschwängliche Anzahl von Zuhörern zu beschäftigen und in Athem zu erhalten wußten, so fehlte es doch nicht an kleinen Zwischenpausen, wo der jugendliche Ungestüm seinem gährenden Triebe nach Kraftäußerung auf tolle, mitunter wirklich unbesonnene Weise Luft zu machen Zeit fand. Bei einem solchen Versuche überraschten meine Blicke eines Nachmittags den blassen, dunkelhaarigen, schon damals düster schauenden Niembsch. Sein Federmesser mit halb

offener Klinge in drohend erhobener Hand saß er da; seine beiden Nachbarn gleich gewaffnet und gleich gerüstet etwa anderthalb Schuh weit von ihm weg, und gegen ihn Fronte machend. Es galt, so viel ich gar bald zu meinem nicht geringen Entsetzen wahrnahm, ein Turnier im Kleinen, das übrigens, so beschränkt der Raum, und so kleinlich die Waffen waren, im schlimmen Falle doch bedenklich werden konnte. Ganz bedrohlich zuckten die blanken Klingen hin und wieder, mancher Hieb flog rechts und links; die Umsitzenden bedachten in ihrer neugierigen Aufgeregtheit nicht, welch Unheil ein unglücklicher Aderschlag herbeiführen könnte, und hetzten daher an, statt abzuwehren. Niembsch aber saß ruhig mit unheimlich rollenden Augen, bald geschickt ausbeugend, bald rasch ausfallend, und ließ, obwohl ihm bereits warmes Blut aus dem Aermel rieselte, nicht eher ab, als bis seine ebenfalls blutenden Gegner freiwillig die Waffen streckten. Mir wollte dieß Bild lange nicht aus dem Sinne, und mit einer gewissen Scheu betrachtete ich von dem Augenblicke an den ernsten wortkargen Klingenfechter, dem ich, obwohl ich seinen zwecklosen Muthwillen mißbilligte, dennoch Energie und Unerschrockenheit zugestehen mußte. In nähere Berührung kam ich mit ihm damals nur wenig, da ich meinem Kreise anhing, wie er dem seinigen, der, so viel ich mich erinnere, aus den älteren, stämmigeren, schon durch Bart und Tabakspfeife sich bemerkbar machenden Studenten, mitunter recht burschenartigen Gestalten bestand, deren Mittelpunkt ein hoher, auf uns Jüngere wie eine bemooste Fichte auf das grüne Unterholz herabblickender Ausländer mit schwarzem Sammtkäppchen und grünem Flausrocke bildete, in dessen Knopfloche das eiserne Kreuz hing. In den beiden nächsten Jahrgängen des philosophischen Studiums, welches damals noch ein Triennium ausfüllte, kam Niembsch mir immer mehr aus den Augen. Ich glaube aus jener Zeit nur so viel von ihm zu wissen, daß er nicht Student war, wie wir übrigen, die wir einen praktischen Lebenszweck vor Augen hatten, und daher mit gewissenhafter Aengstlichkeit innerhalb der ausgesteckten Grenzen uns bewegten, sondern mehr als Liebhaber, oder als Gast, der nur das, was ihm eben mundet, mit vollen Zügen schlürft, und alles, was ihn anekelt, mit unverhohlenem Mißbehagen bei Seite schiebt. Daher kam es auch, daß er in die vorgeschriebenen Formen, die seinem unruhigen Geist

eine beengende Fessel waren, sich nicht zu fügen wußte, und bald da, bald dort anstieß."

Nach diesem Auftritte, der die kaltblütige Unerschrockenheit und den der Uebermacht trotzenden altritterlichen Muth Lenau's in ein helles Licht stellt, gehen wir noch zu einem andern Geschehniß des Jahres 1820 über, das leider kein Auftritt ward, und doch so leicht der allerwichtigste seines ganzen Lebens hätte werden können, wenn ihm das Glück nur einigermaßen dabei gewogen gewesen wäre. — Lenau hatte einen geliebten Lernbruder an Fritz Kleyle sich erworben. Dieser, ein lieber, blonder, schlanker, junger Schwabe, war damals Hofmeister bei den Söhnen eines angesehenen Mannes. Kleyle besuchte nun öfter Lenau in dessen Wohnung bei Hauptmann Volz. Oftmals lag er ihm an, ihn entgegen zu besuchen; aber Lenau lehnte es immer hartnäckig ab, weil es ihm, dem ernsten, düstern Sinner, wie er wähnte, alldort zu gesellig, zu störend laut, zu heiter zugehen möchte. Einmal, nur ein einzigesmal, kam es zufällig, aber doch dazu. Wir haben oben vernommen, daß Lenau am 24. Hornung 1820 eine Prüfung aus der Mathematik gemacht, die wegen ihrer Vortrefflichkeit Aufsehen erregte. Er galt daher auch, und mit Recht, für einen Grundpfeiler dieser schweren Wissenschaft in den Augen seines Freundes Fritz, der sich öfters Raths darin bei ihm erholte. Eines Tages bei einer solchen Gelegenheit ließ sich Lenau durch die dringenden Bitten seines Freundes, der seine Schriften zu Hause liegen hatte, denn doch im Eifer für die gute Sache bewegen, denselben dahin zu begleiten. Damals, es war Sommer, wohnte der Hofrath in einem schönen Gartenhause auf der Landstraße, einer Vorstadt Wiens. Als nun dort die beiden Jünglinge durch einen langen Gang Fritzens Zimmer zuschritten, kamen sie an einem Fenster vorüber, das in den Gartensaal sehen ließ. Siehe! da saß hierin, unferne vom Gangfenster, aber mit dem Rücken gegen dasselbe, ein junges Mädchen, zwar etwa nur erst zehn- oder elfjährig, aber doch schon in einem Alter, wo ein Mädchen bereits ahnen läßt, was sie werden will — das zweitälteste Töchterchen des Hauses. Ihre Haare, die sie eben kämmte, flossen ihr in langen, schönen, braunen Wellen über die Schultern hinunter, und trugen nicht wenig dazu bei, das Kind zu verjungfräulichen und anziehend zu machen.

Lenau hielt, vom lieblichen Bilde angenehm überrascht, wirklich einen Augenblick an. Aber sie sah sich nicht um, und so geschah es leider, daß Lenau erst volle dreizehn Jahre darauf, für sein Glück schon allzu spät, ihr zum erstenmale ins Antlitz blickte.

Wir ergreifen den fallen gelassenen Faden wieder.

Wien, den 13. November 1820.

Liebe, theure Mutter!

Meine Schwester Leni war nur einige Tage krank. Die Veranlassung dazu gaben aber keineswegs Ausschweifungen im Tanzen oder in sonstigen Unterhaltungen; von dieser Seite mögen Sie ruhig seyn. Die Leni ist gut daran; ärmer an Gefühl, entbehrt sie leichter den Umgang ihrer Theuren. Die Theres kann nicht gut daran seyn, denn die Trauer um Kövesdy hörte zwar auf, nagend zu seyn; sie überzog aber das Aeußere mit Eis, und wenig Empfänglichkeit für jede Freude ist noch immer die Folge davon. Die Mädchen sind übrigens sehr gesund. Die Theres findet nur an Einem ein rechtes Behagen, am Klavier. Die Großeltern schaffen ihr gute Noten, und da ist sie zufrieden.

Um mich dreht sich ein eigener Kreis. Ich steh' an der Stufe der Katastrophe meines Lebens. Nun denkt man mehr, und denkt man viel. Man schafft sich eine Welt in der eigenen Brust, wenn man weiß, daß man noch einen Menschen hat, der Einen liebt. Nicht leicht hat mich irgend eine Idee lebhafter ergriffen, als diese. So lange Sie leben, bin ich froh. Gott gebe, Sie lebten noch recht, recht lange, meine gute Mutter!

Meine Abendbeschäftigung ist nun das Arbeiten an meinen Grundsätzen. Die Feder in der Hand, schreibt man da über Unsterblichkeit, Freiheit, Gott, Tod u. s. w. so manches nieder; übt sich im Denken, und räsonnirt manchen verwitterten Satz weg. Des Tages arbeitet man an dem Schulwesen; die Guitarre bleibt auch nicht öde liegen.

Warum schreiben Sie mir doch gerade gar nichts über Ihr politisches Leben? Ich will es skizzirt haben.

Hiemit lassen Sie mich Ihnen lieb und werth seyn. Ihr Sohn Niki.

Wien, den 30. November 1820.

Liebe, gute Mutter!

Sie wünschen meine Gedankenmittheilung über die Art: meiner Schwester zu ihrer Mutter zu verhelfen, ohne ihr zu schaden? — Die Aufgabe ist schwer zu lösen. Aeußerer Schaden würde sie gewiß treffen, obgleich freilich das Herz gewänne. Die Großeltern, namentlich der Großvater, haben die Therese sehr lieb, wenn man davon abzieht, daß diese Liebe nur so lange dauert, als der Aufenthalt der Geliebten im Hause der Liebenden. Wollte man nun eine Trennung bewirken, so würde im ärgsten Falle das Mädchen ihrer Habe beraubt; überdieß würde es die alten Herzen mit Unmuth und Groll gegen Sie erfüllen, und was Sie am Umgange mit der Tochter erzweckten, würden Sie am Umgange mit dem Sohne verlieren. Ende ich aber zuvor noch die Philosophie, so habe ich insoferne Lust, als ich hernach studiren werde, was und wo es mir beliebt; vorausgesetzt: wir wollen die Großeltern nicht erzürnen. — Indeß will ich die Schwester näher besehen, und Ihnen dann sicheren Bescheid geben. Bei meiner letzten Anwesenheit in Stockerau fand ich die Theres weit fröhlicher als je, und mich däucht, in dieser Hinsicht sollte sich meine liebe Mutter nicht so viel kränken.

Das ganze Schauspiel unseres Lebens muß sich nun bald entknoten, und ich glaube, das Ende wird den Schmerz heilen. Zunächst geht nun mein Streben dahin, die Großeltern ganz für mich zu gewinnen, um sie dann zu meinen Zwecken leiten zu können. Erregten wir bei denselben widrige Empfindungen, so dürfte dieß der Erreichung meiner Zwecke, bei der Alle sicher gut fahren würden, nicht förderlich seyn.

Es handelt sich nur um die Gemüthsstimmung meiner Schwester, und obwohl ich nicht ohne Theilnahme bin, traue ich mir doch mit gutem Gewissen, meiner lieben Mutter ans Herz zu legen, sie solle nicht trostlos seyn; denn, wächst die Liebe zur Mutter im Herzen der Tochter so riesenmäßig an, daß selbe unbekümmert über die äußeren Folgen, die da kommen können, handelt, dann kann die Mutter trauern über den Zustand der Tochter, und trachten, diesen zu ändern, so lange aber dies nicht in der Erscheinung hervortritt, mag die Mutter ruhig seyn.

Mich freut die Erhöhung der Zahl Ihrer Kostbuben, und ich wünsche Gedeihen damit.

In einigen Tagen, und zwar am 6. December, fahre ich nach Stockerau.

Hiemit küsse ich Alle herzlichst. Ihr treuer Sohn Niki.

Wien, den 15. December 1820.

Liebe, theure Mutter!

Ich erhielt Ihren Brief sammt den beschriebenen Beugeln, Kipferln u. s. w., wofür ich Ihnen mit den lieben guten kleinen Schwestern herzlich danke. Selbe schmecken mir recht gut.

Meinen Namenstag brachte ich in Stockerau zu, und fand daselbst zwei recht vergnügte Schwestern. Die gute Resi ist in Stockerau die Freude aller Umgebenden, und scheint sich mit stoischer Kraft gegen jeden Kummer zu waffnen, welche über ihr Aeußeres eine wohlthätige Heiterkeit gießt. Und nun, theure Mutter, will ich in Ihrem künftigen Brief einen ruhigeren Ton hören. Womit ich Sie, meine unendlich geliebte Mutter, sammt Ihren lieben Töchterlein herzlich küsse. Ihr treuer Sohn Niki.

Therese Niembsch an ihre Mutter, Therese Vogel.

Stockerau, heiliger Abend, am 24. December 1820.

Geliebte Mutter!

Lange ist es, daß ich nicht geschrieben. Glauben Sie aber darum nicht, Theure, daß ich nicht denke an Sie! O, wie gerne wollte ich Ihnen alle Tage schreiben, könnte ich so aus meinem Herzen, aus meiner ganzen Seele schreiben! Alle meine Gedanken, Alles, Alles, müßten Sie, geliebte Mutter, wissen. Das kann man aber hier nicht. Diese kalten Menschen hier verstehen mich ja gar nicht; nein die verstehen mich nicht! Nur Sie, Sie, liebe Mutter, verstehen mich ganz. Wann werde ich Sie denn wieder Alle sehen und an mein volles Herz drücken? — O ich glaube, dieß wäre der glücklichste Augenblick meines Lebens! . . . . .

Ich muß enden, liebe Mutter, denn ich muß heute noch eine Torte machen. Morgen kömmt der Franz und da haben wir einen kleinen Ball.

Ich tanze itzt mit einer großen Leidenschaft. Leben Sie wohl, liebe Mutter; millionenmal küsse ich Sie! Therese Niembsch.

Die Torte war gemacht, Bruder Franz war gekommen, der kleine Ball hatte begonnen, und mit noch größerer Leidenschaft denn je wurde getanzt. Als ob die rosigste Freude sie herum wirbelte, flog das umgezauberte liebe Mädchen dahin, und mit jedem geflügelten Tritt trat sie den einsamen Gram für immer tiefer und tiefer unter sich. Bei diesem kleinen Ball ward mir das große Glück zu Theil, daß mir die volle Liebe Theresens und ihres Bruders Achtung als ein ganz unverhofftes Geschenk des Himmels zufiel. Die Sache begab sich so:

Ich hatte einen geliebten Schwager in Stockerau, Hans Michel Plöch, Schuldirektor. Den besuchten wir Brüder Schurz öfters, was denn auch zu Weihnachten 1820 von mir nebst zwei jüngeren Brüdern geschah. Als wir nach Stockerau fuhren, war rauhes, stürmisches, regnerisches Wetter. Gleichwohl befand ich mich eben in dichterischer Stimmung, und schrieb mit Reißblei den ganzen Weg über, und wovon? — von Wein; wahrscheinlich dem strömenden Wasser zum Trotz. Dabei nahm ich mich aber etwas zu wenig gegen die Unbill der Witterung in Acht, so daß ich mich tüchtig verkühlte und ganz heiser in Stockerau anlangte. Gleichwohl mußte ich zusagen, des nächsten Tags Nachmittags zu einer kleinen Unterhaltung bei Oberst Niembsch zu gehen, wozu Plöch sammt den erwarteten Schwägern bereits eingeladen worden war. Wir ließen uns dieß sehr gern gefallen, zumal, da Plöch besonders warm über die ältere Enkelin des Hauses, Therese, die seine eifrige Schülerin auf dem Flügel war, sich äußerte. Wir traten zur gesetzten Stunde dort ein, voran Plöch, dann ich im wertherblauen Frack mit goldig glänzenden Knöpfen. Siehe da schwebte sogleich Therese auf mich zu, und begrüßte mich freundlich als einen schon alten Bekannten aus Erzählungen Plöchs. Wir waren uns daher schon beim ersten Anblicke nicht mehr fremd, was unsere Annäherung ungemein förderte. Die Unterhaltung begann. Therese mußte, bevor es ihre Füße auf den Dielen durften, die Hände über die Tasten tanzen lassen, was sie mit glücklichem Ausdrucke und überraschender Geläufigkeit vollbrachte. Dann spielte ihr Bruder Lenau gar

wacker auf der Geige. Dieser genoß seit einiger Zeit des Unterrichtes eines der ersten Bogenhelden Wiens, Joseph v. Blumenthal, von welchem er wohl seinen klingenden, markdurchdringenden Strich gewann. Verdienst und Beifall hielten sich die Wage. Vornehmlich leuchtete das heiterste Vergnügen über des geliebten einzigen Enkels reißende Fortschritte auf dem edlen offenen Antlitz des seinen weiten Armstuhl mächtig ausfüllenden Großvaters. Hierauf ward getanzt, tüchtig. Auch mich riß der Taumel mit fort, wiewohl ich eben kein Tänzer sonst. Darauf geschah dem Leibe sein Recht, wobei auch die Torte zum Vorschein kam, und Theresens auffallend kleine Händchen erhielten auch hier das gebührende Lob. Nun sollten aber auch die Gäste steuern. Mein zweitjüngerer Bruder Joseph, tastengewaltig, löste alsbald sich ehrlich frei. Man wußte, daß ich dichtete und auch — dieser barsche Ausdruck paßt manchmal recht gut auf mich, wenn auch für jenen Augenblick just nicht: „Darschreier" wäre. Nichts half mir meine Heiserkeit und daß ich nichts auswendig wüßte; ich sollte nur, so gut es ginge, mein neues Weinlied sagen, das ich in der Tasche trüge. Ich begann. In einem Gesetzlein drin heißt es:

Der Wein bläst Sturm in Lammes Ohr,
und bändigt grimme Hyder;
Gefall'ne richtet er empor,
und wirft die ragen nieder.

Nicht nur der Rebenwein, auch der süße Seelenwein, die Liebe, thut deßgleichen; die in Trauer darnieder liegende Therese richtete derselbe auf, mich aber, den ruhig ragenden, warf er zu Boden.

Hierauf erbat sich die stattliche weltgewandte Großmutter durchaus noch Schillers Lied von der Glocke. Ich läutete denn diese gar schmählich herunter. Aber gerade vielleicht die Erschöpfung und Rauhigkeit der Stimme drang tiefer zu Gemüth, als es der wohllautvollste Vortrag vermocht haben dürfte.

Mitleid ist ein goldner Schlüssel zu des Herzens Thüre,
Leise öffnend, ohne daß man öffnen ihn nur spüre.

Fürder hieß ich im Niembschen Kreise gewöhnlich nur mehr „der Dichter."

Auch Dichter Lenau, der aber damals, wiewohl schon achtzehnjährig, kein einziges Gedicht noch selbst gemacht haben mochte, erfreute mich mit seinem Beifall. Das erste Wort, dessen ich mich aus seinem Munde entsinne, war, nach vollendetem Vortrage meines Weinliedes sein achtungsvoll anerkennendes: „Eine tüchtige Feder!"

So gewann mir in dieser schönen Weihnacht wohl vorzüglich die Dichtkunst zwei unschätzbare Herzen, des unsterblichen Lenau seines und zumal das seiner herzensguten Schwester Therese.

Uebrigens bereitete das Christkindlein von 1820 auch dem alten ehrwürdigen Obersten eine ihm besonders angenehme Besserung. Am heiligen Christabend unterzeichnete nämlich Kaiser Franz die Urkunde, womit jenem in Berücksichtigung seiner zweiundfünfzigjährigen verdienstvollen Dienstleistung, dann insbesondere für seine erfolgreiche Heldenthat bei Battignies, und endlich für während fünfundzwanzig, großentheils kriegerischen Jahren mitbesorgte, ja meist selbst geleitete wohl entsprechende Bekleidung und Ausrüstung einiger hunderttausend Krieger, der Adelsstand des österreichischen Kaiserstaates mit dem Ehrenworte: „Edler von Strehlenau" ertheilt wurde. Die ehrgeizige Großmutter bedauerte späterhin wiederholt, daß ihr Gemahl, anstatt um einen neuen Adel anzusuchen, nicht lieber seinen alten, schon seinem Vater und ihm selbst in allen amtlichen Schriften beigelegten, zu erweisen bemüht gewesen war, wornach er vielmehr die Erhebung in den Freiherrnstand erlangt haben dürfte. Allein was hätte es am Ende denn auch genützt? Auch das freiherrliche Wappen läge schon zertrümmert über der Asche des letzten Strehlenau.

Wien, um die Mitte Mai 1821.

Liebe, theure Mutter!

Ihren Brief erhielt ich erst am 10. Januar. Sie deuten darin auf meine Aeußerung über das Vergnügtseyn meiner Schwestern, als auf ein Mittel, um Sie zu trösten. Ich gebe Ihnen aber mein Wort, daß ich die Mädels nicht anders fand. Es gibt jedoch einen Geist, der unser Familienwesen leitet, der leider kein guter ist. Schlachten wir nun diesem Unholde nicht manche Freude, die uns unser Zusammenseyn gäbe, so fallen wir Alle in der Zukunft durch, und — ich weiß es sicher — mich sammt

meinen Schwestern muß es dann reuen, nicht geopfert zu haben. Hiemit meine ich: die Großmutter ist nicht gut. Willfahren wir nun dem bösen Geiste nicht, schaden wir unserm guten. Sicher ist es, daß sie uns Alle enterbte, falls wir ihr durch den Sinn führen. Welche bittere Reue muß denn nicht den Sohn überfallen, wenn er bedenkt, daß er durch etwas mannhaftiges Entsagen hätte für die Zukunft schön wirken können, und es, überstimmt von der Klage der Mutter, unterlassen habe! — Sicher wird es dereinst gut gehen; wir werden zusammen leben. Für ein paar Jahre, die wir ohne Freude durchleben, warten unser dann viele selige.

Es ist eine ungegründete Schwärmerei, wenn man wähnt: die liebenden Seelen seyen sich genug, und man bedürfe eben keines äußeren Wohlstandes, um glücklich zu seyn. Dieser Satz dürfte wohl in Arkadien Stich halten, nicht aber unter den jetzigen so ärmlich denkenden Menschen. Sorgen für den thierischen Theil unseres Lebens halten die fühlende Seele in ihren Tiefen gefangen; Mißmuth, der den gedrückten Geist anfrißt, macht dann, daß man in der Mitte der Geliebtseynsollenden lieblos dahinsinkt.

O, wie ohne Vergleich köstlicher muß es seyn, wenn man dann einst die Früchte schmerzlicher Saaten erntet und, ohne mühlichen Kummer den Lohn der Entsagung empfangend, als ein Liebling der Gottheit die Erde und den Tag, da man ihr gegeben ward, segnet, anstatt daß man im Gegentheile, gelähmt von unnatürlichem Harme, mit kränkelnder Wehmuth lieber im kühlen, engen, finsteren Hause wohnte, als auf dem schönen Boden der Freude!

Nehmen Sie sich also zusammen, meine gute Mutter; trotzen Sie den Empfindungen, die Ihre gute Brust durchlöchern wollen! Opfern Sie selber dem feurigen Verstande; und diejenigen Gefühle, die Sie itzt als traurige in ihr Nichts zurückjagen, werden einst an dem anderen Morgen unseres Lebens als freudige Schößlinge emporspringen. Mäßigen Sie den Schmerz, und bringen Sie durch Tod den Sohn nicht um die Erreichung seines Zweckes; sonst möchte er, niedergebeuget, die Lenden seines Vaters verfluchen, und sich selbst über den Markstein der Schöpfung hinausschmeißen! — Ich küsse Euch alle. Niki.

Wien, den 7. Februar 1821.

Liebe, gute Mutter!

Heute den 7. reise ich nach Stockerau. Vermöge Anordnung der alten Frau werden nächstens meine Schwestern unter Leitung einer Frau nach Wien kommen, um da einer Redoute beizuwohnen, worauf sie sich sehr freuen. Ihr Schreiben erhielt ich. Ich werde die Schwestern vermögen, Ihnen auch zu schreiben.

Ich bin recht gesund. Der Weg bekömmt mir wohl. Man spricht, daß das dritte Jahr der Philosophie aufhören soll, was mir äußerst willkommen wäre.

Nun Gott befohlen! Ihr treuer Niki.

Sonntag den 11. Hornung erschienen denn auch wirklich zu Wien die Mädchen in unverhülltem Jugendglanz auf der Redoute, im Schutze ihres Bruders, und einer Hauptmannsgattin von Stockerau. Auch ich durfte mich der angenehmen Gesellschaft anschließen.

Wien, den 9. April 1821.

Vielgeliebte, theure Mutter!

Die Reise nach Preßburg, und die seligen da verlebten Tage söhnen mich mit der ganzen Welt aus. Eine besondere Heiterkeit, die seit langer Zeit von mir entbehrt wurde, stellt sich nun wieder ein.

Unsere Rückreise war nicht die angenehmste. In Gesellschaft eines schwindelnden modernen Poeten, der bei jedem Blicke aus dem Wagen aus dem Gleichgewichte kam, und mit jedem Augenblicke drohte, uns mit dem Ueberflusse seines Magenvorrathes auf die überraschendste Art zu beehren, und einer Frau, der man mit der frappantesten Erzählung kaum ein Lächeln abzwingen konnte, ruderten wir durch die Gefilde des Staubes und Windes der großen Pflanzschule des Lasters zu — ich meine unsere Residenz.

Die Stockerauer sind getröstet. Der Handel war fein gesponnen. Bei gefühllosen Leuten kann man an kein Gefühl appelliren; deßhalb kam ich mit Lügen, welche den besten Ausschlag gaben. Ein Blutgang u. s. w. war die Bedingung des Heimgangs zu Euch.

Nächstens wird man wieder ans Faß klopfen, ob's hohl oder voll resonnire; kurz, ich habe bald eine Prüfung.

Nun laßt Euch Alle recht innig umarmen von Eurem Niki.

Wien, den 8. Mai 1821.

Liebe, gute Mutter!

Die Ostertage wurden in Stockerau sehr fröhlich hingebracht; auch scheinen die Alten für Sie recht gut gestimmt. Meine Gesundheitsumstände sind die besten. Der Mai bringt manche schöne frohe Stunden. Meine ältere Schwester ist verliebt in einen sehr soliden und liebenswürdigen jungen Mann, der übrigens in gesegneten Umständen sich befindet, Ansprüche auf eine Bergrathsstelle hat und gute Verse macht.

Es ist doch sonderbar, wie sich bei mir ein Eindruck erhält: die Zeit meines Aufenthaltes bei Euch läßt noch immer eine fröhliche Stimmung zurück, wo ich früher ganz versäuert wäre. Ihre geehrten Kostfreunde und Hausherrschaft bitte ich meiner Gnade und Wohlgeneigtheit zu versichern, und ich wünsche sehnlichst, denselben bald wieder die Ehre meines Besuches geben zu können.

Meine Lieblingsbeschäftigung ist nun, Gedichte zu lesen und schreiben. Bis ich nach Preßburg komme, werde ich Ihnen wahrscheinlich schon einen oder einige Aufzüge des Trauerspiels vorlesen, das mir die schreckliche Muse, die ich vor allen andern liebe, eingeben soll. Ich faßte den Plan, einen poetischen Nachlaß zu hinterlassen, den meine Kinder in die Welt bringen sollen.

Nun lebt wohl; ich küsse Alle recht inniglich. Euer treuer Niki.

Hier ist die erste Spur, daß Lenau zu dichten begonnen. Er war damals fast schon 19 Jahre alt, daher solches immerhin nicht sehr frühzeitig geschah. Vielleicht — aber nur vielleicht — hat der Gedanke, bald mit einem jungen Manne verschwägert zu seyn, der „gute Verse machte," und der in dem Hause der Großeltern zu Stockerau seit einigen Monaten — wie gesagt — gewöhnlich nur „der Dichter" genannt zu werden pflegte, Lenau auf sich selbst aufmerksam gemacht, und ihn angereizt, die seiner Seele eingeborne mächtige dichterische Flugkraft endlich

auch einmal zu versuchen, in dem richtigen Vorgefühle: „Anch' io son pittore!“ — Und sogleich wandte er sich der seinem Gemüthe gemäßen „schrecklichen Muse“ zu, aber sonderbar! der darstellenden, zu welcher er zwar später ein paarmal noch zurückkehrte, der er gleichwohl doch nie auch nur einigermaßen andauernd huldigte. Der Gegenstand des Trauerspiels ist durchaus unbekannt, nur vermuthen läßt sich, daß Lenau damals vielleicht den Fußstapfen Seneca's folgte, da er diesen Trauerspieldichter in früheren Jahren sehr liebte und hochhielt, und insbesondere in der Ansicht über den Selbstmord mit demselben übereinstimmte, wie aus einem der frühesten Gedichte Lenau's: „An Seneca“ erhellt, das in den beiden ersten Auflagen seiner Gedichte unter den Oden stand, in den späteren aber wegblieb, was fast auf eine Aenderung seiner Ansicht in dieser Beziehung hindeuten möchte. — Uebrigens berichtet auch Emma Niendorf, S. 192: „In der Folge gerieth das Gespräch auf Liebhabertheater. In Wien, als Niembsch Student war, hatten sie eins. „Ich hätte immer gern Eine Rolle gespielt: den Verinna in Fiesko,“ sagte er. „Ich machte damals auch, mit 19 Jahren ein Lustspiel für die Bühne: „Die Mariage in Ungarn.“ Ich weiß nicht wo es hingekommen ist.

Katharina v. Niembsch an Therese Vogel.

Stockerau, den 30. Mai 1821.

Liebe Vogel!

. . . . . . Der Franz ist brav, und hat seine Attestaten recht schön. Jetzt lernt er reiten und fechten auch dabei. Alles muß er lernen, was zur Bildung gehört.

. . . . Ihre aufrichtige Niembsch.

Wien, am 1. Juni 1821.

Liebe, theure Mutter!

Ich habe eine Eminenz erhalten.

Die Schwestern gehaben sich recht gesund. Nicht Bergrath, sondern Rechnungsrath ist es, was der, aller Wahrscheinlichkeit nach mir von den Göttern zum Schwager Erkorne werden soll.

Ich bin recht gesund, und wollte Gott! auch recht fröhlich. Ich kann

es mir nicht abgewinnen, jeglichem, was nur auch ist, einen freudigen Genuß zu entschöpfen. Düsteres Nachgrübeln verstümmelt in mir einen launigen Gesellschafter, der ich meiner Geistesanlage nach seyn dürfte. Daraus soll sich aber die bekümmerte Mutter nicht die Meinung ziehen, als ob nagender Gram meine Kraft verzehrte; nein! Das Bewußtseyn der erhaltenen Reinheit und der Liebe meiner Mutter lassen der finsteren Laune keinen ganz freien Spielraum.

Gedichte mache ich nun gerne, und ich bemerke, daß es mir nicht ganz am Kopfe dazu gebricht.

Vor einigen Tagen waren meine Schwestern in Wien, wo die Theres Gelegenheit fand, mit ihrem Geliebten unbekümmert zu kosen. Ich sehe dem Trauungstag mit warmer Freude entgegen. Sie werden hoffentlich Einiges von Ihrem zweiten Sohne wissen wollen; und da versichere ich, daß ich in der Welt keinen wüßte, der da mehr geeignet wäre, mit meiner Schwester glücklich zu werden.

Nun wird es mir auch schon bange in Entfernung von Euch zu leben. Ich stelle mir oft den Satz auf, daß Liebe nicht an Ortsbedingung gebunden sey; allein mein Herz sagt: ja! — Mit wahrem Menschengefühle unter fühllosen Masken zu gehen, die Einem die Schwäche, die das entartete Geschlecht „die Herzlichkeit" nennt, bald abmerken, um sich darin ein Nest zu bauen, und die sich dann an dem Schmerze weiden, den ein Mensch da fühlt, wenn er sieht: im Busen statt Keime der Erhabenheit nur taube Nüsse ausgebrütet zu haben; unter diesen Exmenschen zu leben, und die liebende Seele weit, weit von sich zu wissen — dies füllt mich mit Unmuth, und ich war auf dem Sprunge, alles fahren zu lassen, wenn nicht da der Gedanke doch noch schrecklicher wäre, zwecklos durch drei Jahre eine Mutter gekränkt zu haben, und ihr nicht durch eigenes Bekämpfen der kindlichen Liebe ruhige Tage im Alter bereitet zu haben.

Addio! Ich küsse Euch Alle herzlich. Euer Niki.

Wien, den 9. Juni 1821.

Liebe Mutter!

Heute Abend reise ich nach Stockerau. Ihren lieben Brief erhielt ich. Was Ihre Herreise betrifft, sage ich: kommen Sie recht bald!

Ich hoffe nicht grundlos, daß Therese glücklich seyn wird. Um Ihnen diese Hoffnung mitzutheilen, wird nun schlechterdings erforderlich, daß Sie den Schurz kennen lernen.

Sie äußern in Ihrem Briefe die Besorgniß, es möchte durch ein schnödes Benehmen der Großmutter die Achtung, die Ihnen Ihr Schwiegersohn schuldig ist, verwirkt werden; allein ich versichere, daß dieß eine nicht gründliche Furcht sey, indem man der alten Frau zu viel Klugheit zutrauen darf, daß sie sich nicht selbst in den Augen des Schurz herabwürdigen werde.

Wann, wie, wo die Hochzeit gehalten werden wird, ist mir selbst noch nicht bewußt. In Stockerau, wo ich ein paar Tage zu bleiben gedenke, will ich eine Vorbereitung zu Ihrer Ankunft treffen.

Die Alten sind hochvergnügt ob des glücklichen Verhältnisses meiner Schwester mit Schurz. Ich werde wahrscheinlich bei denselben wohnen.

Verzeihen Sie mir meine abgebrochene Schreibart; es ist kein stätiger Gedanke darin zu finden.

Den lieben Papa sammt den Schwestern küsse ich in der Imagination, die bei mir immer hochschwanger ist. Addio! Tausend Küsse an meine liebe Mutter! Niki.

Wien, den 17. Juni 1821.

Liebe Mutter!

Die Vollziehung des Heirathsbeschlusses ist bis zur Entdeckung eines bequemen Quartiers verschoben worden. Zurüstungen zu dieser Unternehmung sind zum Theile schon getroffen, zum Theile sind sie noch im Werden. Auf das Fest Peter und Paul wird Resi sammt Schurz und vielleicht mir nach Schrattenthal fahren, wo der alte Schurz als Verwalter ist. Gleich beim festgesetzten Tag will ich Ihnen dann Nachricht geben. Selbst die alte Frau äußerte den Wunsch, auch Sie, meine gute Mutter, beim Hochzeitstage zu sehen.

Sie fürchten gleich ein Uebel, das mich treffen sollte. Wie glauben Sie aber, daß ich Sie dann ohne Nachricht davon ließe?

Da sich nun die Beendigung des Schulkurses nahet, will ich mich wieder an das Lernen machen, welches mir wohlthun wird. Es geschieht

nicht mehr mit der Lust als ehedem, und nur der Gedanke an Sie macht mir solche Rücksichten noch wichtig. Hingegen gäbe es für mich keinen unbehaglicheren, zerdrückenderen Zustand, als der wäre, wenn alles dieß umsonst und Euch nicht frommend seyn würde.

Meine Person hat sich über alle Lust, welche Geld, Amt u. s. w. geben können, erhoben; ja, ich finde sogar eine Wollust darin, wenn man seine Welt in sich trägt, ohne durch Bande der Genußgierde an das Rad des Weltlaufes gebunden zu seyn, wo man als Sklave niedriger Lust der unbedingte und schwache Vollzieher fremder Beschlüsse wird. Ich verstehe es, Menschen und die Welt zu achten; ich verstehe es aber auch, diese und jene zu verlassen ... doch nein! zu verachten wollt' ich sagen, denn es könnte Voltaire Recht haben, wenn er sagt: „Ausgeathmet, ausgelebt." Und dann möcht' ich wohl den sehen, der „ausgelebt" wünschte! Doch auch dieß scheint mir im Striche des Möglichen zu liegen; nur müßte man dann keine solche Mutter haben! — Dein warmes Herz, liebe Mutter, ist eine Göttergabe, eine köstliche Rarität in dieser Welt von Eistropfen und Dein Schmerz um Deine Kinder — ein Schmerz, den Tausende nicht fühlen, welche aber auch der Lust entbehren, welche die Mutter da fühlt, wenn sie dem Sohne nach einer glücklichen Prüfung einen Teller Reisbrei aufsetzt und sieht, daß es dem Buben so schmeckt. Der Schmerz um uns, der Deine würdige Brust zu durchbohren droht, ist Abstich gegen die Lust des Wiedervereintseyns; es ist der Schatten in unserem Lebensgemälde, der das lichte Malwerk erhöht. Wie, wenn es aber dem Maler nicht gelänge, die traurig dunkeln Figuren darin zu beleuchten? Wie, wenn die Mutter dieß durch allzugroße Nachgiebigkeit gegen den Schmerz bereitete? — Sie verstehen mich, ich meine: Wie, wenn die Mutter im Sehnen nach den Kindern diesen auf immer entflöge? Wie, wenn das unvollendete Werk hinsänke, und die lebendige Kraft, die sich einstens darin herrlich entwickelt zeigen sollte, versiegte? — Ja, dann! .. Was will ich dann thun? Licht und Wärme holen für die duldenden Figuren, und wäre es auch aus der Hölle!

Also, wie gesagt, ich schreibe bald wieder. Ich bin jetzt recht, recht sehr heiter — und glücklich — wenn man die Idee des künftigen Glückes Glück nennen kann. Ich erinnere mich eben, daß Du in mehreren Briefen

klagtest, Deine Mutterrechte verloren zu haben. Nun frage ich aber, ob es der Mütter viele gibt, die das Leben des Sohnes in ihren Händen haben, wie Du? Oder ob es eine höhere Muttergewalt gibt als diese? Sey zufrieden, Du hast mehr als viele, sehr viele andere Mütter!

Ich küsse Euch. Niki.

Wien, den 17. Juli 1821.

Liebe Mutter?

Es nahen meine Prüfungen und ich habe damit zu thun. Mich freut Ihre und der lieben kleinen Schwestern glückliche Nachhausekunft, und es würde mir der ganze Zeitraum der Tage, die Sie in Wien und Stockerau verlebten, höchst angenehm geworden seyn, wenn nicht einige Unzufriedenheit von Ihnen noch was zu wünschen übrig ließe.

Den Schurz sah ich seither nicht, noch habe ich etwas von Stockerau gehört. Ich bin übrigens recht wohl auf, und freue mich unter der Hand auf die Zeit, wo Sie bei mir Hochzeitsgast seyn sollen.

Nach vierzehn Tagen gehe ich auf einige Zeit nach Stockerau, und dann werden wir wohl wissen, wie, wann und wo die Resi beschurzt wird.

Nun küsse ich alle herzlich. Euer treuer Nikodemus.

Die oben berührte Unzufriedenheit der Mutter entsprang daraus, daß ich während unserer gleichzeitigen Anwesenheit in Stockerau meine geliebte Braut keinen Augenblick allein gelassen, und dadurch die Mutter unabsichtlich gehindert hatte, mit derselben mancherlei zu besprechen. Solche verflog aber bald.

Am 15. August 1821, an des guten Großvaters Geburtstag, ward zu Stockerau meine Hochzeit mit Therese, natürlich auch in Gegenwart ihrer Mutter und ihres Bruders Lenau, gefeiert.

Therese Schurz an ihre Mutter.

Wien, den 1. September 1821.

Liebste, theuerste Mutter!

Franz war bei mir. Morgen geht er nach Stockerau. Er ist nun schon ganz mit seinen Prüfungen fertig. Ich hoffe, daß er zu mir kommt.

Unser Quartier ist freilich etwas klein; doch, wenn es ihm gefällt, ich will mich gerne einschränken.

Therese Vogel an Therese Schurz.

Preßburg, Oktober 1821.

Liebe, theure Tochter!

Ich bin in Todesängsten, ob der Leni und dem Niki nicht etwann was geschehen ist, weil ich gar keinen Brief bekomme. Von der Leni Einen durch die ganze Zeit, und von Niki gar keinen. Sie hätten mir doch nothwendig Dinge zu beantworten!

So schmerzlich es mir ist, wenn die Ursache nur Leichtsinn wäre, den ich nicht verdiene, so bitte ich doch Gott, daß nur keine andere Ursache dieses Schweigens sey.

Ich bitte dich, liebes gutes Kind, setze dich gleich nieder und schreibe mir . . . .

Therese Vogel an Therese Schurz.

Preßburg, 17. Oktober 1821.

Liebe, theure Tochter!

Meine Hinaufreise war auf deinen Namenstag bestimmt. Da aber der Geistliche aus Stockerau an seinen Onkel hier geschrieben, daß er mit deinem Bruder an diesem Tage hieher kommen würde, so nahm ich es mir bis zu seiner Abreise von hier vor. Denke dir nun mein Erstaunen, als mein Niki Samstag [1] Abends allein hier ankam und mir entdeckte, daß er ganz hier bleibe! — Gott sey Dank; zwei meiner Kinder sind nun gerettet! Wenn nur die arme Leni auch schon befreit wäre! Wie niedrig haben sie meinen Sohn behandelt, und wie hätte er sich noch durch fünf Jahre sollen beim Volz aufhalten, während Du in Wien! Nicht einmal dieß war Euch gegönnt! Gut hat er gethan; er erfüllte die Pflicht als Sohn: der Mutter Trost zu gewähren; und die Pflicht gegen sich selbst: um nur einmal die Schulen zu enden.

Er ist schon hier in das Jus angenommen, von allen Professoren mit

[1] Am 13. Oktober.

aller Achtung empfangen; sie sind alle unsere Freunde. In zwei Jahren schon ist er hier fertig. Das deutsche Recht lernet er private, und läßt sich dann in Wien prüfen, wornach er in Wien angestellt werden kann. Sobald er hier fertig ist, gehen wir auch hinauf, damit ich um Dich seyn kann. — — —

Niki hatte bereits den größeren Theil seiner Schulfreiheit in Stockerau bei den Großeltern zugebracht. Der Aufenthalt dort war für ihn schon insoferne nicht angenehm, als er mit allfälliger Ausnahme des etwas spaßhaften Paters, der aber immer den ganzen Abend mit den Großeltern Tarok spielen mußte, eines aufheiternden Umganges entbehrte. Er war daher wohl häufig mißgestimmt, und seine Sehnsucht nach der theilnahmvollen Mutter wuchs immer mächtiger. Zugleich hegte er den brennenden Wunsch, seine Studien, die ihm schon lästig wurden, möglichst zu verkürzen. Seine Großeltern sollten ihm erlauben, die bloß zweijährigen ungarischen Rechte in Preßburg zu hören. Die Großeltern wandten jedoch dagegen mit Fug ein, daß ihr Enkel nur in den deutschen Erblanden künftig seine Anstellung finden könnte, und daher in Wien die deutschen Rechte, wenn auch mit viel größerem Zeitaufwande, studiren müßte. Beide Theile waren hartnäckig und erhitzten sich. Zum Unglücke hatte Niki, der damals mit seiner Mutter nicht in Briefwechsel stand, vielleicht auch nicht erfahren, daß seine Mutter sich gerade damals schon lebhaft mit dem Vorhaben trug, mit allen den Ihrigen von Preßburg nach Wien zu übersiedeln, wie sie ihrer Tochter Theres geschrieben. Dieß hätte ihn vielleicht noch in Wien halten können. Niki befand sich jetzt noch mehr als am 1. Juni 1821 „auf dem Sprunge, Alles fahren zu lassen," und es bedurfte nur eines geringen Anstoßes, um es zum Bruche zu bringen. Da begab sich's, daß Niki, welcher sich wieder auf die Vogelfängerei geworfen hatte — die Stiefel bis über die Knöchel mit dickem Koth besudelt — fröhlich und lautlärmend, denn er hatte reichen Fang gemacht, in das Zimmer seiner Großmutter hereinstürmte. Diese, eine anstandsvolle Freifrau, erhob sich darüber rothglühend von ihrem ewigbebrüteten Sofa, stemmte sich mit beiden Armen auf den zitternden Tisch vor ihr, und rief laut und schneidend: „Aber gerade wie ein rechter Bauer!" Dieß Wort — ein Seitenstück

zu jener herben Ohrfeige, welche Niki eben auch wegen ähnlicher unbändiger Fröhlichkeit von seinem todtkranken Vater erhalten hatte — dieß Wort war der erste Donnerschlag des Doppelgewitters, das nun losbrach, und mit Niki's empörtem Rufe endigte: „Lieber verhungern, als ein ewiger Sklave in goldenen Ketten seyn!“ — worauf er hastig auf den Hausboden lief, seine noch nasse Wäsche zusammenraffte, damit zu meinem Schwager Plöch in die Schule rannte, und auf und davon nach Wien fuhr. Als er zu uns kam, machten ihm seine Schwester und ich die wohlgemeintesten und lebhaftesten Vorstellungen über den zu raschen und heftigen Schritt, der sein und seiner Mutter zeitliches Glück, woran er doch durch drei Jahre so unermüdet gebaut, auf einmal und vielleicht für immer zu zertrümmern drohte; wir beschworen ihn, sich mit den alten Großeltern, insbesondere aber mit dem so guten Großvater, dem sonst vielleicht das Herz darüber brechen könnte, wieder auszusöhnen, wobei wir uns sehr gern zur nachdrücklichsten Vermittlung erboten; ja, wir riefen sogar einen alten, überaus weltklugen Oheim von mir zu Hülfe, dessen Wort sonst bei Niembsch sehr schwer wog, und der auch zugleich bei den Großeltern sehr wohlgelitten war — alles, alles umsonst! — Niembsch war manchmal durchaus unbeugsam; nicht einmal die reichlichen Thränen seiner geliebten Schwester fruchteten das Geringste; er hastete ohne langen Aufenthalt weiter in die Arme seiner überraschten Mutter, die dießmal nur dadurch eine unbeabsichtigte Einwirkung auf den Entschluß des Sohnes geäußert hatte, daß dieser ihre Arme ihm jederzeit weit offen stehen wußte.

Ich kann hier als gewissenhafter Lebensgeschichter meines Bruders unmöglich eines, für das von Geburt aus schon trübselige Gemüth desselben späterhin zum nachtheiligsten Einflusse erwachsenen Umstandes, nämlich seine Bekanntschaft mit einem zwar hübschen, aber auch leider sonst nichts als hübschen, jungen Mädchen, Namens Bertha, gänzlich geschweigen. Sie war, wenn ich nicht irre, die Tochter einer voreinst wohl auch sehr hübschen, aber damals bereits ganz abgeblühten, dafür jedoch sehr zänkischen Haushälterin eines Wiener „äußeren Rathes,“ d. i. bürgerlichen Beisitzers der Wiener Stadtobrigkeit. Die Bekanntschaft mit ihr mag im Sommer 1821 durch irgend einen heillosen Zufall veranlaßt worden seyn;

zu obiger Entscheidungszeit bestand sie schon zuverlässig, denn ich erinnere mich, daß Niembsch mir damals erzählte, wie überaus lächerlich es ausgesehen habe, als einmal jener äußere Rathsherr durch ein paar unvorsichtige Schritte rückwärts plötzlich, hellaufschreiend, kopfüber, übrigens ohne Beschädigung, in eine tiefe offene Mistgrube seines Gartens stürzte. Armer Freund! Als er mir dieses lachend erzählte, ahnte er noch nicht, in welche weit gefährlichere Fallgrube er dort wohl noch selbst stürzen würde.

Also Niembsch floh vornehmlich Wien, um fünf Lehrjahren aus dem Wege zu gehen, und was geschah darauf? — Er mußte freiwillig dahin wiederkehren und, wie zur Strafe, gerade doppelt so viel Jahre, nämlich volle zehn Jahre, noch lernen.

Nicolaus Niembsch an Doktor Vogel in Preßburg.

Wien, vor Ostern 1822.

Lieber Papa!

Ich benöthige meine Zeugnisse binnen einigen Tagen, wo ich sammt Schwester und Schwager nach Stockerau gehe. Haben Sie dahero die Güte, zum Pedell zu gehen, und selbe schreiben zu lassen. Verzeihen Sie, daß ich Sie mit dem Auftrage beschwere, jedoch ich weiß sonst niemand, dem ich die Zeugnisse anvertrauen könnte. Mit diesen Zeugnissen will, und ohne dieselben kann ich nicht — nach Stockerau reisen. Die Zeugnisse aus der Philosophie, welche sich im Archiv befinden, haben daselbst zu verbleiben, weil es sehr unwahrscheinlich ist, daß ich vor Ende dieses Jahres in Wien studire. Ich brauche nur die Zeugnisse dieses Jahres aus dem Jus.

Was die Länge meines hiesigen Aufenthaltes betrifft, so dürfte dieser wohl so lange dauern, bis ich die Zeugnisse erhalte; ich bitte dahero, mir dieselben baldigst mittelst Recepisse durch die Post zu übermachen, und solche zwar nach Stockerau zu adressiren, wo ich sie zu erwarten gedenke.

Nun küsse ich Sie sammt meiner lieben Mutter, und die Schwesterchen nicht ausgeschlossen, recht herzlich. Ihr ergebenster Stiefsohn Niklas.

Die Adresse soll unmittelbar an den Großvater lauten.

Niki, von Preßburg unvermuthet nach Wien gekommen, fuhr am Charsamstage mit seiner Schwester und mir nach Stockerau. Wir begaben uns dort sogleich in der Großeltern Schlafzimmer. Die Großmutter war ganz allein darin. In dem Augenblicke, wie sie ganz unerwartet ihren Enkel ersah, erhob sie sich sehr jach. Es versagte ihr aber vor Leidenschaft ganz das Wort, und sie vermochte nur durch schnelle, heftig abwehrende Bewegungen ihrer beiden Hände gegen den sich nähernden Enkel diesem den Befehl seiner augenblicklichen Wiederentfernung auszudrücken; zugleich aber sank sie, erschöpft und einer Ohnmacht nahe, auf ihren Sitz langsam wieder nieder. Wir überließen dieselbe der Schwester Leni, dem rasch herbeigeeilten Kammermädchen und dem Bedienten, und eilten zum Großvater. Dieser nahm seinen Enkel mit Thränen der Freude im Auge auf; war aber nicht sehr betroffen über das Gehaben der Großmutter, die wir, wie er meinte, noch nicht genau genug kannten; wir sollten uns, rieth er, einstweilen nur zu meinem Schwager Plöch verfügen, und der Sache ruhig abwarten. Wir waren noch kein Stündchen bei diesem, so erschien auch schon der Bediente mit der Einladung, zu den Großeltern zurückzukommen. Die Großmutter lag im Bett, empfing uns mit gedämpfter Stimme recht mild: nur allein mit einer sanften Rüge wegen zu plötzlicher Ueberraschung. Der ausgetretene Strom war wieder in sein Ufer zurückgekehrt und die nachkommenden guten Schulzeugnisse besiegelten den Frieden, welcher dahin geschlossen ward: Niki sollte dieses Jahr, da selbes doch schon verloren, in Preßburg lernend verbleiben, wozu ihn die Großeltern mit einem angemessenen Beitrage unterstützen wollten; im nächsten Herbst aber sollte er die in Wien unterbrochene Laufbahn abermal fortsetzen. Niki ließ sich dieß nun unschwer gefallen, da seiner Mutter Lage in Preßburg eine nichts weniger als günstige war, und ihre Uebersiedlung nach Wien schon in Aussicht stand.

Lenau's dießmaliger Abschied vom Großvater war ein Abschied für immer; denn er sollte diesen nie wiedersehen. Der Großvater erkrankte um die Mitte Juni bedenklich, und am 3. Juli 1822 starb er so ruhig und gefaßt, als er gelebt hatte. Seinem sehr feierlichen Leichenbegängnisse wohnten nur ich, meine Therese und ihre Schwester Leni bei. Niki war, um ihn nicht in seinen Vorbereitungen zu den nahen Prüfungen zu stören,

erst nach dem traurigen Ausgange benachrichtiget worden, worauf er mich am 8. Juli Abends in Wien besuchte, und sogleich wieder am nächsten Tage früh, nachdem er noch zuvor der Großmutter in Stockerau einen Beileidsbrief geschrieben, zur eifrigsten Fortsetzung seiner Studien nach Preßburg zurückflog.

Um die Mitte August traf folgender Brief von ihm bei der Großmutter ein:

Verehrteste Mutter!

Den richtigen Empfang der mir gütigst übersendeten 100 fl. Wiener Währung hätte ich früher bestätigt, wenn ich nicht gesonnen gewesen wäre, selber nach Wien und Stockerau zu reisen, welches jedoch besonderer Umstände wegen, nämlich der später erfolgenden Prüfung, erst im September geschehen kann.

Bis dahin, wo ich das Vergnügen haben werde, mich mit meiner Mutter über mein künftiges Leben zu berathen, möge meiner verehrtesten Mutter zur vorläufigen Kenntniß und gnädigen Einsicht dieß dienen: daß ich meinen Lebensplan aus der reifsten Ueberlegung und Prüfung meiner Neigung durchaus verlängert habe, und zwar dadurch, daß ich beschlossen, mich ausschließlich auf Philosophie zu verlegen, um einst eine Professur erhalten zu können. Die Art, auf welche dieß geschehen soll, wie auch meine übrigen Unterkunfts- und Lebensverhältnisse, lasse ich der weisen Einsicht meiner gnädigen Mutter zu bestimmen übrig.

Dieß sage ich meiner lieben Mutter um so mehr ganz unumwunden und kurz, als ich davon überzeugt bin, daß Sie Ihre Kinder gerne glücklich wissen, und da ich fühle, daß ich nur auf diese Weise meines Lebens froh seyn, und meine Anlagen entwickeln könne. Die unsichere Aussicht auf eine einstens zu erhebende öffentliche Stelle durch juridische Studien, und der gänzliche Widerspruch, in dem diese Studien zu meiner Neigung stehen, so wie auf der andern Seite die Vorliebe, die ich für Philosophie habe, veranlaßten diesen Entschluß in mir.

Hiemit küsse ich ehrfurchtsvoll die Hände und geharre Ihr gehorsamer Sohn Franz.

Die Großmutter war mit diesem neuen Absprunge und Plan durchaus nicht einverstanden. Sie meinte wohl, und vielleicht nicht ganz mit

Unrecht, ein Lehrer der Weltweisheit im damaligen engbrüstigen Oesterreich würde hübsch leise und behutsam, und nicht anders, als man ihm die Noten vorlegte, singen müssen, was jedoch ihrem so selbstständigen und freisinnigen Franz kaum zusagen dürfte. Sie glaubte aber auch gar nicht, daß es Franz rechter Ernst um eine Weltweisheits-Lehrerstelle wäre, sondern daß diese ihm nur einen willkommenen Vorwand bieten sollte, von dem ihm schon so lästigen Lernen endlich einmal mit Ehren loszukommen. Bald würde er dieß vollends aufgeben, dann aber bloß für geringere Kanzleibedienstungen befähigt seyn, die ihm nur ein karges und mühsames, seinem Gaumen unschmackhaftes Brod gewähren würden; daher hätte er sich lieber abermal und ausdauernd an die deutschen Rechtswissenschaften zu machen, die allein ihn zu Ehren, Ansehen und Wohlstand zu führen vermöchten.

Anfangs September zog sich die Wittwe Großmutter mit Leni nach Wien, Franz aber kam von Preßburg auf Besuch zu uns herauf. Wie es denn schon geht, wenn zwei Eisenköpfe an einander gerathen: am Ende geschieht Keines Willen, sondern ein Drittes, was weder dem Einen noch dem Andern frommt, aber wenigstens doch das für sich hat, daß nicht des Gegners Geheisch erfüllt wird. Franz entschied sich zuletzt, ohne allen tieferen Beruf für die Oekonomie, vielleicht noch im Rückblicke auf einen dießfälligen Rath seines Oheims Maigraber, der ihm diesen bereits im Hornung 1818 gegeben; mehr aber wohl noch aus Anhänglichkeit und im Vertrauen zu seinem Freunde Fritz Kleyle, der nach vollendeter Philosophie in Wien sich der Ackerbauschule in Ungarisch-Altenburg zugewandt und alle Aussicht genoß, durch die mächtige Hand eines würdigen Oheims in Wien auf diesem Wege ein rasches und gründliches Glück zu machen, das er dann auf seinen geliebten Niembsch auszudehnen gerne geneigt seyn würde.

Nachdem dieser ewige Vertrag — von der kurzen Dauer eines Nothfriedens — zwischen Enkel und Großmutter zu Stande gekommen war, reiste jener mit seiner Schwester Therese und mir auf höchst angenehme vierzehn Tage zu meinen Eltern nach Schrattenthal, an Oesterreichs Grenze gegen Mähren, nicht weit mehr von Znaim. Von dort erinnere ich mich noch mit besonderem Vergnügen eines schönen Abends, den wir

in einem abgeschiedenen grünen Thälchen, unferne von einem kleinen stillen Rohrteiche, worin sich vor hundert Jahren einmal ein hübsches Bauerndirnlein aus unglücklicher Liebe ertränkt hatte, vorm Kellerhause des Schrattenthaler Herrn Pfarrers, sehr gemüthlich zubrachten. Wein, Gesang und Gedichte erquickten uns die Herzen und befeuerten uns den Geist. Nachdem ich einige Gedichte von mir vorgetragen, ließ sich auch Niembsch überreden, ein paar seiner Rosen uns zu reichen; es waren Rosen von Gräbern, geweinten Thaues voll. Sie zerflogen, zerblättert von der Zeit, leider in den Wind; auch nicht Eine von ihnen ward erhalten.

Niembsch ging von Schrattenthal nach Preßburg zurück. Bevor derselbe nun Preßburg mit Ungarisch-Altenburg vertauscht, wollen wir dasjenige wenige mittheilen, was von seinem dortigen Aufenthalte dermalen noch bekannt ist. Von einem seiner liebsten Freunde, Joseph Klemm (S. Lenau's Gedichte I. Bd.) erhielt ich folgende Eröffnung:

„Im Jahre 1822, wo Niembsch juridische, ich philosophische Collegien an der Akademie zu Preßburg besuchte, begegneten wir uns zum erstenmale, und zwar in einer schönen Frühlingsnacht am Donauufer der Mühlau. Gleicher Sinn für die Schönheiten der Natur war das erste Band, welches uns vereinigte, und das sich durch die gleiche Begeisterung für die Meisterwerke der großen deutschen Dichter bald mehr und mehr kräftigte. Sonderbar ist es, und auch uns beiden fiel es später auf, daß unser Zusammenleben in Preßburg eben nur auf diese nächtlichen Spaziergänge beschränkt blieb, und wir uns gegenseitig nie besuchten oder des Tages aufsuchten. Einige seiner Gedichte der ersten Sammlung stammen schon aus dieser Zeit, und irre ich nicht, so gehören dahin: Unmögliches; Frage; Ghasel; der Unbeständige. Mit ersterem erlebten wir ein kleines Abenteuer.

Das schöne Fräulein, an die es gerichtet war, wohnte im ersten Stocke. Ein leises Rauschen hinter den halbgeschlossenen Jalousien, so oft wir bei unsern Abendgängen — natürlich nicht ohne den Schritt zu mäßigen und hinauf zu blicken — vorüber gingen, hatte uns die Ueberzeugung gegeben, daß ein Blättchen, inner die Jalousien gebracht, gewiß in die rechte Hand fallen würde. Ein Stab wurde also in der Au

geschnitten, und an die Ausführung gegangen. Doch der Stab war zu kurz, und so mußte an dem Eisengitter des Erdgeschosses hinaufgeklettert werden. Da erschallt plötzlich eine Bärenstimme: „Wart, verfluchtes Raubgesindel!" — Glücklicherweise war das Blättchen schon an der rechten Stelle. Ein Sprung vom Fenster, ein anderer um die Ecke, welche das Haus bildete, und ein dritter um die niedere Bretterwand eines in der Nebengasse gelegenen Gartens, brachten uns in ziemliche Sicherheit. Kaum dort angelangt, hörten wir die frühere Bärenstimme wieder: „Huß, huß! faß an!" rufen. Der Hausmeister, dessen Stimme stärker als sein Muth seyn mochte, war nämlich nach dem ersten Willkommen um die beiden großen Haushunde gegangen, und verfolgte nun mit diesen und unter ihrem Schutz unsere Spur. Auch kamen die Hunde richtig an die Bretterwand, über die wir uns geflüchtet hatten, und an der wir nun neugierig und nicht ohne einiges Herzpochen horchten. Der Hausmeister aber, entweder weil sein Muth eben nur bis an die Ecke seines Herrnhauses reichte, oder in der Ueberzeugung, seiner Pflicht genug gethan zu haben, da er die vermeintlichen Diebe von dem ihm anvertrauten Hause vertrieb, rief die Hunde an sich und kehrte brummend zurück. So entwischten wir glücklich der Gefahr, von Hunden gefangen, eine Nacht auf der Wachtstube der Stadtpolizei zubringen zu müssen. Am andern Morgen war die Stadt voll von dem Versuche eines Einbruches ins .....sche Haus, welchen drei kolossale Kerle unternommen, die aber der muthige Hausmeister vertrieb. Fräulein ..... und wir wußten freilich die Sache anders."

Lenau's Mutter hatte mehrere Hörer der Rechte in Kost und Wohnung, im Alter also nicht weit von Lenau verschieden. Wenn ich nun auch nicht weiß, daß er mit einem davon einen vertrauteren Freundschaftsbund geschlossen, so vertrug er sich doch sehr wohl mit ihnen, und sie gewannen ihn recht lieb. Einmal wollte sich diese Liebe sichtlich aussprechen, und sie luden ihn daher eines Abends, vielleicht war es an seinem Geburtstage, den 13. August 1822, auf Wein und Punsch in ein nahes Gasthaus. Der Abend verfloß sehr rasch und heiter; leicht erklärlich, da auch Wein und Punsch reichlich flossen; aber die zu vielen

ward. Im März 1823 erschien er unvermuthet bei uns in Wien, von wo er an seine Mutter nach Wieselburg schrieb:

Wien, den 8. März 1823.

Liebe Mutter!

Ich kam in Wien an, ging zu meiner Schwester; der Schwager kam, ich sagte ihm mein Vorhaben. Er, ganz verwundert, drang auf eine Abänderung desselben, weil mich sonst der ganze Zorn der Alten treffen könnte. Hierauf ging er den folgenden Tag zur Alten; sagte ihr Alles. Sie äußerte ganz gelassen: „Er soll entweder auf der Stelle nach Altenburg zurück, oder von mir verlassen werden." — Natürlich war das nicht vermögend, mir andere Gesinnung einzugeben; ich blieb also, trotz dem unermüdeten Zureden von Schwester und Schwager, bei meinem Beginnen. Nun ist's mit einemmal abgethan; ich habe nicht mehr die Beschränkungen der alten Frau zu leiden, und hoffe ein zwar mühsameres, aber schöneres Leben. Ihre Heraufkunft soll ein Geheimniß bleiben.

Ihr Heraufkommen, glaub' ich, sollte verschoben bleiben, bis Ihr Schwager aus Mainz kommt; denn ich habe bis dahin zu thun, um mich durchzuschlagen; kann also für Euch nichts thun. Die kleinen Madeln sollen ihres Vaters Brüder zu sich nehmen, wenigstens bis es Ihnen in Wien besser gehen wird. Will aber der Stiefvater gleich herauf, so ist es mir auch recht.

Lebt wohl! ich küsse Euch Alle herzlich. Ihr treuer Sohn Niklas.

Sonderbar! Wie wichtig auch mir und Theresen nach Vorstehendem das Vorhaben unseres Bruders gewesen seyn mußte, so wissen wir uns doch beide gegenwärtig nicht mehr mit voller Sicherheit zu erinnern, worin dasselbe eigentlich bestanden hatte. Wahrscheinlich ist es aber, daß er damals schon zur Heilkunde sich wenden wollte, wir jedoch, mißtrauisch gemacht durch sein wiederholtes Abspringen, ihm nicht die Ausdauer zur langwierigen Aneignung dieser Wissenschaft zutrauten, und daher ihm riethen, bei der nun schon einmal ergriffenen Landwirthschaft zu bleiben.

Niembsch bewies auch hier wieder seine unbeugsame Selbstständigkeit, wenigstens für den Anfang. Er blieb in Wien, und alsbald kam ihm auch seine Mutter, die eher ihr Leben als ihn mehr gelassen hätte,

sammt ihrem Gatten und zwei Töchterchen nach. Sie wohnten zuerst bis Georg im Lichtenthal, Hauptstraße, im Hause des Kaufmanns Riedener, Zahl 8, im zweiten Stock, und sodann auf der Wieden an der Wien, Schleifmühlgasse, beim grünen Lamm, im freiherrlich Wetzlar'schen Hause, Zahl 546, zweiter Stock. Niembsch hatte im letzteren Hause zu ebener Erde zwei Zimmerchen inne, mit seinen Freunden Joseph Klemm, den wir bereits von Preßburg her kennen, und Keiller, einem Studenten aus Schmölnitz in Oberungarn, auf welchen wir noch künftig zu reden kommen werden. Späterhin, im Herbste 1827, bezogen diese drei Freunde und die Vogel'sche Familie eine gemeinschaftliche Wohnung auf der Windmühle, Rosengasse, Hauszahl 63 im ersten Stock. Warum aber Niembsch die ebenerdige Wohnung im Lamm verlassen mußte, sey hier, sogleich vorhinein von seinem mitverwiesenen Freunde Klemm erzählt:

„Zu jener Zeit waren natur- und staatsrechtliche und politisch-religiöse Fragen häufig der Gegenstand unserer Unterhaltungen, und oft mahnte uns die Morgendämmerung, daß es Zeit sey, der Discussion ein Ende zu machen. Dabei ging es oft recht warm und laut zu, so daß einmal unsere Hausfrau, eine ehrsame Schneiderswittwe, spät nach Mitternacht durch eine Nebenthür, welche unser Zimmer mit ihrer Wohnung verband, zu welcher sie, um in unserer Abwesenheit aufräumen zu können, den Schlüssel hatte, von ihrem Werkführer, den sie geweckt, begleitet, ganz besorgt ins Zimmer trat, um uns, wie sie sagte, „auseinander zu bringen." Das Gelächter, in das wir über diese ihre menschenfreundliche Gesinnung und Absicht ausbrachen, ärgerte die Gute jedoch derart, daß sie uns am nächsten Tage die Wohnung kündete."

Wir kehren aber zur Wiederankunft Lenaus in Wien zurück. Nachdem im März 1823 bei keiner Schule mehr anzukommen war, so ging für Niembsch auch das Jahr 1823, gleichwie früher das von 1816, bezüglich seiner wissenschaftlichen Ausbildung rein verloren. Da er nun auch nur selten dichtete, so wußte er mit dem großen Ueberflusse an Muße, der ihn mit peinlicher Langweile, die er bitter haßte, bedrohte, nicht besser fertig zu werden, als durch den fleißigen Besuch des Neuner'schen Kaffeehauses in der Plankengasse der inneren Stadt, Zahl 1063, auch „das silberne" genannt, weil darin nicht nur das Kaffeegeschirr, sondern sogar die

Aufhängehaken für Kleider und Hüte von Silber waren. Da dieses Kaffeehaus dergestalt der Lieblingsaufenthaltsort Lenaus ward, daß er es durch zweiundzwanzig Jahre, wenn er in Wien war, Tag für Tag, und oft wiederholt im Tage, besuchte, so wollen wir uns zeitig darin näher umsehen. Dichter Seidl führe uns darin ein. Dieser erzählt in den Wiener Sonntagsblättern, Zahl 5, von 1848, hiebei einigermaßen zugleich in spätere Tage vorgreifend, Folgendes:

„Es ist unglaublich, was die Gewohnheit macht, aber ich hätte damals, wie Titus in weit ernsterem Sinne ausgerufen: „Amici, diem perdidi!“ wenn ich nicht bei Neuner gefrühstückt und nicht bei Neuner ein Nachmittagsstündchen zugebracht hätte.

Dort war es auch, wo ich mit Niembsch wieder zusammentraf und ihm näher rückte, als ich jemals mir es möglich dachte. Dort war es, wo ich mit Ludwig Halirsch, meinem täglichen fast unzertrennlichen Begleiter, im Kreise von jungen strebsamen Talenten, wie Anton Alexander Graf v. Auersperg, Baron Schlechta, Dräxler-Manfred, Eduard Freiherr v. Badenfeld (Eduard Silesius), Franz v. Hermannsthal, Carl Braun v. Braunthal, Franz Fitzinger und späterhin Eduard v. Bauernfeld, Witthauer u. m. a., um welche sich eine fast gleich große Anzahl geistreicher Kunstkenner und Kunstliebhaber voll Theilnahme und Herzlichkeit sammelte, die genußreichsten Abende verlebte. Dort war es, wo ich oft in den Morgenstunden oder zur Mittagszeit, wenn ich, durch die Zeit gedrängt, meinen Imbiß mir auf ein Glas Milchkaffee beschränkte, mit einer dampfenden Pfeife das köstliche Frühstück oder das karge Mahl mir würzend, an Meister Niklas Seite das schmale, vom roth ausgeschlagenen Damenkabinete durch eine Wand von Spiegelglas getrennte, Zimmer auf und nieder schritt, und seinem forschenden sinnigen Auge mein ganzes Innere offen darlegte, und manchen Blick in das melancholische Halbdunkel seiner Seele that, und über Poesie schwärmte und über das Leben klagte. Dort war es, wo mich die dunkle Ahnung überkam, daß der seltsame Mann, dessen tiefpoetische Persönlichkeit mich so mächtig anzog, ungeachtet seine äußere Verschlossenheit gegen meine heitere Offenheit grell abstach, am Ende auch ein Poet sey, aber ein heimlicher, einer von jenen der Oeffentlichkeit abholden, die wir übrigen, auf den Wellen der Journalistik

mit vollen Segeln herumtreibenden, nicht ohne leisen Anflug von Bitterkeit: „Kryptopoden" (Fußverstecker) zu schelten pflegten. Mein Wunsch, einem Talente auf die Spur zu kommen, das, wenn es in diesem Individuum wurzelte, nur edle Früchte tragen konnte, und dadurch zugleich eine Eigenheit zu beseitigen, die allein noch meinem vollen Vertrauen zu ihm Eintrag that, ließ mich bei günstiger Stimmung ungestüm in ihn dringen, bis ich's heraus hatte, was ich wissen wollte: „Meister Niklas dichtet auch." — Worin aber bestanden seine Dichtungen? Wie er sagte: in Reflexionen, Lebensansichten, Betrachtungen über die wichtigsten Fragen der Menschheit, Fragmenten, Rhapsodien, Aphorismen — närrischem Zeug! — „O, ich wollt' Euch schon auch einen Faust schreiben!" rief er einmal aus, in seine Pfeife blasend, als ob er ihr Posaunentöne entlocken wollte — „aber nur für mich; für den Druck geht das nicht!" Verstanden?" — Seit dem dacht' ich ihn mir gar oft in solche Faustgedanken versunken, wenn er in der Ecke des Billardzimmers saß, das Kinn tief in die Brust gebohrt, mit den Augen in die Gluth seines Pfeifenkopfes stierend, die Beine lang hingestreckt über einen zweiten Stuhl, mit der Rechten bald sein schwarzes Haar durchfingernd, bald im Genick und hinter den Ohren sich krauend, bald die Stirne runzelnd, bald die Mundwinkel zu einem ironischen Lächeln verziehend, einsam unter plaudernden Tischgenossen, abwesend für Alles, was um ihn her vorging, bis er plötzlich, wie aus einem Traume erwachend, sich schüttelte, mit fast wilder Lustigkeit Einem oder dem Andern zurief: „Allons, Freund, eine Partie!" und nun den Queue, den er meisterlich zu handhaben wußte, wie einen Zauberstab ergriff, um alle bösen Geister, die auf ihn einstürmten, zu bannen."

So weit Seidl. Wer aber die bösen Geister gewesen — wir werden es bald erfahren.

Wiewohl Niembsch ziemlich entfernt von uns wohnte, besuchte er uns (Alserhauptstraße 132) doch recht fleißig.

Unser Verkehr betraf vorzüglich die Dichtkunst. Sobald ich mit etwas fertig geworden war, theilt' ich es ihm meistens sogleich mit, gleichwie er mir auch gegenseitig das Seinige. Auf mein Urtheil gab er in den ersteren

Jahren seines Dichtens ungemein viel. Oft sagte er zu Klemm Abends daheim: „Ich habe mein Gedicht Schurz vorgelesen; er ist damit zufrieden." Aber eben so sehr munterte ihn der herzliche Beifall seiner Schwester auf, die von jedem seiner neuen Erzeugnisse immer höchst ergriffen und entzückt wurde, was daraus schon sehr erklärlich ist, weil beide in ihrer Denk- und Gefühlweise wahrhafte Geschwister waren. Jede Saite, die er anschlug, klang in ihrem engverwandten Busen laut nach. Und so war das Herz seiner Schwester das erste, das seiner bezaubernden Leier folgte, gleichsam der Anführer jener unzähligen, zumal weiblichen Herzen, die nach seinem öffentlichen Auftreten ihm zufielen, in seinen tief empfundenen Liedern mit banger Seligkeit sich berauschend.

Im Jahre 1823 bereits begann ich mit Niembsch zu lesen, und unsere Lesungen dauerten dann mehrere Jahre hindurch, vielleicht bis 1828, zeitweise fort. Ich war damals ein brennender Verehrer Klopstocks, und ich steckte auch Niembsch mit meiner Begeisterung für denselben ganz an. Wir versenkten uns in ihn bis an den Boden hinab; zumal aber warfen wir uns auf seine ungemein schwierigen Oden. Wer diese versteht, hat Verständniß, und wer diese gut zu lesen vermag, der kann gewiß gut lesen, denn es gibt gewiß nichts Häkeligeres zum Vortrage wegen der außerordentlichen Zerrissenheit ihrer Wortfügung und der erhabenen Dunkelheit des Inhaltes. Wir lasen oft eine und dieselbe drei- und viermal hinter einander, bis wir uns selber ganz genügten. Jedem Worte ward sein Recht, nicht das mindeste Versehen ließen wir uns durchschlüpfen. Ich kann mich jetzt gar nicht sattsam über unsere damalige unendliche Geduld und Ausdauer verwundern. Als wir mit Klopstock im Reinen waren, was aber ein paar Jahre erforderte, gingen wir zu dem lieben, lieben Hölty über, der nun für uns eitel Kinderspiel war. Diesen gewann Niembsch überaus lieb, wie seine eigenen Oden deutlich verrathen. In Hölty's Hingabe an die Natur fand Niembsch die eigene wieder. Zuletzt kamen wir auf den kräftigen, wohllautvollen Bürger. Andere gute deutsche Dichter, doch fast nur ältere, denn leider kannte ich die neueren nur wenig, liefen nebenher, so z. B. Jacobi, an welchen mich auch Lenau's Gedicht „Einst und Jetzt" in seinem Ausgange etwas gemahnen will, insbesondere aber Voß mit seiner scharfen Zeitmessung. Durch diese mehrjährigen ernsten

Uebungen hat Lenau die edle Kunst seines Vortrages sich angeeignet. — Lenau las anfangs nicht eben besonders gut, während ich schon damals unter näheren Bekannten für einen Hauptvorleser galt. Der hochverständige und gefühlvolle Niembsch machte unter meiner unnachsichtigen und eifrigen Anleitung rasche erfreuliche Fortschritte, und in nicht langer Zeit las er — was die Hauptsache ist — eben so richtig als sein Meister, war aber dabei so klug, sich minder der Tonmalerei hinzugeben. Seine verständnißklare und doch gemüthwarme, maßvolle Leseweise bewährte ihren ausgezeichneten Werth späterhin vorzüglich an seinen eigenen größeren Werken, wie gewiß Jeder, der sie von ihm vortragen zu hören so glücklich war, mit Vergnügen sich erinnern wird. Schade ist es, daß er nie öffentlich las, wiewohl er einmal nahe daran war, es zu thun. Nach seiner Zurückkunft von seiner ersten Sängerfahrt, von welcher er großen frischen Dichterruhm heimbrachte, äußerte er öfter, daß die Dichter, wie die Troubadoure thaten und die Tonkünstler thun, von Stadt zu Stadt reisen und ihre neuen Schöpfungen selbst vorlesen sollten, was nicht nur zur Verbreitung ihres Namens beitragen, sondern ihnen auch gebührenden Gewinn bringen könnte. Er beneidete — wie Frankl in seiner Schrift: „Zu Lenau's Biographie," S. 65 anführt — den dramatischen Dichter, welcher seinen Beifall in einer Tausendguldennote einkassire, während er selbst langsam und in langen Unterbrechungen mit kleiner Münze sich auszahlen lassen müsse. Aber die mit jeder Neuerung verbundenen Lästigkeiten und Schwierigkeiten, und noch mehr der Anschein, gleichsam mit der Muse nach Brod umher zu wandern, scheinen ihn davon abgehalten zu haben. — Unsern emsigen Lesungen glaube ich auch noch das Verdienst beimessen zu dürfen, daß Niembsch dadurch eine Vorliebe für reine und schöne Gestaltung von Gedichten zu einer Zeit gewann, wo Heinrich Heine durch sein verführerisches Beispiel aufmunterte, dießfalls alle Schranken umzustürzen. Auch war ich damals in dieser Beziehung übermäßig sorgfältig, ja ängstlich, und duldete eben so wenig bei Niembsch Aussprünge, als ich sie selbst mir gestattete. Endlich hatten diese Lesungen auch noch den großen Gewinn für die deutsche Dichtkunst, daß sich Niembsch durch sie von der Weltweisheit, die ihn früher fast mehr noch als die Dichtkunst anzog, ab- und mit voller Seele letzterer zuwandte. Wär' ich, sein damaliger

Hauptumgang, anstatt Dichter — Philosoph gewesen, er hätte sich sicher der Philosophie in die Arme geworfen. Oft gibt ein ganz geringes bei Schwankungen den Ausschlag.

Lenau's freundliche Gegenleistung bestand darin, daß er, ein sehr tüchtiger Lateiner, mich mit Horaz, und zum Theil auch mit Seneca, bekannter machte. Als wir einmal dabei daraufkamen, Horazens berühmten „Unerschrockenen auch noch unter Welttrümmern" zu übersetzen, ließ ich mir beifallen, dieß scherzweise mit Unterschiebung meiner eigenen Wenigkeit zum Ergötzen meines lachenden Schwagers zu thun. Ein höchst merkwürdiges Zeugniß für die außerordentliche Treue seines Gedächtnisses ist, daß er sich meiner harmlosen Scherzworte nach zwanzig Jahren, als er bereits wahnsinnig in Winnenthal sich befand, noch vollkommen genau erinnerte, und sie mir, der ich sie längst völlig vergessen hatte, dort selbst zu meiner frohen Verwunderung wiederholte. Ich werde dieselben zu ihrer Zeit bringen.

Niembsch mußte sich, als das Schuljahr 1824 begann, bequemen, in den dritten Jahrgang der Weltweisheit einzutreten, weil er ihn noch nicht gehört hatte. Aber, ach, die Weltweisheit schützte ihn nicht vor Liebesthorheit! War er denn nicht auch schon 21 Jahr alt? Er mußte auch seinem Freunde Fritz Kleyle davon geschrieben haben, wie ich aus einer Antwort des Letzteren entnehme:

Altenburg, den 8. December 1823.

Lieber Niembsch!

Meinen Niembsch im Gebiete der Liebe als Held auftreten zu sehen, war mir im ersten Augenblick eine seltsame Erscheinung; doch bei ruhiger Betrachtung finde ich es wohl natürlich, daß ein tieffühlender Sohn der göttlichen Musen von einem Wesen, in dem das Wahre, Schöne und Gute in so lieblichen Formen sich darstellt, mächtig angezogen werden müsse. Ich wünsche dir von ganzer Seele Glück zu dieser neuen Lebensfreude, die uns, nach einer allgemeinen Sage, am schnellsten über den Dunstkreis unserer Erde hinaus in lichtere Sphären bringt. — Lebe wohl! Dein Kleyle.

Dieses Auftreten Lenau's als Held im Felde der Liebe wurde leider für ihn ein sehr unglückliches. Ich will die trübe peinliche Geschichte

sogleich hier ganz abmachen, um ihr auf einmal — wo möglich für immer — aus dem Wege zu gehen. Es war sein, pflichtmäßig schon berührtes, Verhältniß mit Bertha. Vom Oktober 1821, wo er nach Ungarn gegangen war, bis zu seiner Wiederkehr nach Wien im März 1823 war sie seinen Augen und wohl auch seinem Sinne entrückt. Jetzt aber schlossen sie sich desto enger an einander, so zwar, daß Bertha mit ihrer Mutter Margareth eine eigene, wenn auch wohl dürftige, Wohnung in der Nähe von Lenau bezog, worin er nun so manchen Nachmittag und Abend zubrachte. Da Bertha und ihre Mutter auch unfleißig und bequem waren — jene brachte manchmal den ganzen Vormittag im Bette zu — so verdienten sie sich auch nur wenig durch ihrer Hände Arbeit, und es oblag daher deren Unterhalt fast ausschließlich dem erklärten Verehrer der Tochter. Aber woher sollte doch dieser, der in Folge des Todes seines Großvaters nur das unzulängliche Vermögen von 500 Stück Dukaten anliegen hatte, und zudem auch nicht hart genug gegen sich war, um seine üble Lage durch, freilich unsäglich mühseliges, Stundengeben nur einigermaßen zu verbessern, was ihm überdieß als eines Edelmanns unwürdig gedäucht haben mochte — woher sollte wohl dieser immer die genügenden Mittel dazu beschaffen? Seine ihn so heiß liebende Mutter ließ es sich, ungeachtet ihrer eigenen bedrängten Lage, nicht nehmen, ihm auch hierin nach allen ihren Kräften beizustehen. Zwar begann auch die Großmutter ihren Enkel, als dieser im Jahre 1825 für das Jus sich entschied, auf unsere Verwendung wie früher zu unterstützen, allein auf der andern Seite vermehrten sich auch wieder durch die Geburt eines Töchterchens, das den Taufnamen Adelheid, aber übrigens nicht den Zunamen des angeblichen Vaters erhielt, dessen Bedürfnisse wesentlich. Er war daher oft von peinlichen Erhaltungssorgen gequält.

Hiezu gesellten sich auch noch nie entschlummernde, ihn furchtbar nagende Zweifel an der früheren Reinheit und späteren Treue der bloß schönen Geliebten; weiters die manchmal alle Schranken der Sitte durchbrechende Gemeinheit der Mutter derselben; und endlich die trübe Zukunft, die seinem Sprößlinge, wenn er ihn ja dafür halten dürfte, aus so verderblicher Umgebung einmal zu erwachsen drohte. Daher die bösen Geister, deren Seidl erwähnt; daher auch die wilde Zerrissenheit und Trost-

losigkeit eben der früheren Gedichte Lenau's, und sein keineswegs geheuchelter, sondern wirklich gefühlter, und darum auch uns so ergreifender Schmerz, welcher übrigens, wie ich glaube, großentheils mit Unrecht „Weltschmerz" genannt werden würde, da solcher doch wohl weniger in der Welt, als in ihm selbst gründete.

Das Verhältniß mit Bertha hatte sich übrigens schon im Sommer 1827, wo dieselbe mit Mutter und Töchterchen in Dornbach wohnte, nach einigen sehr heftigen Auftritten daselbst, ziemlich gelockert, denn Lenau schrieb am 9. Juli 1827 aus Ungarisch-Altenburg, woselbst er sich bei seinem Freunde Kleyle auf längerem Besuch befand, an seine eigene Mutter in Wien:

Liebe Mutter!

Was Sie mir über das Benehmen Bertha's meldeten, konnte mich nicht erschüttern, weil es mir nicht unerwartet war. Der klare Beweis ihrer gänzlichen Entblößtheit alles Gefühls liegt wohl darin, daß sie im Stande ist, unter solchen Umständen mit Unwahrheit umzugehen, denn daß ein Bekannter von ihr hier gewesen und mit Kleyle gesprochen hätte, ist eine Erdichtung. Zudem sind die Reden von Wegreisen u. s. w. wohl auch nichts mehr als Schwänke. Fürwahr, viel Kälte in einem so jungen Herzen! Ich habe der Bertha vorgestern geschrieben, und ihr meinen festen Entschluß, nie wieder das alte Verhältniß zu erneuern, eröffnet. Haben Sie die Güte, sie zu besuchen, und mir dann zu schreiben, ob mein Brief gewirkt habe, und was man nun zu unternehmen gedenke. Ihr treuer Sohn Niki.

Diese Verbindung schleppte sich ersterbend etwa noch ein Jahr lang dahin, und endete dann damit, daß sich Bertha einem Reicheren, wenn ich nicht irre, einem griechischen Handelsmanne anschloß, Lenau eine tiefe, nie ganz verharschte Wunde hinterlassend, die von Zeit zu Zeit frisch wieder aufbrach und heftig blutete. Ich verweise dießfalls auf einen später vorkommenden Brief von ihm an Klemm vom 17. Hornung 1832. Ja sogar auch noch auf einen Bericht eines Augen- und Ohrenzeugen bei Lenau's Brautlauf im Anfange August 1844.

Mir selbst klagte einmal Lenau im September 1834 sehr bitterlich: wie ihm die Erinnerung an jene herbe Geschichte in alle Freuden Wermuth

mische, besonders aber schilderte er mir die oben erwähnten Zweifel als höchst furchtbar.

Unter Lenau's Gedichten nehmen auf dieses traurige Verhältniß besonderen Bezug: „Sehnsucht nach Vergessen;" „Das todte Glück;" „Am Bette eines Kindes." — Nach seiner Trennung von Bertha schrieb er endlich „die Waldkapelle," in deren meineidiger weiblicher Gestalt — wie Klemm glaubt und ich mit ihm — er Bertha, und in dessen wahnsinnig gewordener männlicher, mit nur zu richtigem Vorgefühle, er sich selbst zeichnete. Lenau erfuhr von Bertha späterhin weiter nichts mehr. Nur ein einzigesmal, nach mehreren Jahren, als er einen Ausflug in das so schön gelegene, von den Wienern häufig besuchte „Krapfenwald" oberhalb Grinzing machte, sah er plötzlich ein hübsches Mädchen, das er nach Alter und Gestalt für Berthas und vielleicht sein eigenes Töchterchen halten konnte, eine kleine Strecke lang unferne von ihm einherschreiten und ihn scharf ins Auge fassen; worauf es rasch wieder zurücklief und in einiger Entfernung von ihm: „Mutter, Mutter!" rief, welche Rufe sich wohl wie Dolchstiche in Lenau's alte Wunde einbohren mochten. Vielleicht war diese Begegnung die Veranlassung zu seinem Gedichte: „Palliativ."

Nachdem ich der Pflicht reinster Wahrhaftigkeit als Lebensschilderer durch unverblümte Mittheilung dieses überaus leidigen, jugendlicher Sehnsucht und Arglosigkeit entsprungenen Verhältnisses, womit ich aber den hellsten Blitz in die tiefe Melancholie Lenaus senkte, ein schweres Opfer gebracht, wende ich mich zu Lenau's Lehrjahr 1824 zurück. Die Prüfungen fielen gut aus. Darnach fuhr er Ende August mit mir nach Schrattenthal, wo sich meine Therese mit unserem einjährigen Erstgebornen bei meinen Eltern schon seit Hälfte Juni zum Genusse herrlicher Landluft befand. Am 14. Juli hatte Therese von dort mir geschrieben, daß sie mit dem Pfarrer der nahen Stadt Räty, Weintridt, als er zu Schrattenthal auf Besuch war, gesprochen habe, wobei derselbe ihren Bruder, seinen ehemaligen Schüler auf der Wiener Hochschule, außerordentlich gelobt, besonders seine Anlagen und sein Herz, zugleich ihn aber auch bedauert habe, daß er niemals glücklich werden würde. Aber recht heiter sah ich Niembsch denn doch in Schrattenthal, besonders einmal, wo wir im Keller eines wohlhabenden Landmanns uns dessen Rebensaft und ein paar gebratene

feiste Gänse trefflich schmecken ließen. Wenn ein Mensch schweben kann, so that es damals der selige Niembsch beim Heimgang an der Seite meiner Mutter, der er ganz altritterlich den Arm geboten hatte.

Aus den Freunden Lenau's zu jener Zeit erlaube ich mir insbesondere Einen mit dem Taufnamen Stanislaus herauszuheben, oder er ragte vielmehr schon von selbst über die andern hoch hervor, da er sehr lang, wenn auch von ungemein kleinem Haupte war, das aber voll Witz stak. Dieser wußte strohtrockenen Gesichts die beißendsten Witze mit solcher Meisterschaft zu reißen, daß Niembsch darüber zu lachen gar nicht aufhören konnte. In etwas späteren Jahren, als Stanislaus seltener bei Neuner erschien, ersetzte ihn dagegen ein auffallend kleiner Mann, der aber dem großen an Witz nicht nahe stand. Dabei unterstützte diesen sein noch ernsteres, schnurrbartbuschiges, sehr furchtbar thuendes Antlitz, das gegen die lustigen Reden sehr lächerlich abstach, und dadurch deren Wirkung noch steigerte. Für den zur Schwermuth geneigten Lenau waren aufheiternde Menschen ein wahres Bedürfniß; er liebte sie, wie der Lechzende eine frische Quelle. Wäre er ein Fürst des Mittelalters gewesen, er hätte sich zehn Hofnarren neben einander gehalten. Auch noch in seinen späteren Jahren mußte Niembsch immer jemand haben, der ihm die Zeit verschwadronirte.

Im Herbste 1824 begann Niembsch denn doch das deutsche Jus zu studiren.

Ein wichtiger an Niembsch gerichteter Brief aus diesem Jahre ist dieser:

Altenburg, am 7. Juli 1825.

Lieber Niembsch!

Ich will mich nicht entschuldigen, Dich vor meiner Abreise in Wien nicht mehr besucht zu haben, denn sonst müßte man ja voraussetzen, daß es mir möglich gewesen wäre, in welchem Falle Du überzeugt seyn mußt, daß ich die schöne Gelegenheit, mein Herz zu erfreuen, gewiß benützt hätte. Meine Prüfung lief zu meiner Zufriedenheit und Beruhigung ab, und ich arbeite mit neuer Lust und Kraft an den weiteren Studien. Recht sehr habe ich mit dem Hofrathe das Bedauern getheilt, Dich am Feste des heiligen Peter und Paul in Penzing nicht zu sehen. Indessen die Götter wollten es nicht, die uns nur im Entbehren und Entsagen ewig üben wollen.

Wie steht es mit Deiner Gesundheit? Gib mir Aufschluß darüber. Ich befinde mich hier gut; der Wiener Student, dem vor der Prüfung bangt, fühlt sich nun wieder ganz behaglich als gestrenger Herr unter seinen Unterthanen. Wenn ich mir die Verwandlungen, die meine Person seit vier Jahren erlitten, so recht lebhaft vorstelle, so muß ich recht herzlich lachen. Lebe wohl und schreibe bald Deinem Kleyle.

Niembsch war also von jenem Hofrathe, der früher auf der Landstraße übersommerte, in dessen neues Sommerhaus zu Penzing eingeladen worden, wo er überdieß seinen geliebten Freund Fritz gefunden haben würde. Aber nein! abermals blieb er aus, weiß der Himmel, welches elenden Ursächleins halber! Oder hatte Kleyle wirklich recht? „Wollten es wirklich die Götter nicht, die uns nur im Entbehren und Entsagen ewig üben wollen?“ Wäre Niembsch damals in Penzing erschienen, so hätte er diejenige, an welcher er schon einmal vor vier Jahren vorüber ging, als fünfzehnjährige Jungfrau gesehen, und es hätte höchst wahrscheinlich ein glücklicheres Verhältniß, als das dennoch späterhin eingetretene, sich entsponnen.

Von den Prüfungen dieses Jahrganges legte er jene aus der Staatenkunde erst hinterher am 4. November, übrigens mit vorzüglichem Erfolge ab. Ueberhaupt liebte Niembsch das Nachtragen der Prüfungen, weil er im Laufe des Jahres sich eben nur wenig um die Lehrbücher bekümmerte, und ihm sonach gegen Ende mehr zu lernen zusammen kam, als er auch bei angestrengtem Fleiße und mit allen seinen Fähigkeiten zu gewältigen vermochte. Wie mit dem Lernen, so ging es ihm auch späterhin mit dem Dichten. Er dichtete nur ruck- und ranntweise, sodann aber auch angestrengt und ausgiebig, dagegen wieder durch geraume Zeit fast gar nicht. Daher kommt es auch, daß er eigentlich sehr wenig fruchtbar war. Vom Jahre 1831 bis zu seiner Erkrankung im Jahre 1844, also binnen vierzehn Jahren, während welcher er sich doch ausschließlich der Dichtkunst widmen konnte, brachte er mit Einschluß seines Nachlasses nur sechs schwache Bände zusammen, was der Menge nach eine sehr mäßige Leistung ist.

Im September 1825 machte ich einen meiner einsamen Ausgänge

über Berg und Thal, der nicht nur mir einen überaus reichen, sondern auch Lenau einen werthvollen Gewinn brachte. Ich hatte einige treffliche Gedichte des wackeren erzösterreichischen Sängers Schleifer gelesen, welche mich nach seiner persönlichen Bekanntschaft lechzen ließen. Ich wanderte darum ohne weiteres fünf Tagreisen weit von Wien über den zweithöchsten Berg Niederösterreichs, den Oetscher, nach Sirning bei Stadt Steier in Oberösterreich, wo damals Schleifer kaiserlicher Herrschaftsverwalter, oder wie sie dort sagen: Pfleger war. Ich durfte ihn bald meinen innigsten Freund auf Erden nennen. Auch Schleifer und Niembsch, obschon dieser um 30 Jahre jünger war, gewannen sich lieb, wie Vater und Sohn, herzlich lieb, trotz der, dem freieren, unkindlicheren Ungarn beinahe unleidlichen altösterreichischen treuherzigen Kaiserbesingung des Ersteren. Niembsch freute sich dieses meines Ganges noch in einem Briefe aus Stuttgart vom 19. Mai 1832.

Niembsch trat nun im November 1825 ins zweite Jahr der Rechte. Zu Weihnachten 1825 wollte er seinem Freunde Kleyle in Altenburg wieder einen Besuch abstatten, aber er erkrankte sehr gefährlich an einer Halsentzündung. Es war dieß die Krankheit, worauf sein Gedicht: „In der Krankheit" Bezug nimmt. Wäre er damals hingerafft worden, der gepriesene Name Lenau würde niemals von einer Lippe erklungen und der Dichterhimmel Deutschlands um einen seiner schönsten Sterne ärmer seyn. Als er aber erst ein Vierteljahrhundert darnach zu Grabe getragen ward, feuchteten Hunderte von Augen sich und Hunderte von Busen schlugen bänger, und vielleicht Hunderttausende betrübten sich darüber.

Von dieser Krankheit blieb ihm ein Krampf im Schlunde zurück, der ihn manchmal belästigte, und dessen er nie mehr gänzlich los ward. Er erwähnt seiner noch in einem Schreiben vom 17. Juli 1843.

Im Jahre 1826 war es, wo ich Niembsch das erstemal in unser schönes Hochgebirg einführte. Dieß dankte er selbst mir oft mündlich, und äußerte sich auch gegen Andere, z. B. gegen Evers, den berühmten Pianisten, daß er mir solches hoch zu gute hielte. Er gewann unsere österreichischen und steirischen Alpen so lieb, daß er sie fast jedes Jahr auf einige Zeit besuchte, und zwar mit meist sehr günstigem Erfolge für Gesundheit und Gemüthsstimmung.

So bezeuget er selbst in seinem Gedichte: „An die Alpen“; ferner in jenem: „Beethovens Büste“; mir endlich schrieb Niembsch aus Baltimore in Nordamerika, am 16. Oktober 1832: er möchte sich vorzugsweise einen Zögling der österreichischen Alpen nennen. Ich wünsche mir wahrhaft Glück dazu, einem solchen Erzieher einen solchen Zögling zugeführt zu haben.

Was aber ist der Grund, warum Niembsch, der Alpenfreund, nie das schönste Alpenland, die Schweiz, besuchte, ungeachtet er dieser durch ein Dutzend Jahre alljährlich so nahe kam, und dazu so oft aufgefordert wurde? Patriotismus! denn er wollte sich — wie Emma Niendorf (S. 196) meldet — seine heimathlichen Gegenden nicht verleiden lassen.

Am 15. August 1826, brachen also Kleyle, der eben seine Prüfung im Römerrechte glücklich in Wien bestanden, Niembsch und ich von Vöslau bei Baden auf, wo wir übernachtet hatten.

Durch die großauer Lichtenwaldungen drangen wir ins schöne Triestingthal nach Pottenstein vor. Nachmittags beriethen wir bei Berndorf, welchen Weg wir durch das aufsteigende hohe Gebirg nach Guttenstein einschlagen wollten. Ich wies links gegen Hörnstein, wo man Anfangs wie durch einen Buchengarten sanft empor wandelt und später zur herrlichen babenbergischen Herzogs-Trümmerburg Starhemberg gelangt. Aber Niembsch zeigte aufs Waldgebirge uns gerade gegenüber, der Geier genannt, was eben am höchsten und finstersten. „Dorthin!“ rief er. — „Aber da führt ja gar kein Weg; und wenn auch, so kennen wir ihn nicht.“ — „Gerade darum.“ — „„Wir verirren uns aber leicht.““ „Der Irrende lernt.“ — Und ohne ein Wort weiter zu verlieren, Niembsch voraus, und wir ihm lachend nach. Einmal wollten wir beiden Andern bei uns begegnenden Bauern uns einigermaßen des Weges erkundigen; Niembsch litt es jedoch nicht, sondern riß uns aufs Gerathewohl fürbaß. So zeigte er sich auch bei der geringsten Gelegenheit immer kühn und dem Unerforschten und Gewagten hold. Stets enger ward das Thal und endlich stieg's steil an. Oben — die Gegend heißt „die Voitsebene“ — gelangten wir an eine in dichter Wipfelumgrünung versteckte einsame Köhlerhütte, worin wir uns an herrlicher Milch erfrischten.

Eine Strecke hinter der Hütte öffnet sich eine weite Aussicht über

Berg und Berg bis hinan zum greisen Altvater Schneeberg. Unsere Herzen standen vor heiliger Ehrfurcht fast so still wie unsere Füße. Dann rasch hinunter an den pfeilschnell dahin eilenden Fluß: „der kalte Gang." Dort, wo am Fahrwege ein steinerner Bettelmönch mit dem Sammelsacke auf der Achsel steht, badeten wir uns in dem rauschenden flüssigen Eise. Im Abendroth erreichten wir erst den höchst malerischen Eingang von Gutenstein. Als wir über die Brücke gingen, welche früher als ein Paß in der Mitte durch ein Thor geschlossen war, blickte uns das ehrwürdige, leider schon arg verfallene Felsennest entgegen, worin vor fünfhundert Jahren der wortgetreueste aller deutschen Kaiser, Friedrich der Schöne, die letzten Jahre seines Lebens vertrauerte, und einsam in den Armen seiner geliebten Elisabeth von Aragonien verschied, die sich während seiner Gefangenschaft auf der Trausnitz um ihn blind geweint hatte. Von der Wallfahrtskirche auf dem Klosterberge läutete jetzt eben der liebliche friedliche Engelsgruß herunter.

So schloß meine erste Einführung Lenau's ins Hochgebirge. Leider mußte ich des andern Tages nach Wien ins Amt zurück, während die freieren Freunde dem Schneeberg zuzogen, durch meine begeisterte Beschreibung mit Sehnsucht nach ihm erfüllt. Als ich aber heim kam, machte ich mich sogleich an ein erzählendes Gedicht: „Der Ausflug", von viertehalbtausend langathmigen Versen, und zwar mit solchem Eifer, daß Anfangs November bereits geschehen konnte, was Dichter Seidl in den Wiener Sonntagsblättern Zahl 5 von 1848 mittheilte.

„Seit das Geständniß, daß er ebenfalls dichte, über seine (Niembschens) Lippen gekommen war, gab er sich mir um vieles offener als früher; allein umsonst wartete ich auf die Mittheilung irgend einer seiner Arbeiten. Freiwillig las er mir nichts vor und ihn dazu nöthigen, wollte ich nicht, weil ich fürchtete, seine empfindliche Seele, die ein flüchtiger Druck geöffnet hatte, könnte bei einem absichtlich fortgesetzten schnell und für immer wieder sich zusammenfalten. Um diese Zeit, ungefähr um das Jahr 1826, wo Halirsch und ich thatsächlich beide schon kraft selbstständiger Druckwerke ins löbliche Poeten-Gremium unseres Vaterlandes uns eingekauft hatten, lud uns eines Abends Niembsch, der muthmaßliche Poet, ein, ihm in die Wohnung eines seiner Verwandten zu folgen, der

einem Kränzchen freundlicher Dichter einige seiner poetischen Studien vorzulesen beabsichtige. Ein neuer, uns gänzlich unbekannter Poet, und dazu die nicht unwahrscheinliche Hoffnung, vielleicht unsern Meister Niklas selbst zur Enthüllung seines poetischen Insichlebens angeregt zu finden — was konnte wohl lockender für uns seyn? Mit Freuden nahmen wir daher die Einladung an. Niembsch führt uns auf die sogenannten alten Wieden, dem Theater beiläufig gegenüber, in ein Haus, das ich jetzt nach mehr als 20 Jahren nicht mehr erkennen würde.[1] Ein trauliches Stübchen empfing uns."[2] Und nun schildert Seidl auf sehr freundliche Weise die Vorlesung meines oben erwähnten Gedichtes durch mich selbst, beifügend: „Daß Niembsch aber unsere Erwartung, auch er würde uns etwas lesen, nicht erfüllte, dünkt mich um so gewisser, als ich eines Momentes, dem ich mit wahrer Sehnsucht entgegen sah, wenn diese befriedigt worden wäre, wohl nicht vergessen hätte."

„Seit jenem Abend" — fährt Seidl fort — „war ich gewissermaßen aufgenommen in die Zahl der Wenigen, welchen Niembsch zutraulicher sich anschloß. Stundenlang tauschten wir Ansichten und Empfindungen mit einander aus, bald als schmauchende Peripatetiker im silbernen Kaffeehause, zur Zeit, wenn die übrigen Gäste noch fern waren, theils selbander lustwandelnd im Freien. Merkwürdig, weil vielleicht entscheidend für Niembsch selbst, bleibt mir ein Ausflug nach Dornbach im Jahr 1827. Heiter und wohlgemuth pilgerten wir nämlich eines Nachmittags den anmuthigen Waldhöhen zu. Saftig grün winkten uns die Hügel entgegen, welche, dem Galizienberge schräg über, bis zur sogenannten Schottenwiese sanft empor steigen.

Als wir auf einer Bergwiese angekommen waren, wo weithin die Aussicht über Wiens Häusermeer hinweg bis an den blauen Saum der kleinen Karpathen hinausläuft, da wälzten wir uns im fetten Grase, nach des gemüthlichen Wandsbeckers Recept, und schrieen vor Freude, und forderten umsonst einen König heraus, um ihm trotzen zu können, denn um uns war es so ruhig, so lauschig, so feierlich einsam; nur die Bäume säuselten Blüthen flockend, nur die Lerchen wirbelten. Dann aber saßen

[1] Zum grünen Lamm.

[2] Das Wohnzimmer von Niembsch, Klemm und Keiller.

wir wieder still und schweigsam in jener süßen beschaulichen Versunkenheit,

„Wo der Dichter, um zu dichten,
Eben zu viel Dichter ist!"

Schon sank die Sonne hinter unsern Rücken zwischen den Wipfeln hinab, als wir uns erhoben, uns stumm die Hände schüttelten und voll des innigsten Verständnisses zum Dorf herunter stiegen, um bei einem ländlichen Vesperbrode die Eindrücke auszutauschen, die wir im Freien gesammelt hatten. In solcher Stimmung gibt es für Gleichstrebende kein Geheimniß. Das Wort, worauf ich so lange gewartet, das ich so oft von der Lippe meines Freundes zu haschen versucht hatte — nun blies er es schüchtern, halb vernehmlich in einer Rauchwolke vor sich hin, das Wort: „Freund, ich les' Euch etwas!" — Meine Freude zurückhaltend, erwiederte ich ein kaltes: „Schön!" um ihn nicht durch den Gedanken, daß er mir eine lang gespannte Erwartung zu befriedigen habe, wieder abzuschrecken. Er las: „Die Jugendträume."

Ich hatte eben damals von F. Gräffer das Taschenbüchlein „Aurora" übernommen, welches im kommenden Jahre[1] seine silberne Hochzeit feiert. Meine Absicht war, es zu einer Pflanzschule für junge vaterländische Talente zu machen, wodurch ich, bei den geringen Mitteln, die mir zu Gebote standen, ihm allein einen charakteristischen Zug verleihen und wohl gar ein kleines Verdienst mir erwerben zu können hoffte. Wie willkommen mußte mir die Gelegenheit seyn, an meinem Freunde Niembsch einen neuen vielversprechenden Mitarbeiter zu gewinnen. Ich bat ihn um einen Beitrag, wenn um keinen andern, um das Gedicht, das er mir in Dornbach vorgelesen hatte; er gab es mir nicht ohne Bedenken, aber er gab es, begleitet von einem Gedichte seines Schwagers A. X. Schurz. Beide stehen abgedruckt im fünften Jahrgange des Taschenbuches „Aurora" (Wien, bei H. Buchholz, 1828, S. 128. u. 141), das erstere „Jugendträume" betitelt, unterzeichnet mit N. Niembsch; es war sein erstes Auftreten, meines Wissens das einzige unter seinem wahren Namen.

Auch ich halte Seidl für den Pathen des ersten, von Niembsch unter seinem wahren Namen öffentlich erschienenen Gedichtes; das einzige aber

[1] 1849.

blieb es nicht, da die Wiener Modezeitung im Jahre 1830, am 3. April, Blatt 46, das vortreffliche Gedicht: „Die Werbung," mit völlig unverschlossenem Helme brachte, nachdem sogar der ganze Name: „N. Niembsch von Strehlenau," darunter stand.

Zu den Rechtswissenschaften hatte Niembsch, wie schon gesagt, niemals besondere Neigung gehabt, und die Zahmheit, womit sie damals in Oesterreich vorgetragen werden mußten, verleidete sie ihm noch mehr. Auch war ihm die Laufbahn, die sie ihm bereiten sollten, zu gebunden und langweilig; er wendete sich daher auch von ihnen wieder ab ohne viel Fragen und Umstände, und besuchte vom November 1826 an die Hörsäle der Heilkunde, was er auch schon früher bisweilen aus Liebhaberei als Gast gethan. Die Großmutter schüttelte über diese neue Wendung ihres wandelbaren Enkels, dem es bestimmt zu seyn schien, wegen seines ewigen Abspringens auf halbem Wege niemals ein lohnendes Ziel zu erreichen, freilich wieder gewaltig das Haupt, allein sie gab es bei seiner offenbaren Unlenksamkeit auf, ihm fernerhin Rathschläge zu ertheilen, entzog ihm jedoch ihre Unterstützung nicht. Wir haben also nun „Nikolaus Lenau als Hörer der Medicin" vor uns; unter dieser Aufschrift veröffentlichte Leopold Kompert in den Wiener Sonntagsblättern von 1848, Z. 2 „aus der Erinnerung eines Collegen" unter Anderem Nachstehendes:

„Wir kamen von der Restauration. Ganz einfach bemerke ich nur, daß unter diesem Worte der bekannte Wahlakt in den ungarischen Comitaten zu verstehen ist, wie er alle drei Jahre stattfindet. Die Rothen waren durchgedrungen. Doktor Keiller, unser freundlicher, trefflicher Hausarzt, war müde, schläfrig und verdrießlich; er trug eine weiße, zerknitterte Feder in der Rocktasche, während ich meine rothe wie Mephisto vom Hute herab funkeln ließ, wenn er sich gerade unter seinen „lieben Kleinen" befindet. Wir fuhren über eine lange, meilenweite Pußta. Das schönste Mondlicht lag darauf, und phantastisch öde, wie ein verlassener Weltball, dehnte sie sich vor uns. Aber verlassen war sie nicht; gespenstergleich flogen weidende Rosse an uns vorüber, und der Csikos, ihr Hüter, schaute schlaftrunken aus seiner Bunda auf. Eigenthümlich rieselt das Mondlicht in diesem gelben Sande; hier gab es keinen Ton; es war die Panruhe der Alten um Mitternacht. Der einzige ruhelose Gegenstand auf der Pußta

war gewiß mein Herz. Der Doktor lehnte in der Ecke des Wagens und schlief. Vor unsern Pferden tauchten mit einemmale, wie aus dem Boden herausgewachsen, drei zusammengekauerte Gestalten auf, die ich alsbald erkannte. Es waren Zigeuner von der Restauration, schlaue, herrlich gebräunte Gesichter. Als der eine bei dem grellen Mondlicht die rothe Parteifeder auf meinem Hute sah, schrie er: „Éljen! Éljen!“ und den Namen des eben gewählten ersten Vicegespanns. „Éljen!“ gab ich zurück. Alsogleich strich der Zigeuner über seine Geige, und brachte die ersten Klänge des bekannten Restaurationsliedes hervor. Ein flimmerndes Silberstück flog zum Wagen hinaus. Dafür schickte mir der Braune das ganze Lied als klingenden Dank über die Pußta nach. Wundersam zerrannen diese Töne. Ich wußte nicht wie; plötzlich stieg Lenau's schönes Gedicht in mir auf, das er unter denselben Menschen, denselben Gefühlen vielleicht, gedichtet hat:

„Drei Zigeuner fand ich einmal
Liegen an einer Weide,
Als mein Fuhrwerk mit müder Qual
Schlich durch sandige Heide.“

Ich hatte das Gedicht vor mich hin gesagt halblaut. „Ein schönes Gedicht von diesem Lenau!“ meinte da mit einemmale der Doktor, aber mit so seltsam bebender Stimme, daß ich aufmerksam wurde. „Gefällt das Lied auch Ihnen, Doktor?“ fragte ich, beinahe beleidigend erstaunt. „O, ich verzeihe Ihnen diesen Ausruf,“ sprach der Doktor darauf. „Sie können ja nicht anders. Weil Sie mich früh Morgens Ihro gräflichen Gnaden um dero Nachtschlaf befragen, und mit andächtig lauschender Miene den Pulsschlag dero zarten Hand betasten sehen, weil Sie mich gleich darauf im Dorfe erblicken können, wie ich da einem hungrigen Slovakenkind die Magengrube einreibe, meinen Sie, dieser Doktor müsse stets in diesem Gehäuse gesteckt haben. Aber ich protestire dagegen, ich protestire mit Leib, mit Seele dagegen. Ich stand Nikolaus Lenau einst viel näher, als Sie wohl glauben. Ich habe mit ihm studirt, ich habe mit ihm gewohnt.“ — „Und das erzählen Sie mir nach drei Jahren unserer Bekanntschaft?“ — „Was wollen Sie?“ meinte der Doktor grimmig, „man ist nicht immer gestimmt, von Nikolaus Lenau zu sprechen, besonders

nicht nach dem Pulsfühlen Ihro gräflichen Gnaden." Damit schwieg er. Aber in der Seele des Menschen gibt es, wie in allen Prachtpalästen, gewisse Gemächer, die jahrelang verschlossen, unbetreten, ja fast unheimlich sind. Plötzlich wird der Glockenzug dahin bewegt, die schrillen Töne schüttern zwar den Staub, aber auch die Geister der Erinnerung auf, die daran haften. Ich brauchte nicht zu bitten, unaufgefordert begann der Doktor nach einer Weile zu sprechen: „Nikolaus Niembsch war ein gar lieber, trefflicher Junge. Wir waren beide Mediciner, am Leichentische hatten wir flüchtige Collegenbekanntschaft gemacht; nach einigen Monaten waren wir Freunde geworden, wenn Sie gegen diese Zusammenstellung des Großen mit dem Kleinen, Achilles und Thersites, nichts einzuwenden haben. Wir wohnten zusammen."

Neulich, fuhr der Doktor fort, las ich wieder in Lenau's „Faust." Mir fiel gleich in der ersten Scene zwischen Faust und Wagner im anatomischen Theater, die mit den Worten beginnt:

„Wenn diese Leiche lachen könnte, traun,"

das merkwürdige Uebereinstimmen mit seinen Ansichten aus unsern medicinischen Studienjahren ein. Ich weiß nicht, wie Poeten dichten, aber mich dünkt, jeden Gedanken, den sie aussprechen, müßten sie früher an sich erlebt und erfahren haben. In jener Unterredung Fausts habe ich Lenau gefunden, so wie wir beide Anatomie studirten. Lenau war ihr mit Eifer und Vorliebe ergeben; jene Werke Fausts, wo er bei seinen Nachtstudien spricht, wie er über das wunderbare Nervengeflecht brütend dasitze und dem Leben nachhängt, sind buchstäblich wahr. Lenau hat solche Nächte durchgemacht. Er studirte immer anders als wir andern; die Wissenschaft regte seine Seele auf, wo wir immer in verba magistri schwuren. Besonders in der Physiologie." — „Das versteh' ich nicht; wie kam das?" — „Sehen Sie, zur Anatomie bringt man Glauben mit, und der geht auch nicht verloren. Man wühlt in den Fragmenten des Menschen, weil Hoffnung uns verleitet, das Leben, „das scheue Wild" in seinen geheimnißvollen Verstecken aufzujagen. Physiologie will nur „der Treiber" seyn; sie gibt nichts als Hypothesen. Ich sah einmal Lenau grimmig vom Buch aufspringen, indem wir eben studirten, und da rief er: „Was ist das für eine Wissenschaft, wo es immer heißt: das ist noch nicht

klar, oder: über diesen Punkt sind die Meinungen getheilt u. s. w. Ist das Wissen, ist das Können? Ich will Licht, Klarheit, Wissen." Mir fällt dabei eine komische Scene ein, die ich nicht unerwähnt lassen darf. Professor ††, der auch Physiologie vortrug, war ein tüchtiger, ruhiger Arbeiter auf dem Felde dieser Wissenschaft. Mit wahrem Bienenfleiße forscht und sammelt er in allen Blumen; was aber das Resultat betrifft, so ist er immer eine Drohne geblieben. Wie ein Schwamm hat er das beste, das klarste Wasser eingesaugt, drückt man ihn aber ... ich will eben nicht sagen, daß es reines Quellwasser war, was er von sich gab. Hören Sie nun, was geschah. Lenau wurde einst geprüft; er hatte, wenn ich nicht irre, über das Blut zu sprechen. Im Verlaufe seiner Antwort nun äußerte er eine der kühnsten und gewagtesten Hypothesen, die so abenteuerlich fremd klang, daß der Professor hastig ausrief: „Wo haben Sie das her, Herr v. Strehlenau?" — „Das haben Sie uns ja selbst diktirt, Herr Professor!" gab Lenau ruhig Bescheid. „So?" meinte der Professor. Darauf wurde Niembsch selbstständig kühn; er sprach nun eine andere Hypothese aus, die in keinem andern Buche als in seinem Gehirne stand, aber so kolossal gewagt und abstrakt war, daß sie schon im Aussprechen in sich selbst zerfiel. Der Professor wagte es aber nicht mehr, sich nach ihrem Urheber zu erkundigen."

Niembsch war im Sommer 1827 wieder durch einige Zeit bei Fritz Kleyle. Er schrieb am 26. Juni von Altenburg nach Wien:

Liebe Mutter!

Ich bringe meine Tage allhier in nützlicher Beschäftigung und angenehmer Unterhaltung zu, und das Landleben behagt mir trefflich. Mein Freund Kleyle bietet Alles auf, um mir meinen Aufenthalt bei ihm angenehm zu machen. Liebe Mutter! in Preßburg sah ich den Berke, der noch der alte gute Freund ist.

Haben Sie die Güte, dem Schwager Schurz zu sagen, er möchte gefälligst mein Monatgeld mittelst Postwagens nach Wieselburg unter der Adresse des Friedrich Kleyle, erzherzoglichen Distriktsverwalters, schicken.

Leben Sie wohl! Ich küsse Sie und meine Schwestern. Ihr gehorsamer Sohn Niklas.

Nach durchsessenem Prüfungsmond sehnte sich Lenau wieder nach einem Hochgebirgsgange. Ich und ein jüngerer Amtsbruder von mir begleiteten ihn, und zwar abermal Gutenstein und dann dem Schneeberg zu. Dießmal aber gingen wir von Berndorf über Hörnstein nach Starhemberg.

Erst bei einbrechendem Abend verließen wir die gesunkene Größe, mit dem Vorsatze nächtlicherweile die sogenannte „Oede" zu durchwandeln, weil Schultes dieselbe in seiner Schneeberg-Reisebeschreibung eine wahre Mondscheingegend genannt, deren Felsen in der unsicheren Mondbeleuchtung ein ganz abenteuerliches geistiges Aussehen bekämen. Unser kluger Gefährte schwieg dazu mäuschenstill; am Fuße des Burgberges aber, wo am „kalten Gang" eine Mühle liegt, empfahl er sich plötzlich, um darin zu übernachten, mit dem Versprechen, uns am nächsten Morgen nach Gutenstein nachzukommen. Wir überspannten Dichter jedoch schritten ohne weiters guten Muthes in die sinkende Nacht hinein.

Bald trat uns rechts den Hügel herab nahe bis an die Straße ein stiller Friedhof entgegen mit geneigten, vom Monde übersilberten Kreuzen. Dieser wehmüthig milde Anblick fesselte lange unsere Augen, und noch viel länger unsere Gedanken. Hier war es, wo Lenau sein Gedicht „Vergänglichkeit" empfing. Dieser Todtenacker stand wie ein ernster sinniger Wächter am Eingange unserer Mondscheinsschlucht. Bald im Schatten finsterer Felsen und dunkler Föhren, bald im glänzendsten Strahle des leise dahin ziehenden Himmelslichtes, wandelten wir schweigend fort und fort, aufhorchsam den mannigfaltigen, bald tosenden, bald kosenden Stimmen des Gebirgsbachs dicht neben uns; Alles sonst todt. Zu Walleck, jenseits des Baches, schien sogar der niedere Kirchthurm im Schlummer zu nicken.

Nach mehrstündigem höchst einsamem mährchenhaftem Wandel langten wir in der Geisterstunde vor Gutenstein an. Ohne dießmal am Eingangspasse zu verweilen, begaben wir uns sogleich in die furchtbar schöne Felsenklause an der Steinapiesting, in welche hinein, beinahe überhängend, traurig finster das alte verödete Kaiserbürglein starrt, wie todessehnsuchtsvoll zum Sprunge in den Abgrund bereit. Hier in der nur einige Schuh breiten Felsenklemme, die ganz von einer Holzbrücke ausgefüllt wird, so daß unter dieser längshin die über einander taumelnden Wellen wüthend

losen, ist es in einsamer Mitternacht wahrhaft schauerlich. Wir, an den Fels gelehnt, stumm, denn Worte erlaubten uns schon der Wellen rollende Donner nicht, mit geschlossenen Augen, um nur nichts als zu hören, hingen wohl über eine halbe Stunde lang überwältigend ernsten Gedanken nach. War es doch nicht anders, als ob die Todten alle, am Weltgerichtstag aus den Gräbern aufgestiegen, laut heulend durch einander ihre Sünden und Verbrechen beichteten.

Endlich gingen wir ins Ort, dem einzigen Gasthofe zu. Der Mond war noch am Himmel, aber kein Schimmerchen mehr im todesstillen Hause. Eins schlugs. Wir konnten uns nicht entschließen, die Schläfer zu stören, und setzten uns daher voll christlicher Ergebung und Geduld auf die Bank vorm Hause, und thaten mehr als ob wir schliefen, als daß wir wirklich schliefen, denn hiezu war's in der Herbstmond-Mondnacht des Hochgebirges viel zu empfindlich kalt. Am Morgen lag der erste Reif auf den Wiesen umher, und uns auf Bart und Kleid. Husch! wie schloffen wir jetzt in die warmen Federn. Als wir Mittags halb ausgebacken an den Tisch traten, fanden wir bereits daran unsern wohlgeschlafenen, ganz gemächlich nachgekommenen Reisegefährten, der uns weidlich auslächelte. Besser hat es zwar immer die besonnene Person, aber schöner bleibt denn doch weit die edlere, süßtrunkene Poesie!

Des nächsten Tags durchmaßen wir das schöne Klosterthal seiner ganzen Länge nach. Gegen Mittag gelangten wir zum schlichten Waldbauernwirthshaus: „der Höhbauer" genannt.

Nach geendigtem ländlichen Mahle zeigte sich Niembsch plötzlich wieder in seiner ganzen Ursprünglichkeit. Es schoß ihm unversehens der Gedanke durch den Kopf, wir sollten zur „Sängerin im Höllthal," wo wir übernachten wollten, nicht gemächlich in der Tiefe um den uns vor Augen ragenden, einige tausend Schuh hohen Kuhschneeberg herum schlendern, sondern vielmehr dieß steile Felsenbollwerk wacker überklimmen. Ich muß gestehen, daß ich über diese überflüssige und übermüthige Kraftvergeudung nichts weniger als erfreut war. Allein was halfs? Niembsch wollte einmal, und so mußt' es geschehen!

Oben auf dem Kuhschneeberg war damals noch ein Urwald, der erste, den Niembsch betreten. Sein Bild, demjenigen gleich, welches Lenau

späterhin von einem nordamerikanischen Urwald entwarf („der Urwald"), prägte sich ihm tief ins Gedächtniß ein. Eben so mächtig ergriff ihn des nächsten Tages das Höllthal, eines der wilderhabensten Felsenthäler, wogegen an desselben Ausgange das üppige, vollkräftige Reichenauer Thal, mit herrlichem Baumplatze auf sanften busenartigen Hügeln, zu Füßen des Schneeberges und der Preiner Alpen, gar lieblich absticht. Wir gelangten Abends bis Gloggnitz.

Am nächsten Tage kamen wir über die Höhen von Bestenhof nach Nixenstein, wo im Thale ein sehr reicher luftreiner Born aus dem Berge an das Licht der Sonne quillt, gleichwie der noch schönere Kaiserbrunnen im Höllthal ganz geräuschlos aus dem geheimsten Busen des gewaltigen Schneeberges emporsteigt. So quellen Gedichte aus dem Busen eines Lenau. Zeitlich erreichten wir Buchberg, dicht am nördlichen Fuße des Schneebergs, der hier in seiner vollen erhabenen, schroffen Größe vor Augen steht. Den Abend benützten wir zu einem Lustgange zum hübschen Falle der Sirning, und durchwandelten im Abendroth vergnügt dieses schweizerischeste aller unterösterreichischen Alpenthäler, uns zumal ergötzend an dem weithinschallenden traulichen Rufen, womit die Bäurinnen, unter der Hausthür stehend, ihre auf den großen Wiesen zerstreut weidenden Kühe und Kälber heimlocken. Das klingt noch heimischer als es ein Alpenhorn thun kann.

Schon bald nach Mitternacht brachen wir von Buchberg auf, um den Sonnenaufgang vom Scheitel des Riesen genießen zu können. Und wir genossen ihn, stumm vor Entzücken.

„Liebende, die weinend mußten scheiden,
Und nach heißer Sehnsucht langem Leiden
An das Herz sich endlich dürfen greifen,
Würden sich zu küssen hier vergessen!
(Lenau's dichterischer Nachlaß: „Die bezaubernde Stelle.")

Wir konnten uns einige Stunden lang nicht vom Gipfel trennen. Es war ein so reiner milder Herbsttag, daß wir uns nach abgeworfenen Röcken ins krause isländische Moos um unsern kalten Morgenimbiß herlagern konnten. Dießmal stieg kein Nebel auf aus dem unfernen Wetterloche, mit Bezug auf welches Lenau später sang:

— — „schleudre Du
Ein Steinchen spielend in die Tiefen,
Du störst der Lüfte schwanke Ruh,
Und Nebel steigen, die dort schliefen.“
(„Leichte Trübung.“)

Auf die gesunde Bewegung in reinster Luft, unmittelbar vom Himmel herab, o, wie süß schmeckte uns Abends wieder zu Buchberg das höchst ländliche Mahl!

Von unserem zweitägigen Heimgange durch durchaus schöne Gegenden will ich nur erwähnen, daß Lenau hier zum erstenmal, aber nur auf einige Stunden „die neue Welt“ sah. Es ist dieß unferne des Schneeberges ein zugleich sehr ernstes und heiteres Thal. Im Jahre 1832 zog Lenau auf einen Winter weiter weg in eine andere „neue Welt“; am 22. August 1850 aber verließ er die alte Welt vollständig und begab sich in eine dritte, gänzlich unbekannte „neue“, ach, gar so unendlich ferne Welt, für immerdar!

Nach seiner Heimkunft erhielt Niembsch einen Brief von seinem Freunde Berke, worin dieser bat, ihn in Güns zu besuchen, und einige Gedichte ihm dahin mitzubringen, wie auch den Spinoza, denn er würde sich freuen, diesen kennen zu lernen. Niembsch folgte dieser Einladung im Weinmonde 1827, wovon ich aber nur weiß, daß er sehr vergnügt zurück kam.

Vom Jahre 1828 habe ich eben nichts zu erzählen; auch finde ich keine Prüfungszeugnisse daraus vor; ohne Zweifel hat daher auch Niembsch damals gar keine Prüfungen abgelegt. Eines unverschuldeten Grundes dieser Unterlassung, z. B. einer bedeutenden Erkrankung, erinnere ich mich nicht. Wahrscheinlich hatte er das Lernen allzuweit wieder hinausgeschoben, so daß er zur Zeit der gewöhnlichen Prüfungen noch nicht vorbereitet genug sich fühlte. Als er aber später, wie früher öfter, dieselben nachtragen wollte, wurde ihm dieß nicht mehr gestattet, da man just damals in dieser Beziehung sehr strenge zu werden begann. Sonach war auch das Jahr 1828 rein versäumt, wie die früheren von 1816, 1819 und 1823, also volle vier Jahre; ein bedeutender Zeitverlust.

„Im Jahre 1829,“ erzählt uns Seidl wieder am bereits angezeigten

Orte, „war es Niembsch, in dessen Busen ich, vor einem der wichtigsten Schritte meines Lebens mein tiefbewegtes Herz ausschüttete. Der 23. des Ostermonats, bestimmt zum Abschiede von meiner lieben Vaterstadt, vielleicht auf Nimmerwiedersehen, sollte früher noch eine Fessel um meine Hand schlingen, für die den Dichter Mancher viel zu ungefügig glaubt. Kurz vor Mittag sollte ich nämlich zum Altar treten, um mit einem lieben, braven Bürgersmädchen den verhängnißvollen Ring zu wechseln.

„Daß mir übrigens eine Stunde vor der Trauung das Herz ungestümer pochte, daß sich ein Kampf von widersprechenden Empfindungen auf meiner Stirn spiegelte, als ich nach 10 Uhr noch einmal das wohlbekannte Zimmer im „silbernen" Kaffeehause betrat, wohin ich meinem Meister Niklas zu kommen versprochen hatte, um Abschied von ihm zu nehmen, wird Niemand mir verargen. Mit überströmender Herzlichkeit trat er mir entgegen, und durchmaß mit mir, wie oft, in hastigen Schritten die Stube, mit seinen dunklen, sprechenden, in Momenten des Gefühles fast schwimmenden Augen mir in die verborgensten Falten meiner Seele schauend. Streng wie ein Gewissensrath forschte er mich aus, als wär' es ihm darum zu thun gewesen, mich auf einer Selbsttäuschung zu ertappen; er machte mir tausend Vor- und Einwürfe, er zeichnete mir den Winkel, wo im schlimmen Falle meine Bahnen als Mensch und als Poet sich kreuzen könnten, mit scharfen Linien auf den dunklen Hintergrund der Zukunft, er steigerte Blick und Stimme fast bis zum Strafenden, bis er, überzeugt von dem Ernste meiner Gesinnung, von der Klarheit meines Bewußtseyns, von der richtigen und besonnenen Erkenntniß meiner Lage, milder, eingänglicher, wärmer wurde, und zuletzt, meine Hand ergreifend und sie fest schüttelnd, ausrief: „Habt Recht, Freund; Ihr könnt, Ihr müßt glücklich werden; — Ihr — für unsereins wär' das nichts! Gott sey mit Euch; denkt in der Ferne manchmal an Meister Niklas!" — Das waren seine letzten Worte.

Im Jahre 1829 traf Niembsch am 24. Oktober der bitterste Verlust seines Lebens, der seiner innigst geliebten Mutter. Sie starb nach langwierigen unsäglichen Leiden, nachdem ihr ein von ihr darum befragter erfahrener Arzt des allgemeinen Krankenhauses geraume Zeit schon vorher die völlige Unheilbarkeit ihrer Krankheit, des Mutterkrebses, ganz

unumwunden gestanden hatte. Die letzteren Monate hindurch ward sie, unter solchen Umständen freilich fruchtlos, von einem der berühmtesten Aerzte Wiens besucht, wozu die Großmutter Mittel schaffte. So leidenschaftlich und leicht erregbar sie auch sonst gewesen — diese ihre schweren Leiden ertrug sie doch meistens standhaft und ruhig; wenn sie auch ja mitunter in lautes trostloses Klagen und Weinen gerieth — wie ihr geliebter Sohn eintrat, war sie plötzlich ganz still und heiter. An Pflege gebrach es ihr nicht, denn es waren drei schon erwachsene Töchter beständig um sie, wie auch ihr zweiter Gatte, selbst ein Arzt. Wie manche traurige Stunde auch ihr Sohn an ihrem Folterbette zubrachte, so bedurfte sie daher dessen doch nie als eines völligen Krankenwärters, als welcher er hie und da bezeichnet ward, wozu ihn übrigens auch schon sein tiefes Gefühl, das ihn eher den zu langen herzzerreißenden Anblick leidender Geliebter zu meiden zwang, kaum geeignet haben würde.

Was Niembsch seiner Mutter war, und sie dagegen auch wieder ihm, ist aus dem Erzählten und den mitgetheilten Briefen schon deutlich zu entnehmen gewesen. Es obwaltet kein Zweifel, daß er seine großen Dichtergaben ausschließlich nur ihr verdankte; an dieser heißen, hellen Sonne entzündete sich sein gewaltiger Schöpfergeist. Nur brannte das Feuer bei der Mutter nach außen, bei dem Sohne nach innen; sie war leichtblütig, gallsüchtig; er war schwerblütig, schwermüthig. Ihrer blinden Nachgiebigkeit und ihrer übertriebenen Vergötterung des Sohnes ist es wohl zuzuschreiben, wenn dieser etwas eigenwillig, bequem, launenhaft und wohl auch einigerweise selbstsüchtig ward. Letzteres hinderte jedoch nicht, daß er, wenn es galt, nicht auch großer Aufopferung fähig gewesen wäre. Seinen Muth hatte er von ihr, seine Kühnheit, die sich rasch zu dem Aeußersten entschließt, von ihr, aber auch sein Mißtrauen von ihr, seine ihn oft unendlich quälende Zweifelsucht. Kurz, wenn wir seiner, wie er da war, mit seinen großen Tugenden und Gaben, und nur geringen Makeln und Gebrechen, liebend, bewundernd, ja mit höchster Verehrung gedenken, so dürfen wir auch ihrer, da er nicht nur Fleisch von ihrem Fleische, sondern auch Geist von ihrem Geiste gewesen, nicht ganz vergessen. Deßhalb sey ihr Staub auf ewig gesegnet!

Wo Lenau immer das Wort Mutter gebrauchte, darf man versichert

seyn, daß er dabei immer der Seinigen gedenk war. Die fünf rührendsten Stellen sind: „Der Abschied“ und „Der Traum“ in „Faust“; dann die lyrischen Gedichte: „Zuflucht“, „Der offene Schrank“, und endlich vorzugsweise sein Sonett: „Der Seelenkranke.“

Nach seiner Mutter Tod verließ Niembsch ihre und zugleich auch seine Wohnung in der Rosengasse auf der Windmühle, weil er darin allzu lebhaft nur immer an sie erinnert worden seyn würde, und nahm in der Stadt in der Weihburggasse 922, nahe am Franziskanerplatze, ein Monatzimmer in Gemeinschaft mit einem jungen feurigen galizischen Edelmann, Namens Nik. Boloz v. Antoniewicz, dem nämlichen, dessen „Abschied von Galizien“ er späterhin aus dem Polnischen ins Deutsche übertrug. Dieß Lied nahm Niembsch nur in die ersten Auflagen seiner eigenen Gedichte auf, aus den späteren ließ er es weg, weil es denn doch kein Urwerk von ihm selbst, sondern bloß eine Uebersetzung war, und zwar die einzige, die er jemals gemacht. Ein Fingerzeig, in welcher Ausdehnung Niembsch die völlige Ursprünglichkeit und Selbstständigkeit liebte, wogegen seine eigenen leuchtenden Fußstapfen manchen mitunter nur allzu nahen Nachtreter fanden.

Aus der Zeit, wo Niembsch und Boloz beisammen wohnten — anfangs wie gesagt, in der Weihburggasse, dann in der Wallzeile 784, und zuletzt in der Singerstraße 891, nämlich vom November 1829 bis Ende Juli 1830 — vermochte Letzterer ungefähr Folgendes aus seiner Erinnerung beizubringen:

„Oft sah ich Niembsch mit der Guitarre zu einer wehmüthigen Melodie — meistens ungarische Lieder — oder zu improvisirten eigenen Arien, die er entweder pfiff oder sang, sich accompagniren. Meistens fing er mit Pfeifen an, dann überging es in Gesang, wozu sich sogleich ein Text fand, in gereimten oder ungereimten Versen, Alles tief lyrisch, und dabei dermaßen ihn selbst ergreifend, daß ihm fast immer reichlich Thränen entflossen. Ich nahm viel Interesse an diesen seinen Ergüssen seiner Seele, und zeichnete vieles auf, ohne daß er es bemerkte; was ich ihm dann nach etlichen Tagen vorwies. Ohne mehr zu wissen, es seyen dieß seine eigenen Ideen und Gefühle, bewunderte er dann die Schönheit derselben, indem er mir die Ehre anthat, dieselben für die meinigen zu

halten, und nur nach vielen ernsthaften Betheurungen gelang es mir, ihn davon zu überzeugen, daß er selbst ihr Schöpfer gewesen. O wie manches schöne Gedicht steht heute aus diesen improvisirten wehmüthigen Texten da, und wie wohl thut es mir, so Manches aufgehascht zu haben, was sonst, nachdem in seiner dichterischen Seele Gefühle und Gedanken sich rastlos überstürzten, mit dem Momente der Begeisterung entflogen, und in Vergessenheit gerathen wäre!

Als Zug seiner Herzensgüte mag Folgendes angeführt seyn: Wir gingen einmal, schon in der Abenddämmerung, von Hernals nach Hause, und sahen an einem Fenster zu ebener Erde einen Menschen sitzen, der ein altes Kleid flickte; hinter ihm saß sein Weib, und zertrennte ein solches; im tieferen Hintergrunde des schmalen finsteren Zimmerchens wimmelte aber etwas kleine Familie. Niembsch befragte den Mann um seine Beschäftigung, und es kam heraus, daß dieß eine arme Schneiderfamilie wäre, die sich kaum so viel täglich verdiente, um nur das zum Leben Allernöthigste kärglich bestreiten zu können. Nachdem des Mannes Schneiderkunstkenntnisse sattsam erforscht waren, bestellte ihn Niembsch zu sich, und gab ihm dort Tuch zu einem Frack, aber mehr, als er brauchte. „Ich will ihn ins Renommé bringen!" sagte Niembsch; es gelang aber nicht. Der arme Flicker, durch das Ungewöhnliche und Großartige überrascht, machte eine Ausnahme und war aus Dankbarkeit redlich. Er verbrauchte gewissenhaft das ganze Material, und machte anstatt einem Frack, einen Sack, worin der kleine, magere Nicolas halb verloren stak, und wie ein protestantischer Pastor aussah. Niembsch jedoch fand Alles recht gut, und bezahlte ohne mindesten Abbruch das Conto, und als ich Ausstellungen machte, die der Schneider selber einsah, wollte er durchaus nichts ändern lassen, „um nur den armen Teufel nicht zu kränken." Kaum aber war der Schneider zur Thüre hinaus, so sagte Niembsch: „Das ist ein dummer Tropf! Er hätte hier keck eine Weste für sich ersparen können." Der Frack sollte durch einen andern Schneider verbessert werden, es kam aber nicht dazu, und Niembsch nützte ihn, so wie er war, ab.

Einmal gingen wir auf dem Wasserglacis spazieren und weit vor uns ein paar Fräulein in Begleitung eines Herrn, welcher einer davon

angelegentlich den Hof machte. Als die Damen auf einer Bank sich niederließen, bemerkte Niembsch, daß der Herr Werber seinen Platz sorgfältig mit dem Taschentuche abstaubte, die Rockschöße behutsam bei Seite schob, und sich sodann erst sehr vorsichtig setzte. „O!“ sagte Niembsch, „der verdient das hübsche Mädchen nicht. Schaue nur hin; er ist verliebt, und hat noch Sinn für seinen Rock! Ein abscheulicher Kerl! Das wird ein Knicker seyn!“

Es traf sich einmal, daß wir nach dem Souper schon spät in der Nacht nach Hause gingen. Es wehte ein Sturmwind, daß wir uns kaum aufrecht erhalten konnten; es war etwas ganz Fürchterliches. Wie wir schon im Bette lagen, sagte Niembsch: „Es thut doch wohl, in einem ruhigen Winkel den rasenden Kerl so schnauben zu hören. Wie so Mancher muß ihn unter freiem Himmel aushalten!“ — „Der hat's besser als wir,“ gab ich ihm zur Antwort, „denn er hört ihn in seiner vollen unverkümmerten, wüthenden Tollheit, wenn er nicht etwa auch Kopf sammt Ohren in einen Mantelkragen oder sonst etwas gesteckt hat. „Auf dem Kahlenberge möcht' ich jetzt oben seyn!“ — „Das wäre so recht ein Stücklein für deine künftige närrische Lebensgeschichte,“ sagte Niembsch, „wenn du jetzt hingingest.“ — „Ich gehe hin,“ rief ich und sprang aus dem Bette, „ich will dem, der sie einst schreiben mag, Stoff liefern!“ und flugs zog ich mich an. „Bist du toll?“ staunte Niembsch. „Wenn ich's bin, so werden unser zwei draußen seyn; der Sturm kriegt gute Gesellschaft.“ — „Ein hübscher Einfall!“ lachte Niembsch. „Scheint dir das, so komme auch du mit.“ — „Omne trinum perfectum!“ rief Niembsch, stand auf, zog sich an, und wir gingen.

Unterwegs machten wir Späße und Witze, um uns das äußerst Mühselige des Ganges zu erleichtern; denn, wiewohl es nicht regnete, so gab uns doch der Sturm viel zu schaffen. Nach zwei Stunden waren wir bis zur Hälfte des Berges emporgedrungen und hatten damit schon mehr als genug. Mir war wahrlich nicht ganz wohl zu Muthe, ihm vielleicht auch, aber keiner verrieth es dem andern. Wir lachten den Sturm aus, wenn er in kurzen Intervallen wie auszuruhen und gleichsam auszuholen schien, um uns noch grimmiger zu bekämpfen. Als wir endlich doch hinauf gelangt waren, erwarteten wir oben den Tag, weil an

den Rückweg im Finstern gar nicht zu denken war. Der Tag blieb auch nicht lange mehr aus, und wir verfügten uns zum oben befindlichen Gast- und Kaffeehause, um etwas zu frühstücken. Wir klopften an. Alles schlief noch. Die Wartzeit ward nun benützt zu einem Wettlaufe um die Zeche des Frühstücks bis zu einem gewissen Punkte; wer zurückbliebe, sollte zahlen. Ich machte ein großes Wesen von meiner außerordentlichen Schnelligkeit im Laufen, und verlangte daher durchaus, Niembsch sollte zwanzig Schritte vornehmen. Niembsch, der sich in der That besonderer Raschheit bewußt war, lachte mich aber aus, meinend, das hieße mich nur um die Zeche bestehlen. Ich übertrieb nun noch mehr, und brachte es so endlich doch dahin, daß er wenigstens zehn Schritte vornahm, wobei er doch auch diese geringe Vorgabe eine große Keckheit von mir schalt. Nach dem Abmessen der zehn Schritte, die Niembsch möglichst klein machte, ging es auf sein Commando: „Drei!" vom Fleck. Er riß aus aus Leibeskräften, ich that bloß etliche Sprünge hinter ihm her, und das Uebrige ersetzte ich mit heftigem Stampfen und Strampfen der Füße, wie wenn ich liefe, mußte aber über den pfeilschnell allein Dahinfliegenden so herzlich lachen, daß Niembsch darob sich umdrehte. Als er mich nun so stehen und strampfen und lachen sah, ward er so toll über mich, daß ich alle Menschenmühe hatte, ihn wieder zu beschwichtigen. Ich habe ihn nie in einem solchen Zorne gesehen, den ich auch all meine Lebtage nie vergessen werde. „Aber die Wette hast du denn doch verspielt!" triumphirte er. „Allerdings." — „Nein," rief er, „ich bin der Gefoppte, denn du hast mich anrennen lassen; ich, ich muß zahlen." Endlich entschied der Knoten des Taschentuchs, und ich hatte zu zahlen. Ich mußte ihm versprechen, gegen Niemand etwas von der Geschichte zu erwähnen, so sehr war seine Eitelkeit, oder nennen Sie es anders, dadurch verletzt. Ich sagte auch wirklich bis jetzt noch Niemand etwas davon, und überlasse es völlig Ihnen, Freund Schurz, was Sie damit machen wollen."

Ich, Schurz, theile es aber ohne Bedenken mit; denn mein verewigter Bruder Niembsch ist jetzt über alle irdische Eitelkeit, wenn es auch je eine solche gewesen wäre, hoch hinaus; mit dem Staube hat er auch diese auf ewig abgeschüttelt; sein reiner Geist lächelte nun ihrer nur. Aber es war wohl mehr als bloß Eitelkeit. Er wähnte sich im ersten Augenblicke

mißbraucht, seine Würde verletzt, und sein Zorn entbrannte. Nur einem Freunde konnte er es wieder verzeihen; einem Feinde, ja auch nur einem Gleichgültigen, hätte er solches nie gethan. Niembsch war in gewisser Beziehung ausnehmend stolz, und dieser gerechte männliche Stolz war es eben auch, der ein Dutzend Jahre darnach in einer sehr wichtigen Angelegenheit für ihn zum entscheidenden Ausschlag viel beitrug. Man behalte also gefällig diesen Zug im Gedächtnisse. Uebrigens nehme man auch noch etwa Lenau's Gedicht „Vanitas" zur Hand. Ich möchte darin fast einige Verwandtschaft mit obigem Auftritte entdecken.

Boloz fügte auch noch bei: „Niembsch verehrte sehr Dr. Hartmann, Professor der Pathologie, und hatte auch besondere Vorliebe für diesen Gegenstand. Er kam oft voll Enthusiasmus aus den Vorlesungen Hartmanns, und nannte ihn den größten Mann Oesterreichs."

Ferner: „Sie mochten, mein theurer Schurz, nicht Unrecht haben, wenn Sie in der Skizze über Lenau im Album österreichischer Dichter sagten, daß seine innige Verbindung mit mir auf Entstehung seiner glühenden Polenlieder miteingewirkt haben dürfte. Ja, er liebte jedes freiheitsinnige Volk, und in mir vielleicht mein Land. Es ist viel Eigendünkel in dem jetzt Gesagten; aber es ahnet mir, daß es dem doch so war."

Im Jahre 1830 war's, daß Niembsch sich selbst umtaufte, indem er unter dem Decknamen „Lenau" vor die Welt trat. Sein Freund Anastasius Grün — dieß ist bekanntlich eben auch nur ein Mantelname — wollte das Gedicht von Niembsch: Glauben. Wissen. Handeln. Ein allegorischer Traum" in Spindlers „Damenzeitung" senden. Die damalige österreichische Druckbehme hätte dessen Erscheinung, selbst auch auswärts, doch nie gestattet; wenn also solche gleichwohl ohne harte Strafe bewerkstelliget werden sollte, so konnte es nur unter erborgter Larve geschehen. Niembsch, sogar auch noch im Unwahren wahr, nahm von seinem Ehrenworte „Strehlenau" die letzten zwei Sylben vorsichtig vors Gesicht, und sprang vor die schöne Welt. Dieß ist also die Geburtsgeschichte unseres geliebten Lenau.

Samstag, den 15. Mai 1830, traten wir wieder einen kleinen Ausflug zu unserem wiederholt, aber immer gern gesehenen Gutenstein an, in Gesellschaft von Freund Klemm, der in das Haus eines reichen jüdischen

Großhändlers als Erzieher gekommen war, und seines halberwachsenen Zöglings, dem der gnädige Papa die Freude eines Pfingstausfluges gewähren wollte. Ein altes zwilchüberdachtes Bänkewägelchen wurde gemiethet, mit einem noch viel älteren Kutscher, und einem, wenn auch nicht ganz so alten, aber noch viel bedächtigeren, mageren Gäulchen. Wir rückten daher nur ungemein sachten Schrittes vorwärts. Als es hinter Großau ins Waldgebirg bergan ging, stiegen wir alle ab, um dem armen abgelebten Thierchen seine saure Last nach Möglichkeit zu erleichtern. Indessen war es Nacht geworden, die dichte Föhrenwaldung vermehrte noch die Dunkelheit, und das bedaurungswürdige Wägelchen, an dessen Seite wir theilnehmend fortschritten, fiel auf dem elenden Holzwege mit lautem Aechzen aus einem Loche ins andere, die obendarein auch alle voll Koth waren, denn es hatte hier einige Stunden vorher tüchtig geregnet. Endlich aber stürzten einmal die Räder in solch einen bodenlosen Sumpf, daß das gute Rößlein dieselben nicht mehr herauszureißen vermochte. Da zeigte sich wieder Niembsch in seiner ganzen Niembschheit. „Angepackt!" rief er lachend und sprang an das allerkothigste Rad. Wir sogleich alle nach; sogar der junge Wechsler bekam sein Rad. Im Nu war unter Hurrah das Wägelchen wieder heraus. Hierauf tappten wir uns, kothbedeckt, nach Pottenstein hinunter, wo wir erst zur Gespensterzeit ankamen und nur mit Mühe mehr in dem schon grabstillen Gasthause Aufnahme erlangten.

Am nächsten Vormittag besuchten wir den Muckendorfer Wasserfall. Einige Felsen stehen zerrissen umher in starrem Schrecken, während die schäumend tosende Mira über andere zertrümmert am Bogen liegende siegjauchzend hinabstürzt. Hier sieht man es recht klar, wie viel der auch noch so schwache ruhelos Bewegliche selbst über den stärksten in träger Ruhe Verharrenden vermag.

Nachdem wir uns den ernsten Anblick sattsam betrachtet, verfolgten wir das nun kindlich tänzelnde Schlängelbächlein abwärts. Hiebei prägten sich unsere inneren Gesinnungen wieder deutlich in äußeren Handlungen aus. Niembsch und Klemm, die zwei Ungarn sprangen über die Windungen des Bächleins immer Eines Satzes hinweg, während ich Oesterreicher, gesetzt und schwer, stets harmlos gerade durchwatete, der junge Wiener Zögling jedoch, der weiseste von allen, so lange suchte, bis er richtig

auf großen Steinen einen ganz trockenen und unbeschwerlichen Uebergang fand. Eine Bäurin sah den alten Kindern lange, lächelnd und voll Verwunderung den Kopf schüttelnd, zu.

Von der Heimfahrt nur so viel, daß es anfangs ungemein zu lachen gab, und zwar dadurch, daß Niembsch das schnarrende Ratschen des Jünglings beim Aussprechen des Buchstabens R meisterlich nachmachte. Es ist nichts ergötzlicher, als wenn ernste Männer wieder einmal kindische Kinder werden. Das aber konnte Niembsch manchmal recht von Herzen seyn.

In der Hälfte des Juni 1830 hatte Niembsch bereits wieder zwei Prüfungen abgelegt, wovon eine besonders glänzend. Die dritte und letzte sollte bald nachfolgen; Niembsch lernte, daß ihm der Kopf dampfte. Ich schrieb dieß unserem Schleifer, der mit Beginn des Jahres nach Schloß Ort am Traunsee in Oberösterreich als Pfleger gekommen war. „Deine Nachricht von unseres Niembsch dämonischem Studiren“ — lautete die Antwort — „ist mir gar nicht spaßhaft, denn es hat sich schon Mancher zu Schanden gelernt. Ich kann und mag das nicht für gut halten. Das Abarbeiten im Schweiße seines Angesichtes mag der Körper des Pflügers, dem es gilt, und der dabei sich leiblich befinden mag, erdulden; doch auch dieser nicht übermäßig, nicht ohne Rast und Labung. Wenn ich aber sehe, daß ein wackerer Junge, wie mein Niembsch, den Geist einspannt, einjocht und hetzt, wie ein Fiakerroß, so ist das vom Uebel. Und was wird dabei gewonnen? Makulatur für das Gedächtniß und nichts weiter. Fluch über die Stubenhocker, die unsere Studienpläne ausbrüten! Aber die Kerls wissen und berechnen gar gut, daß dieses das sicherste Mittel ist, die Blume des Genies, den Dorn in ihrem Auge, im Keime zu ersticken, zu zertreten.“ — Und richtig den armen Niembsch wandelte am 14. Juli ein völliger Eckel vorm Lernen an. Er zwang sich, eine Stelle fünfmal zu lesen und konnte sie doch nicht behalten. Er gab einigemal Galle von sich und fieberte heftig. Erschöpft an Geist und Leib fühlte er sich. Die Prüfung, die noch am 20. Juli zu geben gewesen wäre, mußte aufgeschoben und sobald wie möglich eine Erholungsreise zu unserem Freunde Schleifer in die stählende Gebirgsluft angetreten werden. Ich that es mit ihm, in weiterer Gesellschaft eines seiner Bekannten, eines Jägeroberlieutenants, am 4. August mittelst Landkutsche, da eine

Eilwagenfahrt zu angreifend für den Geschwächten hätte seyn können, der übrigens, wie er nur Wien im Rücken hatte, schon sichtbar wieder aufzuleben begann.

Am dritten Tage der Reise übernachteten wir zu Kremsmünster in Oberösterreich. Im Gasthofe dort, auf dem Gange des ersten Stockwerks, sah Niembsch ein großes Oelgemälde mit Christ am Kreuze hängen; den Kreuzstamm unten umschlingt eine kniende, todtbleiche, wie vom Schmerz ohnmächtige Magdalena; gegenüber aber aufrecht steht die Mutter Gottes zwar thränenden, doch himmelangekehrten, schmerzverklärten Auges, und die zuckende Lippe hauchet voll Ergebung. „Du gabst ihn — nahmst ihn; dein Wille, o Herr, geschehe! — Hinter ihr weint ihr neuer Sohn, Johannes, seinen Gram in das verhüllende Kleid. Das Bild zeigte noch einige Löcher, die demselben im Jahre 1809 von rohen Franzosen gestochen worden waren. Niembsch gefiel das Bild sehr, und er wurde darüber mit dem Wirth bald des Handels eins, so daß er es sogleich zu Schleifer nach Ort mitnahm. Dort kam es einmal zur Frage, welche Gestalt die schönste am Bilde wäre? Niembsch entschied sich rasch für die leidenschaftlichste darunter: Magdalena.

„Zu meiner Seele Trauer
Die Buche besser stimmt,
Daß sie den Winterschauer
Sich so zu Herzen nimmt,"

wogegen ich mich sehr eifrig für die auch im ärgsten Winter grüne Tanne: Maria — aussprach. Schleifers freundliche Gattin, zur Schiedsrichterin erkiesen, äußerte sich ganz nach Schiedsrichterweise: „Sie — wählten die Magdalena; Sie — die Maria; nun, so wähle ich mir — den Johannes!" Der Streit schloß sich so sehr heiter, aber der Ausspruch Lenau's kennzeichnete ihn selbst sehr scharf. Nur Leidenschaftlichkeit, sogar bis zur Bewußtlosigkeit; nur nicht Beherrschung, da sie Kaltsinn scheint! — — Das Bild ist längst schon in meinem Besitze; es soll ein Nachbild nach Rembrandt seyn.

Am vierten Vormittag lagen wir schon in unseres Freundes Armen. Schloß Ort am westlichen Ufer des Traunsees, gerade gegenüber dem ehrwürdigen Traunstein, besteht eigentlich aus zwei Schlössern, wovon

das ältere auf Bürsten im See selber liegt, und durch eine Brücke mit dem neueren am Gestade verbunden ist. Wenn ich aus unsern Fenstern in diesem jenes altergraue so schweigsam ernst in den Fluthen ruhen schaute, gedachte ich immer Chillons im Genfersee mit seinem so rührenden Gefangenen. Ich hatte um so mehr Grund hiezu, als Schleifer auch gern unsern Lenau mit dem gewaltigen Byron, des Gefangenen Dichter, zu vergleichen pflegte. Unser Hauptgespräch war natürlich immer die Dichtkunst; wir fanden desselben fast kein Ende.

Gedichtet ward damals von Lenau die vortreffliche „Wanderung im Gebirge", worin die freilich auch unvergleichliche Stelle:

„Süß träumt es sich in einer Scheuer,
Wenn drauf der Regen leise klopft;
So mag sich's ruhn im Todtenschreine,
Auf den die Freundeszähre tropft,"

den alten Freund Schleifer bis zu Thränen ergriff.

Aber auch die Welthändel beschäftigten uns oft, denn damals war eben wegen der unterdrückten Preßfreiheit der große Lärm in Paris losgegangen, und Karl der Zehnte verjagt worden. Allein neben Gemüth und Verstand fand auch der Gaumen köstliche Labung. Frau Nani, unseres Freundes noch eben so hübsche, als gutmüthige Gemahlin war aus allen Kräften bemüht, uns — wie sie sich gut österreichisch ausdrückte — „ein bißl was hinauf zu füttern." Bei mir gelang es ihr auch sichtbar; minder bei Niembsch, was ihn in den Verdacht bei ihr brachte: er müsse doch wohl minder gut seyn denn ich. Gleichwohl ließ auch er es sich gut schmecken, vor allem gebackene Teigrollen, mit süßer Salse gefüllt; diese waren und blieben sein Leibgericht.

Aber auch das Ohr genoß köstliche Schmäuse. Nach Tische machten wir gerne von Ort die heilsamen tausend Verdauungsschritte ins nahe Gmunden zum damaligen Schullehrer, dessen Tochter, ein in jeder Beziehung wohlgebildetes und hochachtbares Mädchen, mit ebenso viel Gefühl als Kunst sang, wobei sie sich selbst auf den Tasten begleitete. Sie durfte uns fast nichts als „Schubert" singen, welcher leider damals schon todt war. Nach einer Mittheilung des Dichters Frankl S. 34 sagte Niembsch einmal lächelnd: „Wie Alexander klagte, daß er keinen Homer habe, so

schmerzt es mich, daß Schubert vor dem Erscheinen meiner Gedichte gestorben ist." Es läßt sich daher leicht erklären, wie er nur immer ihn sich vorsingen ließ.

Der damaligen süßen Schwelgerei Lenau's in Schubert ist es wohl auch vorzüglich zu verdanken, daß er diesen im nächsten Jahre (1831) nach Schwaben heiß mit hinaustrug, „woselbst — wie Frankl meldet — Schubert bis dahin noch völlig unbekannt gewesen, welchen Geschenkes an die Schwaben sich auch Lenau öfters ganz besonders rühmte." Gleichwohl soll er sich in späteren Jahren (nach Emma Nieudorf, S. 11) immer mehr von Schubert entfremdet haben. Nicht daß dieser keinen Eindruck mache; er errege sehr; aber Dissonanzen, die er nicht harmonisch auflöse; er sey zu warmblütig; er wühle so viel auf; es sey eine sentimentale Verliebtheit. In Beethoven dagegen Alles idealisirt — Liebe und Schmerz. — Dieses Urtheil dürfte von Niembsch in so ferne einigermaßen Wunder nehmen, als er selbst in seinen Gedichten manche Dissonanz unaufgelöset ließ.

Wir unternahmen drei größere Ausflüge von Ort. Unser erster war der weiteste; er erstreckte sich bis Hallstatt. Wir bestiegen mit Schleifer am 10. August des Morgens ein Schiff in Ort und ließen uns den grünen See entlang wiegen. In Traunkirchen, das wie eine Seeburg prangt, stiegen wir aus und besahen die ernste Kirche, und dann das stille Klösterlein, worin einst Nonnen und dann Jesuiten gehaust. Lenau hatte nicht wenig Lust, sich auch dort einsam anzusiedeln. Darauf ruderten wir bis an das obere Ende des See's, nach Ebensee, und fuhren dann mit Post nach Ischl, das damals noch minder reich besucht war. Die Lage von Ischl gefiel Niembsch sehr; doch ließ er sich nicht träumen, daß er es späterhin fast Herbst für Herbst wiedersehen würde. Es war gewöhnlich seine Rastbank auf den ewigen Wanderungen zwischen Wien und Stuttgart.

Abends waren wir in Hallstatt, dessen schauerlich wilde Lage bekannt ist. Wir stiegen sogleich zum Gottesacker empor, der um die alte Kirche herumruht. Viele Gräber haben Kreuze mit vortrefflichen Aufschriften, die an diesem feierlichen Platze tief ergreifen. Unter einem grauen Nebenkirchlein befindet sich ein Beinhaus, durch dessen Gitter klafterhoch aufgeschichtete

Todtenschädel trübselig herausgucken, deren jeder den Namen seines vorigen Besitzers an die Stirne geschrieben trägt. In der Außenmauer aber ist eine kleine Nische, woraus ein schneeweißer Todtenkopf unverwandt in die düstere Gegend hineingrinst. Als wir das erstemal dort waren, dämmerte es bereits, und der Eindruck war auf uns alle, Niembsch, Schleifer und mich, so stark, daß wir ganz traurig und stille wurden. Niembsch und ich gingen später abermal hinauf, als die Sterne schienen und ein laues Lüftchen über die Gräber hauchte. Lange saß Niembsch, der Vergänglichkeit Sänger, unter den Vergangenen, mit in die hohle Hand gesenktem Haupte, indessen ich von dem Grabtuche des dunklen See's mild freundliche Sterne im Widerscheine tröstlich heraufblinken sah. Unsere Trauer ward ein sanfter Ernst.

Dieß war ein würdiges Seitenstück zu unserem Mondscheinfriedhofe bei Starhemberg und zur hehren Mitternacht in der Steinapinstingklause.

Den nächsten Morgen wandelten wir durch ein einsam Schluchtenthal voll riesiger Felsblöcke und übermooster Geröllhügel — wir werden später eine holdere Gestalt über letztere klimmen sehen — zum herrlichen Strubbach, dem Dachsteingletscherjungen, der mit unbezähmbarer Wildheit jauchzend über die Mauern herab ins Thal springt, daß ihm die nassen Locken im Winde weithin sich zerstäuben.

Bis Abends gelangten wir glücklich in unser geliebtes Ort zurück, eine neue Welt im Busen.

Lenau's Geburtstag, den 13. August, wollten wir auf dem Traunstein feiern. In zwei Drittel Höhe von diesem ruht ein stiller, kleiner See, der Laudachsee, zur Hälfte von senkrechten spitzen Felsen, Orgelpfeifen gleichend, umstanden; das diesseitige Ufer dagegen ist flach, dicht umwaldet, und nicht ohne einiges Schilf, das schwermuthsvoll mit einem einsamen Hüttlein koset. Hieher lagerte sich, nach ein paar Stunden steilem Klimmen, unsere Gesellschaft, von einer Sennin vermehrt, welche die eigene Kunst verstand, so eigenthümlich abgebrochen zu jauchzen, daß der vielfache Widerhall der zerrissenen Felsen jenseits des See's nicht sowohl ihre Töne wiederzugeben, als vielmehr solche zu einem mehrstimmigen, fast abenteuerlichen, aber zugleich höchst schönen Liede zu verflechten und zu ergänzen schien. Die Felsen belebten sich ordentlich an der Maid

(s. Lenau's Gedicht: „die Sennin.“). Hier sey unter einem eines anderen absonderlichen Echo's nebenbei erwähnt, das Niembsch in späteren Jahren bekannt wurde, und zwar beim hinteren Langbathsee nächst Ebensee, wenn kein Irrthum obwaltet. Niembsch nahm einen Burschen dahin mit, „denn man muß im Gebirge immer wissen, was man braucht,“ setzte er lächelnd hinzu. Dieser Bursche mußte ihm pfeifen. „Das war aber merkwürdig, es war, als wenn lauter Vögel in den Felsen säßen.“ (Niendorf 151.)

Das war ein fröhlicher Lenau-Geburtstag, sein neun und zwanzigster. Lenau zeichnete an Ort und Stelle sich selbst und einen gemüthlichen Gmundner Kaufherrn, wie er selbst — die Führerin und dieser — die Sennin traut umschlang, während wir übrigen drei: der Jägeroberlieutenant, ich, und der schmucken Führerin Bruder, ein heiterer, frischer Bursche, die vollen Gläser hoch anstießen. Dieß Blatt, von ihm der Großmutter nach Wien gesandt, entlockte ihr lautes Gelächter.

Einen nicht minder ergötzlichen Absprung machten Lenau und ich ganz allein in die Viechtau nach Neukirchen. Aus der Viechtau kommen die Sturmwinde, die den See brüllen machen und mit Schaum bedecken, und diese Viechtau brauet die Hagelgewitter, welche häufig dort die Saaten bis auf den letzten Halm zerstören. Nur durch eine mäßige Höhe vom Traunseekessel getrennt, ist sie bedeutend doch schon rauher als wie dieser. Wir gingen hinüber, uns das Ungethüm zu besehen, da aber eben ein sehr schönes Wetter war, so lächelte uns jenes gar lieblich an, und wir wurden an ihm ganz irre. Auch die Menschen sogar schienen uns fast noch freundlicher als irgendwo, wenigstens die Frau Wirthin in Neukirchen, sehr hübsch, von etwa gegen die dreißig, und ihr holdes Jungfer Schwesterlein, von etwa gegen die zwanzig. Die letztere hieß Zilerl, d. i. Cäcilia. Lenau, der, wenn er aufgelegt war, äußerst liebenswürdig seyn konnte, neckte sich baß mit Zilerl, und so blieb mir die Wirthin zu unterhalten, während sie beide ein treffliches ländliches Mahl uns bereiteten. Da geschah's, daß Zilerl einen vorübergehenden Burschen, dem sie etwas aufzutragen hatte, bei seinem Namen „Ruderl“ (Rudolph) anrief. Darob war bei Lenau der Teufel plötzlich völlig los, und er konnte sich vor Lachen kaum mehr halten, denn nicht bald schienen ihm zwei Namen besser

sich zusammenzuschicken, als Ruderl (Ruderlein) und Zilerl (Kähnchen, von „Zille", Kahn); und er erbot sich sogleich selbst mit maßlos steigendem Gelächter für ewig dem „Zilerl" zum „Ruderl." So vermochte denn auch einmal ein einziges kleines Wort den Dichter, den oft nur ein Wörtlein schon zum Tode betrübt machen konnte (s. „Leichte Trübung"), zum freilich geringen Entgelt auf den Gipfel harmlosester Lustigkeit zu erheben.

Das Schäckern dauerte bis Nachmittag. Da schlichs plötzlich an den Fenstern vorüber, und zwei Augen blitzten ins Zimmer herein. Der Herr Wirth war heim. Es grollte wie Viechtaudonner dumpf, und wir empfahlen uns dem Herrn, bei dessen unfreundlichem Anblick uns eine Ahnung anwandelte, daß es denn doch in der Viechtau böse Stürme und Hagelschläge geben könnte.

Gleich darauf, Anfangs September 1830, mußte der völlig wiedergestärkte Niemsch unmittelbar nach Wien zurück, um sich für die rückständige Prüfung vorzubereiten; ich aber, da ich noch vierzehn Tage Urlaub hatte, ging noch zum Gollinger Wasserfalle und zu dem ihm nahen Salzaöfen in Salzburg und zum Königssee in Berchtesgaden. Beide riefen wir, indem wir von Gmunden Abschied nahmen, die Schlußworte meines Gedichtes „Gmunden":

„Ach, Gmunden, immer, immer schön,
Dir lass' ich meine Seele!"

Niembsch wohnte in Wien jetzt bei uns, am Alserglacis, im Schwarzspanierhaus, Z. 200, das ehemals ein Kloster für aus Spanien gekommene schwarzbekuttete Mönche war, und dadurch sehr merkwürdig ist, daß der große Beethoven im Jahre 1827 darin starb. Das Zimmer, worin nun Lenau dichtete, und worin vielleicht noch fünfzig Jahre früher ein finsterer Mönch sich blutig geißelte, lag rückwärts im zweiten Stock, und sein Fenster, das äußerste, sah gegen den damaligen sehr schönen und großen Garten. Niembsch lernte eifrig. Aber noch in dem nämlichen Monate erkrankte die sonst noch sehr rüstige Großmutter heftig und starb den 26. September 1830 am Brande der Alten. Es war kein gültiger letzter Wille vorhanden, und so wurde das hinterbliebene Vermögen von beiläufig 30,000 fl. in Silber nach dem Gesetze zu gleichen Theilen den

drei Enkeln, Therese, Nikolaus und Magdalena, zugesprochen. Kaum sah so Niembsch für längere Zeit seine Zukunft gesichert, so beschloß er, die ihm schon so bitter verhaßte Schullernerei, die er nun schon durch mehr als zwanzig Jahre wie in der Frohne betrieb, wenigstens vor der Hand, auszusetzen. Vergebens beschworen ihn seine Freunde, er sollte mindestens die schon so nahe Meisterweihe in der Heilkunde noch erstreben, damit wenn die mäßige Erbschaft, deren Zinsen ihm kein genügendes Auskommen gewährten, allmählig zerschmölze, er ihr unbekümmert nachblicken könnte. Insbesondere schrieb ihm in dieser Angelegenheit Freund Schleifer am 13. November 1830.

Mein theurer Freund!

Empfange aus vollem Jubel meines Herzens den Glückwunsch zu dem schönen Loose der Freiheit, des herrlichsten Geschenkes, das Gott nur seinen Geliebtesten aufbewahrt; ich fühle den hohen Werth solch eines königlichen Lebens so gut als Du, und theile das erhebende Gefühl Deines Busens. Auch die Begeisterung, mit der Du Deiner Braut, der Muse, gedenkst, findet ihren treuen Wiederhall in meiner Seele; ja, diese Braut ist Deiner und der Liebe aller Edlen werth, und sie wird nicht ermangeln, mit reichem Segen ihrem hochherzigen Paladin zu lohnen; aber ... ein aber noch? — Ja, dieser Paladin muß noch mehr thun, als seiner Braut anhangen, und nur mit den Preisen geschmückt, die er für die Sache der Menschheit gewonnen, darf er um die ihrigen in die Schranken treten. Also nicht sollst du Arzneikunde üben, nur damit Du von ihren Spenden den Bäcker- und Fleischer-, den Schuster- und Schneider-Conto befriedigst, sondern damit Du hier einen Vater seiner jammernden Gattin, seinen vor Angst sinnlosen Kindern wiedergibst; dort einer verzweifelnden Mutter den einzigen Sohn, und dort einem trefflichen Mädchen ihr Eins und Alles auf Erden, ihren Bräutigam, rettest; und dafür forderst Du nicht den gemeinen Taglohn der Visitenmacher, den verschmähest Du! selbst die Thränen des Dankes und Entzückens der Geretteten genügen Dir nicht, aber mit dem Göttergefühle des Bewußtseyns Deiner That sollst Du heimkommen in die stille Kammer Deiner süßen Braut, und ihre Umarmung voll Inbrunst wird Dich emportragen durch alle Himmel, und Gesichte wirst Du schauen, zu denen hinan noch keines Sterblichen

Auge sich gewagt hat. Ein reiches Talent war Dir verliehen, und Rechenschaft wirst Du geben, wie Du damit gewuchert hast; es gibt, ja es gibt ein zweites schöneres Daseyn, und eben des Dichters glühender Durst spricht dafür als seines vorausgesandten Herolds, und es steht nur bei Dir, ob jene Ringer auf dem Sterbelager Dir jenseits mit dem freundlichen Lächeln des Dankes, oder — versäumt und verlassen von Dir — mit trotzig abgewandtem Gesichte, wie Dido dem Aeneas, begegnen sollen.

Du siehst wohl, ich könnte Bögen voll schreiben, wollte ich meine Ansicht schulgerecht vertheidigen und durchführen; doch wozu? Ich habe meine Pflicht gethan und gesprochen; erfülle nun Du die Deine, und denke darüber nach. Schwerer und mühvoller ist allerdings das Ziel, das ich Dir stecke, zu erringen; aber das darf dich nur anspornen, nicht zurückschrecken.

O mein edler Freund, welch ein Gedanke, wenn ich, mein Weib, meiner Kinder eines krank würde, und Du unser Arzt, unser Retter! — Und doch, um ganz ehrlich zu seyn, muß ich Dir sagen, nachdenken magst Du wohl über meine Worte, aber entscheiden dürfen sie nicht; denn von Dir in der strengsten Persönlichkeit ist die Rede. Greif' in Deinen Busen und handle! Nach dem Sinne eines Andern kann niemand leben und gedeihen.

Lenau blieb bei seinem Entschlusse. Er versprach, wohl mehr nur zur Beschwichtigung seiner Freunde, sich's angelegen seyn zu lassen, zu Würzburg oder Heidelberg, wo es schneller ginge, das Doktorat zu erlangen. Vor allem wollte er jetzt seine Gedichte sichten und sammeln, und da er sie in Oesterreich unmöglich herausgeben konnte, sie zum Drucke nach Stuttgart tragen, wenn sich dazu nicht etwa anderwärts Gelegenheit böte. Zu diesem Ende schrieb er dann auch an Braun von Braunthal nach Berlin, mit dem er in Wien viel Umgang gehabt, und der sich damals als Dramaturg des königsstädtischen Theaters zu Berlin befand. (S. „der Wanderer." Wien 14. März 1851. Z. 123.)

Wien, den 17. Juli 1831.

Lieber Braunthal!

Ich hatte eine große Freude darüber, daß Sie meiner gedachten, und so warm, so freundlich gedachten. „Ein Gedicht ist kein Glaubens-

bekenntniß," sagt Eulogius Schneider in seiner Vorrede, dieser alte Esel; er hat aber Recht. Was mein Braunthal in einem Gedichte über Freundschaft sagt, kam auch nicht vom Herzen; gerade der ist einer von den wenigen, denen es nicht genug ist, die Freundschaft zu nennen. — Also Sie sind starken und guten Muthes. Das ist recht, und ist, was mich an Ihnen immer erfreut hat. Hätte ich nur auch diese herrliche Zuversicht, dieses Selbstvertrauen! Sie treten kühn unter den wühlenden, polternden, schweißtriefenden Menschenhaufen, und rufen mit starker Stimme: „Haltet ein! Wischt euch die Stirne ab; ich werd' euch ein Lied singen, das euch erquicken soll und laben; horchet!" Der Schwarm steht still, lauscht, und ist beglückt durch die Gabe des Sängers. Dieser Stolz, der zuversichtliche, mit dem Sie sagen: „meine Lieder müssen gefallen!" ist eben ein Bürge dafür, daß Ihre Lieder von oben sind, daß Sie, von Weihe durchdrungen, sich als den Geschäftsführer der allerhöchsten Majestät, des Liedergottes, fühlen; daß Sie es als einen zufälligen Umstand betrachten, warum er gerade Sie zu seinem Gesandten erkoren und Ihnen das Creditiv geschrieben hat auf Herz und Stirn. Sie reden im Namen Ihres Herrn; darum so keck, darum aber auch so schön. — Ich lebe auch, bin auch gesund, und seit ich Ihren Brief erhalten, gesunder als zuvor. Gesundheit ist auch ansteckend. Die Post ist das einzige Fenster, durch welches manchmal frische Luft hereinstreicht in unser großes Nosocomium, wo Kranke aller Art herum liegen, von denen einige unter ihrer Decke schreiben, denen aber die wohlmeinende, aufsichtige Wärterin Censur von Zeit zu Zeit ihr kühlendes Elixir herumreicht. Doch vielleicht wird die gute Frau doch einmal abgedankt. Doch nihil de odeosis! „So höre doch einmal auf mit deinem d o c h, du schlechter Prosaist!" werden Sie ausrufen. Ich habe seit Ihrer Abwesenheit wieder einige Gedichte gemacht. Meine Sammlung wünschte ich herauszugeben unter einem Pseudonym. Wissen Sie mir nicht Rath dazu? Kennen Sie in Berlin keinen Verleger? Ich würde Ihnen das Manuscript schicken. Sie sind der einzige Mensch, in dessen Hände ich meine Gedichte, mein u m und a u f dieses Lebens, vertrauen möchte. Schreiben Sie mir darüber. Wenn Sie im Mai noch in Berlin sind, sehen wir uns vielleicht, da ich nach Schlesien reisen werde, von wo aus ein Abstecher zu Ihnen nicht viel

Umstände machen dürfte. Ich möchte Sie in Ihrer dermaligen Thätigkeit gar so gerne belauschen, wie Sie durch Ihre vielartigen Geschäfte mit ruhiger Faust hindurch steuern; Sie freuen und sehnen sich nach unserem Oesterreich zurück. Ja das Land! das Land ist göttlich; noch göttlicher durch den Contrast der Menschen. Mögen hier die Alpen ragen, Bergströme stürzen, Lawinen donnern; das geschwächte Herz des Menschen zuckt im Staube und kann an den kühnen Felsen nicht hinauf klettern zu hohen Gedanken und Empfindungen. Einst waren die Menschen hier gewiß anders; einst haben tapfere Männer, heldenmüthige Ritter hier gelebt. Aber was uns an jene Zeiten erinnert, schmerzt uns. Jede Burgruine kommt mir in diesem Lande vor wie eine versteinerte, bittere Lache der Zeit, die vom grauen Gestein herabgrinst in das entartete Herz.

Das Gedicht, so Sie mir geschickt, hat mir recht gefallen. Es herrscht darin eine besonnene Begeisterung, wie solche vielleicht nur Ihnen eigenthümlich ist. Auch den Wogen Ihres Busens, wie den Wogen des Lebens, rufen Sie ein gebieterisches: quos ego! — Neues weiß ich Ihnen nichts zu schreiben, als daß ein Lustspiel von H., genannt: „Das Lustspiel," auf dem Burgtheater gespielt worden, und daß der Verfasser dabei seinen Ruf als dramatischer Dichter verspielt hat. Das ist nun freilich kein Morgenstrahl für Oesterreichs goldene Zeit, die Sie mir in Ihrem Briefe verheißen; aber ich glaube doch an eine solche.

Schreiben Sie mir ja recht bald und schicken Sie was Neues von Ihren Gedichten.

Leben Sie wohl und denken Sie an Ihren Freund Niembsch.

Niembsch an Braunthal.

Wien, den 11. Mai 1831.

Mein theurer Braunthal!

Vergib, daß ich Dir erst heute schreibe. Ich war krank, und zwar an einer Gallsucht! Gelb die Haut bis unter die Haare, gelb das Auge und alles, was ich damit ansah. Nun verschwindet das Uebel wieder langsam; es hat mir gerade keinen Schmerz verursacht, aber eine große

Niedergeschlagenheit, Mattigkeit, Unbehagen, und du weißt, das ist ärger als Schmerz. Nun bin ich ein Genesender, und zwar ein Genesender im Frühling! Ich mache nun täglich meinen Spaziergang ins Grüne; wir haben herrliches Wetter, die Bäume schlagen aus, die Vögel sind wieder da mit ihren Gesängen, und mein Herz ist voll süßer Freude, seit mir der Lenz hinein geweht! Siehst Du, Freund, das wollt' ich abwarten, bis ich Dir schriebe; ich hätte es als einen Verrath an mir selbst betrachten müssen, hätt' ich dir früher geschrieben und deinen in jeder Hinsicht und durchaus herrlichen Brief nicht heiterer Seele beantwortet.

Es frohlockt in mir die Ueberzeugung, zwei Künstler können Freunde seyn, ja ein Künstler kann nur einen solchen zum Freunde haben. Ein Ziel! aber nicht ein Weg dahin! Zu sehen, wie der Freund sich Bahn macht, wo noch keiner gegangen; wie Felsen, die einen andern in die Tiefe schleuderten, ihm dienstbar sind und seiner Sohle liebkosen; wie Abgründe so zahm um seine Pfade herum liegen, und sich fürchten, ihre Schrecken vor dem zu zeigen, der sie hinweg lächelt in seiner männlichen Sicherheit; zu sehen, wie er so weiter schreitet immer dem Ziele zu, ist das nicht gerade die höchste Freude der Freundschaft? Kann ein Dichter einen Menschen zum Freunde haben, den er gerade in den schönsten Stunden seines Lebens, in den Stunden der Weihe, nicht mitnehmen kann in die selige Heimath hinauf, sondern zurücklassen muß auf der Erde, und als Ballast über Bord werfen? Deinem Innersten kann ein solcher Mensch nie nahe kommen; als ein Fremder muß er dir erscheinen, der eine ganz andere Sprache spricht, und die deinige nicht versteht.

Collisionen können unter Künstlerfreunden auch nicht entstehen, denn gewiß, zwei wahrhaft originelle Menschen werden sich nie auf den Fuß treten; die Sterne stoßen nicht zusammen, die Vögel der Luft fliegen sich nicht in den Weg; in den Weg kann man sich nur treten, nur die Heerde, die das Leben durch seine engen Straßen treibt, stoßt und reibt sich. Wenn Seneca sagt: „non arietant, nisi in eodem ambulantes," so hat man das ambulantes nicht so streng zu nehmen; das ist mehr das Drängen und Treiben der arbeitenden Menschen, als das freie Lustwandeln des künstlerischen Lebens. Freilich müssen die wie zwei Böcke

aneinander fahren, wenn sie sich auf einem Plätzchen begegnen, wo beide zugleich den breiten, platten Fuß ihres Eigennutzes aufzusetzen begierig sind.

Mein theyrer Braunthal, o wärst Du hier! Mir ist immer, als ob wir uns nie mehr sehen würden. Ich bin ein unstäter Mensch auf Erden. Wärest Du hier, daß ich den Frühling mit Dir genießen könnte! Mich hat in meinem Leben kein Frühling so gefreut, wie dieser. Mich hat eine unwiderstehliche Sehnsucht überkommen, fort zu gehen ins Gebirge; in einigen Tagen geschieht es, könnte es mit Dir geschehen!

Ich danke Dir für Deine Sorgfalt in Betreff der Herausgabe meiner Gedichte, daß Du mir den Copisten genannt und die Wege angezeigt, wie ich meine Kindlein hinausbringen soll. Copirt werden sie bald seyn; ob es aber räthlich, sie mit dem Postwagen abzuschicken, bezweifle ich.

Hier übersende ich Dir ein Gedicht mit der Bitte, es baldigst drucken zu lassen; das Wo bleibt Dir zu bestimmen.

Ich schreibe Dir bald wieder. Lebe wohl, ich umarme Dich. Dein Freund Niembsch.

Das übersendete Gedicht war: „Die Zweifler.“ v. Braunthal ließ es in dem Berliner Tagesblatte „Der Freimüthige“ abdrucken.

Lenau hatte im Hornung geschrieben, daß er nach Schlesien reisen würde. Seine Absicht war gewesen, seinen Freund Fritz Kleyle zu Friedeck in kaiserlich Schlesien, woselbst derselbe Oberleiter der Erzherzog Karl-schen Güter geworden war, wieder einmal zu besuchen. Die Gelbsucht, die ihn befiel, hielt ihn davon ab. Um diese zu vertreiben, band ihm seine Schwester, meine Frau, einen Aalfisch zwischen die Schultern. Es half ihm aber nicht, weil er sich darüber nicht entsetzte.

Im Mai schrieb er, demnächst ins Gebirge fortgehen zu wollen. Er hatte sich durch seinen Freund Berke, welcher zu Güns in Ungarn, unferne der österreichischen und steirischen Grenzen, in herrlicher Gebirgs-gegend wohnte, ein Stündchen davon zu Rattersdorf schon ein Stübchen in einem Bauernhause für einige Wochen miethen lassen. Er ging aber auch hieher nicht, weil dazumal die Gallbrechruhr dort drohte, von welcher

er leicht in den dortigen bekannten „verdammten“ Gottesacker hätte geliefert werden können. Das sehr liebliche Gottesäckerchen dort wird nämlich weder von Planke noch Mauer, sondern nur von einem kleinen Damm umschützt, der wohl zwar das größere Vieh davon abhält, die Hühner der nahen Hütten aber nicht, welche ganz harmlos ihre Eier in das Gras der Gräber legen. Wie traulich gesellen sich so Leben und Tod!

Zweiter Abschnitt.

Die zwei „prägnantesten" Jahre.

Lenau wollte also von Wien nach Stuttgart, um dort seine Gedichte herauszugeben. Hiezu trieb ihn nicht nur wohlanstehender Ehrgeiz, nicht bloß die kühne, erhabene Lust, den Flügelgaul vor den Augen einer bewundernden Welt zum Himmel empor zu spornen, auch irdische Vorsorge nöthigte dazu. Lenau war nie ein Verschwender, aber er meinte denn doch: ein Edelmann, und zumal ein Dichter, der auf der Höhe der Menschheit geht, dürfe nicht wollen wie ein Schuhknecht leben. Zu seinem Bedarfe reichte aber der Ertrag des nur sehr mäßigen Vermögens, das aus Bankantheilen und Staatsschuldbriefen bestand, bei weitem nicht hin.

Ueberdieß war aber zu jener Zeit, wo Frankreich, Belgien und Polen in Aufstand sich befanden, und es sogar in Deutschland mächtig gohr, der Geldmarkt äußerst schwankend. Lenau befürchtete eine große Entwerthung seiner Papiere, wenn er sie nicht bald verkaufte. Auch hatten ein paar Börsenmänner unter seinen Bekannten ihn aufgemuntert, unter solchen Schwankungen, wo ein günstiger Wurf über Nacht einen bedeutenden Gewinn bringen könnte, auch sein Glück zu versuchen: „Wer wagt, gewinnt!" Er thats, aber nicht mit gehofftem Erfolge. Wie könnte auch ein Dichter auf diesem Wege gedeihen! Mit vielleicht schon gehälftetem Vermögen begab sich Lenau Ende Juni 1831 nach Stuttgart auf den Weg; aber bereits damals trat aus dem Hintergrunde sein Plan zuweilen hervor, den Rest seiner Baarschaft nach Nordamerika zu flüchten, und Ländereien dort zu kaufen, deren Wälder in reichliche Gelder sich verwandeln sollten.

Der Abschied fiel ihm denn doch sehr schwer, aber unendlich schwerer

noch seiner treuen Schwester Therese. Sie war Anfangs Juni mit den Kindern nach Mödling gezogen, nachdem er sich schon früher ein Zimmer in der Stadt, in der Kärnthnerstraße, im Eckhause der Himmelpfortgasse, 967, neben dem Gasthofe zum Erzherzog Karl, genommen. Beim Abschiede in Mödling schnitt er ihr eine Haarlocke ab, die er mitnahm. Als er dreizehn Jahre darnach diese zufällig wieder einmal zu Gesichte bekam, benetzte er sie noch mit Thränen der Rührung. Sie ist noch vorhanden. Kaum war er von Mödling fort, so schrieb ihm seine Schwester nach Wien nach:

Liebster Franz! Deine Reise macht mir viel Schmerz; unzählige Thränen habe ich heute schon vergossen. Wann werde ich Dich wiedersehen, mein Franz? Sage mir etwas Tröstendes! Ein Jahr ist eine sehr lange Zeit; mir ist so bange um Dich. Beginne nichts Außerordentliches, lieber Bruder! und schone Deine Gesundheit, wenn Du das Spital besuchst; ich beschwöre Dich darum. Du weißt nicht, wie lieb ich Dich habe! Lebe wohl und denke an Deine traurige Schwester Theres.

Seine Antwort darauf, ein ganz kleines graues Zettelchen, welches Theres noch immer wie ein Heiligthum bewahrt, lautet also:

Liebe Schwester! Mir ist sehr leid, daß Dir meine Abreise so viel Kummer macht; ich hoffe, daß Du mir eine Schwester bist, wie wenige sind, so wie Du überhaupt ein Weib bist, wie es wenige gibt auf Erden. Mit schwerem Herzen verlasse ich Dich, Du meine liebe gute Resi! Ich komme gewiß bald zurück. Ich verspreche Dir, daß ich nichts Außerordentliches unternehmen werde, daß ich mein Vaterland nicht auf immer verlasse, so lange Du darin bist, und daß ich die Erde nicht verlassen möchte, ginge mir es auch noch so schlecht, so lange Du sie mir durch Deine Liebe verschönst. Ich umarme Dich mit aller Liebe, die Du verdienst. Gott segne Dich und die Deinigen. Dein Bruder.

Am 9. Juli 1831 schrieb mir Niembsch aus Gmunden:

Mein lieber Bruder!

Du hast Dich nicht verrechnet, ich bin seit dem 3. in Gmunden. Es hat doch einen eigenen Zauber, dieses Gmunden, und wie vor einem

Jahre, fühl' ich das Bittere des Scheidens auch jetzt. Uebermorgen, d. i. den 11., reise ich ab nach Salzburg.

Bruder! ich umarme Dich herzlich in Gmunden, unserem geliebten! Wie schön ist es hier, wie schnell sind mir die Tage wieder vergangen! Wenn nur Du hier wärest! jeder Busch, jeder Stein, jede Welle scheint mich nur mit halber Freundlichkeit zu grüßen und zu fragen: hast du den nicht mitgebracht, der uns so schön besungen? Auch die Menschen haben so gefragt, besonders unsere trauten Wirthe zu Ort. Da wurden denn wieder Pfannenkuchen gemacht, und frohe Gesichter, wenn ich weidlich einhieb in diese wahrhaft klassischen Rollen, bullao aureao.

Vorgestern hab' ich den Traunstein bestiegen. Um 6 Uhr des Morgens fuhr ich von Gmunden zu Wasser ungefähr $^{5}/_{4}$ Stunden nach der Lanauerstiege. Meine Begleiter waren Hansgirgel und seine Schwester Nani; er ein rüstiger Gemsenjäger, sie eine hübsche blauäugige Dirne. Wir stiegen aus und die steilen Stufen hinan. Schon am Fuße des Berges hat mich eine Art Freudenrausch ergriffen, denn ich ging voraus und kletterte die Stiege mit solcher Eilfertigkeit hinauf, daß mir der Jäger oben sagte: „das ist recht! so halt! weil Sie da herauf so gut kommen sind, so werden Sie auf den Traunstein wie ein Hund hinauflaufen." Und es ging trefflich; in drei Stunden waren wir oben. Welche Aussicht! Ungeheure Abgründe in der Nähe, eine Riesenkette von Bergen in der Ferne und endlose Flächen. Das war einer der schönsten Tage meines Lebens; mit jedem Schritte bergan wuchs mir Freude und Muth! Ich war begeistert. Wenn mir mein Führer sagte: „jetzt kommt eine gefährliche Stelle!" so lachte ich und hinüber ging es mit einer Leichtigkeit, die ich bei kaltem Blute nimmermehr zusammenbrächte, und die mir jetzt am Schreibtisch unbegreiflich vorkommt. Meine Zuversicht stieg mit jedem Schritte; ganz oben trat ich hinaus auf den äußersten Rand eines senkrechten Abgrundes, daß die Nani aufschrie, mein Jäger aber frohlockte: „das ist Kuraschi, da ist noch keiner von den Stadtherren außitreten." Der gute Kerl wollte mich bereden, in Gmunden zu bleiben noch einige Zeit; er würde mich dann mitnehmen auf die Gemsenjagd. Bruder, die Minute, die ich auf jenem Rande stand, war die allerschönste meines Lebens, eine solche mußt auch Du genießen. Das ist eine Freude! Trotzig

hinabzuschauen in die Schrecken eines bodenlosen Abgrundes und den Tod heraufgreifen sehen bis an meine Zehen, und stehen bleiben, und so lange der furchtbar erhabenen Natur ins Antlitz sehen, bis es sich erheitert, gleichsam erfreut über die Unbezwinglichkeit des Menschengeistes, bis es mir schön wird, das schreckliche: Bruder, das ist das Höchste, was ich bis jetzt genossen, das ist ein süßer Vorgeschmack von den Freuden des Schlachtfeldes. Ich jauchze, wenn ich daran zurückdenke. Wenn Du nach Gmunden kommst, geh zum Jagerhiesl hinterm Traunstein: sein Sohn Hansgirgl soll Dich auf den Traunstein führen, und Dir jene Stelle zeigen; da tritt hinaus, und denke dann in der seligsten Minute Deines Lebens an mich. Du wirst mich dann noch mehr lieben. Ich brachte dann den größten Theil des Tages auf der Spitze des Berges zu. Ha, wie schmeckte das Pfeifchen Ungartabaks! Wie schmeckte der treffliche Wein und der Blick aus dem blauen Auge des Mägdleins! Vivat Traunstein! Abends um 6 Uhr ging es hinab, rüstig und schnell, in $^{5}/_{4}$ Stunden waren wir unten in der Waralm; ich lernte den Gebrauch des Greisbeils bald; stellenweise fuhren wir auch ab über das Geröll, thaten manchen lustigen Sprung, und trieben allerlei Kurzweil, besonders über ein Pflänzlein, an der Spitze des Traunsteins gepflückt, und Nimmernix genannt. Du erhältst es in diesem Briefe. Die Senninnen geben ihren Burschen, wenn sie von ihnen besucht werden, immer einen Blumenstrauß; findet sich darin dieses Nimmernix, so ist es nix. Mit unserem lieben Schleifer habe ich einige Götterstunden verlebt; ich finde ihn heiterer als voriges Jahr. Und nun seyen die letzten Zeilen meiner lieben Schwester geschrieben. Sie erscheint auf dem Boden dieses Briefes, wie sie auf dem Boden meines Herzens ruht. Du liebe, gute Schwester! wie oft hab' ich an Dich gedacht, und Dein weinendes Antlitz gesehen in der Ferne! Bruder, Du hast ein edles Weib, bewahre sie wie Dein Auge.

Nun lebt wohl, meine Lieben, ich küsse euch herzlich, euer treuer Bruder Franz. Meine Adresse erhältst du von München aus. Lebt wohl! — Grüße meine Freunde; bald schreib ich einem und dem andern.

Man sieht aus diesem begeisterten Briefe, welchen ungeheuren Eindruck die so schönen österreichischen Alpen auf den empfänglichen Sohn

der unermeßlichen ungarischen Flächen zu machen pflegten. Ferner zeigt uns seine Erzählung, wie reich auch Lenau mit Körperkräften ausgestattet, wie muthig, ja, wie tollkühn fast er war und wie heiß das kriegerische Blut seiner Ahnen durch die Adern ihm wallte, da er „die Freuden des Schlachtfelds“ über alle anderen stellte. Eher klein als groß, aber stämmig; um die Schultern breit; von vortrefflicher Lunge und Brust, mit sehnigen Armen und Beinen; dazu voll Muth und Verwegenheit und stets gewaltiger Herr des Worts — wäre er ein vortrefflicher Husarenoberst gewesen. Sein sehr großer Schädel zeigt die Hülfsmittel des Dichters in höchster Ausbildung; das Haupthaar auf dem gedankenvollen Scheitel etwas dünn, Backen- und Schnurrbart dunkelbraun; die Stirne besonders breit, über der kräftigen, sanftgeschwungenen Nase gern sich stark faltend; die Brauen, wie bei Vieldenkern, oft sich zusammenziehend, die Backenknochen, wie bei Slaven — wie denn überhaupt Lenau's Gesicht an einen edlen Serben mahnte, wogegen ihn Freund Schleifer dem Ulrich von Hutten und einmal ein Tyroler dem tyrolischen größten Volkshelden Speckbacher sehr ähnlich finden wollte — etwas hervorragend; die unaufgeworfenen schmalen Lippen entschlossen geschlossen; das Kinn wie abgehackt; endlich in den braunen Augen zwei unergründliche Brunnen voll Geist, Tiefsinn und Schwermuth . . . welch ein herrliches Gesicht! Hand und Fuß aristokratisch fein und klein; die Haltung ein gemächliches Sichgehenlassen; meist gebeugt sitzend oder bequem liegend; auf gebogenen Knieen sich schwingender Gang; in Kleidung gewählt und zierlich fast, stets rein behandschuht und auf das Aeußere mehr haltend, als man gewöhnlich bei Dichtern trifft; so, so war Lenau zu jener Zeit, als sein Name zuerst durch die Welt flog.

Als theilweiser Beleg und zur Ergänzung des Vorstehenden möge hier angeführt werden:

Unter den drei Dingen, die er gern vollbracht hätte, stellt Lenau selbst das Stehen in einer Schlacht oben an:

„Drei Dinge hätt' ich gern vollbracht:
Gestanden einmal in der Schlacht,
Ein holdes Weib als Braut errungen,
Ein Söhnlein froh im Arm geschwungen.“

(„Der Pechvogel.“)

Lenau wollte als Jüngling in der That Husar werden, wie einige seiner mütterlichen Verwandten, aber ein streitender, nicht bloß ein reitender; und so hielt ihn der damalige aussichtslose Frieden davon ab. — Lenau's kriegerischer Geist glüht uns aus vielen seiner Lieder an, z. B.: „Die Werbung,“ „Husarenlieder,“ „Mischka an der Theiß,“ „Johannes Ziska,“ „die Albigenser“ u. v. a.

Seine obenerwähnte starke Stirnfalte, draus die Zornsader aufsprang, zeichnete Lenau selbst sehr kräftig in mehreren Stellen. Siehe: „Faust: „Die Warnung“ und „der Mord“; dann auch „das Gewitter,“ in „Wanderung im Gebirge.“

Als dießmal Niembsch bei Schleifer war, führte ihn dieser ans Fenster und gab ihm ein Fernrohr in die Hände: „Siehe dorthin nach Traunkirchen! Du magst die blitzenden Fenster zählen des hervorragenden stattlichen Pflegerhauses, das sich im See wiederspiegelt und rings der herrlichsten Aussichten genießt Deinem Traunstein gegenüber. Es ist jetzt billig verkäuflich und frohbereit, einen jungen Dichter sammt etwaiger Braut aufzunehmen, die sich wohl auch bald ganz in der Nähe finden lassen würde.“ — Schleifer sprach also, weil ihn Niembsch noch im Anfang November 1830 schriftlich ersucht hatte, ihm irgend ein schöngelegenes Häuschen am Traunsee anzukaufen. Niembschens Ansichten hatten sich aber binnen weniger Monate wesentlich verändert; anstatt sich anzusiedeln, gedachte er jetzt zu reisen. Die Schmälerung seines Vermögens rückte Hauskauf und Verehelichung in unbestimmte Fernen.

Am 11. Juli 1831 also setzte Niembsch seine Reise über Salzburg fort. Am 16. meldete er aus München seine baldige Abreise nach Heidelberg an Schleifer. Am 22. aber schrieb er mir aus Karlsruhe folgenden Brief:

Mein lieber, guter Bruder!

Da bin ich seit zwei Tagen in Karlsruhe und denke sehr oft an Euch. Keine einzige bekannte Seele hab' ich in der ganzen Stadt; doch, doch; gestern gab man den göttlichen „Fidelio“ von Beethoven, das war eine bekannte Seele. Da war ich wieder von einem Sturme der Empfindungen ergriffen und auf zwei Stunden ganz gewiß der Glücklichste auf Erden. Wenn ich an solche Genüsse zurückdenke, so vergeht mir der

Muth, mit dem Schicksal zu rechten, denn es könnte das Schicksal auftreten mit diesen Götterstunden und sie mir vorhalten, und ich müßte mich schämen, daß ich sie für zu theuer bezahlt gehalten mit einer Reihe von leeren, verdrießlichen. Noch klingt mein ganzes Wesen von der herrlichen Musik. Bruder, du kennst sie ja. Beethovens Geist trieb auch dich fort, wie ein Sturm auf den bewegten Wogen des Gesanges, vorbei an wilden, erhabenen Felsenklippen, an nächtlichen Wäldern, an grausen Kerkergewölben, immer schneller, stürmischer fort, bis sich der Strom ergoß in ein lachendes Meer von unendlicher Liebe und Freude. Gott im Himmel, ist das ein Geist! Ich war ganz erstaunt über die vortreffliche Ausführung. Sehr brav ist das Orchester, und von den Sängern sind drei, vier ganz ausgezeichnet.

Allerlei Bemerkungen hab' ich auf meiner Reise gemacht über die Menschen. Baden, Württemberg, Bayern hab' ich kennen gelernt. Gleich nach meinem Eintritt in Bayern fiel mir Manches auf. Unter Anderem ein öffentlicher Anschlagzettel des Landgerichtes N. N.: „Es sind durch das voreilige Einbringen des noch feuchten Heues mehrere Scheunen in Brand gerathen; man findet sich verpflichtet, solches zur warnenden Kenntniß zu bringen.“ Also nicht: „Das Einführen des noch feuchten Heues wird bei Strafe verboten,“ wie's vielleicht anderswo geheißen haben würde, ganz im Einklange mit dem Grundsatze: Der Herr einer Heerde mag dafür sorgen, daß sie sich die Wolle nicht versenge.

Ferner eine gewisse Reinlichkeit und Ordnungsliebe sind mir aufgefallen. Das beweiset, daß die Menschen ihres Daseyns froh sind. Die Fenster, alle so blank meist mit Blumen geschmücket, ein Gärtchen vor dem Hause mit sorgfältig gehegten Rosen. Gute Zeichen. Das Land wurde auf meiner Reise je weiter gegen Baden, je schöner. In Württemberg weht bereits eine mildere Luft als in Bayern, der Himmel hat ein schöneres Blau, die Menschen sind wärmer. Eine Kultur hat der Boden in Württemberg und in Baden, wie ich noch nicht gesehen. Freundlich ist der Anblick eines so gut bebauten, überall fruchtbaren Landes allerdings, und erfreulich für's Herz, denn man denkt sich auch gleich die Menschen hinzu, die das alles genießen werden, und froh seyn; aber, lieber Bruder, ich konnte mich eines gewissen Eindrucks des Kleinlichen doch nicht verwehren,

und armselig kam mir der Mensch vor, der wie ein Bettler, ein zudringlicher, seine Hand auf jeden Stein reckt, in jedes Loch steckt, daß ihm die Natur was hineinwerfe. Sieh, lieber Alter, da spricht wieder der Ungar aus mir. Die Nachlässigkeit hat doch was Edles, mit welcher der Bauer Pannoniens sein Korn in die seichte Furche wirft, und seinen Weinstock mit ein paar Schnitten abfertigt, und dann unbekümmert nach Hause geht und Tabak raucht. Die schönen Tokaierweinberge (jetzt seh' ich dich lachen) in ihrer Ungezwungenheit, mit ihren weit von einander abstehenden Weinstöcken, mit ihren dazwischen gepflanzten Obstbäumen sehen viel besser aus, als die badischen mit ihren terrassenförmigen Abstufungen und enge zusammengedrängten Reben. In Ungarn ist der ganze Landbau eine bescheidene Anfrage an die Natur, eine ganz und gar nicht heftige Einladung, daß sie kommen möge mit ihren köstlichen Gaben; die Faust des Deutschen packt die gute Frau gleich an der Gurgel und würgt sie so gewaltig, daß ihr das Blut aus Nas' und Ohr hervorquillt.

Eine schöne Achtung vor den Menschenrechten spricht hier aus allen Zügen des Privatlebens. Hier werden z. B. die Kellner nicht mehr geduzt, sondern lächerlich tropisch Herr Keller genannt. Hier ist viel öffentliches Leben, die Politik dringt bis in jene Keller hinunter, und es tönt gar nicht dumm heraus aus jenen Kellern.

Hier hört man schwäbeln, Bruder! Abends geht es immer an ein allgemeines Promeniren. Da sieht man alle Frauen und Mädchen der Stadt, und zwar je zwei, drei Weiber, meist ohne Mann herumgehen, mehr aber noch hört man sie, denn sie sind ungemein geschwätzig. Da seh' ich Abends aus meinem Fenster, der Mond scheint hell herab auf die lustwandelnden Schwäbinnen, und gar heiter tönt das hohe offene A herauf zu mir; aber nicht in mein Herz; ich weiß nicht, was es ist, aber ich könnte mich schwerlich in eine Schwäbin verlieben. Wahrscheinlich ist es ihre Geschwätzigkeit. Der schwäbische Dialekt klingt mir übrigens sehr angenehm.

Gestern hab' ich von hier aus an Gustav Schwab nach Stuttgart geschrieben, und ihm zwei Gedichte überschickt mit der Bitte, solche ins Morgenblatt zu rücken. Das eine von mir: „Der Gefangene;" das andere von Schleifer: „An den Schmerz" (ein treffliches Gedicht, nicht wahr?

Ob Schwab diese Gedichte aufnehmen werde; ob er nach der ersten Probe vielleicht Lust habe, mehreres von mir aufzunehmen? Das muß er mir bald schreiben; und ist nur erst ein Verkehr mit dem Manne angeknüpft, so will ich ihn auch mit Dir bekannt machen. Was macht Speckbacher?

Karlsruhe ist eine schöne Stadt, wenn eine Stadt schön seyn kann. Aber fürchterlich regelmäßig, auf keinen Fall ein poetischer Aufenthalt. Mathematik ließ sich da gut treiben. Hier liegt ziemlich viel Militär. Die badischen Officiere sind hübsche, artige Herren. Auch einige von den Deputirten lernt' ich kennen, Alles gescheidte, freisinnige Männer von hoher Rechtlichkeit. Heute will ich einer Sitzung beiwohnen. Das ist nun alles recht schön, Bruder; aber Oesterreich, besonders Oberösterreich!

Morgen geh' ich nach Heidelberg. Vielleicht hab' ich mein Ziel vor einem, vielleicht in einem halben Jahre erreicht. Ich will schon arbeiten, daß ich wieder zu Euch komme. Du liebe, gute Schwester, was machst Du denn? Was machen Deine lieben Kinder? Wenn ich jetzt aus dem Hause geh', so ruft mir Niemand nach: „Herr Onkel!" und kein Toni begleitet mich bis zur Barriere; und komm' ich Abends nach Hause, so find' ich kein trauliches Gespräch mit meiner guten Resl. Wie gerne möcht' ich nun alle Deine tausend kleinen neugierigen Fragen beantworten, liebe Schwester, wenn Du da wärest, oder ich dort! Ich habe einen Heidelberger Doctor medicinae, Namens B., zu Dir geschickt mit einem Briefe; war er bei Dir? Nächstens schreib' ich Dir, mein Bruder, von Heidelberg, und schicke Dir meine Adresse. Und somit lebt wohl, Geschwister; denket an Euern Bruder Franz. Du kannst mir schreiben an die Carl Groß'sche Buchhandlung in Heidelberg.

Der Heidelberger Arzt fand sich zu meinem Bedauern nicht ein mit dem Briefe, der uns also verloren ging. Aus Heidelberg aber glauben wir einen erhalten zu haben, der sich aber leider nirgends mehr auffinden läßt. Irren wir nicht, so enthielt er die Mittheilung, daß in Baden-Baden die auf den Spieltischen aufgehäuften Goldberge Niembsch gewaltig angelockt hatten, doch einmal auch ein Glück zu versuchen. Er that es auch wirklich, aber mit Zurückhaltung, wobei sich Gewinn und Verlust so ziemlich ausglichen. Als er aber den argen Spielteufel in ihm immer

größer werden fühlte, gedachte er all des unsäglichen Elends, worein jener seinen armen verblendeten Vater voreinst gestürzt, und er riß sich mit mannhaftem Entschlusse damals um so eher vom Spiele los, als er gleichzeitig einen jungen Wiener Ritter alles, was der eben mit sich hatte, verlieren sah, so daß er diesem ein Darlehen geben mußte, um ihn in der Fremde nicht ganz hülflos zu lassen. Dieser leichtsinnige, aber immer heitere und darum Niembsch nicht unangenehme junge Ritter machte auch späterhin noch einige Anläufe, ihn zum Spiele zu drängen, glücklicherweise aber immer vergeblich. Ich selbst sah niemals eine Karte in Niembschens Händen.

Lenau's erstes Erscheinen in Stuttgart erzählt die „Schwäbische Kronik" vom 16. Oktober 1850, Z. 248, dergestalt:

Im Sommer 1831 erhielt der damalige Redakteur des poetischen Theils des Stuttgarter Morgenblattes, Professor G. Schwab, eine einfache Zuschrift mit dem unbekannten Namen: Nik. Lenau und einigen Gedichten, die der Einsender jener Zeitschrift anbot. Ehe Schwab, der viel Mittelmäßiges für das Blatt erhielt und zu sichten hatte, die angeschlossenen Blätter entfaltete, trat (9. August 1831), als eben der junge Dichter Gustav Pfizer sich bei ihm befand, der Verfasser selbst, von einem Lohnbedienten geleitet, in das Zimmer, und wollte die Antwort, die etwa seit einer Woche zögerte, abholen. Der Redakteur eilte verlegen in seine Studirstube, um einen Blick in die anvertrauten Papiere zu werfen. Nach den ersten Zeilen verbreitete sich dem Leser jener Glanz über das Papier, der, nach dem Worte des römischen Lyrikers, aus dem Anlächeln der Muse quillt, und er eilte vergnügt zu seinem Besuche zurück, gab der Freude über den unerwarteten Dichterfund beredte Worte, und erklärte die Zusendung für höchst willkommen. Der Abend vereinigte die drei Dichter. Lenau las immer herrlichere, eigenthümliche Gedichte aus neu herbeigeholten Blättern: die Heidebilder, die Werbung, den Schifferknecht, den Invaliden. Alle trugen das unverkennbare Gepräge einer, in ungewohnten Kreisen dichterischer Anschauung heimischen, in unsere Literatur frisch eintretenden poetischen Persönlichkeit. Lange nach Mitternacht schieden die Freunde gewordenen als Brüder. Vor Tagesanbruch reiste Niembsch nach München, aber schon nach acht Tagen schrieb er von dort an Schwab,

daß das neue Freundesbündniß ihn unwiderstehlich zurückziehe, und auf eine herzliche Einladung fand er sich an dem Herde seines neuen Gastfreundes ein, den er, ab- und zureisend, vier Monate lang als seine Heimath betrachten durfte, und wo er in die innigsten Beziehungen zu der Familie trat."

Der Vertrag mit der Cotta'schen Buchhandlung über den Verlag der Gedichtsammlung wurde am 29. August 1831 abgeschlossen; die Herausgabe aber verzog sich wegen verspäteter Lieferung der Handschrift bis in den Sommer 1832.

Nach einer vorhandenen brieflichen Angabe hatte Niembsch, welcher nach obigem wohl noch vor August aus München wieder zu Schwab zurückgekehrt seyn wird, die Absicht, am 7. September 1831 abermals von Stuttgart abzureisen, um noch einige Zeit bei Schleifer in Ort zuzubringen, bevor er an die Vollendung seiner ärztlichen Ausbildung nach Heidelberg ginge, und er dürfte auch — nachdem er noch früher Uhland in Tübingen, Mayer in Waiblingen und Kerner in Weinsberg kennen gelernt — in der That die Reise nach Ort angetreten haben, und bis München gelangt seyn, wie ein späterer Brief seines Freundes Klemm annehmen läßt. Da jedoch, wie Lenau's nachfolgendes Schreiben zeigt, die arge Cholera ihrem Ausbruche in Wien schon sehr nahe und die Grenze Bayerns gegen Oesterreich deßhalb bereits abgesperrt war, zog er es vor, zum zweitenmal von München zu seinen neuen Freunden nach Stuttgart zurückzukommen, in deren Mitte er denn auch bis Ende Oktober verblieb und selige Tage genoß, wie seine nachfolgenden Briefe an mich beweisen.

Stuttgart den 5. Oktober 1831.

Theurer Bruder!

Ich lebe jetzt in Stuttgart im Hause meines innigen Freundes, Professors Schwab, und meiner einigen Freundin, dessen Gemahlin. Vielbereichert an schönen Erfahrungen über den wahren Menschenwerth, reicher an manchem Freunde und an Lebensmuth und an Selbstvertrauen bin ich geworden seit unserer Trennung. Bruder! ich habe eine poetische Wallfahrt gemacht zu Uhland, Mayer, Justinus Kerner, habe Ebert hier getroffen, mein ganzes Leben war ein höchst poetisches. Die lebhafteste Theilnahme, die feurigste Ermunterung wurde mir zu Theil von Allen,

die ich hier genannt habe. Aber enthusiastisch war schon bei unserer ersten Begegnung Schwab von meiner Poesie ergriffen. Ich muß Dir gestehen, daß es mir unendlich behaglich war, zu sehen, wie jeder Gedanke sogleich zündete in dem empfänglichen Gemüthe dieses Mannes; eine solche Wirksamkeit hätte ich meinen Leistungen nicht zugetraut, ist auch Vieles davon auf die große Lebhaftigkeit Schwabs zu setzen. Am ersten Tage meines Hierseyns führte mich Schwab Abends in einen Leseverein und trug hier mehrere meiner Gedichte selbst vor mit großem Feuer. Als sich die Gesellschaft getrennt hatte, blieben nur Schwab, ich und ein junger Dichter, Gustav Pfizer, zurück. Da wurde noch gelesen, getrunken, Bruderschaft getrunken, gestrafet auf mancherlei Art bis spät nach Mitternacht. Es war der 9. August. Einige Stunden waren genug, uns zu Freunden zu machen. Wie träge sind dagegen die Entwürfe der Freundschaft im kalten Leben derer, die nichts haben von unserem Glücke, mein Bruder! Was soll ich Euch noch schreiben von mir? Was ich mit Uhland, Kerner u. s. w. verlebt, ein anderesmal. Mit Ende dieses Monats geh' ich nach Würzburg, wo nach allem die beste Anstalt ist. Cotta hat die Gedichte von Lenau angenommen für ein Honorar von 50 Dukaten. Ist doch gut! Mit Ende Oktobers werden sie erscheinen. In drei Monaten ist man hier mehr bekannt, als zu Wien in drei Jahren. Was macht Speckbacher? Der soll auch zu Cotta. Nur heraus aus dem Pult in die frische Luft der Welt! Nun aber, lieber Bruder, wie geht es Dir, meiner innigst geliebten Resi, euern Kindern, Verwandten? Ich habe das feste Vertrauen, daß Ihr gesund seyn, weil man doch mit guter Diät ziemlich sicher vor der Ansteckung und selbst im Falle einer solchen durch schleunige Hülfe leicht gerettet ist. Gott gebe, daß ich mich nicht täusche! Ich erwarte mit Ungeduld Briefe von Dir und Schleifer, dem ich schon öfter geschrieben, wie Dir, ohne Antwort. Ich habe die Briefe, die mir allenfalls nach Heidelberg geschickt werden sollten, durch eine dortige Buchhandlung nach Gmunden adressiren lassen, weil ich einen Ausflug zu Schleifer zu machen glaubte, was aber wegen der Contumazgeschichten unterbleiben mußte. Nun liegen diese Briefe, wenn Ihr mir anders geschrieben, noch in Heidelberg oder in Gmunden. Schreibe mir doch auf der Stelle, lieber Anton.

Ich bin heute sehr verdrießlich, habe Kopfschmerz, drum schreib' ich Dir auch so wenig ausführlich und so viel schlecht.

Lebt wohl, liebe Geschwister, zu tausendmal! Gott sey mit Euch! Auch meine liebe, gute Resi soll mir schreiben.

Hier habt Ihr ein Gedicht an Euch: „Das Posthorn."

Lebt wohl, lieber Bruder, liebe Schwester, liebe Kinder, lebt wohl! Die letzte Strophe bitte ich der Therese nicht zu lesen.

Deinen Brief adressire nach Stuttgart poste restante.

Heidelberg den 8. November 1831.

Lieber Bruder!

Ich bin jetzt in Heidelberg und bleibe den Winter über hier, weil ich in Würzburg vor einem Jahre nicht promoviren konnte, was hier bis zum Frühling möglich ist. Mir geht es recht gut, und wohlbekommt mir jetzt der Uebergang aus dem bewegten Gemüthsleben zu Stuttgart, wo Alles nur den Dichter haben und genießen wollte, in das strengere Leben der Wissenschaft. Ich besuche die Kliniken nebst einigen Vorlesungen und erwarte große Ausbeute für mein Wissen. Das freie selbstständige Studiren sagt mir besser zu als das zwangsmäßige. Ueberdieß fällt hier ein großer Theil des Gedächtnißkrames, z. B. Mineralogie, Zoologie u. s. w., weg. Was ich nach Beendigung meines Curses thun werde, wissen die Götter. Vielleicht findet sich dann eine Aussicht, als Choleraarzt nach Frankreich, England zu reisen. Ich würde so etwas annehmen, um recht in der Welt herumzufahren. Die Betrachtung des Menschenlebens in seinen mannigfachen Erscheinungen ist mir der größte Reiz, nach dem Reize, den die Natur für mich hat. Die bleibt doch meine liebste Freundin, und das Menschenleben ist ohnehin nur das Bild der Natur, wie es sich macht in den bewegten Wellen unserer Triebe. Die Poesie bleibt nicht deine liebste Freundin? fragst Du vielleicht. Nein, ich kann sie keine Freundin nennen; ich glaube, die Poesie bin ich selber; mein selbstestes Selbst ist die Poesie. Gib Acht auf dich, ob's nicht auch so ist. Wann wirst Du dich lebhafter inne, als wenn Du dichtest? Woher sonst die beseligende Sammlung nach einem vollendeten Gedicht? Schön aber ist es, wenn uns die Poesie Herzen gewinnt. Mancher Freund ist mir geworden durch

sie, einer aber fiel mir zu mit beinahe leidenschaftlicher Anhänglichkeit. Das ist der Dichter Karl Mayer, von dem Du vielleicht im Wendtischen Musenalmanach gelesen hast. Er ist ein Mann von vierzig Jahren[1] mit einer Freundeszärtlichkeit, die unter die moralischen Seltenheiten gehört, ein wahres Freundgenie. Und noch ein Herz ist mir zugefallen. Bruder! ein herrliches Mädchen liebt mich. Darüber erlaube mir etwas weiter zu reden. Den 22. August, also bei meinem ersten Hierseyn,[2] machte ich mit Schwab, seiner Frau und Tochter einen Spaziergang. Unterwegs begegnete uns ein Mädchen und gesellte sich zu uns. Ein wohlgebildetes Mädchen! dacht' ich bei mir selber, ging aber, meine Pfeife rauchend, fort, ohne mich viel um das Mädchen zu bekümmern. Sie verbarg sich auch so ängstlich unter ihrem Hute und eilte mit Schwabs Sophie immer so voraus, daß ich wenig Muße hatte, sie zu beobachten. Wir kommen nach Hause, sprechen vom Klavierspiele, und mein schüchternes Lottchen muß sich gedrungen zum Klavier setzen. Sie spielte ein sehr schönes Menuett von Kreutzer. Ihre Finger zitterten in jungfräulicher Bangigkeit, und als ich das sah, fühlt' ich bereits, daß meine Seele mit zu zittern begann, denn sie spielte bei aller Beklommenheit mit bezauberndem Ausdrucke. Wir gingen auseinander; jener Eindruck verlor sich und ich war heiter und unbefangen, wie zuvor. Nach einigen Tagen ging ich in großer Gesellschaft an einem sehr schönen Nachmittag nach Gaißburg, einem benachbarten Dorfe, wo ein hübscher Garten die lieben Stuttgarter oft zu versammeln pflegt. Hier war es, glaub' ich, wo ich den ersten Eindruck auf sie gemacht. Auf allgemeine Aufforderung las ich meine Waldkapelle vor. Das gefiel Allen, besonders aber, glaub' ich, Lotten. Wir trennten uns wieder, ohne daß ich mich nur ein Haar breit genähert hätte. Nach einigen Tagen war musikalische Unterhaltung, und hier sang sie die Adelaide von Beethoven ganz göttlich. Meine Bewegung zu verbergen, stellt' ich mich hinter einen eisernen Ofen, und drückte und biß das harte Eisen und benetzte es mit meinen Thränen. Jetzt kommt es Schlag auf Schlag. Wir setzen uns im Kreise zum Thee, und ich sehe

[1] Mayer, am 22. März 1786 geboren, war damals 45 Jahre alt.

[2] Am 9. August befand sich Niembsch bloß auf der Durchreise. — An einem 22. August, 19 Jahre darauf, starb auch Niembsch.

Lottchen mit Schwab flüstern, nähere mich und höre, daß sie sich erkundigt, ob nicht bald wieder ein Gedicht von mir im Morgenblatt erscheinen werde (die „Waldkapelle“ ward mittlerweile abgedruckt), und Schwab entdeckt mir heimlich, daß Lotte sich dieses Gedicht abgeschrieben habe. Bruder, sage selbst, ob das Alles nicht zum Teufel holen ist? — Noch immer hielt ich mich ferne. — Jetzt kommt wieder ein Spaziergang, und zwar auf die Solitude, ein einsames Lustschloß des Württemberger-Königs, in ziemlich großer Gesellschaft. Der Zufall wollte es aber, daß ich mit einer Frau zu gehen kam, der Hofräthin Reinbeck, einer ausgezeichneten Landschaftsmalerin. Diese verwickelte mich so sehr in ein interessantes Gespräch über Kunstgegenstände, daß ich aushalten mußte, wollt ich nicht unartig seyn. Im Schlosse wurde gegessen, und getrunken, tüchtig. Das erhitzte mich sehr, auch blickt' ich einigemal scharf auf die Lotte hin, und drückte dem Schwab die Hand, daß er aufschrie. Nach Tische lagerten wir uns alle in einem Walde, die Frauenzimmer sangen, und ich wollte des Teufels werden. Dann gingen wir nach Hause, ich aber sagte der Lotte nichts. In einigen Tagen sagt mir die Schwab, welche meine vertrauteste Freundin ist, und mir einigermaßen meine liebe Resi ersetzt, sagt mir die Schwab: Lottchen hat bei Tische (auf der Solitude) ihre Nachbarin und Freundin, Fräulein K., gebeten, den Herrn Niembsch schnell und heimlich mit ein paar Zügen auf eine Schiefertafel zu zeichnen. Bruder das ist zu arg. Das fuhr mir so schmerzlich durch die Seele, daß ich die Nacht darauf nicht schlafen konnte. Die ganze Nacht schwebte mir ihr Bild vor. Hier hast du auch ein paar Züge davon. Voller, üppiger Körper, den aber ein edler Geist beherrscht. Daher leichter Gang, Anmuth aller Bewegungen; besonders schön und umfaßlich über den Hüften. Edles, deutsches, frommes Gesicht, tiefe blaue Augen mit unbeschreiblichem Liebreiz der Brauen; besonders aber ist die Stirne kindlich-fromm-gütig, und doch so geistig. Marsch mit der dummen Beschreibung! Sie ist ein sehr liebes Mädchen. Aber ich werde diesem Mädchen entsagen, denn ich fühle so wenig Glück in mir, daß ich andern keines abgeben kann. Meine Lage ist auch zu beschränkt und ungewiß. Werd' ihr entsagen. Aber ich fühle mich jetzt geschlagener als je. Das ganze Leben in Stuttgart, diese Reihe von Wonnetagen, ein ewiges Freudenfest, das ist

mir verdächtig. Ich möchte mir fast einen nahen Tod daraus prophezeien. Das waren vielleicht die Ferialtage des Abschieds und mir vom Schicksal gegeben, daß ich mit einem besseren Begriffe von seiner Gastfreundlichkeit von dannen gehe. Auch noch ein Sonnenblick der Liebe! Bruder, das ist mir verdächtig.

Was macht meine liebe, liebe Schwester? Schwabs Frau läßt sie grüßen, ja, der Vetter des Königs von Würtemberg (der Erlauchtige Graf Alexander von Würtemberg, dem ich, wie Allen, von meiner lieben, guten Schwester erzählt) läßt sie herzlich grüßen. Der Alexander ist ein prächtiger Kerl, wild und muthig, ritterlich und herzlich. Ich habe auf seinem Landgute einen frohen Abend verlebt. Wieder eine Bruderschaft. Schleifer hat mir geschrieben einen herrlichen Brief; jede Zeile hat die Weihe seines edlen Herzens. Meine Gedichte sind noch nicht da. Ich soll nur das Manuscript corrigiren, dann geht der Druck an, aber ich bin so indolent in der Sache.

Meiner Resi will ich nächstens schreiben. Oft les' ich ihren lieben Brief, sowie jenen Zettel, den sie mir noch vor meiner Abreise aus Mödling schickte. Den Christtag will ich in Stuttgart zubringen; wäret Ihr nur auch dabei! Ich küsse Euch und eure lieben Kinder zu tausendmal. Schreibe mir bald poste restante. Euer Bruder Niklas.

Paßwesen: Scheiner soll um Verlängerung einkommen; was hab' ich ihm denn noch zu schicken?

Einmal speiste Niembsch bei Mayer in Gesellschaft Uhlands, Eberts und Schwabs, wobei ihnen Ebert sein „Kloster" vorlas, und die liebenswürdigen Neckereien des einander zum erstenmal begegnenden ungarischen und böhmischen Dichters, in Betreff ihrer verschiedenen Landsmannschaften den Schwaben viel zu lachen gaben. Zu Uhland in Tübingen wallfahrtete einmal Niembsch mit Mayer, und dort machten alle drei Dichter einen Lustgang zu der schönliegenden weitumblickenden „Wurmlinger Bergkapelle'," welche sie so entzückte, daß alle drei Dichter sie sodann besangen.

Frankl läßt in seinem Buche: „Zu Lenau's Biographie" S. 35 diesen Folgendes erzählen: „Als ich nach Württemberg kam, fuhr ich nach

Weinsberg, um Justinus Kerner kennen zu lernen. Ein Diener wies mich eine Treppe hoch in die Wohnung des Doctors. Ich trat in eine Stube, sie war leer; ich wartete eine Weile; da mir aber niemand entgegen kam, öffnete ich die Thür der zweiten Stube, auch diese war leer; in die dritte endlich eingetreten, sah ich ein wunderliches Bild. Auf dem Boden ausgestreckt lag ein Mann, ihm zur Seite eine Frau, zur linken und rechten von ihnen Kinder. Sie lagen unbeweglich, doch konnte ich bemerken, daß sie lebten. Ich blieb betroffen stehen; die liegende Gruppe that ebenfalls nicht dergleichen, als ob ein Fremder eingetreten wäre. Ich nannte endlich meinen Namen. „Ah, willkommen lieber Niembsch. Wir probiren da eben, wie es seyn wird, wenn wir so nebeneinander im Grabe liegen werden."

Kerner an Niembsch in Heidelberg.

Weinsberg, den 7. November 1831.

Bester Waldbruder mein!

Das ist aber arg, daß wir Sie nicht sehen!! Und wo ist der Pater Suso? Ich glaube, daß der Pater Suso Sie so bekehrte, daß Sie irgend in einem Walde, vielleicht beim Wolfsbrunnen, in einer Höhle leben und geistliche Lieder dichten, die Sie mir aber bestimmt für meine Blätter aus Prevorst senden müssen. Freilich so ganz bekehrt waren Sie noch nicht auf Ihrer Reise von Stuttgart nach Heidelberg, wenigstens fand Sie da ein lutherischer Suso (oder vielmehr Pater), der auch in Ihrem Wagen fuhr, noch sehr hartgläubig; vielleicht aber geschahen inzwischen durch Suso Wunder, und Sie leben so ascetisch, daß Sie nur gefallenes Laub zum Schreiben haben, sonst hätten Sie mir gewiß schon geschrieben, da Sie mich übergingen, vorbeifuhren. Der Kürbis mit Ihrem Namen ist abgefallen und steht auf meinem Schreibtische. Er soll den ganzen Winter mein einziges Nahrungsmittel seyn, um Sie noch an Kasteiung des Fleisches zu übertreffen. Mein Lieber! wir denken Ihrer täglich, denn Sie wissen ja, wie man Sie lieben muß! Karl Mayer besuchte mich kürzlich auch kurz, und da war Alles Ihres Lobes voll. Aber — man verderbt Sie! Man muß zu Ihrem Seelenheil auch über Sie schimpfen und das will ich thun, wenn Sie nicht bald schreiben und

mich nicht versichern, daß Sie mich lieben. Gott mit Ihnen und von uns Allen tausend Grüße! Ihr Kerner.

Niembsch an Kerner in Weinsberg.

Heidelberg, was weiß ich, den wievielten November (Dienstag). [1]

Mein lieber Freund!

Wie überhaupt viel Närrisches vorkommt in meinem Leben, war auch die Eilfertigkeit, die Unaufhaltsamkeit, mit der ich nach Heidelberg trachtete, und an Ihnen vorüberfuhr, reine Narrheit. Doch das ist schlechte Entschuldigung. Um so mehr werden Sie sich ärgern, daß Sie den heißen Narren nicht zu sehen kriegten; wie gerne würden Sie nicht einige Experimente mit ihm gemacht haben: ihm einige patres Susones um den Kopf zu schlagen, oder dergleichen. Zum Asceten, lieber Freund, hab' ich verflucht wenig Talent! Erstens: glaub' ich, daß Kälber, Hasen und Rebhühner nicht umsonst in der Welt herumblöcken, laufen und fliegen, und daß man schon in forstpolizeilicher Hinsicht kein Ascet seyn, sondern von diesen und ähnlichen Dingen Gebrauch machen soll, weil sich sonst das Wald- und Feldvieh so vermehren würde, daß ꝛc. ꝛc. Doch wäre es vielleicht die schönste Höhe der Ascetik, von Schweinen gefressen zu werden? — !

Zweitens: ist der der bessere Reiter, der einen frischen Wildfang herumtummelt; eine verhungerte, beinschlotternde Mähre kann jeder Elende reiten. Und so bin ich der Meinung, daß es auch männlicher ist, sein aufrührerisches schlimmes Fleisch zu bändigen, als sein sieches zahmes Ascetenfleisch. Es liegt, mein' ich, was Feiges in diesem Abzapfen der Menschlichkeit. Sie werden mir vielleicht einwerfen: ja, aber die Abtödtung selbst kostet die keine männliche Festigkeit? — und ich antworte: das ist die Tapferkeit der Furcht. Es gehört mehr dazu, seinen Feind gefangen zu nehmen, als ihn zu erschlagen. Aus diesen Vordersätzen werden Sie mit einiger Wahrscheinlichkeit den Schluß ziehen können, daß ich nicht im Wolfsbrunnen sitze und geistliche Lieder singe. Ich würde meinem Gotte langweilig zu werden befürchten, wenn ich das thäte, und

[1] Ohne Zweifel am 15. November 1831, der ein Dienstag war.

meinem leeren Magen zum Resonanzboden meines begeisterten Herzens machte. Nein, nein, ich wohne hier in Heidelberg im König von Portugal und esse mich satt, wie andere ehrliche Leute, die was zu essen haben und keine Asceten sind.

Ich bin also auch nicht gezwungen, Ihnen auf gefallenes Laub meine Briefe zu schreiben. Wenn Sie aber in Ihren Garten gehen und die welken Blätter, diese säuselnden Elegien des Herbsts, fallen sehen, so denken Sie mein: was Ihnen die Blätter sagen, ist die Sprache meines Herzens, wenn ich sie auch nicht darauf hinschreibe. Und so kann es Ihnen nicht fehlen an Briefen von mir, diesen Winter hindurch. O Kerner! Kerner! ich bin kein Ascet, aber ich möchte gerne im Grabe liegen. Helfen Sie mir von dieser Schwermuth, die sich nicht wegscherzen, nicht wegpredigen, nicht wegfluchen läßt. Mir wird oft so schwer, als ob ich einen Todten in mir herumtrüge. Helfen Sie mir, mein Freund! Die Seele hat auch ihre Sehnen, die einmal zerschnitten, nie wieder ganz werden. Mir ist, als wäre etwas in mir zerrissen, zerschnitten. Hilf, Kerner! — Hier erhalten Sie ein Herbstblatt, das meinem Herzen entfallen ist:

Herbstgefühl.

Ja, Sterben ist das End' vom Lied. Und was das heuer für ein Regen ist! Und keinen Menschen hab' ich, dem ich sagen kann, wie mir ist. Die Spatzen aber schreien ganz lustig auf meinem Dache; vielleicht ist mein Fruchtsack aufgeplatzt. Sie wissen den Teufel davon, daß unterm Dache Einer sitzt und Trübsal bläst. O gleichgültiges Gesindel der Natur! Jedes Geschöpf lebt sein Privatleben. Das muß anders werden. Der Tod wird euch schon zusammenschaufeln. Alle Individualität muß aufhören. Der Tod wird uns Alle wieder eintreten und kneten in den großen Teig (der ewigen Substanz nach Spinoza), in den großen Osterkuchen der Welt. Freilich verlier' ich dann viel. So z. B. daß mein Name nicht nur im Kürbis meines geliebten Kerner verfaulen wird, sondern mit und in seinem redlichen Herzen. Aber getrost, mein Freund, wenn wir in eine Gottheit uns zurückverlieren, darin versinken, sind wir uns um so näher.

Kommt Mayer nicht bald wieder nach Weinsberg?

Gott segne Ihre lieben Angehörigen! Gott segne Sie, der Sie mir einer der Liebsten sind auf Erden!

Ich grüße und küsse Sie Alle inniglich. Ihr Niembsch.

Schreiben Sie mir bald wieder!

Kerner an Niembsch.

Weinsberg, 18. November 1831.

Geliebtester!

Ihr lieber Brief erfreute uns Alle herzlich, nur schmerzt mich die trübe Stimmung, die aus ihm hervorleuchtet.

Ach, Lieber! ich habe die gleiche und wäre für Sie ein schlechter Tröster.

Es ist doch in Ihrer Liederquelle, in der Sie Linderung trinken können, die in mir aber mit den Thränen immer mehr versiegt, daß mein Leben zum trocknen stummen Hinstarren wird.

Im Jahre 1811 wurde auch ein Kind von mir in Heidelberg ans Licht gebracht, meine „Reiseschatten." Sie müssen sie lesen, damit Sie sehen, daß ich auch einmal recht tiefen Schmerz hatte, denn jener Humor konnte nur aus tiefem Schmerz hervorgehen; ich hatte dazumal aber wohl auch den Glauben wie Sie und der viel schwärzer ist als der schwärzeste Gespensterglaube.

Ich habe kein Exemplar der Reiseschatten. Lassen Sie sich dieselben von Heidelberg kommen. „Reiseschatten vom Schattenspieler Luchs. Heidelberg bei Braun. 1811."

Mir fällt Suso ein. Wo ist er? Wann erhalt' ich ihn wieder? Ich entbehre ihn so ungern!! Kommen Sie doch über die Christfeiertage hieher; Mayer kommt dann auch.

Alles grüßt Sie innigst! Mein Herz! Ewig Ihr Kerner.

Niembsch an Karl Mayer in Waiblingen.

Heidelberg, den 1. December 1831.

O mein theurer Freund, warum hast Du mein Herz verletzt durch den Eisеshauch von Mißtrauen, der mir aus Deinen Blättern weht?

Ich halte mich für keinen guten Menschen; aber ich müßte mir das Herz aus dem Leibe reißen, das ungerührt geblieben wäre von so viel Liebe, wie Du mir geschenkt, Du, den ich lieben mußte, und wäre ich Dir ewig gleichgültig geblieben. Aber ich glaubte, unsere Liebe sey stark genug, eine Weile auch ohne Nahrung leben zu können. Gerade darin, daß ich Anderen eher geschrieben als Dir, hättest Du ein Zeichen finden können, daß ich bei Dir vor jedem Gedanken an ein Erkalten meiner Freundschaft am sichersten zu seyn glaubte. Was war es denn nun, was dich abhielt zu schreiben? wirst Du fragen. Nichts, als meine äußerst trübe Stimmung, deren Ende ich abwarten wollte, um Dich nicht auch hineinzuziehen, denn ich bin nun einmal der festen, freudigen Ueberzeugung, daß Du den innigsten Antheil nimmst an mir.

Lege Deinen Scharfsinn bei Seite, geliebter Freund, und wolle damit nicht erforschen, ob es Liebe sey, was ich zu Dir spreche, oder liebesähnliche Gutmüthigkeit, wie Du schreibst. Sondern thu' Dein Herz auf und lasse mein Wort hineinströmen, voll Vertrauen, daß es aufrichtig ist.

Von meinem Leben in Heidelberg kann ich Dir nicht viel Erfreuliches sagen. Das hiesige Klinikum ist äußerst arm an lehrreichen Krankheitsfällen, so daß ich meinem Zwecke, praktische Medicin zu lernen, kaum irgend näher komme. Meine Seelenverstimmung wird von Tag zu Tag ärger, beginnt nun auch ziemlich merklich auf meinen Körper zu reagiren. Ich fühle meine Kräfte schwinden. Möchte es doch damit so fortgehen! Was einmal tief und wahrhaft dich gekränkt, das bleibt auf ewig dir ins Mark gesenkt. (S. „Robert und der Invalide.") Das einzige Palliativmittel für mich ist Vertiefung in ein geistreiches Werk. Und so hab' ich mich jetzt in die Schriften Spinoza's vertieft. Aber ich mag nun wandern im Gebiet der Poesie oder der Philosophie, so stöbert und schnuppert mein Scharfsinn vor mir herum, ein unglückseliger Spürhund, und jagt mir richtig immer das melancholische Sumpfgeflügel der Welt aus seinem Verstecke. Doch ich plage Dich hier mit meinen odiosis und Du hast doch deren eigene genug. Bist nun gar Deputirter worden, bist eine Volksstimme worden, für die es, Gott sey's geklagt, keine Ohren gibt auf Erden. Redet aber nur immerhin eure Herzensmeinung in die Luft, es ist auch das eine Erleichterung. — Wer weiß, ob es nicht auch noch besser wird? Auf jeden Fall wünsch' ich den

Weinsbergern Glück zu ihrer Wahl; sie haben sich einem eben so Verständigen als Redlichen anvertraut. Vernachlässige darüber die Poesie nur nicht allzusehr. Deine neuen Gedichte sind in mein einsames Zimmer hereingeflogen, wie süße Blüthenflocken aus einer andern Welt, sie haben mir die Kerkerluft meines trüben Gedankennestes balsamirt mit frischem Waldesduft. O Mayer, wenn Du stirbst, kommt keiner mehr, der singt wie Du. Du bist Volksstimme der Natur, das vergiß nicht. Das verborgene wunderbare Volk der Naturkräfte hat Dich schon in Deiner Wiege erkoren zu seinem Deputirten Wenn ich ein Gedicht von Dir lese, mein' ich immer die Natur selbst zu hören, die mir einmal die Freude machen will, in meiner Sprache zu reden. Es gibt Vögel, die grün sind, wie das Laub der Bäume, so daß sie einem vorkommen, wie ein singendes Blatt. So erscheint mir Deine liebliche Muse. Du solltest nicht sterben.

Meine Poesien tauchen hier und dort wieder auf. Hier erhältst Du ein Gedicht, welches ich am Jahrestage der unglücklichen Polenrevolution gemacht. Ich saß mit den hiesigen Burschen (eine abgeschlossene Gesellschaft, mitunter sehr tüchtiger Leute) in der Kneipe zum Fäßchen; da überfiel mich plötzlich die schmerzliche Erinnerung, ich ging nach Haus und schrieb Folgendes: „An die Heidelberger Burschen, 29. November.“ [1]

Ein längeres Gedicht hab' ich jetzt in der Arbeit, wovon die erste Abtheilung fertig ist.

Auch das erhältst Du hier, so wie ich Dich auch in Zukunft heimsuchen will mit allen neuen Gedichten, gleich nach ihrer Entstehung; wenn sie noch warm sind von meinem Herzen, sollen sie in Deines hinüber: „Die Marionetten. Erster Gesang: der Gang zum Eremiten.“

Das Weitere, wenn ich damit nicht lästig bin, erhältst Du, wie es fertig ist.

Das allerliebste Gedicht [2] von unserm Uhland hab' ich mit großer Freude gelesen. Dieser gediegene Schmerz, wie Alles von dem herrlichen Manne gediegen ist, treibt nur starke, vollsaftige Sprossen, ohne alle unnütze Schößlinge.

[1] Spätere Ueberschrift: „In der Schenke.“

[2] Nachruf. 5.

Wenn ich nach Stuttgart komme, will ich Uhland auch besuchen. Unvergeßliche Tage sind mir die in Tübingen verlebten. Empfiehl mich deiner lieben, trefflichen Frau, und versichere sie meiner innigsten Hochachtung; dein zweifelfertiges Herz aber versichere, daß ich dein Freund bin ewig, ewig, und küsse mir deine lieben Kinder. Niembsch.

Niembsch an Karl Mayer.

Heilbronn, den 6. Jänner 1832.

Lieber, lieber Freund!

Ich schreibe dir diese Zeilen auf dem Zimmer deines lieben Karl in großer Eile. Meine Abreise aus Stuttgart wurde durch einen mir sehr angenehmen Streich Schwabs bis heute, Freitag, verschoben; er hatte nämlich, während ich den letzten Tag in Waiblingen war, den für mich bereits bezahlten Platz im Eilwagen an einen Anderen abgetreten, damit wir noch einige Tage zusammen seyn und uns wieder auf den schönen Wegen der Freundschaft ergehen konnten. Wir waren noch sehr vergnügt. Und wie gerne hätt' ich dich dabei gehabt! aber ich fürchtete allzu sehr für deine theure Gesundheit, als daß ich dich wieder aus deiner kaum gewonnenen Ruh' in das bewegte Treiben unserer Herzen hätte reißen mögen; dann scheute ich auch das kalte Wetter für Dich. Karl steht nun vor mir, indem ich dieß schreibe, ein herrlicher Knabe, voll blühender Gesundheit, voll freudig wachsenden Geistes. Gott erhalte ihn Euch; Ihr werdet gewiß recht froh werden an ihm.

Was macht deine Minele Mayer, deine übrigen lieben Kinder? Küsse mir alle herzlich, wie deine herrliche Frau! Schreibe mir bald nach Heidelberg. In wenig Minuten wird mein Eilwagen fortjagen. Ich war noch einmal bei Lotte, habe von ihr einen Eindruck mitgenommen, der mein ganzes Wesen durchdrungen hat auf ewig, das fühle ich. Ich verspreche dir noch einmal, recht eifrig zu arbeiten an meiner Wiederherstellung, die du zuerst in Gang gebracht hast.

Leb' wohl, lebt wohl, ganz und ewig Euer Niembsch.

Ist deine Schwiegermutter noch bei dir? Herzliche Grüße. Lebt wohl!

Klemm an Niembsch.

Paris, den 6. Jänner 1832.

Kaum in Stuttgart angekommen, war mein erster Gang zu Schwab, um deine Wohnung zu erfahren. Von ihm, der mich so sehr freundlich aufnahm, erfuhr ich zu meinem nicht großen Vergnügen, daß Du in Heidelberg seyest. So sehr leid mir es auch that, meine Hoffnung, dich in Paris bei mir zu haben, vernichtet zu sehen, so konnte ich Dir doch so unrecht nicht geben, und verzeihe Dir daher Deinen Wortbruch. Die Freundlichkeit Schwabs und seiner lieben guten Frau verschafften mir in Stuttgart einige sehr angenehme Stunden. Bei Schwab, der die Güte hatte, mich zu einer Abendgesellschaft zu sich zu laden, lernte ich Pfizer und Deine liebenswürdige Lotte kennen. Du kennst meine Unbehülflichkeit in nicht ganz bekannter Gesellschaft, und besonders bei Frauen: bin ich aber so glücklich oder unglücklich — wie Du willst, mein Alter — mit einer zusammen zu kommen, die mir recht sehr gefällt, so übersteigt diese Unbehülflichkeit alle Grenzen, denn je mehr sie mir gefällt, desto weniger bringe ich es über mich, sie anzusprechen, so daß, wenn Du einmal hören solltest: ich sey mit einem Mädchen drei Wochen täglich in Gesellschaft gewesen, und habe auch nicht ein einziges Wort mit ihr gesprochen, Du darauf wetten kannst, meine erste Anrede werde ein Heirathsantrag seyn. Es wird Dich daher nicht wundern, wenn ich Dir sage, daß ich mit Lotten keine Sylbe sprach, und auch wahrscheinlich in den nächsten vierzehn Tagen keine gesprochen hätte, wenn ich nämlich so glücklich gewesen wäre, so oft ihre Gesellschaft zu theilen. Sie ist nicht das schönste Mädchen, das ich kenne, und auch in Stuttgart sah ich mehr als ein anderes, das meinem Auge mehr gefiel, aber meinem Herzen hat seit Marien keine wie sie gefallen. Diese Anmuth, diese jungfräuliche Grazie bei aller Ueppigkeit der Formen, dieser göttliche Blick, diese weiche, eines Engels würdige Stimme, und — sie hat auch gesungen. Ich habe ihr ins Auge gesehen, freilich nur selten und verstohlen, habe sie sprechen gehört, sie hat gesungen — und ich hätte sie anreden sollen! — Narr!!..

Weißt Du, was ich an Deiner Stelle thäte? — Ich promovirte, kaufte mir ein kleines Gütchen bei Stuttgart, suchte mir eine kleine Praxis und begehrte Lotten zur Frau; ich bin überzeugt, man schlägt Dir sie

nicht ab. Dieß ist kein Scherz, sondern mein allertrockenster Ernst. Bei dem, was Du hast und weißt, kann von einem Mangel an Auskommen gar nicht, und bei dem, wie Du bist, und wie sie auch ganz gewiß ist, kann nur von einem unendlichen Glücke die Rede seyn. Was soll Dir die neue Welt, dem das Glück in der alten plötzlich so freundlich und so unerwartet lächelt? Das Glück ist ein Weib, lieber Alter, von dem am leichtesten angezogen, der es am wenigsten sucht, aber mit unersättlichem Hasse den verfolgend, der seine Gunst einmal verschmähte. Das wäre eine Freude, wenn ich so nach Stuttgart zurück käme, und Du sie mir als Deine Braut aufführtest! Ja, dann wäre es ein anderes, dann würde ich schon mit ihr reden!.. Immer Dein alter J. E. Klemm.

Kerner an Niembsch in Heidelberg.

Weinsberg, 9. Januar 1832.

Niembsch!

„Die Eilfertigkeit, die Unaufhaltsamkeit, mit der ich nach Heidelberg trachtete und an Ihnen vorüberfuhr, war rein Narrheit. Doch das ist schlechte Entschuldigung."

Diese Narrheit scheint Ihnen auch noch im neuen Jahr anzuhängen, denn ich weiß gar wohl, daß Sie Wochen lang in Stuttgart und Tübingen herumfuhren, in Heilbronn noch einen Brief an Mayer schrieben, den Sie kaum verlassen, an Weinsberg aber wohl dachten, aber dahin kein Sehnen hatten. Ja, Sie schreiben an mich nicht einmal, nicht einmal einen Brief. Wie leicht wäre uns eine Zusammenkunft in Heilbronn gewesen, hätten Sie sich auch nicht die Mühe nehmen wollen, nach dem Weinsberg, das Ihnen freilich, besonders im Winter, nichts Befriedigendes darbieten kann, zu kommen.

Wäre ich nicht, besonders seit der Zeit, wo ich Geister nicht bloß wie Sie und Andere in Novellen und Gedichten aufführe, sondern Beweise für deren Wirklichkeit anführe, gewohnt geworden, daß auch sehr gute Freunde mitleidungsvoll über mich den Kopf schütteln und mich auch bei Andern zu verdächtigen suchen, so könnte mich Ihre Unfreundlichkeit befremden, so aber bin ich derlei, wie ich sage, schon seit Jahren auch

an älteren Freunden gewohnt, und es ist nun einmal so, und ich kann mich trösten.

Ich bitte Sie aber nur um die Freundschaft, mir meinen Suso zuzusenden, ein Buch, dessen Inhalt mich auch noch über Schwereres trösten kann. Herzlich Ihr Justinus Kerner.

Niembsch an Kerner.

Heidelberg, 11. Januar 1832.

Mein aufbrausender, doch gar sehr geliebter Freund!

Sie haben mich schnell und streng verurtheilt; aber mit Unrecht. Ja, ich bin wochenlang in Stuttgart und Tübingen herumgefahren; aber ich dachte auch nicht nur an Weinsberg, sondern hatte auch den festen Willen, meine lieben Freunde daselbst zu besuchen. Da bekam ich aber knapp vor meiner Abreise von Stuttgart einen ganz desperaten Brief aus Paris von einem Freund und Landsmann, der dort sein ganzes Geld verspielt hatte, und mich um Gottes und aller Heiligen Willen beschwor, ihm Geld zu schicken. Ich hatte Geld in Heidelberg liegen, und eilte also über Hals und Kopf dahin, oder vielmehr daher, um meinem unglücklichen Freunde zu helfen. Dießmal war es nicht reine Narrheit, was mich an Ihnen vorüberjagte. Lieber Kerner! Sie hätten doch einen Augenblick nachdenken können und sollen, ob nicht irgend ein besonderes Ereigniß mich abgehalten haben dürfte, Sie zu besuchen. Lieber, guter Kerner! seyen Sie mir nicht gram, ich liebe Sie so herzlich. Schreiben Sie mir doch recht bald, daß Sie nicht mehr böse sind auf mich, ich bin sehr unruhig darüber. Und Ihre liebe Frau und Ihre liebe Tochter werden mich für einen Undankbaren halten. Rufen Sie doch beide auf der Stelle herbei, bevor Sie meinen Brief ausgelesen haben, und sagen Sie ihnen, daß ich nicht undankbar bin, sondern gar tief im Herzen alle Freundlichkeit bewahre, die mir zu Theil geworden von meinem lieben Kerner und den Seinigen. Und ferner halten Sie ein kleines Consilium mit Ihren lieben Frauen, ob ich es wagen dürfe, nach Weinsberg zu kommen, das für mich im Winter eben so reizend ist, als im üppigsten Frühling, denn je mehr sich die Natur vor mir verschließt, desto tiefer

und seliger werd' ich hineingedrängt in das schöne Gemüth eines Freundes. Lieber Kerner, darf ich kommen und zwei Wochen bleiben?

Was Sie mir schreiben von schlechten guten Freunden, und Geistersehen und Verdächtigungen, versteh' ich nicht und mag es nicht verstehen. Verdächtigen? wer soll Sie mir verdächtigen? warum solche Worte? was führen Sie solche Dolche gegen mich? Wer Sie nicht achtet und liebt, den hole der Teufel; mit dem hab' ich nichts gemein; ist mir aber auch noch kein Solcher begegnet.

Schönen Dank für Ihre Polengedichte, die herrlichen, und die herzlichen Worte, womit solche begleitet waren. Desto empfindlicher war mir Ihr harter Brief, der drückt mich sehr auf der Seele; schreiben Sie doch bald einen andern.

Den Suso wird Ihnen Mayer schicken.

Leben Sie wohl, und, wo möglich, stellen Sie mich wieder her in Ihrer Liebe, deren Verlust unendlich betrüben würde Ihren armen Freund Niembsch.

Einen herzlichen Gruß an lieb Frau und Kind.

Niembsch an Schurz.

Heidelberg, den 12. Januar 1832.

Mein geliebter Bruder!

Ich danke Dir für den Paß, und wünsche Dir und Deiner lieben Tertschi ein glückliches neues Jahr. Auch Deine Kinder mögen gedeihen in diesem Jahre, wie sie im vorigen zu Eurer Freude herangewachsen sind. Hab' ich Euch nicht immer gesagt: unser Toni wird ein Mordkerl!? Den lieben blonden Pepi hab' ich neulich in Stuttgart gesehen. Ein wunderliebliches Bild von Dietrich ist im dortigen Kunstverein ausgestellt. Ein schöner blonder Knabe von etwa fünf Jahren — Deinem Pepi so ähnlich, daß ich darüber erschrak — ganz nackt, ist eben aus dem Bache gestiegen, worin er gebadet und gefischt, und ist auf einem moosbedeckten Felsen sitzend eingeschlafen. Rings herum treten die Büsche zusammen, und schließen ihn ein, gleichsam vergnügt über den holden Besitz. Selig schlummernd lehnt der Knabe da, die linke Hand schlaff herabhängend,

die rechte ein Glas haltend, worin seine gefangenen Fischlein herumschwimmen. Könntest Du doch das Bild sehen; ist durchaus Deinem Pepi ähnlich, bis sogar auf den Wurf der Locken und jedes Schättchen im Gesichte. Lange bin ich davor gestanden, und habe mich zu Euch zurückgeträumt und gesehnt. Gebt nur Acht; auf einmal wird Euer närrischer Bruder ins Zimmer stürzen, und Euch in seinen Umarmungen herumtummeln, bis Ihr schwindelig werdet.

Die Feiertage hab' ich in Stuttgart zugebracht und in Tübingen bei Uhland, mit dem ich Bruderschaft getrunken, und in Waiblingen beim Oberamtsrichter Mayer, dem zärtlichsten meiner Freunde. Das ist ein wunderbarer Mensch. Gleich bei unserem ersten Zusammentreffen hat er eine wahrhaft leidenschaftliche Liebe zu mir gefaßt, welche ihm von meiner Seite getreulich erwiedert wird. Vielleicht erinnerst Du Dich noch jener Gedichte im Wendtischen Musenalmanach von Karl Mayer, jener lieblichen Waldscenen, wo Rehe am stillen Weiher herumirren 2c., jener sanften Naturhauche. Das ist der nämliche Mayer. Wenn ich nach Wien komme, sollt Ihr die Briefe lesen, die er an mich geschrieben. Einer der liebenswürdigsten herrlichsten Menschen auf Gottes weiter Erde. Wir wollen ihn einschließen in unsern heiligen Ring; hörst Du, Schurz und Schleifer?

Meine Gedichte sind endlich unter der Presse. Bis zur Ostermesse erscheinen sie jedenfalls. Weil mein Freund Schwab sich ihrer so warm angenommen hat, und es eigentlich war, der mich in der literarischen Welt bekannt gemacht hat, will ich ihm die Sammlung widmen.

Was Deine Gedichte betrifft, so glaub' ich, das Beste wäre, vorher eine ziemliche Anzahl ins Morgenblatt rücken zu lassen, denn es ist sehr schwer, den Cotta zur Verlagnahme solcher Gedichte zu bewegen, die noch gar nicht bekannt sind. Ich hätte die meinigen auch noch nicht untergebracht, wenn nicht Schwab, mein Manuscript in der Hand, gleichsam Sturm gelaufen wäre gegen alle Bedenklichkeiten. Schicke mir also recht bald eine Anzahl Deiner Gedichte zur weiteren Besorgung.

Meine Thätigkeit ist jetzt sehr rege. Ich habe mit einem Kapellmeister einen Vertrag geschlossen, ihm einen Operntext zu schreiben, der mir einige Hundert Gulden tragen wird. Auch anderweitige literarische

Verträge sind bereits eingeleitet. Hier können einen die Leute doch brauchen.

Mein liebes Lottchen! o, daß ich ihr nicht entsagen müßte! Ich habe sie wieder gesehen. So gibt es kein Mädchen mehr. Der Roman, den Du so köstlich fandest, ist etwas traurig worden. Ich kann darüber nicht schreiben; aber erzählen will ich Euch einst. Das Mädchen hat durchaus eine ideale Richtung. Sie ist anbetungswürdig. Genug! ich werde sie ewig lieben, wenn ich anders ewig lebe.

Was macht meine liebe Resi? Wie steht es mit dem halben Dutzend? Denkt sie viel an mich? Hat sie mich noch so lieb?

Schreibe mir doch von Dräxler. Ist er noch in Wien? Geht er nicht nach Pesth, um die projectirte Zeitschrift herauszugeben? Vielleicht wäre was damit anzufangen. Schreibe mir darüber.

Wie geht es meinem lieben Schleifer? Seine Gedichte werden nächstens in den „Blättern für literarische Unterhaltung" recensirt werden, und zwar von einem tüchtigen Manne. Ich werde Schleifer nächstens schreiben.

Geh doch einmal zu Neuner und grüße mir meine Freunde, besonders den lieben wackern Dürfeld, und sag' ihm, er soll mich nicht vergessen. Was macht Auersperg? Weigel? der langweilige *? Auf diesen hab' ich erst gestern ein Sonett gemacht. Ich fuhr mit zwei fürchterlich langweiligen Philistern von Mannheim nach Heidelberg. Ich wußte mich nicht zu retten; da half ich mir endlich in der Verzweiflung damit, daß ich im Stillen eine Untersuchung anstellte, welcher von beiden der Langweiligere sey; doch umsonst! Da dacht' ich an *, der sie beide übertrifft, und machte ein Sonett, und das half mir hinüber über diese zwei Gebirge von Langweile.

Gott segne Euch, liebe Geschwister, und eure Kinder. Schreibt bald Eurem treuen Bruder Niklas.

Was machen denn meine Schwestern Marie und Mini? Küsse sie mir herzlich und bitte sie, deinem nächsten Briefe ein paar Zeilen beizuschließen.

Ich umarme Euch abermal. Gott segne meine gesegnete Resi! Du gute liebe Schwester, lebe wohl!

Niembsch an Gustav Schwab.

Heidelberg, den 12. Januar 1832.

Ich thue Alles, mich zu einem erträglichen Menschen zu machen, nur schade, daß mich meine lieben Freunde in Stuttgart in meiner sauertöpfischen Qualität zu genießen hatten. Mit tiefem Schamgefühle erkenne ich es, wie Ihr Eure ganze Duldsamkeit aufbieten mußtet, mich zu ertragen, wie es im Umgange mit Euch ein demüthigendes Loos war, nur immer zu empfangen, nie zu geben. Aber es liegt doch wieder ein süßer Trost in solcher Demüthigung; ich habe die Größe Eurer Freundschaft erfahren, ich bin Euch ernst verpflichtet zu ewigem Danke und ewiger Liebe, während Ihr längst mehr für mich gethan, als ich je werde verdienen können.

Mayer hat mir einen Theil seiner Gedichte übersendet. Es quillt ein so milder Balsam aus diesem Gemüthe, so heilkräftig fließen mir seine Worte in die Seele, daß ich mich ordentlich gestärkt fühle durch diese Lectüre. Ich lese mir diese Gedichte laut vor.

Sage Deiner verehrten Frau, daß sich über ihrer Geduld ein Gewitter zusammenziehe, denn nächstens soll sie mit einem langen Briefe von mir heimgesucht werden. Nun lebe wohl, lieber, guter Freund, und schreibe mir bald, wie es Euch geht.

Kerner an Niembsch zu Heidelberg.

Weinsberg, 13. Jänner 1832.

Niembsch!

Schrecklich geliebter!

Sie kennen mich noch nicht, sonst wäre Ihnen mein Klaggeschrei nicht aufgefallen. Ich liebe **innigst** und komme sogleich in Verzweiflung, wenn ich mich verstoßen fühle. Derlei Briefe können Schwab und Uhland und Mayer in Menge von mir aufweisen, denn von diesen glaubte ich mich auch schon oft verlassen. Seit diese Weiber genommen, sind sie s o ganz erkaltet; so wird es auch mit dem brennenden Alexander gehen; mit Ihnen aber möge es nicht so gehen! Bleiben Sie ledig wie — Suso!! Ich habe auch ein Weib genommen, aber ich blieb dennoch gleich

warm und getreu; um desto mehr schmerzte es mich an den Andern. Oder wären Sie auch wie ich? — Zu Schubert (dem in München) faßte ich durch seine Schriften eine brennende Liebe, ich lebte in der Phantasie immer mit ihm; er aber wußte freilich nichts von mir: denn ich sah ihn nie, schrieb ihm damals auch noch nicht.

Vor sechs Jahren nun reiste dieser hier am Häuschen vorüber, ich erfuhr es, als er schon zu Straßburg war; da befiel mich eine so schreckliche Liebessehnsucht, daß ich ihm mit Gewalt nachreisen wollte, und von Frau und Kind und den Kranken kaum zu halten war; und weil man mich nicht ließ, verfiel ich mehrere Wochen in die tiefste Trauer. Jetzt schreiben wir uns schon längst und sind innige Freunde, sehen uns aber nie. Mehrere Monate jedoch blieb in diesem Winter ein Brief von Schubert aus, und schon war ich Wochen lang sehr verzweifelnd und wollte mich gerade niedersetzen und an ihn schreiben, so wie ich an Sie schrieb — da kamen im Monate, als ich dazu die Feder ergriff, zwei Briefe von ihm auf einmal! —

O Niembsch, ich bin innen nicht so dick, wie außen! Dabei habe ich nicht die Kraft wie Sie! Sie sind ein glühendes edles Metall, an dem die Andern doch nur die Finger verbrennen; Sie werden doch nur immer gestählter und edler durch das Feuer; ich aber bin bald zur erbärmlichsten Schlacke verbrannt.

Als der Brief an Sie fort war, den ich im Moment schrieb, als ich gehört hatte, daß Sie in Heilbronn gewesen, hätte ich ihn gerne wieder zurückgenommen: denn es sagte mir bald mein Herz, daß Sie mich nicht vergessen.

Verbergen kann ich auch nicht, daß ein Mißtrauen in mir ist, seit ich von Menschen, die sich Jahre lang meine Freunde nannten, und denen ich mit unsäglicher Offenheit und Wärme entgegen kam, in der That verrathen und mißhandelt wurde. Das that aber keiner von denen Menschen, die Sie in Württemberg kennen lernten.

Genug hievon! Sie trösten mich ja auf's Beste dadurch, daß Sie mir versprachen, auf vierzehn Tage (o, wären es vierzehn Jahre) zu uns zu kommen. Glauben Sie nur, daß das uns allen die herzlichste Freude machen wird.

Mein Nickele grüßt Sie auch tausendmal, und ist nun auch wieder versöhnt; denn Sie sind nun auch in ihrem Herzen. O kommen Sie! Friede und Freude! — Ewig Ihr J. Kerner. Sind Sie denn immer dazu bestimmt, Spielern Geld zu geben? Diese Menschen sollen nicht spielen; sie sollen den Pater Suso (!!!) lesen! —

Niembsch an Mayer.

Heidelberg, 15. Januar 1832.

Mein lieber Freund!

Ich habe Dir wieder lange nicht geschrieben, habe aber recht viel an Dich gedacht und mich sehr nach Dir gesehnt. Meine Ankunft in Heidelberg war eine große Freude für mich, denn Du standest als ich ins Zimmer trat, hinter der Thüre, und sprangst mit einer Umarmung hervor. Wie hat mich Dein Brief gefreut, der mich in Heidelberg erwartete. Und ein zweiter lieber Brief ist von Dir gekommen. Wie sorgst Du so freundlich für mein Herz! Ja nicht nur für mein Herz, sogar auf meinen kranken Daumen erstreckt sich Deine freundliche Sorge. Der Zug hat mich tief gerührt, denn ich glaube, außer meiner seligen Mutter würde sich Niemand so weit um mich bekümmert haben. Deine Freundschaft zu mir hat auch noch andere Züge gemein mit der zärtlichen Liebe, die meine Mutter für mich trug. Hingegen spür' auch ich etwas in meinem Herzen für Dich, was ich nur für meine Mutter gefühlt. O Du mein lieber Freund!

Du verlangst etwas zu vernehmen vom Zustande meines Innern. In großer, gar großer Bewegung ist mein Inneres. Ich habe eine Neigung niederzukämpfen gesucht, das gelang mir schlecht bis jetzt. Wenn ich mich zu zerstreuen meine Tages über mit Lesen, Guitarrespielen, Schreiben, Herumlaufen ꝛc., kommen die Träume bei Nacht und rütteln an meinem Herzen. So bin ich diese Nacht plötzlich erwacht, mit laut pochendem Herzen und nassen Augen aus einem Traume, von dem meine Seele noch erschüttert ist. Die Lotte trat zu mir, während ich mit frohen Brüdern beim Weine saß und sang: „Ich hab' meine Sache auf nichts gestellt, juchhe!“ — sie trat zu mir, um Abschied zu nehmen. Ich meinte,

ich müßte sterben vor Schmerz, und ließ sie doch gehen. Doch das alles sey nur Dir gesagt, lieber Freund. Ich liebe das Mädchen unendlich. Aber mein innerstes Wesen ist Trauer, und meine Liebe schmerzliches Entsagen.

Nun von was anderem: Deine Gedichte lese ich mit großer Freude durch. Viele davon sind, glaube mir, von ausgezeichneter Schönheit. Gleichwohl glaube ich über manche Manches bemerken zu müssen. Und ich gehe mit meinem kritischen Messer so schonungslos und ruhig darüber her, wie ich es bei den Gedichten keines Andern thun könnte. Du bist dimidium animo meae, und ich behandle Deine Gedichte, als wären sie meine eigenen. Ich habe mit Cotta gesprochen über die Verlagnahme Deiner Gedichte; er hat sich geneigt finden lassen, dieselben zu drucken, wofern Du anders bescheidene Bedingungen stellen werdest, was ich ihm in Deinem Namen zusicherte. Geh' also zu ihm und schließe ab. Viele Freunde werden Dir Deine Gedichte gewinnen, manches Herz wird Trost finden darin und die Natur verstehen lernen. Das freut mich, daß wir zusammen auftreten!

Kerner hat mir geschrieben. Er ist sehr gekränkt, daß ich ihn nicht besucht. Ich habe mich aber bereits gerechtfertigt bei ihm. Mir würde es unendlich weh thun, wenn er wirklich glaubte, ich liebe ihn nicht.

Hier erhältst Du, was ich seit meiner Ankunft aus Stuttgart gemacht (Schilflieder. Winternacht).

Nun lebe wohl, geliebter Freund! Leben Sie wohl, theure Freundin! Lebt wohl, Ihr lieben Kinder! Euer Niembsch.

Kerner an Mayer.

Weinsberg, im Jänner 1832.

Niembsch ist freilich ein großer neuer Genius. Er versprach mir zu kommen und dann mußt Du auch kommen. Ihr könnt im Alexandershäuschen im großen Garten wohnen, das drei Piecen hat, die man einheizen kann.

Niembsch an Mayer.

Heidelberg, am 21. Jänner 1832.

Mein innigst geliebter Freund!

Deine beiden Briefe, den einen in Moll, den andern in Dur, hab' ich gestern erhalten, und zwar mit großer Freude, denn ich vernahm in Moll und Dur die himmlische Melodie Deiner Freundschaft. Ich setzte mich sogleich nieder, Dir zu antworten, schrieb einen langen Brief, aber im Rausche, worein mich Dein Schreiben versetzt hatte, fiel er so närrisch aus, daß ich einen andern schreiben muß. Hätte ich's nur mit dem letzten Brief auch so gemacht, den Du von mir bekommen hast; aber der mußte gleich fort, als hätt' er die dringendsten angenehmsten Neuigkeiten für Dich enthalten. Beurtheile mich nicht nach jenem Brief; nach einem trüben Traume, gleichsam noch in der Atmosphäre dieses Traumes geschrieben, mag er Dir zu nichts weiterem dienen, als zur Bestätigung der Wahrheit: Gemüthskrankheiten lassen sich nicht plötzlich abschneiden; auch im Stadium der Reconvalescenz kommen noch kleine Rückfälle vor, die aber vorübergehen; nur durch Schwankungen, die freilich immer schwächer werden, setzt sich die empörte Fluth zur Ruhe. Verzweifle nicht an mir, mein theurer Freund! noch bin ich nicht so bettelarm an moralischer Kraft, daß ich mich nicht aufraffen könnte, und wäre es auch nur Dir zu Liebe.

Wenn Seneca sagt: „ingentis animi est, aliena causa ad vitam reverti," so ist das Großsprecherei. Er hätte höchstens sagen sollen: honesti animi est; denn wer ein nicht ganz verkrüppeltes, lahmes Herz hat, der wird gerne und kräftig zurückkehren ins Leben, wenn er dadurch einen Freund erfreuen kann, wie ich an Dir einen habe.

Sey getrost, Dein Werk steht gut, sehr gut! Ich bin heiter, wie ich es seit Jahren nicht gewesen. In meinem finsteren Hofzimmer[1] kann man recht fröhlich seyn. Du sollst mir nicht schimpfen über dieses Zimmer. Ich habe manches Gedicht darin gemacht, an manches Liebe darin gedacht, manchen Deiner Briefe darin gelesen. Freilich, ein Mensch wie ich war, mag das schönste Zimmer im Himmel beziehen, er wird alle Wände mit seiner schwarzen Tapezerei behängen.

[1] Im Gasthof zum König von Portugal.

Ich spiele nun fleißig Guitarre in meiner Spelunca, pfeife mir meine steirischen Ländler, und schlage oder vielmehr schnalze mit meinem wieder gesunden Daumen (der Dir freundlich danken läßt für Deine freundliche Sorgfalt für ihn) die Castagnetten dazu; ich verdampfe eine Pfeife nach der andern, eine Cigarre nach der andern, und gehe viel auf den schönen Bergen herum, die mir täglich besser gefallen. Ueber meine Abreise nach Wien hab' ich noch nichts beschlossen. Aber den lieben Kerner will ich nächstens besuchen auf einige Tage. Sollt' es dir möglich seyn, auch zu kommen, so will ich warten, bis das geschehen kann; schreibe mir darüber. Dein liebes Haus werd' ich auf jeden Fall auch noch besuchen. Ich will bei Deiner Frau und Deinen Kindern ein freundlicheres Bild von mir zurücklassen, als sie jetzt haben. Auch Deinem lieben Karl will ich in die Phantasie hinein corrigiren. Das ist ein gar herrlicher Knabe; Gott gebe, daß ich ihm einst nützen kann. Ja, Freund! ich will leben, arbeiten, handeln; doch ich entscheide, für wen und wozu. Du hast mich so ganz wieder gestellt in meine Kraft, daß ich mit kühnen Entwürfen umgehe. Ich will noch was Tüchtiges leisten in der Kunst; ich will arbeiten für die Welt, und mich veredeln für meine Freunde. Niederkämpfen werd' ich die Liebe nicht; das war nur eine eingebildete Pflicht der Melancholie, die Pflicht, ein Mädchen, welches zu heirathen ich nicht entschlossen bin, nicht nur vor der Welt, sondern auch vor meinem Herzen freizugeben, gleich als würde die Ruhe des Mädchens schon durch eine stille Liebe gestört. Nein, ich will diese Liebe bewahren, sie soll mir mein Leben verschönen für alle Zeit.

Du erinnerst mich, daß Uhland seinen Gruß von mir noch nicht habe. Ist Uhland nicht verstimmt gegen mich? Paul Pfizer kam nach Stuttgart, brachte wohl Grüße an Schwabs von Uhland, aber keinen für mich; das fiel mir auf, und ich gestehe Dir, sehr empfindlich. Ich liebe Uhland, wie es der Herrliche verdient, doch — nichts mehr! Diesen Augenblick kocht der Stolz in meinem Herzen.

Hier sende ich Dir einen Abdruck der zwei Gedichte, die ich in die politische Zeitschrift „Mikrokosmus" habe drucken lassen.[1]

[1] „Am Grabe eines Ministers" und „In der Schenke."

Nun lebe wohl, mein geliebter Freund! tausend Herzensgrüße an Deine liebe Frau, Deine lieben Kinder. Bald sollst Du Deine schönen Gedichte nebst meinen Bemerkungen zurückerhalten. Die Deines Bruders[1] hab' ich noch nicht gelesen. Komm, laß Dich umarmen! Lebe wohl, theurer Freund!

Ich danke Dir für die gütige Uebersendung des Pariser Briefes und bitte das dafür ausgelegte zum Suso zu rechnen. Dein Niembsch.

Niembsch an Sophie Schwab.

Heidelberg, den 24. Januar 1832.

Theure Freundin!

Ich bin nicht mehr so traurig, liebe Freundin, als ich am Morgen unserer Trennung gewesen. Ich müßte ja schon todt seyn, wenn diese Trauer lange gedauert hätte. Mir war damals zu Muthe, als würde ich aus dem Paradies — dem durch meine eigene Schuld verwirkten — gestoßen auf ewig. Nun bin ich heiter, wie ich es lange nicht gewesen. Als wir den letzten Abend zusammen saßen und Glühwein tranken, hob mein Schwab das Glas und trank mirs so herzlich zu auf meine Wiederherstellung und Sie stießen an und der tiefe, warme Himmel der Freundschaft grüßte mich segnend aus Ihrem schönen Auge. Das war ein herrlicher Augenblick!

Niembsch an Mayer.

Heidelberg, den 28. Januar 1832.

Mein lieber Freund!

Morgen reise ich zu unsrem Kerner. Weil Du auf meine kritischen Bemerkungen so begierig bist, hab' ich Dir in der Eile einen Theil davon zusammengeschrieben. Die Gedichte, worüber ich nichts sage, gefallen mir durchgängig, die kritisirten aber bis auf die Kleinigkeiten, die ich daran auszusetzen habe. Viele sind von ausgezeichneter Schönheit, und Du thätest sehr Unrecht, wolltest Du sie der Welt entziehen. Diese müssen

[1] August Mayer, jünger als Karl. Gedichte von ihm in Körners poetischem Almanach von 1812, und Deutschem Dichterwalde von 1813. Er ist ein Opfer des russischen Feldzuges von 1812 geworden.

allgemein gefallen. Bei vielen liegt die Schönheit in geheimeren Beziehungen, die ein geweihtes Auge verlangen, und es wäre wieder Unrecht, wenn Du sie dem, wenn auch seltenen Freunde und Kenner der Poesie entzögest.

Laß Dich also nimmermehr abbringen von der Herausgabe Deiner Gedichte. Mit meinen Bemerkungen folgt zugleich ihr Gegenstand. Die übrigen Gedichte nebst Kritik wirst Du auch bald erhalten. Ich nehme sie mit nach Weinsberg, um wenigstens Deinen Geist dort zu haben, wenn mich schon die leidige Justiz um Deine Person bringt. O mein Mayer! könnt' ich Dir doch den Händedruck beibringen, der jetzt in meiner Rechten zuckt! Der Teufel hole den Raum und auch die Zeit! Dieses Ehepaar führt die Wirthschaft hier auf Erden. Alles muß bei ihm einkehren, und jede Freude mit Sehnsucht bezahlen und Thränen.

Du hast mich in Deinem letzten Brief einen nicht allzu vollständigen Briefbeantworter gescholten. Darum will ich Deinen lieben Brief Punkt für Punkt wenigstens dießmal beantworten. Also meine steirischen Ländler möchtest Du hören? Ja, die sind wahrhaftig schön! Hörst Du einen wahren Steirerländler, so hörst Du mitten aus dem Getümmel der irdischen Freude die allmächtige Stimme der Sehnsucht heraus tönen, der Sehnsucht nach dem Heimathlichen, Göttlichen. Ja, gewiß liegt ein gewisses göttliches Heimweh in diesen Gebirgsmelodien. Wie geht es mit Deinem Husten, lieber Freund? schreibe mir doch gleich nach Weinsberg. Ich fürchte beigetragen zu haben zu Deinem Uebelbefinden durch den Sturm der Empfindungen, worin ich Dich mit hinein gerissen. Wenn es doch bald besser würde oder schon wäre!

Du fragst mich, was mir in Beziehung auf Uhland in der Feder geblieben und im Herzen. In der Feder eine Grille, in dem Herzen nichts als warme, innige Liebe für den Ehrwürdigen, Liebenswürdigen. Es war nur vorübergehende Empfindlichkeit. Ich werde Uhland und seine gastfreundliche gute Emma lieben, wenn sie mich auch gar nicht mehr mögen sollten. Aber das ist ja nicht der Fall. An Schwab und seine liebe Frau hab' ich schon einigemal geschrieben. Es ist Gottlob Alles im Alten.

Die Geschichte mit Hochwächter ist mir etwas fatal. Sehr unangenehme

Folgen dürften nicht ausbleiben, wie ich die österreichische Regierung kenne.[1]

Aber wir wollen schon sehen, was zu machen. So was kümmert mich weniger, als die Herzenssachen. Die stehen jetzt gut, also Alles gut. Deine Gedichte, glaub' ich, wären mit Lieder am besten überschrieben.

Noch Eins hab' ich Dir zu beantworten. In meinem närrischen, nicht expedirten Briefe stand nichts von gekränktem Stolze, auch machte ich mich darin durchaus nicht lustig über Dich, wie Du glaubst. Sondern es herrschte eine ausgelassene Freude darin über die Fülle Deiner Liebe und darüber, daß Du dem verabschiedeten Griesgram, dem in die Flucht geschlagenen Hypochonder noch so tüchtige Wurfspieße nachsandtest, um ihm ja jede Lust zur Wiederkehr zu vertreiben. Meiner Sitte getreu send' ich Dir hier noch ein Gedicht: „Die Wurmlinger Kapelle."

Dich, Deine liebe Frau, Deine lieben Kinder umarme ich in herzlicher fester Umarmung. Ewig Dein Niembsch.

Deinen Karl seh' ich morgen, den prächtigen Buben. Leb' wohl, mein Mayer! Leb' wohl! Schone Deine Gesundheit und schreibe bald. Vale! fave! scribe!

Niembsch an Mayer.

Weinsberg, den 5. Februar 1832.

Geliebter Freund!

Gestern erhielt ich Dein liebes Schreiben an mich und Kerner, und eile um so mehr, es zu beantworten, als es sich um Beseitigung eines Irrthums handelt, der unserm guten Kerner sehr weh thut. Veranlassung des Irrthums, als sey Kerner schuld an der fatalen Hochwächteriade, war vermuthlich der Umstand, daß auch Kerners Polengedichte im Hochwächter erschienen sind. Das war aber ebenso ein Gewaltstreich der Redaction, als es der Druck meines Gedichtes war. Kerners Polengedichte wurden R. qua tali privatim mitgetheilt, durchaus nicht zum Drucke. Mein Gedicht hat der Pfarrer von N. bei Oehringen in Kerners Hause,

[1] Sie blieben aus.

bei dessen Abwesenheit, auf einem Tisch liegend gefunden, abgeschrieben und mittel- oder unmittelbar an R. befördert. Daß nun R. so ganz mit Leib und Seele Hochwächter ist, und den Privatmann vom öffentlichen, den Freund vom Redacteur nimmer unterscheiden kann, das allein ist zu beschuldigen. Ich bitte Dich also recht dringend, auch unserm lieben Schwab die Sache aufzuklären und so viel möglich allen Andern, die in gleichem Irrthum sind.

Hier send' ich Dir wieder einen Theil Deiner Gedichte und meine Bemerkungen darüber. Sind letztere zuweilen etwas vorgreiflich, indem sie zugleich sagen, wie manches zu ändern wäre, so verzeih' mir das; ich zweifle nicht, daß Du selbst darauf gekommen seyn würdest; aber wenn, wie ich glaube, mir das Richtige zuweilen vorschwebt, so kann ich es nicht verschweigen. Du kannst ja solche Stellen in meinen Bemerkungen übergehen, um Dir die freie Unbefangenheit bei etwaiger Aenderung manches Deiner Gedichte nicht zu nehmen. Auch sind meine Bemerkungen manchmal etwas derb ausgefallen. Ich erhitze mich leicht beim Lobe, wie beim Tadel.

Ich habe nun schon eine ganze Woche bei unserm Freunde sehr angenehm zugebracht. Neulich waren wir in Heilbronn und wohnten dort im Hause des Herrn Oberamtsrichters Rümelin einem Kindertheater bei. Dein Karl hat sich besonders hervorgethan durch sein lebendiges, humoristisches, möcht' ich beinahe sagen, und doch ganz kindliches Spiel. Am Ende wurde er heraus applaudirt, und bedankte sich für den Beifall wieder ganz artig und originell. Ein Teufelskerl. Ich hätte ihn von der Bühne herunter reißen und küssen mögen, so excellent hat er seine Sache gemacht.

Von unseres lieben Schwabs hab' ich schon ziemlich lange keine Briefe. Da die arme Frau wieder krank war, kamen sie freilich nicht zum Briefschreiben. Melde mir doch sogleich, lieber Freund, wie es mit der Gesundheit der vortrefflichen Frau steht, die ich herzlich bedaure, daß sie von der fatalen Rose schon wieder befallen ist. Auch über Deine Gesundheit hätte ich gern eine Nachricht von Dir erwartet auf meine Erkundigung; doch Du bist in diesem Punkte etwas leichtsinnig. Ich fordere genaue Nachricht hierüber, debes amico, debes medico. Deiner lieben Frau

wünsch' ich von Herzen ein heiteres Gemüth und gesunde Tage, damit sie gestärkt werde für die bange Stunde, die ihr bevorsteht. Gott segne sie! Nicht mehr lange wird es währen, so bin ich auch in Deinem Hause, Du mein geliebter Freund, und genieße einige selige Tage. Sag es nur dem kleinen holdseligen Minele, daß Bart kommen wird.

Was macht unser Uhland? seine gute Frau? Richtig! Eins hätte ich bald vergessen. Du sprichst von Deinem Gedichte, wo die Schnecke vorkommt. Ja freilich ist der scherzhafte Ton darin nicht getroffen. So viel ich mich erinnere, kommt der Ausdruck darin: daß du dich in Nachtheil setzest. Das ist aber nun ein gar prosaisches, ungeschlachtes Wort für ein Gedicht dieser Art, wo jedes Wort hüpfen und flattern soll. Und so ist das Ganze etwas steif gehalten. Versuch' es anders zu bearbeiten. Vielleicht gefällt dann das Gleichniß besser. Auf jeden Fall ist es aber ein Gleichniß, das erst durch die Darstellung zu poetischen Ehren und Würden gelangen kann, dann aber vielleicht recht viel Glück macht; man kanns nicht wissen vorhinein. Versuch es.

Im Allgemeinen glaub' ich Dir noch bemerken zu müssen, daß Du Dich etwas seltenerer Reime befleißen solltest, daß Deine Construction nicht immer poetisch ist, sondern manchmal eine prosaische Disposition über die Gedanken, ein gewisser numerus oratorius darin erscheint. Ich meine das besonnene Anordnen der Vorder- und Nachsätze, das logische Gerippe, das hier und dort zwischen den Blumengewinden bleich und kalt hervorguckt.

So eben hat Kerner seinen alten Gaul anspannen lassen. Ich fahre mit ihm aus. Glaube nicht, daß wir Deiner vergessen in unserem Glücke. Ja, ich bin wirklich sehr glücklich hier in Weinsberg. Kerner hat eine unergründliche Seelengüte. Sein Rickele ist auch so lieb und gut. Wir leben so traulich zusammen mit den lieben Kindern. Aber wir denken Dein und der Deinigen mit inniger Liebe. O Mayer, wärst Du da!

Lebt wohl, meine Lieben, viele herzliche Grüße von Kerners, leb' wohl, geliebter, treuer Freund! Ewig Dein Niembsch.

Nächstens schicke ich Dir den letzten Theil der Gedichte sammt meinen Gedanken darüber. Mein Aufenthalt in Weinsberg dauert bis Samstag

den 10. Februar 1832. Vale! dimidium animae meae! Das ist das schönste Wort Horazens.

Niembsch an Klemm in Paris.

Heidelberg, den 17. Februar 1832.

Mein guter, treuer Bruder!

Ich habe einige Wochen bei meinem Freund Justinus Kerner in Weinsberg zugebracht, darum antworte ich Dir auf Deinen lieben Brief so spät. Ich hoffe, Du werdest über mein langes Stillschweigen wohl nicht ungehalten gewesen seyn. Es gibt eine Liebe, die gar lange ohne Nahrung fortleben kann, und ich glaube, die unsrige ist von solcher Art.

Als ich zu Weihnachten nach Stuttgart gekommen war, und sogleich zu Schwab eilte, um den Christabend bei ihm zu feiern, fand auch ich meinen Platz sammt Christbescheerung auf dem großen Tische, um welchen die liebe Jugend frohlockte; und auf dem Opferteller lag ein Papier und ich erkannte sogleich die lieben, wenn auch etwas steifen Züge Deiner Hand. Ich danke Dir herzlich für das schöne Christgeschenk. Du warst mir immer ein treuer lieber Bruder; bleibe es, bis uns die letzte Stunde schlägt. Beim Scheine der Feuerblüthen, die den heiligen Christbaum schmückten, las ich Deine Schrift, und das Zeichen Deiner Freundschaft nahm sich gar schön aus in so lieblicher Beleuchtung.

Du schreibst mir viel von der lieben Lotte. Ich wußte wohl, daß sie auch Dir gefallen müsse. Ein Leben an der Seite eines solchen Weibes ist freilich das Beste, was Du mir wünschen kannst; aber, aber, ich glaube, ich bin dafür verloren. Eine gewisse Freudigkeit des Herzens gehört dazu, um zu heirathen. Nur der freudige Mensch hat Lust und Liebe, das Leben, wo und wie es sich ihm bieten möge, rasch und glücklich zu erfassen, um sich und die Seinigen mit Ehren durch die Welt zu schlagen. Mein Innerstes ist durch eine Geschichte, die Du wohl kennst,[1] tief verletzt, und scheinet mir darin eine Sehne gerissen zu seyn, die wohl nimmermehr ganz wird. Der Dichter Stoll[2] sagt: „Zweimal ist kein

[1] Bertha.

[2] J. L. Stoll, geboren zu Wien 1778 und dort gestorben 1815, ein Freund Kerners. Näheres über denselben bei Emma Niendorf S. 134—137.

Traum zu träumen, noch Gebrochnes ganz zu leimen." Ich habe nicht den Muth, diese himmlische Rose an mein nächtliches Herz zu heften; dieß schrieb ich einmal an meine Freundin Schwab, und ich schreib' es auch Dir. Alles in der Welt hat seine Zeit. Bei uns, Bruder, ist die Zeit der Liebe, täuschen wir uns nicht! vorüber. Vorüber ist die schöne Zeit, wo die ganze Sehnsucht unserer Seele von einem lieben Weibe gefesselt wird, und wir uns mit ihr einschließen in eine Hütte in seliger Genügsamkeit. Der Ernst des höheren Lebens hat uns ergriffen, und die tiefere Sehnsucht nach einem andern Daseyn. Versuchen wir es aber, uns einzuschließen in die Hütte der Liebe, so wird jener Ernst an die Thür kommen und pochen, und wir werden uns losreißen aus den Armen des liebenden Weibes, das seinen süßen Traum noch nicht ausgeträumt hat, und sie wird weinen und unglücklich seyn. „Zweimal ist kein Traum zu träumen, noch Gebrochnes ganz zu leimen." Wir wollen uns abwenden von dem schönen Bilde, oder es lieber mit dunklem Flor behängen. Komm, Alter, gehen wir zu was Anderem!

Von Deinen Aphorismen sind zwölf gedruckt worden im „Mikrokosmos," einer polemischen Zeitschrift für Staatskunst und Staatsrechtswissenschaft. Ich werde Dir Dein Exemplar wahrscheinlich in München übergeben, wo ich Dich zu sehen hoffe. Erfragen wirst Du mich dort bei Professor Schubert können, dem zu Liebe ich vermuthlich den ganzen Sommer über in München bleiben werde. Doch wir schreiben uns ja bis dahin noch öfter. Ich wollte einen Operntext schreiben, wozu ich von einem geschickten Kapellmeister aufgefordert war; aber die Gestalten fielen zu derb und heftig aus, so daß ich davon abgegangen bin und jetzt an einem Trauerspiele arbeite. Diesen Sommer wird es wohl fertig. Eine ziemliche Anzahl neuer lyrischer Gedichte ist meiner Sammlung zugewachsen, seit wir uns getrennt haben. Ich will Dir einige mittheilen: „Schilflieder 1—5;[1] Die Wurmlinger Kapelle."

Deinen nächsten Brief, lieber Bruder, adressire nach Weinsberg in

[1] Die fünf Schilflieder zählte Niembsch (nach Mayer S. 26) zu den ihm liebsten seiner Gedichte; nach Emma Niendorf (S. 14) hatte er sie für Lotte in Stuttgart gedichtet, daher diese selbst auch späterhin „Schilflottchen" in einem dortigen Kreise genannt wurde. (S. 80.)

Württemberg, an den Dr. med. Justinus Kerner. Ich werde noch einige Zeit dort verweilen, bevor ich nach München gehe. Hier bleib' ich nur noch ganz kurze Zeit. Die Leute hier sind so ganz trockene geistlose Wissenschaftler, daß mir angst und bange wird unter ihnen. Leb' wohl, zu tausendmal gegrüßt und geküßt von Deinem treuen Bruder Niembsch.

Auch in Tübingen bin ich seitdem gewesen und habe mit dem herrlichen Uhland, gleichwie auch mit Paul Pfizer (dem Verfasser des Briefwechsels zweier Deutschen) Bruderschaft getrunken und zwei glückliche Tage gelebt. Einen aber mußt Du auf jeden Fall kennen lernen, wenn Du Dich in Stuttgart etwas aufhältst auf Deiner Rückreise nach Wien, das ist der Oberjustizrath Karl Mayer in Waiblingen, zwei Stunden von Stuttgart. Einer meiner allerinnigsten Freunde und der besten Menschen auf Erden; auch ein sehr braver Dichter. Ferner wünscht' ich, daß Du den Hofrath Reinbeck in Stuttgart besuchst, einen sehr guten, lieben Mann, dessen Frau, eine ausgezeichnete Landschaftsmalerin, Dir zwei Gemälde zeigen wird, welche sie über meine „Waldkapelle" gemalt hat.

Kerner an Mayer.

Weinsberg, den 11. März 1832.

Herzliebster!

Dein Brief an Niembsch kam von Heidelberg hieher, denn Niembsch ist schon seit zehn Tagen wieder bei mir. Jetzt, wo er heute nach Bönnigheim fuhr, aber Nachts wiederkehrt, will ich Dir schreiben, weil er Dir wahrscheinlich erst in zwei bis drei Tagen schreiben wird. Niembsch ist von Amerika ganz besessen, schrieb sich in die Actiengesellschaft ein und schifft am 1. Mai dahin. Er läßt sich nichts einreden: denn seine ganz dämonische Phantasie malt ihm da Dinge vor, die ganz nach seinen Wünschen sind.

Er ist wieder viel wilder, als er war. Als er das vorigemal bei mir war, gelang es mir, den Dämon in ihm zu beschwichtigen. Ich hatte ihn dahin gebracht, daß er den Entschluß faßte, nach München zu gehen und sich an Schubert anzuschließen. Da hätte er inneren Frieden und Glauben gewonnen (die ihm so sehr fehlen), allein in Heidelberg

wieder vierzehn Tage sich selber überlassen, kehrte in ihm der alte Dämon wieder, der wilde Thiere schießen und Urbäume niederreißen will. Es ist völlige Wahrheit, daß in Niembsch ein Dämon ist, der ihn furchtbar plagt und der in einer Viertelstunde sein Gesicht zwanzigmal verändert. Derselbe zeigt sich auch durch wirkliche Krämpfe in ihm, die sich durch ein augenblickliches Erstarren namentlich seines Gesichtes, aussprechen. So lange dieser Dämon nicht aus ihm getrieben ist, ist er furchtbar unglücklich und macht auch andere düster. Ich will noch Alles anwenden, denselben in ihm zum zweitenmal zu bannen, verzweifle aber jetzt sehr! Denn die amerikanische fixe Idee, die ihm dieser eingeflüstert, hat furchtbar feste Wurzeln in ihm gefaßt. Er fuhr heute nach Bönnigheim zu einem amerikanischen Commissär. Nach Stuttgart wird er wohl bald auch kommen. Gedichtet hat er inzwischen gar nichts, ließ auch seine Tragödie liegen.

Alles dieß Dir in Liebe zu Niembsch geschrieben und sage ihm nichts davon, bei unsrer ältern Liebe!

Nachts.

Niembsch kehrte von Bönnigheim zurück und unterschrieb sich mit 5000 fl. in die amerikanische Gesellschaft, wofür er 1000 Morgen Landes zum Anbau erhält. Es ist nun nichts mehr zu machen, als zu dieser Sache das Beste zu sagen. Es ist vielleicht das Land der Prüfung für ihn und Gott wird es nicht ohne seine weisen Absichten zulassen. Betrachtet man es wieder von andern Seiten, so läßt sich allerdings dagegen auch wieder wenig einwenden; Europa verfault immer mehr in der Gemeinheit und auch mir wird oft ganz bang in ihm.

Die Polen! Ja, bester Mayer! mit diesen leb' ich seit acht Tagen persönlich und da fällt einem erst ihr Jammer auf's Herz. Auch dem Niembsch machten diese Bekanntschaften große Freude und die Polen schlossen sich sogleich traulich an den Ungarn an.

Morgen fahren wir mit Niembsch nach Oehringen. Niembsch sagte mir, daß er in ein paar Tagen nach Heidelberg müsse, um seine Geldgeschichten zu ordnen. Alexander schrieb auch, er komme. Niembsch wird Dir das Weitere schreiben, und vielleicht auch die Tage, wo Du ihn hier, worauf wir uns Alle herzlich freuen, treffen könntest, bestimmen. Niembsch

hat alle Stunden einen andern Plan, und ich kann Dir also leider gar nichts Bestimmtes schreiben, als das, daß er von gar nichts mehr spricht und an gar nichts mehr denkt, als an die Reise und an das Wesen in Amerika.

Gott sey mit Euch und uns Allen! Dein immer sehr trauriger J. Kerner.

Niembsch an Mayer.

Weinsberg, den 13. März 1832.

Mein lieber Mayer!

Ich reise diesen Frühling nach Amerika. Längstens bis 1. Mai, vielleicht aber auch schon in drei Wochen werd' ich mich einschiffen. Das war es, warum ich so lang nicht geschrieben; ich hatte theils viel herumzureisen und auszukundschaften, theils wollt' ich Dir einen letzten festen Entschluß mittheilen; nun ist er gefaßt. Um in Amerika etwas Halt zu haben, bin ich in den Stuttgarter (eigentlich Ulmer) Verein der Auswanderer mit einigen Actien eingetreten. Die Gesellschaft, bereits aus 200 Köpfen bestehend, wird sich am Missourifluß niederlassen, vorläufig aber eine Commission dahin absenden, um Land anzukaufen und die Colonisation vorzubereiten. Wahrscheinlich werd' ich mich an diesen Vortrab anschließen, denn sehr interessant wär' es mir, die ersten Rudimente einer Ansiedelung zu beobachten, vielmehr selbst theilzunehmen daran.

Gefällt es mir in Amerika, so bin ich gesonnen, etwa fünf Jahre dort zu bleiben; wo nicht, kehr' ich um und überlasse mein Eigenthum der Gesellschaft zur Administration. Aber es wird mir hoffentlich gefallen. Der ungeheure Vorrath schöner Naturscenen ist in fünf Jahren kaum erschöpft, und meine lieben Freunde find' ich dann doch alle wieder. Dort will ich meine Phantasie in die Schule der Urwälder schicken, mein Herz aber durch und durch maceriren in Sehnsucht nach den Geliebten. Künstlerische Ausbildung ist mein höchster Lebenszweck; alle Kräfte meines Geistes, meines Gemüthes, betracht' ich als Mittel dazu. Erinnerst Du Dich des Gedichtes an Chamisso, wo der Maler einen Jüngling an das Kreuz nagelt, um ein Bild vom Todesschmerze zu haben? Ich will mich

selber ans Kreuz schlagen, wenn's nur ein gutes Gedicht gibt. Und wer nicht alles andere gerne in die Schanze schlägt, der Kunst zu liebe, der meint es nicht aufrichtig mit ihr. Schwab sagt in einem sehr schönen Gedichte: „Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit;" ich möchte sagen: „die Kunst ist Sorge und viel Arbeit." Ganz Unrecht hat Schiller, wenn er gegensätzelnd sagt: „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst;" ich sehe mehr Ernst in der Kunst, als im Leben, wo Alles vergeht, Lust und Schmerz, während in jener allein Bestand ist und Ewigkeit. In der Religion doch wohl auch, wirst Du meinen; aber ich glaube, Religion ist nichts, als transiente Religion, der reinste Kultus. Der sterbende Mensch schneidet zum Zeichen ihrer Freundschaft seinen eigenen Namen und den Namen Gottes in verschlungenen Hieroglyphenzügen in einen von den frischen grünen Bäumen des Sinnenlebens, durch welche seine Brüder lachend und weinend und eben auch sterbend dahin wandern. Ewigkeit ist freilich zu viel gesagt von der Kunst und ihren Werken; doch währt's was länger mit jenen Namenszügen der göttlichen Freundschaft. Doch genug des Geplauders über unaussprechliche Dinge.

Ich sitze wieder bei meinem Kerner und genieße seine liebenswürdige Persönlichkeit in vollen Zügen. Bald aber komm' ich nach Stuttgart und Waiblingen, um noch zu guter Letzt an Deinem treuen Herzen mich zu stärken für die Reise nach Amerika.

Deine Gedichte sind alle bereits durchkritisirt. Ich bringe sie Dir selbst mit.

Leb' wohl auf baldiges Wiedersehen! und grüße mir die Deinigen herzlichst von Deinem Niembsch.

Mit den Aenderungen, die Du auf Anlaß meiner Bemerkungen an Deinen Gedichten getroffen, bin ich vollkommen einverstanden. Es wird eine herrliche Sammlung von Gedichten geben. Du sendest sie mir nach über's Meer und ich werde sie den schönsten sinnenden Blumenbäumen Amerika's vorlesen. Deine lieben Worte werden wie schöne Vögel herumflattern im wundervollen Gezweige des Urwalds. Du, Uhland, Schwab, Kerner und alle anderen Dichterfreunde von mir, jeder erhält seinen eigenen Bezirk in meinem Waldgebiete und jeder dieser Bezirke wird eingeweiht mit dem schönsten Gedichte seines Patrons, und der ganze Urwald

wird von Sehnsucht ergriffen werden nach Euch, und er wird lange seufzen und seinen Vögeln sagen: zieht hin nach Europa und ruft mir die lieblichen Sänger herüber; und an einem Tage wird in Weinsberg und Tübingen und Stuttgart und Waiblingen ein seltsamer schöner Vogel sich zeigen, und an Eure Fenster klopfen und dringend rufen, daß Ihr kommen sollt dahin, wo die Freiheit blüht.

Kerner setzte bei:

Bester Mayer!

Das ist Alles, so dichterisch es klingt, rein dämonisch. Ich sah kürzlich seinen Dämon; es ist ein haariger Kerl mit einem langen Wickelschwanz; der flüstert ihm von jenen Urwäldern so zu, der läßt ihm keine Ruhe! Um Gotteswillen, Mayer! komm' hieher und rette mit mir den lieben Niembsch aus dem Wickelschwanze dieses amerikanischen Gespenstes! — Dein Kerner.

Dienstag, den 14.

Heute früh reiste Niembsch nach Heidelberg ab, will aber wiederkehren. Niembsch schifft sich jetzt schon am 24. dieses Monats ein, wird also wahrscheinlich sehr bald zu Euch kommen. Diese Geschichte zerrüttet mich ganz. Ich kann gegen Niembschs Entschluß nichts sagen, da ich bei gleicher Kraft, Phantasie, Lage vielleicht das Gleiche thun würde, aber ich liebe ihn zu sehr, daß es mir dadurch nicht angst und bange werden sollte, und so wird es Dir auch gehen.

Niembsch an Kerner.

Heidelberg, (15.) März 1832.

Mein Herzens-Kerner!

Ich kann heute noch nicht zu Dir zurück, meine Gefühle allhier halten mich noch ein Paar Tage auf. Sey so gut, mir den Brief aus Wien mit umgehender Post hieher zu schicken. Auch ein ganz wunderkleines Schlüsselchen hab' ich bei Dir liegen lassen; das schicke mir auch. Die Seherin von Prevorst schicke mir auch, ich bin hier sehr darum ersucht worden. Bis Sonntag sehen wir uns wieder. Ich werde doch kaum mit

der Commission nach Amerika abgehen können, sondern bis Mai warten müssen. Siehst Du den Klecks auf dem Papier da? so eben hat mir ihn ein unsichtbarer Dämon hergetropft. Gestern Abend, gleich nach meiner Ankunft, war ich bei Herrn Zimmerle, dem lieben, ehrwürdigen alten Juden; es war ziemlich zahlreiche Gesellschaft vorhanden, da sprach ich über Geistergeschichten mit solcher dämonischer Weihe, bis meine Augen dabei so kurios herumschweiften, daß die Mädchen anfingen zu weinen vor Schaudern. Ja, Bruder, ich trage ein ganzes Nest voll junger Gespenster in mir herum; wenn das Nest einmal ausfliegt und um mich herumschwärmt, wie im Frühling die erwachten Fledermäuse um den hohlen Eichbaum, worin sie den Winter über gesteckt, ja, ja, das ist eine kuriose Geschichte.

Leb' wohl, liebes Nikele, Mariele, Emmale, Madam Hochstätterle, liebwerthe Fräulein Kieberle-le und Du mein Kerner, ich küsse Dich und ich erdroßle Dich in meiner Umarmung. Euer Niembsch.

Niembsch an Schurz.

Heidelberg, den 16. März 1832.

Liebster Bruder!

Gleichwie Du stundenlang bei einem Freunde sitzen, wohl auch an ihn denken kannst, ohne die leiseste Sylbe mit ihm zu sprechen, so kann ich monatelang an meine lieben, liebsten Leute denken, ohne ein Wort an sie zu schreiben. Beides ist eine Unart, die meinige die größere, das weiß ich; aber Ihr verzeiht mir ja doch. Bei uns regt sich der Frühling schon gewaltig; gestern hört' ich die erste Nachtigall (im Käfig jedoch), und da erwachte denn in mir die Sehnsucht zu wandern fort und fort. Ich habe durch einige glückliche Spekulationen mit Staatspapieren 1200 fl. gewonnen, Reisegeld genug zu großen Wanderungen. Bevor ich also nach Oesterreich heimkehre, will ich noch ein Tüchtiges herumreisen. Nach München würde ich gerne gehen, den berühmten Schubert, den Naturforscher, kennen zu lernen und einige Collegien bei ihm zu hören; aber ich weiß mir noch ganz andere Collegien. Nämlich ich will meine Phantasie in die Schule — in die nordamerikanischen Urwälder schicken; den

Niagara will ich rauschen hören und Niagaralieder singen. Das gehört nothwendig zu meiner Ausbildung. Meine Poesie lebt und webt in der Natur, und in Amerika ist die Natur schöner, gewaltiger als in Europa. Ein ungeheurer Vorrath der herrlichsten Bilder erwartet mich dort, eine Fülle göttlicher Auftritte, die noch daliegt jungfräulich und unberührt, wie der Boden der Urwälder. Ich verspreche mir eine wunderbare Wirkung davon auf mein Gemüth. Die Reise auf einem Dampfschiffe geht sehr schnell und ohne Gefahr; in Amerika selbst reist man auch völlig sicher, denn Bettler und Diebe sind dort nicht zu finden, weil sich die Menschen ihr Brod auf bequemeren Wegen verschaffen können. Von wilden Thieren ist gar nichts zu fürchten, mindestens weniger, als in Europa von wüthenden Hunden. Zudem reise ich in großer Gesellschaft von etwa 80 Personen, die sich in Amerika kolonisiren werden. Ich will mich etwa zwei Monate dort aufhalten und dann unendlich bereichert zurückkehren in mein geliebtes Oesterreich. Glaube mir, Bruder, die Oesterreicher sind die besten Menschen auf der Welt. Wie wohl wird es meinem Herzen thun, wenn ich wieder die ersten Alpenlieder höre, und mit den gemüthlichen Gmundnern und Wienern zusammenleben kann! Aber zuvor muß ich mich schon noch eine Weile herumtreiben. Das ist wirklich höchst nothwendig; glaub' es mir auch Du, liebe Resi! Vielleicht geht mir mit der neuen Welt zugleich eine neue Welt in der Poesie auf. Ich fühle wirklich etwas in mir schlummern, ganz verschieden von dem, was ich bis jetzt gewesen; vielleicht wird dieses Unbekannte aufgeweckt werden vom donnernden Ruf des Niagara. Wie schön ist schon der Name: Niagara! Niagara! Niagara! Auch wird mir's lieb seyn, wenn ich eine Zeitlang nichts von der verdammten Politik werde zu hören kriegen. Bruder, die Politik ist wirklich etwas Ekelhaftes, zumal, wenn man ein ewiges Politisiren hört, wie hier zu Lande. — Deinen Speckbacher, wenn er bald fertig ist, oder einen beträchtlichen Theil Deiner Gedichte möcht' ich gerne mitnehmen auf die Reise. Manches Deiner schönen Gedichte würde ich dann den stillen, sinnenden, wunderbaren Blumenbäumen vorlesen, mit lauter Stimme, so daß der Urwald plötzlich von Sehnsucht ergriffen würde nach dem lieblichen Dichter, und er seinen schönsten Vogel nach Dir ausschicken würde, der dann, weit über's Meer herbeigeflogen, auf

einmal an Deinem Fenster säße im Schwarzspanierhaus, und anklopfte und rief: „Komm, komm nach Amerika!“ Schleifers Gedichte werden zu gleichem Zwecke auch mitgenommen. Eine Geige auch, damit das alte Rakozilied in den heiligen Schatten des Urwalds ertöne. Das wird ein Leben werden, lieber Alter.

Von meiner Reise bitt' ich Dich und die Therese gegen niemand etwas zu äußern. Ich habe meine Gründe; gegen niemand! Wenn Ihr mich aber in Gedanken begleiten wollt, so leset die Beschreibung von Nordamerika, die kürzlich ein gewisser Duden herausgegeben hat. Der Missouristaat und (früher) der Niagarastrom, sind die zwei Hauptgegenstände meiner Wanderschaft.

Meine Gedichte hat Cotta bis Ostern versprochen.

Grüße mir doch meinen Berke recht herzlich und sage ihm, daß ich ihm nächstens schreiben werde. Vom Schleifer erwarte ich eine Antwort; ich glaube ihm aber meine Adresse nicht geschrieben zu haben. Darum sey Du so gut, es in Deinem nächsten Briefe an ihn zu thun; Du schreibst ihm ja doch gewiß bald. — Meine Schwestern Marie und Mina tausend schöne Grüße.

Unter Anderem! ist nicht wer von meinen Bekannten gestorben? Gestern, den 15. März, um 6 Uhr Morgens? — Ich lag in leichtem Schlummer und träumte ruhig unbedeutende Dinge; da weckt mich auf einmal ein lauter Schrei: „Niembsch!“ hart an meinem Bette, so daß ich auffuhr und mich umsah, aber nichts erblickte. Neben meinem Zimmer schläft ein Studiosus, der hört zur selben Zeit einen starken Schlag an seiner Thüre, daß er auch aufwacht und vergebens nachsucht, wer da geklopft habe. Auch war ihm im Schlafe, als habe er auch „Niembsch!“ rufen hören. Das ist eine kuriose Geschichte.

Schreibe mir bald, lieber Bruder. Anfangs Mai werd' ich abreisen, im Spätherbst wieder kommen.

Leb' wohl, lieber Alter. Adieu, liebe gute Schwester! Ich umarme Euch herzlich vieltausendmal. Dem lieben Tonerl danke ich für sein Brieflein; der muß auch einmal nach Amerika reisen. Das wird ein Urkerl werden. Die liebe Kati muß ja schon recht groß und hübsch seyn. Hat sich ihr specifisches Gewicht noch nicht verändert? All' ihre Eingeweide

müssen gediegen Blei seyn. Joseph, Lori, Resi, Alle küsse ich. Euer Bruder N.

Therese Schurz an Niembsch.

Wien, den 26. März 1832.

Geliebtester Bruder!

Meinen Schmerz über Deine Reise kann ich Dir nicht schildern. Der Gedanke, daß Du in einem anderen Welttheile und weit, weit überm Meere, von uns Allen getrennt seyn wirst, macht mich ganz trostlos. Ich habe wenig Hoffnung, Dich, mein einziger, geliebter Bruder, je wieder zu sehen; denn gewiß, Jahre werden vergehen, ehe Du heimkehrst, und ich vielleicht dann nicht mehr seyn! — Wenn Du wüßtest, wie viele Thränen mir diese Reise nach Amerika kostet, Du würdest gewiß den Niagara nicht rauschen hören. Auch dort wirst Du nicht Alles finden, wie es Deine Phantasie und unruhiger Geist hofft. Die Natur muß wohl großparadiesisch in jenem Lande seyn; wenn aber die Menschen so wären, wie mein Anton glaubt?! [1] — Wirst Du Dich da auf der fremden Erde nicht entsetzlich verlassen fühlen, und nach einem theilnehmenden Herzen sehnen? — Wenn Du mich liebst, mein Bruder, so gehe dorthin nicht! mache mir nicht immer gar so vielen Kummer mit Deinen Reisen! Wenn ich mir im Geiste vorstelle, daß Du Dich dem großen, unermeßlichen Meere anvertrauest, so wird es mir ganz dunkel vor den Augen. — Wenn Du es denn für unumgänglich nothwendig hältst, Deinen Geist zu bereichern mit Naturscenen, so bleibe doch wenigstens in Europa. Wie himmlisch schön muß es nicht in der Schweiz und am Rhein hinab seyn, und wie viel bessere Menschen wirst Du da finden!

Mein Bruder, denke an Deine Schwester, die Dich so unaussprechlich liebt, und mache ihr nicht so großen Schmerz! — Lebe wohl, Deine Resi.

[1] Ich hielt die Nordamerikaner für die eingefleischtesten Krämerseelen auf Gottes weiter Erde.

Niembsch an Kerner.

Stuttgart, 1. April 1832.

Herzliebster Kerner!

Wie lange ich nun schon wieder in Stuttgart sitze! Geschäfte! Geschäfte! Der Druck meiner Gedichte hat begonnen, freilich nur, weil ich selbst, ein kleiner Hannibal ante portas angerückt kam, mit der Drohung, das Manuscript wegzunehmen. — Du, lieber Bruder, mit der Actiengesellschaft stinkt es, ist allerlei Gesindel dabei, man hat mir hier von allen Seiten die Hölle heiß gemacht, Missouri, ubi vos estis pecuniam perdituri, und dergleichen schlechte Witze mehr habe ich zu hören gekriegt, und ich bin dadurch so heillos erschüttert worden, daß ich zitterte an Händen und Füßen und mein guter Kaiser Franz, den ich im Sacke trug, auf einige Kronthaler geprägt, bekam das Zähneklappern; ich ziehe mich zurück von den Actien. Sage meinem Mattussinsky, wir werden nach Florida gehen auf eigene Faust. Ich zittere noch immer; vor mir liegen zwei Kronthaler mit besagtem beliebten Bildnisse, mein Landesvater sieht noch immer sehr erschüttert aus, deutlich seh' ich ihm Thränen in den Augen stehen.

Gar lange bleib' ich nimmer aus. Ich lebe hier lange nicht so in Saus und Braus, wie Du vielleicht glaubst. Nein, nein, ganz still. Ich fürchte den Guas-Upas-See, i. e. die große Theekanne. Ganz still! still!

Also bald, bald bin ich bei Euch. Grüße mir meinen Matussinsky aus meiner tiefsten Seele; er soll nur fleißig englisch lernen.

Tausend Grüße an meine Herzensfrau, die liebe Rickele, an die gute Marie, Emma, Theobald.

Leb' wohl! Ewig Dein treuer Niembsch.

Niembschs Tabakspfeife im Munde ermangle ich nicht, Dir mit den aufsteigenden Wolken Grüße zuzusenden. Dein Mayer.

Niembsch an Anton und Therese Schurz.

Stuttgart, den 21. April 1832.
(Im Gasthofe zum König von England Nro. 41.)

Mein lieber Bruder!

Wo bleibt denn Dein Speckbacher? Schicke mir ihn doch recht bald, denn meine Abreise ist nahe. Ja, diese Reise! sie ist ganz herrlich, und nie hat mich etwas so freudig beschäftigt als diese Reise. Das einzige, was mir davon mißfällt, ist, daß sie meiner lieben Schwester Thränen gekostet hat. Weine nicht, liebe Theres, wir werden uns gewiß bald wieder sehen. Ich kann Euch ja nicht entlaufen. Das fühl' ich nur zu gut. Amerika wäre kein Land für mich, um dort zu bleiben, weil es dort keine Antons und Theresens gibt, keine Schleifers und Traunsteins. Bei Gott, ich komme wieder zu Euch! Ich müßte ja gar ein verlorner Kerl seyn, wenn ich Euch und alle lieben Erinnerungen meines Lebens fahren ließe auf immer. In den Urwäldern wird mir kein Bär was vorlesen und die Affen werden für die Dauer ein schlechtes Publikum seyn für meine poetischen Produktionen; auch werden sie mir das Frühstück nicht ins Bett bringen, wie mirs meine liebe Schwester gethan. Alles, was Ihr mir Liebes und Gutes erzeigt, manet alta mente repostum. Ich komme wieder, so wahr ich kein Dieb bin. Mich freuet es, lieber Bruder, daß Du meinen Entschluß nicht mißbilligst; das ist so männlich von Dir, wie ich es erwartet habe. Da gibts doch einmal was zu erzählen. Ich sehe schon Deinen Toni, wie er seine Augen aufreißt und mir gespannt zuhört,

Dem Wanderer, der von fernem Land,
Von schönen Wundern viel erzählt
Auf seiner Irrfahrt durch die Welt.

(Die Zweifler.)

Unter Anderem! meine Gedichte sind beinahe fertig. Zehn Bogen liegen gedruckt auf meinem Tische, könnt' ich sie doch auf den Deinigen hinzaubern! Es ist manches Neue entstanden. Mit meiner Klara Hebert (zehn Romanzen) bin ich zufrieden; außerdem sind noch verschiedene Gedichte, als fünf Schilflieder, Winternacht, der Raubschütz, eine Bergkapelle, Reiseempfindung, der Maskenball rc. hinzugekommen. Die Auflage wird

sehr schön; 450 Exemplare auf Prachtpapier, 600 auf schönem Druckpapier; Cotta scheint eine Freude daran zu haben, daß er sie so gut ausgestattet hat. Das Ganze wird ungefähr siebzehn Bogen betragen. Du warte mit Herausgabe Deiner Gedichte, bis ich zurückkomme. Ich will dann den Cotta schon bewegen, daß er sie verlegt; ich gelte viel bei dem Alten. Ich habe einen sehr lieben Freund zum Reisegefährten, einen polnischen Stabsarzt, durchaus gebildet und sehr liebenswürdig; außer ihm noch hundert Menschen, die sich drüben ansiedeln werden. Matushinsky heißt mein Pole; er ist Virtuos auf der Flöte und sehr empfänglich für Poesie, hat auch einen richtigen Geschmack. Die Paßgeschichte wollen wir schon so wenden, daß Scheiner nicht in Verlegenheit kommt. Vor meiner Abreise sende ich dir auf jeden Fall meinen alten Paß; Scheiner soll mir dann einen neuen lösen auf eine Reise nach Frankreich und England auf ein Jahr, und so wirds gehen. Hast Du nichts von Antoniewitsch gehört?

Ich bin jetzo sehr gesund. Das Reisen hat mir gut angeschlagen, und die Betriebsamkeit thut mir wohl. Schleifer hat mir noch nicht geschrieben; er soll es doch thun. Adressirt Eure Briefe nur an den Professor Schwab in Stuttgart.

Bald schreib' ich Dir wieder. Leb' wohl, Herzensbruder! Ewig Dein N.

Liebste Schwester!

Du schreibst, ich soll nicht nach Amerika reisen, wenn ich Dich liebe. Warum bindest Du an meine Liebe solche Bedingung? Das ist ja eigenmächtig, liebe Resi. Ich lasse mir das nicht gefallen. Ich liebe Dich, wie nur ein dankbarer Bruder eine so gute, seltene Schwester lieben kann; aber warum sollt' ich deßwegen nicht reisen? Ich nehme Dich ja mit in meinem Herzen; wir sind ja nicht getrennt. Fasse Dich nur, treue Seele, stärke Dich an Deinem wackeren Anton; Dein Bruder geht Dir nicht verloren; ich würde ja mehr verlieren als Du, weit mehr, wenn ich Dich verließe auf ewig. Du hast Mann und Kinder, die Dich lieben; ich habe keinen Menschen, der durch Familienbande an mir hängt, als Dich. Blutsverwandtschaft ist ein heiliges Mysterium in der Natur. Was ich für Dich fühle, kann mir selbst die begeistertste Freundschaft nicht einhauchen. Sey getrost, Du liebe Schwester, wir lassen einander nicht;

bald schreib' ich Dir wieder. Küsse mir Deine Kinder und meine Schwestern. Leb' wohl! Dein treuer Bruder.

Kerner an Niembsch in Stuttgart.

Weinsberg, 25. April 1832.

Bester Niembsch!

Dich segne Gott! Im Herzen hab' ich Dich nun so fest, daß Du mit Deinem Leibe thun kannst, was Du willst.

Die Lotte ließ' ich nicht, wenn ich Du wäre, den andern Menschen. Ich würde sie noch sprechen, ihr sagen, daß ich sie liebe und auf ihre Liebe baue; dann würde ich aber auch von nun an zahmer werden, sie würde mich — wie es dem Novalis seine Geliebte that — zur höchsten Poesie der Religion führen. Ich würde nach Amerika gehen, aber sie im Herzen, und traulich würd' ich bald wiederkehren und mit ihr einen Herd bauen, sey's, wo es sey. Die Lotte ist äußerst lieb und ich ließe sie keinem Herrn aus Stuttgart. Faß' sie, aber behalt' sie auch treu auf ewig, wie ich mein Rickele!! Dein Kerner.

Wenn Du der Lotte aber wirklich etwas versprichst, und ihr dann nicht strenge Wort hältst, so hole dich der Teufel; das sag' ich Dir auch! —

Niembsch an Kerner in Weinsberg.

Stuttgart den 4. Mai 1832.

Liebster Kerner!

Wie gehts Dir? Was macht die medicinische Praxis? Was macht dein liebes, gutes Rickele? Deine Maria, Emma? Theobald? Matushinski? Bald bin ich wieder bei Euch und will dann auch meinen ehren- und fleischhaften Herrn Onkel noch einmal sehen. Du hast mir viel Schönes von Lotte geschrieben; mich freut es, daß sie Dir so wohl gefällt. Sie gefällt mir auch wohl. Kaum aber zurückgekommen von Tübingen, hat man sie mir wieder aufgegriffen und auf eine Blüthenreise fortgenommen. Ja, sie ist wieder fort, und ich humple in Stuttgart herum, brummig und verdrießlich, manchmal auch wüthig, wie ein angeschossener Bär, und kratze mich sehr oft nach Art der wilden Thiere. Bei

Reinbecks und Hartmanns bin ich täglich. Das sind herrliche Leute, mir ist unendlich wohl unter ihnen. Könnt' ich sie nur alle mitnehmen nach Amerika, und Dich auch mit den Deinigen, Deinen alten Gaul und die medicinische Praxis ausgenommen, und den schwappacher und rappacher Dreck ausgenommen, der Dir noch an den Stiefeln klebt, und den Du vorher noch säuberlich abschaben müßtest, bevor Du das Schiff bestiegest. Heute bin ich wieder bei Reinbecks auf ein großes Spargelessen. Spargel wie Kirchthürme werden da gefressen. Ich allein verschlinge 50 bis 60 solche Kirchthürme und komme mir dabei vor, wie eine Parodie unserer politisch-prosaischen, durchaus unheiligen Zeit, die auch schon das Maul weit aufsperrt, um alles Heilige, und namentlich die guten gläubigen Kirchthürme wie Spargelstangen zu verschlingen.

Möchtest Du nicht mit Matushinski nach Lauffen laufen, um die Apotheke unserer Colonie zu besichtigen? Sey so gut, Brüderl! Sie liegt beim Zimmermeister H. Aber gib Acht, daß Dein Gauls H . . . seinen nicht frißt und krepirt. Noch immer sind keine Nachrichten da, wann wir abreisen müssen.

Sey auch so gut, wenn Du eine ordentliche Gelegenheit findest, meine und Matushinski's sämmtliche Gewehre hieher zu senden; es ist manches daran zu korrigiren. Aber das müßte sehr bald geschehen, weil ich in der nächsten Woche, Freitag oder Samstag, nach Weinsberg abgehe. Adressire solche an mich im König von England Nr. 38; ich habe nämlich ein anderes Zimmer bezogen.

Was mich hier noch aufhält, sind die vertrackten Gedichte und die guten Freunde; aber ich komme sobald als möglich.

Ich umarme Dich, bis Dir die Rippen krachen. Dein Niembsch.

Johann Matussinski an Niembsch in Stuttgart.

Weinsberg, den 6. Mai 1832.

Liebster Bruder!

Keine Flinten werde ich Dir schicken; was nöthig ist an ihnen zu repariren, wird der Onkel in Oehringen bestellen. Ich war da zwei Tage, bekam eine schöne Doppelflinte zum Präsent und zwei Pistolen.

Jetzt haben wir zwei Doppelflinten, eine einfache und drei Paar Pistolen; mit denen kann man sich schon in ein Urwäldchen wagen. Doktor Feierabend gab mir eine prächtige Doppelflinte von dem berühmten Kuchenreuter; sie ist Büchse, schießt nur Kugeln und grobes Schrot; diese will er Dir für 40 fl. verkaufen; dieß Geld ist sie immer werth. O lieber Bruder, komm geschwind in meine Arme! Daß wir doch schon einmal beisammen bleiben könnten! Bei Dir, mit Dir ist mir so wohl; ohne Dich kann ich nicht lachen; weinen wohl. Komm! Dein ewig! Jan Matuszynski.

Kerner an einen Ungenannten.

Weinsberg, den 11. Mai 1832.

Geehrtester Herr!

Ich bin so frei, Sie zu benachrichtigen, daß der Herr, der heute mit Herrn Oesterle bei Ihnen war und sich Niembsch von Strehlenau hieß, aus meiner Irrenanstalt ohne mein Wissen sich heute entfernte. Schon seit Jahren hat er die fixe Idee, er müsse in den Urwäldern Amerika's zu einem Affen werden, und da er in den Zeitungen von Ihrem Unternehmen las, wurde er auf einmal aufs Stärkste mit seiner Affenlust befallen, schnitt die furchtbarsten Fratzen und entwischte mir, wobei er noch ein Knäblein eines anderen Irren, der sich bei mir befindet, mitnahm, indem er behauptete, das sey sein Kind, gehöre in seinen Beutel: denn oft kommt ihm auch die fixe Idee, er sey ein amerikanisches Opossum oder Beutelthier.

Ich bitte Sie nun sehr, all dasjenige, was er mit Ihnen ausmachte und wozu er sich verpflichtete, zu annulliren, und sollte er wieder bei Ihnen erscheinen, ihn in meine Anstalt unter sicherer Begleitung wieder zurücktransportiren zu lassen.

Ich empfehle mich Ihnen aufs Herzlichste und wünsche Ihnen alles Glück zu Ihrem gewagten Unternehmen. Ihr ergebenster Oberamtsarzt Dr. Kerner.

Niembsch an Mayer.

Stuttgart, Mai 1832.

Geliebter Freund!

Ich bin wieder in Stuttgart; bald auch in Waiblingen, doch dieser Brief gehe mir noch voran. Ich habe die Klage vernommen aus Deinen Briefen, die Klage Deines lieben freundlichen Herzens über meine Reise in die Fremde, übers Meer. Hätte ich einen so festen Glauben an die Fortdauer unserer Persönlichkeit, sieh, ich würde sagen: Bruder! wir sehen uns wieder, gewiß wieder! Aber ich habe diesen glücklichen Glauben nicht wie Du, und ich fühle die traurigen Ergebnisse meiner Philosophie gerade jetzt am bittersten, denn ich muß mir sagen: Du gehst in die See, Du vertraust Dich den trügerischen Wellen, Du überantwortest Dein Herz sammt aller Liebe, die Du für deine Freunde darin hast, den unsichern Winden! Die Erinnerung sogar an deine Freunde kann ein Windstoß verwehen auf ewig! Ja, Freund, das sag' ich mir alles, und denke recht schmerzlich lebhaft an Dich dabei; aber ich reise doch. Wüßt' ich auch ganz gewiß, daß ich umkommen werde, ich glaub', ich reiste doch. Mich regiert eine Art Gravitation nach dem Unglücke. Schwab hat einmal von einem Wahnsinnigen sehr geistreich gesprochen. Man habe nämlich einen Wahnsinnigen heilen wollen, — ja richtig, Schwab selbst wollte dieß, und ging also ganz leise und behutsam der fixen Idee des Mannes auf den Leib. Der Verstand des Unglücklichen folgte ihm wirklich Schritt für Schritt durch alle Prämissen nach, und als er endlich am Conclusum stand und einsehen sollte das Unsinnige seiner Einbildung, da stutzte „der Dämon des Narren plötzlich, merkend, daß man ihm aufs Leben gehe, und sprang trotzig ab, und es war aus mit allen Bemühungen, den Narren zu bekehren." Das sind die trefflichen Worte unsers Freundes. Ein Analogon von solchem Dämon glaub' ich auch in mir zu herbergen. So zu sagen, einen Dämon des Unglücks. Merkt dieser Kerl ja, daß mir ein schöner Stern aufgehen wolle, flugs wirft er mir seine rauhe Pelz- oder Narrenkappe über die Augen. Du wirst mich verstehen.

Wie oft hab' ich meiner guten Freundin Schwab gesagt, daß ich ein Narr bin, sie hat es aber nicht geglaubt. Glaube wenigstens Du es,

mein lieber Mayer! Du wirst mich ja darum nicht weniger lieben; ein Narr ist doch besser als ein Verbrecher; und hast Du nicht einmal zu mir gesagt, Du würdest mich selbst dann noch lieben, wenn ich als Verbrecher vor Dir erschiene? — Ich schreibe Dir das Alles in einem stark bewegten Zustande meines Herzens. Ich bin vor einer Viertelstunde vorübergegangen am Fenster der geliebten Lotte. Ich schlafe nämlich im Gasthof, indem Schwab, Gäste erwartend, mir keine Unterkunft geben konnte, so gerne er es auch gethan hätte. Das ist mir nun in einer Hinsicht recht, denn ich kann in der Nacht unbemerkt unter den Fenstern meiner Lotte stehen und hinaufblicken, wo sie schläft und ihr heimlich meine ganze Seele zum Fenster hineinschütten. Freund, ich liebe das Mädchen unaussprechlich; Dir aber sag' ich ganz leise: mir scheint, es hat sich ein anderer Geist, als der Dämon des Unglücks, in mein Herz begeben und treibt mich nach Amerika. Ich will mir dort eine bessere Existenz schaffen.

Niembsch an Mayer.

Stuttgart, Mai 1832.

Mein herzliebster Mayer!

Ich muß meine Druckbogen corrigiren. Leidiges Geschäft! es hat mich von Tübingen gleich wieder fortgejagt; es hindert mich, zu Dir zu kommen. Glaube nicht, daß mich was Anderes hier aufhält; die Lotte nicht.

Ich muß abbrechen, sonst müßt' ich in abscheuliche Deklamationen losbrechen. Leb' wohl, mein Mayer, komm herein so bald Du kannst; sey übrigens versichert, daß ich bin wie immer durch und durch Dein Niembsch.

Herzlich grüß ich Dir Frau und Kinder.

Mayer fügt in seinem Buche S. 73 hieher bei:

„Niembsch klagt in diesem Brief, ohne Benennung einer Person: Man ist — hineingefahren unter die stillen Keime unserer Liebe, ehe wir uns gegen einander selbst geäußert hätten“ u. s. w. und zeigt in

mehreren Ausfällen einer gereizten Empfindung, wie leicht verletzlich er war und welchen Sturm oft ein unbedachtes Wort, dergleichen etwa von der in dem Briefe gemeinten Seite gefallen seyn mochte, in ihm erregen konnte.

Ich muß schnell hinüber gehen über einen Auftritt, welcher, der amerikanischen Reise gleichfalls, vielleicht sogar längere Zeit, vorangegangen, der ergreifendste war in meinem langen Verkehr mit dem unglücklichen Freunde. Derselbe fiel vor an einem Samstag zu Stuttgart, in Gegenwart eines dritten Freundes. Die Rede war auf die schon öfters erwähnte Liebe gekommen. Im Tone des Vorwurfs war von dem Dritten das Wort „Liebelei“ ausgesprochen und dadurch in ein nach dieser Richtung bis jetzt vorwurfsfreies Herz tief eingeschnitten worden, ohne daß jedoch Niembsch mehr als edle Ruhe entgegensetzte und ohne daß auch andererseits auf dem kränkenden Mißverständnisse nur einen Augenblick beharrt worden wäre. Vielmehr Schlag auf Schlag folgte der Anklage eine bedauernde Erklärung und das Anerbieten, dem Verletzten Genugthuung zu geben, was aber mit tieferer Freundschaft nicht angenommen wurde.

Nicht sowohl der Vorgang selbst hatte etwas Herzergreifendes, als vielmehr die Nähe, in die mir dadurch die Zustände meines Freundes überhaupt gerückt wurden. Mich erfaßte damals ein unendliches Mitleid mit seiner weichgeschaffenen Seele. Ich wußte nicht, welcher Wellenschlag sie auch jetzt, in einem so entscheidenden Augenblick, hindre, sich einem für Glück erkannten Ziel zuzuwenden; aber ich sah, die innern Schwankungen konnten mit dem Hindernisse nicht fertig werden; die Kluft zwischen seinem Herzen und seinem Glücke trat mir, ohne daß ich um das Warum gefragt hatte, in überwältigender Macht vor die Seele. Kaum waren wir ohne jenen dritten Gegner und Freund, nach gegenseitig wieder gefundener Freundesgesinnung, in dem von den Hausbewohnern, die sich in der Kirche befanden, für uns leer gelassenen Wohnzimmer meiner Schwiegermutter, so lagen wir Beide uns in den Armen und es sind dadurch noch in späterer Zeit die kurzen Denkverse (der feste Bund) entstanden, welche in der zweiten Ausgabe meiner Gedichte S. 268, Nr. 53, zu lesen und in einem spätern Lenau'schen Briefe in Liebe berührt sind.“

Von damals berichtet Mayer auf S. 70: „Niembsch hatte in seinem Zimmer (zu Stuttgart im Gasthofe zum König von England) Gedichte, Handschriftliches, die Briefe von mir und andern Freunden frei herumliegen, und ein Stubenmädchen des Gasthofes machte sich diese ihr offenstehende mannigfaltige Leserei auf das Emsigste zu Nutz. Gerade als ich bei dem Freunde übernachtete, war durch diese sich selbstverschaffte Kenntniß das Vertrauen des Mädchens zu ihm so hoch gestiegen, daß sie eine Sammlung eigener handschriftlicher Gedichte brachte, welche von Niembsch mit seiner gewohnten Gutmüthigkeit aufgenommen wurde und uns durch ihren empfindsamen Schwung, wie die Person selbst, Stoff zur Heiterkeit gab. Es war komisch anzusehen, wie Niembsch, der Dichter, das Mädchen gleich einer Schwester in Apollo behandelte und diese eine solche Anerkennung als etwas sich von selbst Verstehendes aufnahm."

Ein weiteres Beispiel, wie Lenau's Nähe auf Menschen geringeren Standes belebend wirkte, erzählt Emma Niendorf S. 105. „Als er einmal bei Kerner war, Alles vom lyrischen Fieber angesteckt schien und man bei Tische saß, sich die frisch entsproßten Gedichte vorlesend, kam auch ganz zuletzt der ehrliche Hausknecht, welcher aufgewartet, ein grobes Papier in der Hand, schüchtern und kleinlaut. Auch er hatte seinen Vers gemacht: „Auf den neuen Doktorsgaul vor dem alten Chaislein."

Im Mai 1832 machte auch Mayer (s. d. B. S. 77) mit Niembsch einen Spaziergang von Waiblingen nach Eßlingen über's Gebirg. Mayer ließ den Freund darauf Acht geben, er werde nicht leicht finden, daß eine Lerche auf einen Baum oder Busch sich niederlasse; sie fliege unmittelbar vom Felde auf und unmittelbar wieder auf dieses zurück. Daraus hatte Niembsch später das Gleichniß: „Theismus und Offenbarung," gebildet. In einem Band Lenau'scher Gedichte, welchen Mayers Sohn besitzt, der auch von der Partie war, steht von Niembsch ein Gedicht eingeschrieben: „Theismus und Offenbarung, Erinnerung an unsern schönen Spaziergang von Waiblingen nach Eßlingen im Mai 1832. Geschrieben in Waiblingen am Tage meines Abschiedes."

Oben im Wald, ehe man ins Heimbach herunter steigt, freute sich Niembsch an dem Ausblick auf die blaue Teck. Der Fußweg weiter unten durch die Wiesen war von den Eigenthümern durch gelegte Dornen

sehr beschränkt. Niembsch schimpfte sehr über den Geiz der schwäbischen Bauern, denn daheim im fetten Ungarn hatte er freilich solche kleine Sparerei nie gesehen. Absichtlich trat er die Dornen nieder und lief im aristokratischen Muthwillen durch das gehegte Gras. Es war ein schöner, warmer, blauer Tag.

Niembsch an Schurz.

Stuttgart, den 19. Mai 1832.

Mein lieber Bruder!

Dieß ist der letzte Brief, den ich Dir vor meiner Abreise schreibe. In drei Tagen reise ich ab. Bald aber sehen wir uns wieder. Ich habe vorgestern im „Schwäbischen Merkur" einen Artikel über Oesterreich gelesen. Ein neues Gesetz gegen Auswanderer und unbefugte Absenten. Das hat mir in die Nase geraucht. Mein österreichisches Bürgerrecht, mein Vaterland möcht' ich nicht verlieren. Ich komme noch nächsten Herbst zurück. Bis dahin geht es noch; so lange gilt mein Paß. Den nächsten Winter, liebes Brüderl, werden wir hübsch fein zusammenhocken am Ofen und Gugelhupf essen von unserer Resi Hand, und erzählen, was wir gesehen und gehört. Meinen Schleifer seh' ich dann auch wieder; der hat mir wieder einen Brief geschrieben, wie ihn kein Mensch auf Erden schöner schreiben kann. Gott erhalt' ihn noch recht lange für uns und die Seinigen. Das war doch einer der besten Augenblicke Deines Lebens, in welchem Dir's zum erstenmal einfiel, den Schleifer in Sirning aufzusuchen. Es geht doch nichts über Oesterreich und über Euch, liebe Leute!

Ich danke Dir herzlich für Deinen Speckbacher. Das wird ein ganzer Kerl. Der Ton des Gedichts ist gar gut getroffen, wie ich meine. Die Erzählung meisterhaft. Ich freue mich sehr auf's Weitere. Nur eine Bemerkung muß ich mir erlauben. Ich glaube, es würde doch der Simplicität des Gedichts, welche Du allerdings mit vollem Rechte verfolgst, nichts abbrechen, wenn die Darstellung etwas reicher wäre in Bildern. Ich will Dir einen Vorschlag machen. Mir ist nämlich diese Idee beigefallen: Wie wäre es, wenn Du Gleichnisse aus der Natur nähmest,

liebliche und erhabene, wie Du es eben brauchst, diese Gleichnisse aber wieder in Deiner Tirolersprache, der treuherzigen, einfachen, aussprächest? Idealisirt müssen die Naturerscheinungen seyn einerseits, popularisirt aber andrerseits. Ich glaube, das hat noch kein Mensch versucht. Ich bin nicht recht im Stande, Dir meine Gedanken ganz deutlich zu machen. Ich meine so: die Auffassung der Naturerscheinung und die Gestaltung derselben zum Symbole müßten ganz ideal seyn; die Darstellung dieses Symbols aber müßte tirolisch seyn. Also — genug, Du verstehst mich schon. Es müßte eine große Wirkung thun. Die ganze Natur zur Landsmännin machen, zur schönen Tirolerin, wäre gar nicht übel. Probir' es nur, Tonerl, es wird sich machen!

Meine Gedichte sind fix und fertig. Sauber gedruckt. Wenn ich nur wüßte, wie ich sie Euch schicken kann. Ich weiß nicht, was die Censur sagen wird. Auf jeden Fall aber wirst Du sie durch einen Buchhändler in Wien bekommen können. Ich will Alles versuchen, Dir und Schleifern ein Exemplar zu schicken. An Klemm, Berke, Skulimovski, Antoniewitsch möchte ich auch sehr gerne ein Andenken senden; aber ich weiß noch nicht, wie ich's anfange. Die Gedichte sind bereits zur Ostermesse abgesendet. Glücklicherweise! Es sind auch einige Bestellungen von Auswärtigen eingelaufen. Vielleicht dringen die Dinger doch durch. In Württemberg hab' ich schon einigen Namen. Besonders interessiren sich Uhland, Kerner und Schwab dafür. Jetzt ist's geschehen; ich kann sie nicht mehr zurücknehmen. Aber ich bin ziemlich gleichgültig bei der Sache. Die Leute haben mich hier sehr gelobt und dadurch abgestumpft für allen Beifall; der Tadel würde mir besser seyn, aber auch nicht viel mehr wirken. Diese Schule der öffentlichen Meinung muß man durchmachen und, ich glaube, suchen, ganz gleichgültig gegen dieselbe zu werden. Ich bin wirklich stumpf gegen alles Lob, und ich mache mir aus dem Tadel blutwenig, weil ich die Recensenten nicht achte; die wissen den Teufel von Poesie. Ich werde froh seyn, wenn ich es zur absoluten Gleichgültigkeit gegen alles Urtheil der Welt werde gebracht haben. Lob schläfert ein; Tadel erbittert. Der beste Freund ist das poetische Gewissen. Wir wissen recht gut, wo uns der Schuh drückt, besser, als es uns irgend ein Recensent sagen kann.

Ich schicke meiner lieben Resi mein Porträt. Eine liebe Freundin von mir hat es gemalt. Ihr findet ihren Namen am Rande des Gemäldes, Mariette Hartmann, die Tochter des hiesigen Geheimraths Hartmann, ein sehr liebes Mädchen. In diesem Hause habe ich auch viel Liebe erfahren. Ich will Dir's ein wenig beschreiben. Der alte Herr, ein großer, stattlicher, sehr ernster und eben so gutmüthiger Mann. Die Mutter, eine geborne Italiänerin, sehr lebhafte alte Frau, Fräulein Julie, ungeheuer gebildet, Fräulein Mariette detto; malt allerliebst. Die dritte ist Lotte; gutes, liebes Mädchen; singt angenehm, besonders ein spanisches Lied, das über Alles geht, was ich je von Liedern gehört habe. Sie hat mir das Lied aufgeschrieben. Die vierte Tochter, eigentlich die erste, als die älteste, ist an Hofrath Reinbeck verheirathet. Das ist eine köstliche Frau. Du findest in meinen Gedichten eines mit der Ueberschrift: „In das Stammbuch einer Künstlerin"; das ist die Reinbeck. Ein ganzes Zimmer hat die Frau mit herrlichen Landschaften (Oelgemälden) behängt, alles ist ihre Arbeit. Meine Waldkapelle hat sie auch gemalt in zwei Bildern. Das eine stellt die Mondnacht mit dem Narren, das andere den schönen Sommerabend mit dem noch gescheidten Liebhaber vor. Herrliche Bilder! Eine Copie hat mir meine liebe Freundin mit Wasserfarben gemacht und mitgegeben. Die werdet Ihr auch sehen. Reinbeck ist Schriftsteller; Novellen, Dramen sind von ihm da. Die wohnen nun Alle in Einem Hause beisammen, das sie sich, nur für sich, gebaut haben. Was Traulicheres, Liebevolleres gibt's nichts als das Zusammenleben dieser Menschen. Alle Schöngeister, die nach Stuttgart gekommen, haben sich in diesem Hause eingefunden. Matthisson, Tieck, Jean Paul, Rückert u. a. waren oder sind noch intime Hausfreunde. Ich bringe täglich mehrere Stunden zu mit den geistreichen Frauenzimmern. Der Hofrath Reinbeck baut vortrefflichen Spargel und hat seine Passion mit dem Ausschneiden und Essen dieser Gewächse. In letzterem Geschäft bin ich oft sein treuer Gehilfe. Also Leib und Seele versorgt!

Von meiner andern Lotte bin ich getrennt. Das Mädchen hat die Sache sehr ernst genommen; und da ich keine Aussichten auf Heirathen geben kann, jetzt gar nach Amerika gehe, ist die Mutter um die Gesundheit des sehr gefühlvollen Mädchens bekümmert, und hält uns auseinander.

Hilft aber nichts. Wir lieben uns doch und werden es immer thun, obwohl wir nie ein Wort davon gesprochen. Das ist ein ganz eigenes Verhältniß. Mündlich mehr.

Ich arbeite jetzt an einem Trauerspiel: Barbara Radziwill. Ich glaube, es wird gehen. Die Arbeit beschäftigt mich sehr. Einige Charaktere werden auftreten, verfluchte Kerls vom Kopf bis zur Zehe. An starken Situationen wird's auch nicht fehlen.

Leb' wohl, Bruder und Schwester! Ich küsse Euch und Eure lieben Kinder. Dieß ist doch nicht mein letzter Brief vor meiner Abreise. Ich schreibe noch einen in Heidelberg. Morgen verlaß ich Stuttgart.

Noch Eins! Deine Briefe an mich adressire nach Stuttgart an den Herrn Hauptbuchhalter der k. Staatskasse M., der sendet sie mir nach.

NB. mit doppeltem Couvert.

Grüße mir meine Schwestern Mini und Marie herzlich, wie auch meine Freunde. Antoniewitsch soll mich in Wien erwarten. Wir wollen nächsten Winter miteinander toll seyn.

Liebe Resi! hier schreib' ich Dir noch ein Gedicht auf, das nicht in meiner Sammlung steht, aber im Musenalmanach für's nächste Jahr erscheinen wird: „Der Gang zum Eremiten."

Anmerkung: Die Stelle darin:

„Der Sturm ist laut und plötzlich aufgefahren,
Wie, wer verschlafen, schnell vom Lager bricht;"

hat den Uhland wie ein elektrischer Schlag getroffen, daß er zuckte, als ich sie ihm vorlas.

Dieses Gedicht hab' ich bereits eine Strecke weiter geführt; es werden drei Gesänge.

Liebe Resi! Laß Dir's von Deinem Anton vorlesen. Abend muß es seyn. Der Toni soll auch zuhören. Trinket eine Flasche Wein dazu und meine Gesundheit und glückliche Reise und Wiederkehr in Eure Arme. Gott sey mit Euch! Euer treuer Bruder N.

Niembsch an Mayer.

Heidelberg, 9. Juni 1832.

Liebster Freund!

Geh' öfter auf die Solitude, wenn Du immer so schöne Gedichte von dort mitbringst. Diese Gedichte sind wieder ganz grün, so recht tief saftgrün; haben mir viele Freude gemacht. Ich muß überall eine kleine Freundschafts-Quarantäne halten; in Weinsberg, jetzt wieder in Heidelberg. Bin ich aber einmal über letzteres hinaus: dann soll's, glaub' ich, viel schneller gehen; hier sind meine äußersten Vorposten der Liebe, drüber hinaus schon das ungeheure Lager der Gleichgültigkeit; da wollen wir schnell durchmachen. Meine Reise wird, nun sie allein gemacht werden muß, um ein Gutes langweiliger werden. Du wünschest, daß nur Rücksicht auf Matushinsky's Wohl mich vermocht haben möge, ihn nicht mitzunehmen, und der Wunsch ist so übel nicht, ich wünsch' es beinahe selbst; Du befürchtest zugleich, daß dieß mißverstanden werden könnte; ich befürcht' es nicht, mir ist es vielmehr unermeßlich gleichgültig, was giftige Zungen darüber sagen; sie können mir höchstens auf der Sohle meiner Ferse herumzüngeln, weiter reicht mir die Brut nicht herauf; ich geb' Dir mein Wort. Ich hab' großen Vorrath von Verachtung bei mir, will schon sehen, daß ich für das Verächtliche, das mir begegnet, damit ausreiche. Doch, auf ein freundlicheres Kapitel zu kommen. In Weinsberg hab' ich wieder einige gute Tage verlebt, die besten waren meine letzten in Stuttgart. Das ist Alles vorüber, und es ist möglich, daß es nie wieder kommt. Ein Menschenleben ist leicht zerrissen. Unser Körper ist ein falscher Freund, er thut lange gut, auf einmal verräth er uns an den Tod, man weiß nicht wie und warum; doch hole den Lumpen der Teufel.

Doch da bin ich plötzlich wieder aus dem freundlicheren Kapitel hinaus gerathen. Ich bin nun einmal verstimmt. Nicht, daß die Leute an meinen Handlungen kritisiren und herum deuteln, ärgert mich, nein, sondern daß Du Dir was daraus machst! Ich weiß wohl, lieber Freund, daß nur Deine Theilnahme an mir Dich hierin besorgt macht, aber indem Du besorgt bist, präsumirst Du, daß mich das Gesindel kränken könne, und durch Deine Sympathie kränkst Du meinen Stolz wirklich. Ich habe eine Anzahl herrlicher Freunde, gediegene, kräftige, edle Mannesnaturen,

die mir eine Welt von solchen Lappen aufwiegen; und hätt' ich sie nicht, und stünd' ich allein, ich würde mich ebensowenig kümmern um das Urtheil der sogenannten Welt. Ich muß aufhören und den Brief später fortsetzen, sonst komm' ich nicht heraus aus dem Gezänke.

Nächsten Dienstag, d. i. den 12. Juni, reis' ich nach Amsterdam. Ich freue mich schon auf das Leben in der großen Handelsstadt, besonders auf die Matrosen. Ich will dort in den Matrosenkneipen herumschleichen und einige Studien machen in der Menschenkenntniß. Mein Trauerspiel ist vielleicht fertig, bis ich zurückkomme. Es reift täglich weiter, gleichsam sponte sua in meinem Innern, so daß ich mit der Ausführung wenig zu schaffen habe; die Verse gehorchen dann gerne. Welche Freude für mich, wenn ich das Stück im Hartmann'schen Hause vorlesen werde! Das Urtheil dieses Auditoriums, wobei freilich mein Mayer nicht fehlen darf, soll mich bestimmen, ob ich die Arbeit dem Publikum vorlege oder nicht.

Sonntags früh. Ich schreibe Dir die Fortsetzung meines gestrigen Briefes beim Klange einer Orgel. Drüben in der katholischen Kirche ist Gottesdienst; Orgel und Gesang hör' ich deutlich herüber. Einst hab' ich auch zur Orgel gesungen und gebetet. Die Tage meiner Jugend, wo sind sie?! —

Heute regnet es. Der trübe Tag, die Orgel, Du — in der Ferne — Das ist Alles so wehmüthig!

O mein lieber Mayer, ich denke recht innig an Dich. Du liebster Freund! Dein Bild liegt vor mir auf dem Tische, Dein liebes treues Auge blickt mich so freundlich an. Bringe unserer Mariette einen Kuß von mir für meine heutige Morgenfreude. Du solltest jetzt zweimal so oft zu Hartmanns gehen, als sonst, einmal für Dich, und wieder einmal für mich. Mit der lieben Emilie aber sollst Du recht viel sprechen, besonders über ihre Malerei; seyd doch nicht so gleichgültig gegen das herrliche Talent! Es ist eine Wärme in ihren Bildern, eine innige Kindesliebe zur Natur, wie man sie selten antrifft. Wenn Du zu Schwabs kommst, grüße sie mir herzlich. Sie haben mir noch ein Lebewohl nachgesendet nach Weinsberg. Von Amsterdam aus will ich an sie schreiben. Da fällt mir eben ein, daß ich Dienstag noch nicht reisen kann, ich muß hier noch

etwas erwarten, das vielleicht erst Mittwoch eintrifft, dann aber geht es sogleich fort.

Geh' doch recht oft zu Hartmanns und Reinbecks. Erheitere auch die gute Julie in ihrer stillen tiefen Klage, das herrliche Mädchen. Dem armen Lottchen[1] wird's zeitlebens nachgehen, daß sie die Mutter nicht mehr lebend angetroffen hat; tröste auch sie. Doch da gibt's eigentlich keinen Trost; es ist nur eine kurze Beschwichtigung des Schmerzes möglich. Was macht denn der alte Herr? der liebe Vater so herrlicher Töchter? Er gehört unter die Menschen, welche ich mir am besten vergegenwärtigen kann. Ich seh' ihn vor mir stehen mit seinem schönen Ernst und seinen wirthlichen Augenbrauen. Wenn Du Zöppritz siehst, grüße ihn freundlich, oder sollen es Hartmanns thun. Er hat mir einen sehr wackeren Brief nach Weinsberg geschrieben. Der Mann hat meine vollste Achtung. Da hat das Schicksal wieder einmal ein Paar ordentliche Leute zusammengebracht.[2] Ich freue mich schon, in Heidenheim einmal einzusprechen bei meinen Freunden. Bis ich aus Amerika zurückkomme, wird überhaupt Manches im Reinen seyn. Auch Deine liebe Frau wird den sauern Tag überstanden haben. Gott stärke sie darauf. Meinem kleinen Pathen will ich ein Spielzeug aus Amerika mitbringen. Laß ihn doch Max heißen; es wird doch gewiß ein Bube, oder ist vielmehr schon einer.

Lebe wohl, mein Mayer! — grüße mir Frau und Kinder, besonders mein Minele von Deinem Niembsch.

Schreibe mir Deinen nächsten Brief nach Amsterdam poste restante.

Leb' wohl!

Wenn Du an Uhland schreibst, tausend Grüße!

Niembsch an Kerner in Weinsberg.

Mannheim, 23. Juni 1832.

O Du mein lieber Kerner!

Wär' ich schon wieder zurück aus Amerika und bei Dir, mein Herzensfreund! Ich habe eine große Sehnsucht nach Deinem lieben Hause.

[1] Hartmann.

[2] Georg Zöppritz und Mariette Hartmann.

Vielleicht sitzen wir die nächsten Winterabende beisammen, und ich erzähle Euch von meinen Irrsalen. Ich bringe Dir und Deinem und meinem lieben Rikele noch einmal den herzlichsten Dank für Eure Liebe und Gastfreundschaft; ich werde sie in meinem Leben nicht vergessen. Unter Anderem! Vergesset doch den rothen Wein nicht zu trinken, der noch in Eurem Keller ist. Denket dabei an mich. Was macht Niewiarowicy? Er soll auch ein gutes Glas davon trinken und ein recht herzheiteres Gesicht dazu machen; es werden ihm wohl auch noch bessere Tage kommen. Grüße mir ihn und alle Deine Lieben herzlich von Deinem Niembsch.

Hier erhältst Du das Gedicht für meinen Herrn Onkel. Möcht' es ihm doch gefallen![1]

Uebermorgen, d. i. Sonntag früh, segl' ich nach Amsterstam; den 11. Juli von dort nach Amerika.

Leb' wohl, mein Kerner, hab' mich lieb!

An meinen Matushinsky will ich von Amsterdam schreiben. Grüße mir ihn recht. Mich freut es, daß Alles gut ihm geht. Der Eschenmayer ist halt eine prächtige Person! Gelt, Kerner?[2]

Ich küsse Dich, mein lieber Alter; ewig und total Dein Niembsch.

Niembsch an Emilie Reinbeck in Stuttgart.

Auf dem Rheine, 2. Juli 1832.

Die schönen Gestade des Rheins schwinden an meinem Kajütenfenster vorüber, wahre Sinnbilder meiner Freuden bei Ihnen, die mir auch so vorüber schwanden; auch grüne, ewig grüne Gestade sind meiner Erinnerung, die sich so gerne darauf zurück flüchten wird aus den Wellen meines bewegten Lebens.

Die Rheingegenden sind wirklich allerliebst. Stille, bescheidene Schönheit ist ihr Charakter, wie der einer schönen deutschen Seele, wie der Ihrige. Nie hab' ich so schöne Dörfer gesehen, so viel Ruinen und

[1] „Auf ein Faß zu Oehringen."

[2] Matushinsky, welcher nunmehr in Tübingen studirte, um das Doktorat in der Medicin zu erlangen, war dort selbst bei Professor Eschenmayer sehr wohl gelitten.

Kapellen, wechselnd mit frischen Wäldern, Weingärten u. s. w. Nur Schade, daß die Menschen gar so schrecklich fleißig sind und jedes Flecklein Erde bändigen.

Hatten Sie vergnügte Tage in meinem geliebten Neustädtle?[1] Mich freuet es recht sehr, daß Sie gerade dieß gewählet haben zu Ihrer Erholung. Ich habe ein paar sehr vergnügte Tage dort zugebracht. Es sind viel Gedanken dort zu holen. Ich fand dort manches Bild, mancher meiner Einfälle muß dort noch herum spucken im Thale; sind Sie nicht davon geneckt worden?

Niembsch an Karl Mayer.

Amsterdam, den 25. Juli 1832.

Lieber Freund!

Tausend Dank für Deine lieben Briefe, Deine wunderschönen Gedichte. Fahre fort zu dichten, es kommt immer besser; und sey nicht schläfrig im Punkt der Herausgabe.

Meine Reise war im Ganzen nicht angenehm. Mein Paß machte mir viel Aufmerksamkeit und Vorsicht nöthig. Das absolutistische Gesindel in Mainz, besonders aber in Rheinpreußen, fragt nach Pässen mehr als ich geglaubt hatte. Mit Hülfe meines Schiffmanns kam ich durch. An der holländischen Grenze aber war's am ärgsten. Mein abgelaufener Paß konnte kaum für eine halbe Legitimation über meinen Stand u. s. w. gelten. Der Bürgermeister in Lobith, dem holländischen Grenzorte, machte Miene, mich zurück zu schicken. Zum Glück traf ich in dem kleinen Neste einen enthusiastischen Musiker in der Person eines Zollbeamten. Dieser, abgeschnitten von jeder musikalischen Seele in seinem miserablen holländischen Flecken, schnappte nach mir, wie nach einem Leckerbissen. Ich mußte mich schon bequemen, die scheußlichsten Duetten für Violin' und Klarinett' mit dem Kerl täglich mehrere Stunden durchzuhumpeln; dafür empfahl er mich dem Bürgermeister. Es wurde eine musikalische Abendunterhaltung (?) gegeben, wobei Seine Bürgermeisterliche Gnaden zugegen und über meine Passagen auf der Geige dermaßen entzückt zu seyn beliebten,

[1] Badeort bei Waiblingen.

daß sie mir die Passage über die Grenze durch die Finger sahen. Morgen endlich geht es nach Amerika. Ich bin froh aus Holland zu kommen. Mein Schiff wird vielleicht nur vier Wochen in Amerika bleiben und mich gleich wieder mitnehmen. Der Kapitän ist ein sehr braver Kerl, mit dem ich freundschaftlich stehe. Leb' wohl mit Deiner lieben Frau und Deinen lieben Kindern. Ich bleibe ewig Dein Niembsch.

Niembsch an Emilie Reinbeck.

Amsterdam, den 25. Juli 1832.

Amsterdam ist ein wahres Ungeheuer von Stadt mit seinen Kanälen, zahllosen Schiffen, Windmühlen u. s. w. Die letzteren allein schon könnten mich aus Amsterdam vertreiben. Mir wird übel, wenn ich lang einer Windmühle zusehe. Es sieht aus, wie wenn ein besoffener Kerl sich aufraffte, mit ausgebreiteten Armen nach Luft schnappte, um gleich wieder niederzutaumeln. Ein schändlicher Anblick! — Einen angenehmeren Eindruck hingegen machen die Glockenspiele an den Thurmuhren, die einen doch sanft und gelinde mahnen an die verlornen Stunden, und sie uns gleichsam fortschmeicheln, während uns der dumpfe langsame Glockenschlag unserer gothischen Thürme in Deutschland so strafend und bitter in die Seele schlägt. Besonders angenehm ist dieses Glockenspiel bei Nacht. Ich kann es nicht hören ohne den wehmüthigen Wunsch: Möchten doch meine Stunden eben so harmonisch zusammenklingen wie die Glocken!

Das hiesige Museum hat herrliche Gemälde. Von unserem Lieblinge Ruisdael sind zwei Stücke da. Ein Wasserfall von wunderbarer Schönheit. Auf keinem Bilde hab' ich so nasses Wasser gesehen; man muß beinahe zurückspringen, um nicht überschüttet zu werden. Die ganze Berglandschaft voll der göttlichen geheimnißvollen Schwermuth dieses Meisters! O Ruisdael!

Ausgezeichnet fand ich einige italienische Landschaften von Nikolaus Berchem. Das Charakteristische darin scheint mir eine gewisse phantastische Bewegung, z. B. auf dem einen Bilde eine Heerde badender Stiere in köstlicher Gruppirung, besonders gut der eine Stier, der aus der Fluth aufspringt und den Kopf muthwillig zwischen die Füße wirft. Auf einem

andern Bilde ist der Wind im Gebüsche meisterhaft ausgedrückt, und ein Hirtenknabe, der seine Schafe zusammentreibt. Ein in der Abendsonne glühendes Buschwerk ist ebenfalls herrlich von ihm gemalt. Widerlich kontrastirt gegen diesen Meister Nikolaus Bauer mit einer wallenden See. Speckichter Himmel, ditto Wasser. Der berühmte Haarlem hat mir nicht gefallen; sein Kindermord von Bethlehem ist sehr kalt.

Nur noch ein Wort über eine weinende Magdalena von Correggio. Das wäre mir das liebste Bild in der ganzen Sammlung. O Freundin, könnten Sie doch die schmerzliche Grube über dem linken Auge sehen und diese redenden Thränen!

Dieß sind meine letzten Worte auf lange. Heute noch oder morgen früh reis' ich nach Amerika. Mein Kapitän ist ein vortrefflicher Mann, mit dem ich sehr gut stehe. Die Reise wird angenehm werden.

Zu diesem Briefe wird bemerkt: Wie sehr Niembsch die Kunst liebte, erhellt aus seiner Aeußerung: „Das Menschenwerk geht doch über Alles! Ein Titian — das macht einen unauslöschlichen Eindruck auf mich! Ein Titian ist mir mehr als das schönste Alpenthal." (Niendorf. 216.)

Niembsch an Schurz.

Amsterdam, 25. Juli 1832.

Lieber Bruder!

Morgen reis' ich nach Amerika. Hier send' ich Dir meine alten Pässe zurück mit der Bitte, mir einen neuen auszuwirken auf ein Jahr zu einer Reise nach Frankreich und England.

Ich hätte Dir früher geschrieben, aber eine sehr langwierige Rheinreise und tausend Geschäfte haben mir jede Correspondenz verleidet.

Ich kann Dir nichts erzählen, denn ich möchte Dir alles erzählen.

Bald komm' ich zurück, und zwar mit demselben Schiffe, das nur acht Wochen in Amerika bleibt.

Was macht Dein Speckbacher? Doch Du kannst mir ja nicht mehr antworten; ich will den wackeren Kerl selber fragen, wenn ich zurückkomme.

Entschuldige meine Kürze, ich habe heute noch Manches zu besorgen.

Sey ruhig, Bruder, über meine Reise, sie wird angenehm und kurz ausfallen.

Auch Du, meine liebste, beste Schwester, kümmere Dich nicht; wir werden bald unser Zusammenseyn um so glücklicher genießen, je länger wir getrennt waren.

An meine Freunde viele herzliche Grüße.

Lebt wohl, Ihr lieben Kinder: Toni, Kati, Lori, Pepi, Resi! ich bring' Euch was mit aus Amerika.

Meine Gedichte sind längst gedruckt; Cotta wird sie aber wahrscheinlich erst zur Michaelismesse ausgeben. Im Musenalmanach für's nächste Jahr findest Du einige neue Sachen von mir.

Lebet wohl, meine Lieben! Euer treuer Bruder Niembsch.

Derselbe an Denselben.

Amsterdam, 27. Juli 1832.

Ich habe Dir vorgestern einen sehr flüchtigen Brief geschrieben, weil ich glaubte, den folgenden Morgen abreisen zu müssen. Das hat sich nun um einen Tag verspätet. Das Schiff, womit ich reise, heißt Baron van der Kapellen, ein Ostindienfahrer, der dießmal einen kleinen Abstecher nach Baltimore macht, wo ich also, mit guten Empfehlungsbriefen ausgerüstet, landen werde. Mein Kapitän Tolen ist ein sehr fideler Kauz, mit dem sichs angenehm machen wird. Er ist so gefällig, mir von seinen eigenen Zimmern eines abzutreten, wo ich alle Bequemlichkeiten habe. Sein Mohr und mein Philipp bedienen uns. Dieser Philipp nämlich ist mein Bedienter; ein wahrer Waldteufel, aber kreuzbraver Kerl; er reist mit mir nach Amerika. Ich werde mir dort eine Strecke Landes kaufen von etwa tausend Morgen, und den Philippum als Pächter darauf setzen. Ein gewisser Ludwig H., Zimmermeister, aus Württemberg, geht auch mit sammt seinen Söhnen und kauft sich ebenfalls an in Amerika. Dieser ist nun der rechtschaffenste tüchtigste Mann, den ich jemals aus derlei Stände kennen gelernt habe; der übernimmt die Oberaufsicht. Der ganze Vertrag wird natürlich vor Gericht ratificirt. In drei bis vier Jahren

hat sich dann der Werth meines Eigenthums wenigstens auf das Sechsfache gesteigert. Lächle nicht, Anton, es liegen sichere Berechnungen vor. Der Ankauf des Landes macht von tausend Morgen etwa 3000 fl.; in vier Jahren ist alles kultivirt, und dann kann es, wenn es gut geht, 3000 fl. jährlich tragen. Ich kann mich auf meine Leute ganz verlassen, und eine gute Rente in Oesterreich genießen. Der schlimmste, aber undenkbare Fall wäre, daß sie mir ein Jahr lang meine Rente nicht schickten; dann wär' ich halt gezwungen, nach Amerika zu schreiben an ein Handelshaus, dem ich empfohlen bin, oder einen anderen Pächter setzen zu lassen, oder selbst hinzureisen. Ich sehe schon Deinen Toni durch die amerikanischen Wälder mit der Büchse herumstreifen, und seine großen Augen scharf aufreißen, wie er's jetzt schon thut, und den Hahn spannen und einen Bären niederknallen.

Die Reise wird ungefähr sechs Wochen dauern; drei bis vier Wochen bleib' ich dort, so daß ich mit Ende Oktober bei Euch seyn kann, oder wenigstens wieder in Europa. Ich habe einige Hoffnung auf eine Anstellung. Mündlich mehr hierüber. Meine Gedichte sind bereits ziemlich bekannt und ich habe einen guten Namen. Besonders Uhland stellt sie hoch, was mich am meisten freut. Die Stelle eines Doctor legens an der Tübinger Universität hätt' ich schon bekommen können; ich dürfte nur ein philosophisches Doktordiplom nehmen, was eine nackte Formalität ist und höchstens 100 fl. kostet; aber ich mag mich an nichts binden. So viel hab' ich indessen auf jeden Fall gewonnen, daß Cotta Alles druckt, was ich ihm gebe, und daß er mir hiezu alle seine Blätter: Morgenblatt, Hesperus, politische Annalen u. a. sehr artig eröffnet hat. Verhungern kann ich nicht mehr, aber ein reicher Mann kann ich werden in Amerika.

An Schleifer hab' ich ein Lebewohl geschrieben. Unter anderem: Ein gewisser Ritter ist mir 160 fl. schuldig.[1] Er ist wahrscheinlich im l . . . . Kaffeehause zu erfragen; und wenn er dort nicht zu erfragen ist, so wird man Dir seine Adresse in H . . . s Kaffeehaus geben können, wo er gewohnt hat. Er muß aber glauben, ich sey in Geldnoth, sonst gibt er Dir nichts. Von meinem Plane sage, Du wissest nichts; ich sey in

[1] Es ist derselbe, welchem Niembsch aus einer Spielverlegenheit half.

Amsterdam, warte auf Gelder ꝛc., er möchte Dir doch die Summe auszahlen. Dann behalte es, bis ich komme oder schreibe. Auch den neuen Paß behalte so lange. Sage dem —: Du habest mit meinen Geldangelegenheiten sonst nichts zu schaffen; wissest also nur, daß ich in Verlegenheit sey. Lüge nur recht, lieber Bruder; es schadet nichts.[1]

Muß Dir wieder einmal ein Gedicht schicken: „Frühlings Tod."

Dieses Gedicht sey mein letzter Gruß aus Europa an Dich, lieber Bruder, und an Dich, Du meine liebste liebste Schwester. Gott sey mit Euch und allen Euern lieben Kindern, ich küsse Euch herzinnig. Euer treuer Bruder Nicolas.

Niembsch an Mayer.

Im Schiff Baron van der Kapellen,
Rhede von Texel, 1. Aug. 1832.

Herzensfreund!

In drei Stunden geht es endlich in die See. Wohl ist das Seeleben ein erhabenes, wie Du sagst. Aber das Leben in einer Seestadt hat für mich wenig Reizendes. Amsterdam hat mir wenig gefallen. Die Häuser sind alle sehr klein (schmal), so daß eine Amsterdamer Straße aussieht wie grobe, geschmacklose Mosaik. Und die Windmühlen! Holland hat sehr schöne Mädchen und sehr schöne Kühe, was übrigens ziemlich auf Eins hinausläuft (in puncto des Witzes). Die Holländer sind strenge Kaufleute, aber gefällig und artig. Doch ich habe keine Zeit, Dir da Reisemerkwürdigkeiten zu schreiben. Ich muß schließen und habe noch was sehr Dringendes Dir zu sagen, nämlich: bleibe so mein Freund, wie Du es bis jetzt gewesen; es wäre mir unerträglich, müßt' ich Dich nach meiner Rückkehr erkaltet finden. Gib das nie zu, lieber Mayer! Ich bleibe Dein Freund, so lange noch was von mir da ist.

Leb' wohl, herzlichen Gruß Deiner Frau, Deinen Kindern.

Leb' wohl, Freund! Dein Niembsch.

---

[1] Der Herr Ritter zahlte, wenn auch freilich nicht sogleich; aber er zahlte doch endlich.

Niembsch an Emilie Reinbeck.

Im August 1832.

Ein kleines Unglück, das unser Schiff getroffen, hält uns noch im Kanal von Texel zurück; als wir nämlich an einem anderen Schiffe vorbeifuhren, stießen wir damit zusammen, und es brach uns eine Segelstange. Nun ist aber der Schaden wieder gut gemacht, und in drei Stunden geht es endlich gewiß in die See. Der Eigenthümer des Schiffes, Herr Westermann aus Amsterdam, hat uns bis hieher begleitet, und ist so gefällig, diesen Brief in die Stadt zurückzunehmen und zu bestellen. Meine Reise wird hoffentlich sehr angenehm werden. Ich habe ein ganz artiges Stübchen in der Kajüte, wo ich ganz und gar isolirt bin von dem grausigen Volke der Auswanderer. Da hab' ich Platz genug, um zu lesen und zu schreiben, meine brave alte Geige zu streichen, und an Sie und andere liebe Freunde zu denken. Einige Blicke in die See waren mir bereits gegönnt. Ich glaube, ich werde eine leidenschaftliche Liebe zum Meere fassen. Ich spüre schon den Reichthum von poetischen Ideen, die mir die Natur auf meiner Reise entgegenstreuen wird. Aber noch ist es erst eine dunkle Ahnung. Oft stirbt auch eine ganze Brut davon in meinem Innern ab, ohne daß sie je wieder geweckt wird. Vielleicht geht mir's da auch so. Aber ich hoffe das Beste.

Das Schiff, womit ich reise, wird vielleicht nur sechs Wochen in Amerika bleiben, dann nach Amsterdam zurückkommen, und solchenfalls mich wahrscheinlich mitbringen. Es ist aber auch möglich, daß es von Baltimore bald nach Ostindien abgeht, und — vielleicht mich mitnimmt. Ungeheuer reizend wäre die Reise nach Java. Ein kleiner Abstecher auf den Cap, auf die Insel St. Helena, sehr reizend.

Zur Vervollständigung des Bildes ist hier Einiges nachzutragen, dessen in den Briefen von Lenau selbst zufällig keine Erwähnung geschah, wenigstens insoferne diese zu meiner Kenntniß gelangten. Kerner schrieb mir am 24. October 1850:

„In meinem Gartenhause wohnend, bereitete sich Niembsch zu seiner Reise nach Amerika vor, machte Einkäufe von Weißzeug, Stiefeln, Waffen, und freute sich gar sehr auf die Urwälder, um dort Opossums, ein Thier,

das sich todt stellt, sobald man ihm auf den Hals kommt, zu fangen. Von hier (Weinsberg) kam er mit mir und dem Polen Matushinsky (einem Flüchtling aus Warschau, dem ich Herberge gab) oft nach Oehringen, wo ich einen Schwager hatte, den Rentamtmann Ehemann; da war er immer sehr vergnügt, auch auf Bällen. Mein Schwager bewog ihn, ein Gedicht auf den Keller des Fürsten Hohenlohe-Oehringen zu verfertigen. Es steht in seiner Sammlung, wurde auf eine Tafel geschrieben, und hängt an einem Faß des Einganges zu diesem großen Keller, in dem die Weine auch für einen Ungar herrlich mundeten, und wo wir uns oft ergötzten. Er schrieb zu diesem Gedicht noch einen merkwürdigen Brief an meinen Schwager, den er nur „Herr Onkel" hieß, welcher Brief mir aber (es ist mir arg!) verloren ging. Merkwürdig war mir, daß er in diesem Brief schrieb: „er werde auf dem Meere, so oft er einen Vogel vom Lande herfliegen sehe, „„Herr Onkel! Herr Onkel!"" rufen; dann würden ihn die Matrosen für wahnsinnig halten und über Bord werfen." So spielte er auch sonst oft mit dem Wahnsinnigwerden. Einmal stellte er sich auf einer Reise von mir nach Stuttgart mit jenem Polen völlig wahnsinnig (aus Scherz), und brachte damit eine fremde Frau, die mit fuhr, sehr in Schrecken.

Ich bat ihn, als er zur Reise nach Amerika Anstalten machte, inständig, nicht dahin zu gehen; allein die Vorstellungen, die er sich von den Urwäldern, von dem Ankaufe eines solchen Waldes und von der Freiheit in Amerika machte, ließen ihm keine Ruhe, und es hatte traurige Folgen für ihn.

Von meinen Gedichten war ihm immer das liebste (was ich nicht recht begreife) das, das überschrieben ist: „das braune Bübchen." Dieß liebte er immer ungemein und sagte: er wünsche nur, es gemacht zu haben.

Wie locker und leichtbeweglich sein Nervengeist war — was bei den Sommambülen z. B. zum zweiten Gesicht, zum Sichselbstsehen, zum Heraustreten aus sich, die Veranlassung gibt, und was auch bei Goethe, und vorzüglich bei Lord Byron der Fall war — beweiset folgendes Ereigniß. Wir saßen einmal nach dem Nachtische, er, ich und meine Gattin, als er auf einmal im Gespräche verstummte, und als wir auf ihn blickten,

saß er starr und leichenblaß auf dem Stuhle; im nächsten andern Zimmer aber, in dem sich kein Mensch befand, fingen Gläser und Tassen, die dort auf Tischen standen, auf einmal klingelnde Töne zu geben an, als würde von jemand an sie geschlagen. Wir riefen: „Niembsch, was ist dieß?“ Da fuhr er plötzlich zusammen und erwachte wie aus magnetischem Schlafe, und als wir ihm von jenen Tönen im andern Zimmer während seiner Erstarrung erzählten, sagte er: „Das ist mir schon öfter begegnet; meine Seele ist dann wie außer mir.“ — Reinbeck behauptete einmal fest: Niembsch sey einmal im Gange seines Hauses auf ihn zugekommen, zu einer Zeit, wo sich derselbe gar nicht in Stuttgart befunden habe.“

Dieß von Lenau's Freund, dem Dichter und Arzte Kerner. — Die obenerwähnte Wahnsinnspielerei berichtet die Wiener allgemeine Zeitung für Theater u. s. w. vom 19. März 1851, Z. 66, folgendermaßen ausführlicher:

„Zum Wahnsinn schien seit je vorherrschende Neigung in Lenau zu seyn. Wir wissen, daß er einmal auf einer Reise, die er mit einem Freunde in Württemberg machte, als er im Eilwagen mit ihm unangenehmen und langweiligen Menschen zusammenkam, dieselben durch verstellten Wahnsinn vertrieb. Sein Begleiter mußte ihn, einer heimlich genommenen Verabredung gemäß, für einen Geisteskranken ausgeben, der ins nächste Irrenhaus gebracht werden solle. Und um die lästigen Theilnehmer der Gesellschaft von der Wahrheit dieser Angabe zu überzeugen, soll er — wie der Freund später, nicht ohne Schauer, erzählt hat — den Verrückten mit einer solchen Meisterschaft gespielt haben, daß nicht allein die, von dem frevelhaften Spiel des Dichters nichts ahnenden Reisegefährten, sondern auch Lenau's Freund selbst davon bis zum Entsetzen erschüttert wurde.

Als die unangenehmen Gäste durch dieß Beginnen wirklich glücklich entfernt worden waren, gab Lenau natürlich sogleich seinen Wahnsinn auf, versicherte aber auf das befremdliche Erstaunen seines Freundes über die Vollkommenheit, mit welcher er die Geisteszerrüttung dargestellt habe, daß er im Ernst schon oft sich mit der Befürchtung geängstiget: er könne einmal den Verstand verlieren. „Du kennst die Geschichte von Phaeton und den durchgehenden Sonnenrossen!“ sagte er damals, indem er melancholisch

lächelnd hinzusetzte: „Wir Dichter sind alle solche phantastische Wagenlenker, die sehr leicht einmal von ihren eigenen Gedanken geschleift werden können!“ —

Die Thatsache trifft hier mit Kerners vollgültiger Anführung im wesentlichen überein. Dieselbe geschah Ende Mai 1832, als Niembsch und Matushinsky von Weinsberg nach Stuttgart reisten, jener, um seine Freunde dort noch einmal vor seiner Abfahrt nach Amerika zu sehen, dieser, — nachdem er von Niembsch wegen dessen bereits gesunkener Mittel nach Amerika nicht mehr mitgenommen zu werden vermochte, wie früher beabsichtigt worden war, — nun von Stuttgart weiter nach Tübingen zur Anhörung der ärztlichen Vorlesungen zu gehen.

Ein sehr merkwürdiger Umstand ist auch, daß Kerner am 24. Februar 1832 an Niembsch in Heidelberg schrieb: „Auch sagte man sich dort (in Stuttgart), ein Mädchen von Oehringen, mit dem Du getanzt, sey bald darauf wahnsinnig geworden, und halte sich nun immer für eine Königin von Ungarn.“ Dieser Scherz wird sich nach einem Dutzend von Jahren gar sonderbar verkehrt erfüllen. Tanzen hab' ich Lenau nie gesehen, und so wird er es auch wohl auf den Bällen zu Oehringen nicht gethan haben. Ein solcher Ball mag dagegen die Veranlassung zu Lenau's, um jene Zeit entstandenem schönen Gedichte: „Der Maskenball,“ worin er auch seinen Entschluß, nach Amerika gehen zu wollen, ausspricht, gegeben haben.

Eine ernste Warnung theilte Kerner seinem Freunde in der Hälfte Mai mit. Es hatte nämlich Jenem sein Oberamtmann ein Schreiben lesen lassen, das er von der Regierung erhalten, des Inhalts:

„N. N. in Stuttgart habe an die Regierung das Ansinnen gestellt, eine von ihm zum Behufe der Auswanderung nach Amerika errichtete Actiengesellschaft zu sanctioniren u. s. w. Die Regierung habe sich von N. N. Plan und Actenstücke geben lassen, aber gefunden, daß seine Voraussetzungen falsch seyen und das Ganze gar keine Garantie habe, so daß sie für Pflicht halte, damit nicht Theilnehmer in Schaden gerathen, vor Herrn N. N. und seinen Unternehmungen warnen zu lassen u. s. w.“

Niembsch nahm aber diese Warnung entweder nicht genug zu Herzen, oder er ließ sich zu leicht wieder beruhigen, denn er blieb bei dieser Gesellschaft und reiste mit ihr ab. Allein schon die Verzögerung in der

Abreise der Auswanderer machte übles Blut und die Erbitterung wuchs, als Beförderung und Versorgung nur schlecht den gerechten Erwartungen entsprachen. Als der Unternehmer mit seinem Bruder endlich Anfangs Juli auf das langsam rheinabwärts segelnde Schiff nachkam, brach der Sturm gewaltig gegen ihn los. Bald darauf gelangte durch Kerner die Nachricht nach Stuttgart, einer der Auswanderer habe an seine Eltern nach Oehringen geschrieben: Niembsch hätte ihm die Verwaltung seiner Angelegenheiten bei der Schiffsgesellschaft übergeben, und wäre statt nach Amerika, nach Oesterreich abgereiset. Diese Nachricht fand auch Glauben, da man wußte, daß Niembsch bereits Verdruß und Verlust bei der Gesellschaft gehabt und ihm die Freude an der Reise so ziemlich benommen worden sey; auch mochten staatsbürgerliche Rücksichten auf jenen Entschluß Einfluß geübt haben. Allein die Sache nahm eine andere Wendung. „Die armen Leute, unter denen viele ohnedieß nur schmerzlich vom Vaterlande schieden, da zumal die Kinder beim Verlassen der geliebten Heimath oft laut jammerten: „Nicht nach Amerika! Nicht nach Amerika!“ erwählten Niembsch, als den weitaus angesehensten und gelehrtesten unter ihnen, zum allgemeinen Sachwalter und beschworen ihn, ihnen Recht und Gerechtigkeit zu verschaffen. Niembsch errichtete einen altdeutschen offenen Schöppenstuhl, wozu er die vertrauenswürdigsten Männer erkiesen ließ, und zog den Beschuldigten zu standhafter Red' und Antwort. Als alles, wie Rechtens, verhandelt und der Angeklagte seiner Vertragsverletzungen klar überwiesen worden war, fällte Niembsch das Urtheil über ihn und ließ ihn in Vollziehung dessen unter das Verdeck des Schiffes in strenge Haft setzen. Später aber, es mochte schon in Holland gewesen seyn, verklagte der Gerichtete den Richter vor Gericht wegen angemaßter Gewalt und eigenmächtiger Freiheitsbeschränkung, und es fehlte nicht viel, daß nicht der vorige Richter von der befugten Behörde an des Gerichteten Platz gesetzt worden wäre, wenn nicht allzudeutlich vorgelegen hätte, daß er nur auf guten Grund hin und aus eitel Gerechtigkeitsgefühl also geamtet. — So ungefähr lautete, was mir Niembsch im Spätjahre 1833 von dem Staatsbegebnisse mündlich mittheilte, und was auch mit dem von Auerbach im „Deutschen Museum“ 1. Jahrgang, 1. Heft, S. 53 kurz Erwähnten ziemlich übereintrifft. Ich erkannte darin ganz meinen

entschiedenen, kühnen, rechtseifrigen Bruder. Schließen wir aber einmal vom Kleinen aufs Große; es erweiterte sich das schmale Schiffsverdeck zu unermeßlichem Lande, das Häuflein geprellter Auswanderer zu einem mächtigen, jedoch niedergedrückten Volk; man erhebe den eigennützigen, gewinnsüchtigen Unternehmer zu irgend einem erbarmungslosen Zwingherrn — was wird alsdann Lenau, und wie ergeht es ihm sodann?

Ich meinerseits glaube, in Bezug auf die im Jahre 1848 allgemein gehörte Frage: was würde jetzt Niembsch thun, wenn er gesund wäre? Daß er sich damals, wie jedermann, der allgemeinen Begeisterung hingegeben, ja sich vielleicht mit an die Spitze der Entzückten gestellt, aber von dem traurigen Gang der Entwickelung bald enttäuscht und zurückgescheucht worden seyn würde. Für keinen Fall hätte es ihn in seinem engeren, bald darauf von Oesterreich losgerissenen Geburtslande Ungarn auch nur kurze Zeit an eines Kossuth Seite gelitten, ihn, „dessen Groll in des Volkserretters Ruhmgewand verhüllte Schufte empörten, und der das Königthum, verlassener Völker Vaterhaus und Hort, den Himmelsgaben reihte.“ (S. Dichterischer Nachlaß. Protest.)

Niembsch war in seiner Zuneigung insoferne sehr treu, daß er, wen er einmal herzlich liebte, kaum je mehr zu lieben aufhörte, aber in dem Maße seiner Liebe war er etwas veränderlich. So schloß er sich unter den Freunden, die er zu jener Zeit in Schwaben gewann, anfänglich sehr warm und innig an Schwab und dessen Gattin, welche ihm seine Schwester zu ersetzen versprach, sodann an Lotte, hierauf an Karl Mayer, darnach an Kerner, und endlich an Emilie Reinbeck. In der düsteren Einsamkeit, welcher er sich zu Heidelberg überließ, war nebst dem Umgange mit einem sehr ehrenwerthen jüdischen Wechsler, den er sehr liebte und nie anders als: „Vater Zimmern“ nannte, dann mit dessen Sohne Adolph und der freundlichen Gattin desselben, ferner auch mit Professor Zöpfel und endlich mit zwei Brüdern Eichhorn, guten Violinspielern, obwohl noch Knaben, die er sehr liebte, und oft halbe Tage lang um sich hatte, der Briefwechsel mit Mayer seine vorzüglichste Erheiterung. Um Weihnachten 1831, wo Niembsch einer Gemüthskrankheit schon sehr nahe stand, nahm er auf eine Woche seine Zuflucht zu Mayer in Waiblingen.

Als sich Niembsch auf seinen großen Weg begab, erfreute er seinen

lieben Freund Mayer damit, daß er ihm von Weinsberg ein noch von seinem Vater herrührendes kleines viereckiges Meerschaumköpfchen zur Erinnerung zusandte. Was Niembsch laut seines Briefes an Mayer aus Heidelberg den 9. Juni 1832 etwas verstimmt hatte, mag auch eine Mittheilung Mayers an ihn gewesen seyn, daß die Leute an seiner Abwesenheit bei der Bestattung der Geheimräthin Hartmann Anfangs Mai 1832 (er machte aber bald darauf eigens eine Reise von Weinsberg nach Stuttgart, um der verehrten Familie sein Beileid zu bezeigen), herumzudeuteln sich herausnahmen.

Zwei sehr nennenswerthe Männer strebten damals nach Lenau's Bekanntschaft: der ihm von Schwab am 12. Jänner 1832 als „geistvoller Dichter und seelenvoller Mensch" nach Heidelberg zugeschickte Baron von Sternberg, und der gottvolle Tondichter Mendelssohn-Bartholdy. Dieser suchte bei einer nächtlichen Durchreise durch Heidelberg Lenau auf. Man weckte diesen um elf Uhr Nachts aus dem ersten Schlafe. Vom grellen Lichte beleuchtet, das ein Kellner des „Königs von Portugal" in der Hand hielt, steht ein Mann im schwarzen Frack vor dem Bette. „Ich habe einen Brief von Schwab an Sie," sagte er, „und wollte nicht weiter reisen, ohne Sie gesehen zu haben. Ich gehe gleich wieder mit dem Eilwagen." Schnell wie er erschienen, verschwand er. Morgens war es wie ein Traum, das bleiche interessante Gesicht. Erst im Jahre 1844 trafen sich Niembsch und Mendelssohn in Frankfurt am Main wieder. Am 15. März 1832 um 6 Uhr Morgens, wo es an Lenau's Thüre schlug und laut „Niembsch!" schrie, war Niemand von seinen Bekannten in Wien oder in Oesterreich gestorben.

Auf welche Anstellung Niembsch einige Hoffnung hegte (s. seinen Brief vom 27. Juli 1832), kann ich mich nicht mehr entsinnen; nur ist mir so dunkel, als wäre einmal auf die Möglichkeit einer Anstellung in der königlichen Bibliothek zu Stuttgart gedacht worden.

Lieder Lenau's, die auf die edle Lotte sich beziehen, sind: „Mein Stern" und „Ohne Wunsch;" solche aber, die seine Hinreise nach Amerika uns vergegenwärtigen: „Die Rose;" „Am Rhein;" „An mein Vaterland;" „Auf eine holländische Landschaft;" „Der Abschied;" „Die Seejungfrau;" „Meeresstille;" I. 245 und II. 69; „Wanderer und Wind;"

„Der Schmetterling;“ dann aus „Faust“ „Der Abendgang;“ „Die Reise;“ „Der Traum;“ „Der Sturm.“

Vom Trauerspiele: „Barbara Radziwill,“ dessen Stoff er der Geschichtsdichtung Bronikowski's: „Hippolyt Boratynski“ entnahm, und das doch bei seiner Abreise nach Amerika schon ziemlich vorgerückt war, ist leider nichts vorhanden. Und nun nach Amerika!

Niembsch an Schurz.[1]

Baltimore, den 16. Oktober 1832.

Lieber, guter Bruder!

Nach einer sehr langen Reise, durch zehn Wochen, bin ich endlich in Amerika angekommen. Ich bin jetzt um ein Gutes reicher, daß ich auch das Meer kennen gelernt habe. Die nachhaltigste und beste Wirkung dieser Seereise ist ein gewisser feierlicher Ernst, der sich durch den langen Anblick des Erhabenen in mir befestigt hat. Das Meer ist mir zu Herzen gegangen. Das sind die zwei Hauptmomente der Natur, die mich gebildet haben: dieß atlantische Meer und die österreichischen Alpen; doch möcht' ich mich vorzugsweise einen Zögling der letzteren nennen. Ich kann Dir nicht beschreiben, wie mir zu Muthe war, wenn auf der See jedes Lüftchen schwieg, jede Welle ruhte, der müde Himmel sich aufs Meer legte, und jedes Leben, jede Bewegung sich von unserm Schiffe zurückgezogen hatte, in dieser tiefen, grenzenlosen Einsamkeit; mit welcher Sehnsucht ich da zurückdachte an meine lieben Berge, meine lieben Menschen in der Ferne. Ich möchte fast behaupten, das stille Meer ist größer als das bewegte, wie es denn schon dem Auge ausgedehnter erscheint. Es hat sich mir aber das Meer auch in seiner Leidenschaft gezeigt. Starke Winde und ungeheure Wellen nahmen das Schiff oft in ihre Mitte und schleuderten sichs verächtlich in die Hände. Das war ein Schwanken, daß ich nicht aufrecht stehen konnte; doch eben darin mag das Heilsame liegen, das Seereisen für den Charakter des Menschen haben. Wenn ich in meiner Kajüte stand und plötzlich an die Wand geworfen wurde

[1] In Wien angelangt am 1. December.

wie eine willenlose Kleinigkeit, so empörte das meinen Stolz aufs bitterste, und je weniger mein äußerer Mensch aufrecht stehen konnte, desto mehr that es der innere. Der Kampf mit den rohen Kräften der Natur ist sehr gut. Einmal hatten wir auch einen mäßigen Sturm, bei dem ich aber sehr gleichgültig war. Der Kapitän zeigte mir mit besorglicher Miene gegen Norden eine tiefe schwarze . . nicht Wolke, sondern Mauer, die senkrecht aus den Fluthen aufzuragen schien. „Das kann einen starken Sturm geben!" war seine Meinung, und alle Segel einzuziehen, sein blitzschneller Befehl. Es war ungefähr 10 Uhr des Nachts. Der Kapitän mußte herzlich lachen, als ich nach einigen Minuten wieder aus der Kajüte kam, im Hemd, das ich über die Unterhosen hinabhängen ließ, und sagte: „Ich habe meinen Sterbekittel bereits angezogen." Die schwarze Mauer rückte heran, fürchterliche Regengüsse stürzten herab, und die Wogen brüllten rasend um das arme Schiff. Was übrigens unsere Lage bedenklicher machte, obwohl der Sturm nicht sehr heftig war, wie der Kapitän sagte, das war die schlechte Beschaffenheit unseres Schiffes. Wir waren bereits in tiefer See, als uns der Schiffszimmermann anvertraute, das Schiff könne keinen kräftigen Sturm aushalten, indem es bedeutend schadhaft sey. In einigen Stunden ging das Unwetter vorüber. Ich werde aber in meinem Leben mit keinem Holländer mehr fahren. Es ist doch eine fatale Empfindung, wenn man sich Abends in seine Hängematte legt und nicht weiß, ob das Schiff in der Nacht auseinander gehen werde und man in den Wellen erwache, gerade auf so lange, um die Todesangst noch recht zu fühlen. Aber auch daran hab' ich mich gewöhnt. In solchen Augenblicken dacht' ich gar lebhaft an Dich und meine liebe Schwester, deren Namenstag heute ist,[1] und der ich von Herzen Glück wünsche. Ja, liebe, liebe Therese, Gott segne Dich und geb' uns ein frohes Wiedersehen! Von Kindheit an haben wir immer getreu zusammengehalten, wir haben die schöne Zeit der Jugend miteinander verlebt. Du bist mein letztes, liebstes Erbstück meiner Jugendtage, darum, und weil Du so gut bist, liebe ich Dich auch wie meine Jugendträume. Wir zwei kennen wechselseitig die früheste Geschichte unserer Herzen. Deine Freude ergänzt

[1] Sollte heißen: „gestern war."

die meinige, Dein Schmerz den meinigen. Gott segne Dich, liebe Schwester! Ich will heute Dein Andenken recht feiern in meinem Herzen. Ihr werdet heute gewiß auch viel von mir sprechen. Gott strafe mich, wenn ich nicht bald wieder bei Euch bin! Ich will nicht länger hier bleiben, als unbedingt nöthig ist, um so weite Reise nicht umsonst gethan zu haben. Ich will Dir bald wieder in Dein liebes Auge sehen, ich will bald meinen Anton sehen und seinen wackern Speckbacher hören, mit welchem ich, im Vorbeigehen gesagt, in der Gesichtsbildung viel Aehnliches haben soll, wie mir ein Tyroler in Bayern von freien Stücken sagte, ohne daß von Speckbacher die Rede war. Alle die Scenen meiner Seereise will ich Euch mündlich mittheilen; jetzt nur Einiges über Amerika.

Den 8. Oktober betrat ich den amerikanischen Boden zum erstenmale. Unser Schiff lag noch in der Chesapeakbay, an welcher Baltimore, unser Landungsplatz. Der Kapitän, ein Passagier aus Württemberg und ich fuhren in einem Nachen ans Land. Wegen Untiefe konnten wir nicht bis ans Ufer fahren. Jeder setzte sich auf einen Matrosen, und ich ritt also auf einem starken Kerl ans Land. Der Anblick des Ufers war lieblich. Zerstreute Eichen auf einer Wiese, weidendes Vieh und ein klafterlanger zerlumpter Amerikaner mit einer abenteuerlichen Marderkappe waren das Erste, was wir antrafen. Der Kapitän frug die lebendige Klafter (der Mensch war so dürr, daß man wirklich nichts als Länge an ihm sah) nach einem Landhause, wo man Lebensmittel kaufen könne. Murmelnd und tabakkauend führte uns die Klafter ungefähr eine halbe Stunde weit zu einem recht hübschen Haus von Backsteinen. Die zahlreiche Familie des Bewohners empfing uns ziemlich artig. Die Weiber und die Kinder waren sehr geputzt. Es wunderte mich sehr der Luxus in diesem einsamen abgelegenen Bauernhaus; weniger wunderte mich das Auffallende, Prunkende, Geschmacklose im Anzuge, besonders der Kinder. Ich glaube, wenn der Mensch sich in der Einsamkeit putzt, so thut er es ohne Geschmack. Geschmack ist ein Sohn der Gesellschaft, vielleicht der jüngstgeborne. Man kredenzte uns sofort Cider (ich mag den Namen des matten Gesöffs nicht mit deutschen Buchstaben schreiben), Butter und Brod. Letztere waren gut; aber der Cider (sprich: Seider) reimt sich auf: „leider." Der Amerikaner hat keinen Wein, keine Nachtigall. Mag er bei einem

Glase Cider seine Spottdrossel behorchen, mit seinen Dollars in der Tasche, ich setze mich lieber zum Deutschen und höre bei seinem Wein die liebe Nachtigall, wenn auch die Tasche ärmer ist. Bruder, diese Amerikaner sind himmelan stinkende Krämerseelen. Todt für alles geistige Leben, maustodt. Die Nachtigall hat Recht, daß sie bei diesen Wichten nicht einkehrt. Das scheint mir von ernster tiefer Bedeutung zu seyn, daß Amerika gar keine Nachtigall hat. Es kommt mir vor wie ein poetischer Fluch. Eine Niagarastimme gehört dazu, um diesen Schuften zu predigen, daß es noch höhere Götter gebe, als die im Münzhause geschlagen werden. Man darf diese Kerle nur im Wirthshause sehen, um sie auf immer zu hassen. Eine lange Tafel, auf beiden Seiten 50 Stühle (so ist es da, wo ich wohne); Speisen, meist Fleisch, bedecken den ganzen Tisch. Da erschallt die Freßglocke, und hundert Amerikaner stürzen herein, keiner sieht den andern an, keiner spricht ein Wort, jeder stürzt auf eine Schüssel, frißt hastig hinein, springt dann auf, wirft den Stuhl hin, und eilt davon, Dollars zu verdienen. Ich bleibe noch einige Tage hier, dann reis' ich zum Niagara und dann, wenn ich gute Gelegenheit finde, nach Haus. Auf den Katarakt und die Urwälder freu' ich mich sehr. Das allein wird, hoff' ich, die ganze Reise reichlich lohnen. Sey so gut, lieber Bruder, mir meinen neuen Paß, wenn Du einen bekommen, wo nicht den alten, nach Stuttgart zu schicken unter der Adresse des Hofraths und Professors Reinbeck, wohnhaft in der Friedrichgasse, 14. Reinbeck ist mir ein sehr guter Freund, seine Frau aber nebst meiner Theres das liebste Weib. Unter den Mädchen steht mein Lottchen immer noch oben an, wenn ich auch keine Hoffnung habe, dieß je geltend machen zu können. Meine Gedichte sind nun gewiß schon in Deinen Händen; Cotta ist, wie mir Reinbeck hieher geschrieben, mit dem Absatz sehr zufrieden. Neues hab' ich nicht viel gemacht. „Die Marionetten," deren ersten Gesang ich Dir unter der Aufschrift: „Der Gang zum Eremiten" mitgetheilt, sind nun in drei Gesängen, ungefähr 500 Versen, fertig; außerdem einige kleinere Gedichte. Eines der letzteren folgt hier zum Angebinde für meinen lieben Namenstag. Es ist mir schwerlich gelungen, die sonderbare Sehnsucht nach der Tiefe des Meeres hinein zu legen, wie ich sie empfunden. Daß es Seejungfrauen gibt, halt' ich

für kein Mährchen. Glaubwürdige Seeleute haben versichert, solche erblickt zu haben. Vide: Schuberts Ansichten von der Nachtseite der Natur. Atlantica I. [1]

Tausend Küsse an alle Eure lieben Kinder! Die Idee, in Amerika Land zu kaufen und durch einen Pächter bearbeiten zu lassen, hab' ich nicht aufgegeben; es ist dieß auf jeden Fall eine sichere Art, sein Geld anzulegen und sehr gut zu verzinsen. Viele Grüße an Klemm, Berke ꝛc. Ewig Euer Bruder.

Sey so gut, dafür zu sorgen, daß das Versorgungsamt erfahre, ich sey noch unter den Lebendigen, damit mein Rentenschein nicht etwa erlösche. Grüße Mina und Marie herzlich. Ich wünsche, daß die eine und die andere bereits verheirathet sey.

Niembsch wurde zu Baltimore, im etwas unfreundlichen und schwarzen Börsen-Gasthofe (Exchange Hotel), worin er wohnte, von einem auch erst unlängst angelangten jungen deutschen Studenten, einem Kurhessen, der ein guter Geiger war, dringend bestürmt, nur alsbald aus dem Bette sich zu erheben und, die Guitarre um den Hals gehängt, eine große tonkünstlerische Rundreise mit ihm nach Südamerika, Australien und Ostindien anzutreten. Niembsch, wiewohl noch im Tecel mit gleichen Weltfahrtsgedanken sich tragend, war aber doch inzwischen durch die harte Täuschung in Nordamerika schon etwas abgekühlt, dann auch durch den garstigen Scharbock, den er sich auf der langen Seereise durch das ewige Pöckelfleischessen zugezogen, merklich herabgestimmt, und endlich däuchte ihn doch seine bescheidene Börse so riesigen Entwürfen nicht ganz gewachsen, denn, sich durch die Welt kümmerlich zu klimpern, hätte ihm sein Stolz als Edelmann und Dichter gar nicht erlaubt; kurz, er blieb dem Versucher, der ihm die ganze weite Welt zu Füßen legte, taub, und kaufte sich lieber einen wackern, zutraulichen Schimmel, um in die heiß ersehnten

[1] „Die Seejungfrauen." Die letzte Strophe, welche späterhin beim Drucke wegblieb, lautete:

„Ruhend auch im stillen Schooße —
Ist mein stilles Sehnen —
Schau die Brust, die seufzerlose,
Augen ohne Thränen! —"

kühlen Urwälder zu reiten. Auf dem Wege dahin kam er durch Bedford, woselbst er die angenehme Bekanntschaft eines Herrn King machte, der ihn so lieb gewann, daß er ihm „Mitschells Reiseführer durch die vereinigten Staaten" (Mitschell's Travellers Guide through the united States), aus einer Landkarte und einem Städteverzeichnisse bestehend, in dauerhaft schwarz Leder gebunden, freundlich verehrte und eigenhändig mit Bleistift beischrieb, wie noch unverwischt darin zu lesen ist:

Alexander King
de Bedfordia
dedit ad ejus amicum
Dominum Niembsch.

Niembsch hatte zwar schon im Jahre 1828 mit Zen-Ruffinen, Gesandtschaftssekretär der Schweiz, und mit Joseph Fischhof, dem tüchtigen Tonsetzer und Tastenmeister, zu Wien von dem gemeinschaftlichen Freunde Friedrich Witthauer, Herausgeber der Wiener Zeitschrift für Mode, Englisch gelernt, es aber im Sprechen nie weit gebracht — und andererseits verstand sein neuer Freund noch weniger Deutsch; es blieb ihnen daher nichts übrig, als sich auf lateinischem Boden aufzusuchen, worauf der kaufmännische Amerikaner freilich nicht so fest einhertrat als wie der hochgebildete Sohn Ungarns, wo schon die Knaben Latein sprechen. Aber ob sie sich auch nur schwer verstanden — ihre Herzen fanden sich doch. Vielleicht war auch dieser Alexander King derjenige Amerikaner, welcher, als Niembsch — wie er mir erzählte — einmal einer zahlreichen erlesenen Gesellschaft das alte feurige Rakozilied vorspielte, vorsprang und wie außer sich aufschrie: „Hurrah, Magyar!" Ja, vielleicht war eben dieß der Augenblick, der ihre Hände ineinanderfügte.

Die Reise ging in der Richtung von Pittsburg am Ohio. Auf diesem Wege geschah es wohl, daß ihm einmal — wie Emma Niendorf auf S. 20 erzählt — förmlich übel und krank geworden in einem Spinnhause, wie er so unter allen diesen Rädern und Spindeln sich befand. Lieber als die Nähe der Industrie war ihm die der rohen Natur. Mancher Urwald wurde durchzogen und in manchem Blockhause übernachtet. (Siehe die Gedichte: „Der Urwald" und „Das Blockhaus.") Warum aber war sein Pferd, dessen er in ersterem Gedicht erwähnt, ihm so zugethan? Sah

ja doch in demselben der gemüthreiche Dichter auch wirklich einen Menschen, einen theuren Freund, seinen geliebten Boloz im fernen Galizien vor sich! Niembsch schrieb es nach seiner Zurückkunft aus Amerika im Jahre 1833 dem Freunde selbst: „Ich kaufte mir einen Schimmel, den ich Boloz nannte, weil es ein braves, edles und unternehmendes Thier war. Und wenn ich so auf meinem Schimmel ritt, mir einen Magyarenmarsch pfiff, und dem Schimmel ein: „Vorwärts, Boloz!“ rief, wobei ich an Dein edles „Vorwärts!“ in mancher blutigen Schlacht dachte, so glotzte mich der amerikanische Urwald befremdet an über diese fremden Namen und Töne.“ Das im anderen Gedichte erwähnte kalte, gelassene und völlig umständelose Gebaren der Wirthe und Aufwärter mag Niembsch wohl nicht immer so ganz behaglich vorgekommen seyn. Es ist stets doch etwas lästig, wenn man auch das geringste Verlangen auf die Gefahr der Antwort wagen muß: Thu' Dir's nur selbst! Niembsch war auch, weil etwas bequem, fremder Aufmerksamkeit sehr bedürftig, überdieß mochte er dieselbe gern als einen seiner geistigen Größe gebührenden Zoll betrachten. In dieser Beziehung berichtet Frankel, S. 93, Niembsch habe erzählt: „es wäre ein prächtiger, wünschenswerther Moment gewesen, als der Dichter Mickiewic in einer Gesellschaft die Theetasse fallen ließ und die Damen sich die Scherben streitig machten.“ Auch zu seiner Schwester Therese sagte er einmal: er verdiente in Sammt und Seide zu gehen; das wäre ihm nichts als gebührlich, wogegen aber gerade mancher erbärmliche Lump alles im Ueberfluß genieße. Wäre er reich, so würde er große Dienerschaft halten und glänzende Tafel führen, aber dazu öfter auch Arme laden. Als Niembsch das erstemal nach Stuttgart kam, wo man Bürgerliche nicht wie in Oesterreich mit „Herr von,“ sondern nach strenger Gebühr bloß mit „Herr“ anspricht, dagegen aber den wirklichen einfachen Edelmann gleich gern: „Herrn Baron“ nennt, ließ auch er sich dort den „Baron,“ wenn auch wohl anfangs nur lächelnd, gefallen; später würde es ihn sogar verletzt haben, hätte ihn Einer nicht so genannt. Von Wienern, die ihn in Stuttgart oder Schwaben kennen gelernt, z. B. vom Maler Rahl, wurde er dann auch in Wien so betitelt. Ich hielt stets im Stillen die Hinnahme einer solchen Ueberhebung für eine kleine menschliche Schwachheit dieses großen Geistes, allein entschuldigte sie

zugleich wieder damit, daß ihm sein Adel allein eine Stellung in der Welt sicherte, nachdem ihm hiezu weder ein Amt noch Reichthum behülflich war, der Ruhm als Dichter aber nur bei Gebildeteren Ansehen verschafft. Aber auf den Gipfel gesellschaftlicher Würde wurde Niembsch eben in dem Lande der allgemeinen Gleichheit und Brüderlichkeit, in Nordamerika, erhoben, indem ihn dort sein Bedienter Philipp Huber in treuherziger Unterwürfigkeit nicht selten sogar „Durchlaucht" hieß.

Zu Pittsburg in Pennsylvanien, wo sich Niembsch wohl längere Zeit aufhielt, fand er einen sehr freundlichen Empfang und liebreiche Behandlung im Hause eines Herrn Volz, an den er durch Briefe aus Schwaben empfohlen gewesen seyn mochte. Schon der Name des Mannes that Niembsch wohl, denn so hieß auch der Hauptmann, bei dem er als Philosoph im Jahre 1820 zu Wien gewohnt hatte. Er fühlte sich also halb heimisch. In der Gegend von Pittsburg überwinterte wohl auch Niembsch; denn Economy und Lisbon, von wo er die nachstehenden Briefe nach Europa schrieb, sind unferne von Pittsburg. Zu erwähnen ist, daß der Hausknecht in dem Wirthshause, worin Niembsch überwinterte, wenn er Morgens mit dem Holz kam, um einzuheizen, dieses durchaus nicht eher that, bis ihm nicht Niembsch ein Stückchen auf der Geige vorgespielt hatte, was diesem zwar Anfangs Spaß machte, aber späterhin manchmal sehr ungelegen war.

Niembsch an Schurz.

Oeconomie in Pennsylvanien, 28. Februar 1833.

Geliebter Bruder!

Von Woche zu Woche wurde meine Reise zurück ins liebe Oesterreich aufgeschoben, nicht durch meinen Willen, sondern durch ein fatales rheumatisches Leiden, das zwar ganz ungefährlich, aber doch lästig genug war, mich in Amerika so lange zurückzuhalten. Ich hätte Euch längst geschrieben, aber ich glaubte immer bald selbst zu kommen, was nun leider erst ungefähr mit Ende Mai geschehen kann. Anfangs April schiff' ich mich ein in New-York, und segle dann glücklich nach Haus. Was mit und in mir vorgegangen ist diese Zeit über, kann ich nur mündlich sagen; es ist dessen zu viel. Ich freue mich rasend auf Dich und meine gar zu

liebe Theres und eure tausend Kinder. Sage doch der lieben Resi, die Seefahrt hat in einem guten Schiffe, zumal nach Europa zurück, wohin sie viel schneller geht, keine Gefahr.

Der alte Gott Apollo lebt noch.

Du wirst auch viel gedichtet haben? Das wird doch eine Freude seyn, wenn wir uns Abends so vorlesen werden! — Lebt wohl! Baldiges Wiedersehen! Euer ewig treuer Bruder N.

Dieser Brief ist im Bett geschrieben, darum so schön.

Tausend Grüße an meine Schwestern und Freunde.

Niembsch an Emilie Reinbeck in Stuttgart.

Lisbon, 5. März 1833.

Hier sitz' ich in Lisbon, einem Städtchen am Ohio, rauche mein Pfeifchen auf Ihre Gesundheit und beantworte endlich Ihren lieben Brief. — Wie mir Amerika gefällt? — Für's Erste: rauhes Klima. Heute ist der 5. März und ich sitze am Kamine; draußen liegt fußtiefer Schnee und ich habe ein Loch im Kopf, das ich mir gestern bei einem tüchtigen Schlittenumwurf gefallen habe. Die Wege der Freiheit sind sehr rauh; das Loch im Kopf aber ist sehr gut. Ich glaube, durch dieses Loch werden die letzten Gedanken an ein weiteres Herumreisen (eigentlich Herumrasen),[1] um glückliche Menschen und überhaupt besseres Erdenleben zu finden, aus meinem Kopfe hinausfahren. Wie aus dem geöffneten Bierkrug die fixe Luft, so machen sich aus meinem geöffneten Kopfe die fixen Ideen los.

Für's Zweite: rauhe Menschen. Ihre Rauheit ist aber nicht die Rauheit wilder, kräftiger Naturen, nein, es ist eine zahme, und darum doppelt widerlich. Büffon hat Recht, daß in Amerika Menschen und Thiere von Geschlecht zu Geschlecht weiter herabkommen. Ich habe hier noch keinen muthigen Hund gesehen, kein feuriges Pferd, keinen leidenschaftlichen Menschen. Die Natur ist hier entsetzlich matt. Hier gibt es, wie Sie wissen, keine Nachtigall, überhaupt keine wahren Singvögel. Der Natur wird es hier nie so wohl um's Herz, oder so weh, daß sie singen müßte.

[1] Der Oesterreicher spricht wörtlich statt „reisen" „rasen" mit hellem A. In „rasen" als „toben" klingt das A dunkel.

Sie hat kein Gemüth und keine Phantasie, und kann darum ihren Geschöpfen auch nichts dergleichen geben. Es ist was recht Trauriges, diese ausgebraunten Menschen zu sehen in ihren ausgebrannten Wäldern. Besonders haben die eingewanderten Deutschen einen fatalen Eindruck auf mich gemacht. Wenn sie einige Jahre hier gewesen, hat sich alles Feuer, das sie aus der Heimath herübergebracht, auf den letzten Funken verloren. Das bekennen sie selbst. „In Deutschland war ich ein ganz anderer Kerl — sagte Einer — da würde ich Jeden hinter die Ohren geschlagen haben, der mir das geboten hätte" ꝛc. Die schlimmste Frucht der üblen Verhältnisse in Deutschland ist nach meiner Ueberzeugung die Auswanderung nach Amerika. Da kommen die armen gedrängten Menschen herüber, und den letzten himmlischen Sparpfennig, den ihnen Gott ins Herz gelegt, werfen sie hin für ein Stück Brod! Anfangs dünkt ihnen das fremde (furchtbarfremde!) Land unerträglich und sie werden ergriffen von einem heftigen Heimweh. Aber wie bald ist dieses Heimweh verloren! Ich muß eilen über Hals und Kopf hinaus — hinaus — sonst verlier' ich das meinige auch noch. Hier sind tückische Lüfte, schleichender Tod. In dem großen Nebellande Amerika's werden der Liebe leise die Adern geöffnet, und sie verblutet sich unbemerkt. Ich weiß nicht, warum ich immer eine solche Sehnsucht nach Amerika hatte. Doch ich weiß es. Johannes hat in der Wüste getauft. Mich zog es auch in die Wüste, und hier ist in meinem Innern wirklich etwas wie Taufe vorgefallen. Vielleicht daß ich davon genesen bin; mein künftiges Leben wird es mir sagen. In dieser großen langen Einsamkeit ohne Freund, ohne Natur, ohne irgend eine Freude, war ich wohl darauf hingewiesen, stille Einkehr zu halten in mich selber, und manchen heilsamen Entschluß zu fassen für meine ferneren Tage. Als Schule der Entbehrung ist Amerika wirklich sehr zu empfehlen. Wenn so ein langer, einsamer Winter obendrein gewürzt ist mit einem heftigen rheumatischen Leiden und schlaflosen Nächten, wie er es mir war, dann müßte man doch sehr verstockten Wesens seyn, wäre man im Frühling nicht ein wenig vernünftiger, als man im Herbste gewesen.

Nächsten Monat werd' ich mich in New-York einschiffen. Ich hoffe bis 15. Mai in Stuttgart zu seyn und einige Tage im Kreise meiner Freunde zu leben. Wie freue ich mich auf Sie, auf Ihren lieben Vater,

bei dem es mir immer ist, als wär' er auch der meinige, so innig verehre ich ihn, auf Ihre lieben Schwestern, die mir auch wie die meinigen vorkommen, so lieb' ich sie, und o! auf meinen Mayer, meinen Reinbeck u. s. w. Eilet, ihr Jubeltage! Wenn ich nur nicht ersaufe! Geschrieben hab' ich indessen: „Der Gang zum Eremiten" in drei Gesängen; [1] „Die Heidelberger Ruinen;" „Die Abschiedsrose;" [2] „Der Postknecht;" [3] „An die Ultraliberalen in Deutschland;" [4] „Waldestrost;" „Der Unentbehrliche;" „Primula veris;" „Ahasverus, der ewige Jude" und vier Atlantica, [5] welche ich Ihnen, zu einem Maienkränzchen gewunden, hiemit übersende.

An Reinbeck.

Verzeihen Sie meinen Gedichten, daß sie sich so breit gemacht haben in meinem Brief und meinen Gruß an Sie auf den äußersten Rand herabgedrückt.

Amerika ist das wahre Land des Unterganges, der Westen der Menschheit. Das atlantische Meer aber ist der isolirende Gürtel für den Geist und alles höhere Leben. Ich weiß nicht, ob nicht alles, was ich hier niedergeschrieben, äußerst geistlos ist und langweilig; ich kann es hier nicht beurtheilen. Ich bitte daher geziemendst, Alles, was Ihnen abgeschmackt erscheint, auf das amerikanische Klima zu schieben. Bringen Sie Mayers u. s. w. meinen herzlichen Gruß. An meinen lieben Freund Kerner, so wie an Mayer und Schwab werd' ich vielleicht noch schreiben vor meiner Abreise; sollt' es mir nicht mehr möglich seyn, indem sich meine Geschäfte nun sehr zusammendrängen, so sollen meine Freunde mit einem Gruße vorlieb nehmen; dieser ist gewiß nicht leer.

Niembsch an Joseph Klemm in Wien.

Lisbon am Ohio, 6. März 1833.

Lieber Bruder!

Ich habe in Amerika viel einsam gelebt und viel nachgedacht über meine Freunde, und da hab' ich gefunden, daß Du vor Andern mir

[1] Die Marionetten.

[2] Die Rose der Erinnerung.

[3] Der Postillion.

[4] Der Protest (im Nachlasse).

[5] Die Seejungfrauen. Meereswogen. Seewogen. An mein Vaterland.

immer ein lieber treuer Freund gewesen, und daß Du eines Grußes aus der Ferne wohl werth bist. Mein Gruß ist wahrlich eine Stimme aus der Wüste. Will man einem stürmischen haltungslosen Leben entrinnen, und festeren Wandel gewinnen auf Erden, so muß man vor Allem hinaus in die Wüste, d. i. in eine wahre Einsamkeit.

Hier lebt der Mensch in einer sonderbaren kalten Heiterkeit, die ans Unheimliche streift. Größtentheils gewiß ist dies das Werk der Natur. Die Natur selbst ist kalt. Die Conformation der Berge, die Einbuchtungen der Thäler, Alles ist gleichförmig und unphantastisch. Kein wahrer Singvogel. Alles ist nur Gezwitscher und unmelodisches Geflüster. Selbst der Mensch hat keine Stimme zum Gesang. Ich war häufig in musikalischen Gesellschaften, wo junge Damen sich singend (?) hören ließen. Ihr Ton war in Wahrheit jenem zu vergleichen, den man hervorbringt, wenn man mit nassem Finger an dem Rande eines mit Wasser gefüllten Glases herumfährt, ein sonderbares Geschrille, das höchstens dem einer Möve ähnlich kommt. Ich hörte mit vielem Grausen zu, denn ich vernahm in jeder Note die Resonanz einer fürchterlichen inneren Hohlheit. Auch blicken diese Damen nicht, sie schauen nur; es klaffen nur zwei Kellerfenster. Ich kann das amerikanische schöne Geschlecht nur darum loben, daß es meiner Ruhe niemals gefährlich werden könnte. Auffallend ist übrigens die hohe Verehrung und die große Galanterie, mit welcher die hiesigen Ehemänner ihren Frauen begegnen. So z. B. gehen die Männer in den Städten auf den Gemüsemarkt, den Korb am Arme tragend, und kaufen hier das Nöthige zusammen, während die Frauen sich zu Hause sehr behaglich und sehr müßig auf eigens dazu eingerichteten Schaukelstühlen hin und herwiegen. Die Weiber sind fast heilig gehalten. Ich habe schon in meinem Innern die heimliche und verwegene Frage aufgeworfen, ob der Grund dieser Erscheinung nicht etwa demjenigen verwandt seyn dürfte, der einige deutsche Gebirgsvölker veranlaßt, ihre Kretinen für heilig zu halten. Ich weiß es nicht. In der großen Bildung der Männer, die freilich auch Galanterie gegen die Weiber gebietet, ist die Ursache nicht zu finden. Das weiß ich. Die Bildung der Amerikaner ist bloß eine merkantile, eine technische. Hier entfaltet sich der praktische Mensch in seiner furchtbarsten Nüchternheit. Doch ist selbst diese Cultur

keine von innen organisch durchgegangene, sondern eine von außen gewaltsam und rapid herbeigezogene, bodenlose, und darum gleichsam mühselig in der Luft schwebend erhaltene. Der Ackerbau ist noch ganz roh. Darum nenn' ich alle amerikanische Industrie, allen Handel bodenlos. Der letztere ist auch bereits sehr im Verfalle, und wird noch sehr sinken, wie mir hiesige gescheidte Kaufleute versicherten, weil er ganz auf einem forcirten Kredite beruht, dieser aber durch die Aufhebung der Spezialbanken — eine Lieblingsidee des bornirten Präsidenten Jackson — zusammenfallen muß. Dem unbefangenen Fremden kommt überhaupt das ganze amerikanische Wesen gewissermaßen forcirt vor. Mit dem Ausdrucke „Bodenlosigkeit" glaub' ich überhaupt den Charakter aller amerikanischen Institute bezeichnen zu können, auch der politischen. Man meine ja nicht, der Amerikaner liebe sein Vaterland, oder er habe ein Vaterland. Jeder Einzelne lebt und wirkt in dem republikanischen Verbande, weil dadurch und *so lange* dadurch sein Privatbesitz gesichert ist. Was wir Vaterland nennen, ist hier bloß eine *Vermögensassekuranz*. Der Amerikaner kennt nichts, er sucht nichts, als Geld; er hat keine Idee; folglich ist der Staat kein geistiges und sittliches Institut (Vaterland), sondern nur eine materielle Convention. Daß sich der Amerikaner für seine Republik geschlagen hat, beweist nichts; daß vielleicht die meisten Amerikaner sich im Falle eines feindlichen Angriffes aufopfern würden, beweist nichts. Der Werth einer Sache kann, wie Du weißt, nicht beurtheilt werden nach dem, was der Mensch dafür thut. Der Mensch rührt oft der heiligsten Sache zu liebe keinen Finger, und läßt sich für einen Pfifferling todtschlagen. Wie lose der Zusammenhang der amerikanischen Freistaaten ist, wie nur auf Materiellem fußend, magst Du schon aus der Erscheinung der neuesten Tage ermessen. Südkarolina will sich vom Staatenbunde lossagen, weil ihm der Zolltarif unbequem ist. Vielleicht wirst Du mir gegenbemerken: „alle Staaten seyen bloß durch sinnliche Motive gehalten." Gut! dann mache aber nicht so viel Geschrei über diese oder jene Form eines Staates. Liegt am Ende was daran, ob ein Haufen Unflath rund oder ins Quadrat getreten ist?

Doch ich will Dich wieder auf mich und meine Lage zurückbringen. Ich sitze am Kamin, habe die Aussicht auf beschneiete Dächer und Berge,

und fühle mich weniger allein, indem ich an meinen lieben Freund schreibe. Was mich übrigens ein wenig inkommodirt, ist ein Loch im Kopfe, das ich mir vorgestern bei einem unsanften Schlittenumwurf gefallen habe.... Unbehaglich sind die amerikanischen Straßen, wie ihre Häuser, ihre Betten, ihr Alles. Meine Bemerkung wird ziemlich richtig seyn, daß ungemüthliche Menschen wenig auf Behaglichkeit halten. Es ist mir häufig so vorgekommen. Ich kenne in Deutschland einen Gelehrten, dessen Schriften an einem furchtbaren Mangel der Gemüthlichkeit laboriren. Hätte ich sie auch nie gelesen, ich würde dieß aus dem bloßen Anblick seiner Arbeitsstube postuliren. Du findest hier kein Ruhebett, keinen bequemen Schreibtisch, nie eine gute Feder, das Federmesser stumpf, die Dinte dick, und — was das Unbehaglichste ist — in die Studirstube mündet die Kinderstube mit entsetzlichem Geräusche. Dagegen weiß ich einen Andern, wo Alles recht bequem ist und vorzüglich ein elastisches Ruhebett die Seele in angenehme elastische Schwingungen versetzt, worin vielleicht die Gemüthlichkeit besteht, während das Gegentheil in einer gewissen Sprödigkeit der Seele liegen mag. Die Schriften des Letzteren sind aber recht gemüthlich. — Doch hab' ich leider noch eine große Strecke ungemüthlicher Straßen zu passiren, von hier bis Newyork 400 englische Meilen, um mich dort einzuschiffen nach Europa. Ende Mai oder Anfangs Juni bin ich in Wien, wenn ich Dich dann nur antreffe. Ich muß hinauseilen aus Amerika. Merkwürdig ist es, wie die heftigsten Gefühle hier so schnell erkalten. Die Liebe zum deutschen Vaterland geht bei den meisten Eingewanderten sogar in Haß und Verleumdung über. Ich aber bin auf meiner Hut gegen die vampyrischen Dämonen, die in diesen Lüften schweben. Ich reiche Dir mein Herz in die Ferne zum warmen Brudergruße. Unwandelbar Dein Niembsch.

An Frau v. N. und ihren Gemahl, wie an meinen guten Mani und meinen Adolph viel herzliche Grüße. Den ewig citirenden, ewig begeisterten Battaglia nicht zu vergessen. Kommst Du mit einem Neuerrianer zusammen, mit dem ich gut stehe, so raune ihm einen Gruß ins Ohr; es muß so fernher klingen, als käme der Gruß übers Meer.

Wenn ich nicht ersaufe, baldiges Wiedersehen. Leb' wohl, Bruder!

Einige Tage darauf, am 15. März 1833, schloß Niembsch zu Economy einen Ländereipachtvertrag mit einem gewissen ... ich will ihn nicht mit seinem Namen nennen, sondern nur dessen Anfangsbuchstaben H. hersetzen ... aus Laufen in Württemberg.

Die Hauptpunkte bestanden in Folgendem:

Niembsch übergiebt dem H. nachbezeichnete Ländereien auf die Zeit von acht Jahren vom 1. Jänner 1833 an in Pacht:

a) die in Crawford-County gelegenen zwei Viertelsectionen Nr. 2594 und 2595; sodann

b) die eben daselbst gelegene Achtelsection Nr. 2596.

In jedem Pachtjahre sollen 37½ Acres[1] geklart werden, so daß in der ganzen Pachtzeit 300 Aecker geklart, in Frucht gestellt, und eingefenzt werden sollen.

H. erhält, außer einem früheren Geldvorschusse, am 15. März 1833 ein Betriebskapital von 600 Dollars,[2] theils in Barrem, theils in Geldwerth. Dagegen hat er während der Pachtzeit folgende Gebäude ganz auf seine eigenen Kosten herzustellen.

1) ein 44 Fuß langes, 36 Fuß breites, geblocktes Wohnhaus, zweistöckig, mit Schindeldach;

2) eine Scheuer;

3) die nöthigen Stallungen.

Nach Verlauf der Pachtzeit hätte H. dem Eigenthümer des Landes einen bestimmten Viehstand zu überliefern.

H. hat das Land ganz auf seine Kosten zu bauen und im Jahre 1836 100 Dollars Pachtgeld zu bezahlen, ebenso im Jahre 1837, in den drei letzten Jahrgängen 1838—1840 aber jährlich 200, in Allem also 800 Dollars. Dieses Pachtgeld soll Niembsch jedesmal im Monat December im jeweiligen Orte seines Aufenthaltes erhalten.

Verflössen die acht Pachtjahre, ohne daß das Land verkauft worden wäre, so hätte Niembsch das Recht, den H. mit der Summe von 1200 Dollars vollkommen abzufertigen. Zöge aber Niembsch vor, den fünften Theil seines Landes in natura anstatt der 1200 Dollars zu übergeben,

[1] Morgen Landes.

[2] Zu ungefähr 2 fl. C.M.

so stünde es ihm frei, und er könnte das Fünftel des Landes selbst dazu wählen, und dem H. als Eigenthum überlassen.

Niembsch unterschrieb, bereits mit dem Fuß im Steigbügel, und „Vorwärts, Boloz!“ hieß es abermal, „dem Niagara zu!“ Sein Begleiter, der neue Pächter, — der vorige biedere Bediente, Philipp Huber, hatte sich schon wo ein Plätzchen in einem Urwalde gefunden oder in einem Steinkohlenbergwerke — brachte den ehrlichen, vom beschwerlichen Weg stark angegriffenen Schimmel kaum mehr nach Hause zurück. Wer mochte ihn nun noch, mit der Hand ihm den Hals tätschelnd, „Freund Boloz!“ nennen?

Auf einem Ritte kam Niembsch „an einen Baum,“ morsch und hohl, aber mit einem frohen Bienenschwarm im Busen, vorüber, den er besang. Und wessen gedachte er dabei? Seines ehrwürdigen Freundes Hartmann in Stuttgart, eines wahrhaft milden und weisen Mannes.

Niembsch gelangte zum „Niagara,“ den er voll Erstaunen meilenweit von ferne schon rauschen hörte, aber in der Nähe bei den Stromschnellen nicht:

„Und so mag vergebens lauschen,
Wer dem Sturze näher geht,
Doch die Zukunft hörte rauschen
In der Ferne der Prophet.“

Genau so ging es Niembsch später mit unserer heimischen Freiheit. In weiter Ferne hörte er sie, der Prophet, schon rauschen; aber stocktaub war er für sie, wie laut man ihr auch zujauchzte, als er ihr ganz nahe stand.

Auf den Niagara beziehen sich noch die Gedichte: „Verschiedene Deutung“ und „Die drei Indianer.“ Den Rothhäuten, diesen Doppelgängern seiner geliebten ungarischen Zigeuner, sang er auch noch den „Indianerzug.“

In Newyork gewann Niembsch an Herrn v. Post einen sehr werthen Freund, wie denn überhaupt nordamerikanische Handelsherrn Gefälligkeit gegen empfohlene Fremde für besondere Pflicht zu erachten scheinen. Ja sogar der damalige Vicepräsident der Vereinigten Staaten, der berühmte Martin Buren, war, als er zufällig mit Niembsch auf einem

Dampfer zusammen traf, unersucht so gütig, ihm seinen Einfluß anzubieten, falls er ihm irgendwann und irgendwie sollte nützlich werden können.

Der Langeneilandstrand bei Newyork ist wohl die ursprüngliche Wiege von Lenau's „Sturmesmythe."

Wie Niembsch zu spät nach Amerika kam, so ging er auch wieder daraus zu früh fort, just als der Lenz die Fluren zu schmücken begann, so daß er dann seufzend singen mußte:

„Den Lenz und seine Nachtigallen
Versäumt' ich auf der wüsten See.
Der Himmel schien so mild, so helle,
Verloren ging sein warmes Licht;
Es blühte nicht die Meereswelle,
Die rohen Winde sangen nicht."

(„Herbst.")

Siehe, so brachte das dichterisch verfluchte, weil nachtigallenlose Amerika den nach Nachtigallengesang lechzenden Sänger aus herber Rache denn doch richtig um einen vollen Lenznachtigallengesang!

Die Ernte dieser Reise war weder geistig noch leiblich gesegnet. Mayer (S. d. B. S. 105) hörte seinen Freund nur drei Dinge von der amerikanischen Natur hervorheben, die einen bedeutenden Eindruck auf ihn gemacht haben: einen fast erstorbenen Urwald in den westlicheren Gegenden, das Hudsonsthal von Newyork, und den Fall des Niagara. Wenn Niembsch auch dichterische Schätze heimbrachte — zu den schon genannten kommen auch noch die letzten Scenen in „Faust" — so waren dieselben doch nicht so zahlreich, als man hätte erwarten sollen, und sie blieben weit hinter der Ueberfülle zurück, die er sich selbst versprochen hatte. In späteren Jahren schimmert das Meer fast nirgends mehr in seinen Gedichten durch. Eine Fahrt auf Dampfschiffen die Donau hinab, nach Konstantinopel, dann durchs Inselmeer und Griechenland zurück nach Triest, und von da durch den öden Karst und die Krainer Wundergrotten und die Alpen nach Wien, würde ihn wohl mehr bereichert haben, ja, auch schon nur ein längerer Aufenthalt an seinem vaterländischen Plattensee, wo mehr an Ursprünglichkeit und Urkraft zu finden gewesen wäre bei Land,

Mensch und Thier, als in allen jenen Countys zusammen. Und wo bleiben erst noch die Karpathen, die Salzburger Keeser, Tiroler Farmer und Schweizer Gletscher, und das von fünf Staaten umuferte schöne „deutsche Meer"?! — Auch in Beziehung auf Baarschaft war die Reise schlecht, denn sie brachte nichts, als Verlust und Verdruß, so daß er zuletzt gar nichts mehr hören wollte von seinen so golden geträumten Ländereien. Endlich das Schlimmste war die nachhaltig nachtheilige Einwirkung des Scharboks und der lästigen Gicht auf seinen Leib. Das waren böse Gesellen für die Schwarzgallsucht und emsige Vorplänkler des heranziehenden grausen Irrsinns.

Ein Bild von Lenau's Heimreise zur See gibt uns sein Gedicht „Der Schiffsjunge." Ein Schiffsjunge fiel wirklich vor Lenau's Augen vom Mast ins Meer und ertrank. — Möchten die deutschen Seefahrer das Andenken Lenau's, der das Weltmeer durchschiffte und so schöne Seelieder, und zwar der allererste, sang, damit ehren, daß sie die von ihm erfundenen, im „Schiffsjungen" angeführten Segelnamen, worauf er sich etwas zu Gute that, annehmen und bewahren!

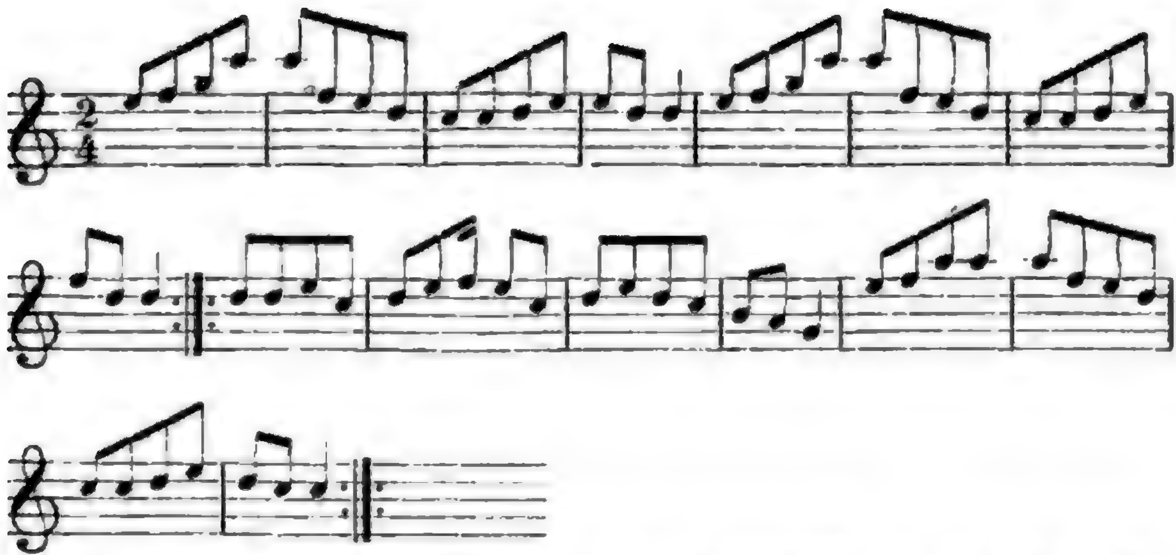
Niembsch hatte während der Fahrt seine Freude an der ruhigen heiteren Wackerkeit der deutschen „Matsen" auf seinem Bremerschiffe, besonders hörte er sie bei ihren Arbeiten gern singen aus rauhen, dröhnenden Kehlen. Hatten sie z. B. einen wuchtvollen Gegenstand ruckweise empor zu ziehen, so geschah es immer unter kurzem, sich fort und fort wiederholendem Gesange, wobei während der gedehnten Aushaltung des höchsten Tones die Last durch einen raschen derben Riß stets um ein gutes Stück höher empor mußte. Das wortlose Liedchen lautet:

Vom Anfang ins Unendliche.

Erst tief im Juni 1833 sprang Niembsch bei Bremen wieder auf europäischen Grund und Boden. Von dem wilden, lustig überschäumenden Strandjubel der Matschaft bei Becher, Fiedel und Dirnen hatte Niembsch wohl Gelegenheit, sich mit eigenen Augen und Ohren zu überzeugen.

Görg, Michel, Kurt, Hans, Susdhen, Käthe, Lischen, in der Schenke am Meeresstrande, in dem mit „Görg" überschriebenen wüsten Auftritte jenes Faust, sind wahrscheinlich naturgetreue Abbilder. Aber auch schon in Amsterdam mochte er Matrosenstudien gemacht haben (s. Brief vom 9. Juni 1832). In Bremen hatte Niembsch zwei angenehme Ueberraschungen. Es fiel ihm nämlich Menzels Literaturblatt mit seinem eigenen Namen im Lorbeerkranze in die Hand. Er sah sich sogleich nach seinem ersten Zurücktritte nach Europa als Dichter gefeiert. Dann fand er auch in einem Buchladen die eigentlich durch ihn erschienenen Gedichte seines Freundes Mayer aufliegen. Von Bremen aus schrieb Niembsch an mich und seine an ihm schon ganz verzagende Schwester. Der Brief gelangte uns aber leider nicht zu; wir wüßten sonst vielleicht eben so Anziehendes von seiner Heim- wie von seiner Ausfahrt, und von Bremen als wie von Baltimore. So ist aber nur bekannt, daß ihm die wohlgebildeten runden Arme der Bremerinnen besonders gefielen. Sein Entzücken aber beim Wiedererblicken der Heimathküste schildert uns sein Lied: „Wandel der Sehnsucht." Von Bremen flog Niembsch über Hannover dem geliebten Schwaben zu. In Heidelberg sprach er beim alten Vater Zimmern vor, küßte dessen Sohn Adolph als treuen Freund und verehrte des letzteren anmuthiger Gattin Tasche und Körbchen von den Wilden verfertigt. Er schien allen gealtert; sein Auge, zwar noch immer lieb und treu, hatte am Glanze verloren, sein Gesicht war mit tieferen Furchen umzogen, und nur sein Herz noch unverändert. Justinus Kerner schrieb mir am 24. Oktober 1850: „Als Niembsch von Amerika zurückkam, wo er gleich von Heidelberg nach Weinsberg zu mir eilte, und ich ihn fragte: „Nun, wie gings?" sagte er: „„Das sind verschweinte, nicht vereinte amerikanische Staaten."" Er sprach sehr ungern von seinem Aufenthalte in Amerika. Derselbe hatte auch wirklich traurige Folgen für ihn. Den steifen amerikanischen Nationalmarsch, wie ihn das Militär spielt, pfiff er einem sehr oft spottend vor.

Dieser lächerlich gespreizte schwegelpfeiferische Marsch haftete so fest im Gedächtnisse Lenau's, daß er sich dessen sogar noch in seiner spätern Geistesverwirrung erinnerte, ja selbst ihn niederzuschreiben vermochte und zwar:



Der launige Kerner verübte, wie bei Lenau's Ab-, so auch bei dessen Heimreise aus Amerika, wieder einen Scherz. Schon in der Hälfte des Mai machte er den Stuttgartern zu wissen, Niembsch wäre über Holland bei ihm zu Weinsberg rückeingetroffen, aber leider ohne Kreuzer Geld, ohne Hemd, zerfetzt, voll Staub und Schmutz, mit der entsetzlichen Schiffsraute behaftet, ja sogar verstümmelt, denn eine gefühlvolle Aeffin der amerikanischen Urwälder habe ihm aus rasender Liebe die Nase wurzabgebissen. Wie erschrack er aber, als mit der nächsten Post von den besorgten aufopfernden Freunden Geld, Wäsche, Kleidungsstücke, Briefe für Niembsch anlangten! Die Geschichte ging — wie Niendorf auf Seite 132 erwähnt — nicht ohne einige Empfindlichkeit ab. Niembsch eilte bald von Kerner nach Stuttgart, von wo er aber sobald nicht zu Kerner zurückkam, als er versprochen hatte; denn es schrieb Kerner an Niembsch in Stuttgart bei Hofrath Reinbeck:

Weinsberg, den 6. Juli 1833.

Niembsch!!!

Wo bist Du??!

* * *

Dein Kerner.

Niembsch an Schurz.

Stuttgart, den 8. Juli 1833.

Meine Lieben!

Ihr werdet doch meinen Brief aus Bremen erhalten haben, worin ich Euch meine gückliche Ankunft mittheilte. Ich bin jetzt in Stuttgart

im Hause meines lieben Freundes Reinbeck. Ich war recht heiter bis vor einer Stunde, wo ich beim Abendmahl vernahm, daß meine Emilie krank ist. Das macht mich sehr traurig. Sie ist zwar auf und das Uebel für jetzt nicht schmerzlich und gefährlich, kann es aber werden. Ich liebe die Frau unaussprechlich, mir ist sehr weh ums Herz. Man besorgt die Wassersucht. O Bruder, kenntest Du dieses göttliche Weib, Du würdest weinen wie ein Kind bei dieser Nachricht. Morgen früh geh' ich zum erstenmal nach Waiblingen, unsern Karl zu sehen. Meine Freude auf sein Wiedersehen ist mir recht getrübt. Die Natur ist furchtbar. Was Abgründe, was Meerestoben! das ist nichts; aber Todbetten Heißgeliebter sind etwas, sind das Furchtbarste. Ich träume noch immer sehr oft vom Todbette meiner Mutter. Diese Erinnerung ist am tiefsten in mein Herz geschnitten. Als ich das Lager mit der Leiche darauf verlassen hatte, mußt' ich mühsam die Trümmer meiner Religion zusammenraffen. So viel Leiden und so lang! Diese Todbetten sind schrecklich für mich. Wenn ich nur an keins mehr treten müßte; ich möchte ja lieber gleich selber sterben! O Schleifer! Schleifer! Leb' wohl, mein guter, tieftreuer Bruder, und Du, Engelsschwester! Lebt wohl, Kinder! Euer Niembsch.

Grüße mir meinen Boloz; mich hat es sehr gefreut, daß er in Wien ist. Wenn ich ihn nur noch antreffe! Wegen meines Passes nächstens.

Niembsch an Kerner.

Stuttgart, den 9. Juli 1833.

Liebster Kerner!

Gestern war ich bei Deinem Herrn Bruder und habe eine köstliche Stunde mit ihm verplaudert. Er war sehr angenehm, besonders durch sein Gedicht über Deinen deutschen Dichterwald, das er mir recitirte.[1]

Diese Zeilen schreib' ich Dir im Zimmer unseres Aloysi, der sie in seinen Brief an Dich einschließen will.

Uebermorgen komm' ich. Lebt wohl. Euer Niembsch.

[1] Dieß Spottlied des General Freiherrn Karl von Kerner ist in den Reisescenen der Emma von Niendorf S. 273 zu finden.

Niembsch an Schurz.

Stuttgart, 12. Juli 1833.

Lieber Bruder!

Ich glaube doch nicht, daß das Uebel unserer Freundin eine ernsthafte Wendung nehmen werde; ich bin also wieder ruhiger. Es wäre denn doch eine schreckliche Laune des Schicksals, wenn gerade diejenigen sterben müßten, die mich lieben.

In zwei Stunden fahren wir, Reinbecks und ich, zu unserem Karl, der nun zu meiner größten Freude auch der Deinige ist. Daran hast Du sehr wohl gethan, mein Anton, daß Du so frei und plötzlich dem Mayer ans Herz gefallen bist.

Ich lebe hier sehr gemüthlich, denn ich wohne bei Reinbeck. Die liebe Emilie hat mir mein Zimmer gar schön geschmückt mit den Bildern, welche sie nach Gedichten von mir gemalt hat. Ueber dem Sofa hangen die zwei Bilder der „Waldkapelle;" über dem Schrank, das sehr liebliche Bild „Lilla" nach meinem Gedichte: „nach Süden" gearbeitet. Ein unaussprechlicher Zauber liegt in dem warmen Colorit; jedes Wölkchen athmet; jedes Blatt pulsirt. Man kann nicht ohne süßen Herzschlag vor ihren Bildern stehen.

Eine Verlängerung meines Passes[1] wäre mir erwünscht, nur noch bis Ende August. Sollte dazu die Einsendung des alten nöthig seyn, so bist Du so gütig, es mir sogleich zu schreiben, andernfalls aber die nöthigen Schritte zu thun.

Schreibe mir doch, was Dein Speckbacher macht? Ich habe ziemlich viel Neues. Nächstens kommt im Morgenblatt mein „Ahasver," ein Heidebild.

Meine Gedichte sind sehr gut aufgenommen worden; ich glaube eine zweite Auflage wird nicht mehr ferne seyn. Hast Du die Deinigen noch nicht geordnet zur Herausgabe? Da wollen wir gleich dahinter seyn, wenn ich komme, falls es noch nicht geschehen ist. Reinbeck hat irgendwo eine günstige Anzeige von Schleifers Gedichten gelesen, worin ein Bedauern ausgesprochen sey darüber, daß man diesen Dichter in

[1] Sie hatte nur bis Ende April 1833 erlangt werden können.

Deutschland noch wenig kenne. Reinbeck kann mir aber leider das Blatt nicht nennen. Ich werde ihn selbst recensiren in einem der gelesenen Blätter. Wie freue ich mich auf Schleifer, den herrlichen Freund! auf meine Oesterreicher-Alpen, den Schneeberg und Traunstein, meine zwei alten poetischen Schulmeister, die mich so eigentlich erzogen haben, und auf Dich, mein treuer, lieber Bruder, meine Tertschi! und auf die junge frische Menschenskala Deiner Kinder! Bald habt Ihr sie ja vollständig!

Hast Du Mayers Gedichte schon? Sie waren das Erste, was mich in Bremen Freundliches begrüßte. Ganz vortrefflich!

Welches Schicksal hat der Corsar [1] von meinem Boloz gehabt? Grüße mir den guten Freund herzlich; er soll doch in Wien seyn, wenn ich dort ankomme, circa Ende August. Meinen Freund Prean den Hofconcipisten grüße mir aufs Beste. Berke, Herz, Klemm, Skulimovsky, Abbate Bondi, nebst Manzoni-Minzoni u. s. w. Mina, Marie, Deine liebe Mutter, Josephus, Paulus, Franziskus. [2] Neulich hab' ich im hiesigen Kunstverein das schöne Bild wiedergesehen, das unserem Pepi so wunderbar ähnelt. Wenn ich meine liebe Resi in den Bildersaal führte, sie würde ausrufen: „Jesus! das is ja mein Pepi!" — Schleifer besuch' ich auf jeden Fall. Nun lebt wohl, liebe Geschwister, wir sehen uns bald! Meine Resi, welche Fülle von Erzählungen und von lange zurückgehaltener Zärtlichkeit hab' ich für Dich! Soll ich reden? soll ich küssen? werd' ich oft Dich fragen müssen. Ewig Euer treuer Bruder Niembsch. Schöne Grüße von Reinbecks.

Niembsch an Kerner.

Stuttgart, den 4. August 1833.

Mein theurer Kerner!

Nach einem dreitägigen freudenvollen Aufenthalte bei unserem lieben Mayer in Waiblingen bin ich nun wieder in Stuttgart, um morgen vielleicht oder bald darauf zum Alexander nach Eßlingen zu wandern. Mein Entschluß ist gefaßt; den 15. August reis' ich nach Wien, um mich dort

[1] Ein erzählendes Gedicht.

[2] Drei Brüder von mir.

einige Jahre zu begraben in Studien, die mir sehr nöthig sind, und die ich bei unserem Freunde Sandor doch nicht so ruhig und mit solchen Hülfsmitteln machen könnte, wie sie mir die Bibliotheken Wiens bieten. Dieß sind aber noch nicht meine letzten Zeilen an Dich vor meiner Abreise.

Karl und Louis Mayer haben mich gestern von Waiblingen hereinbegleitet. Sehr interessante Gespräche über Malerei, welche Louis mit seinen trefflichen Bemerkungen sehr belebte und lehrreich machte, zogen sich mit uns über den schönen Waldweg nach Rotenberg; aber auf dem Gaisburger Pflastersteig verstummten sie, und wir hörten nur unsern harten Stiefelschlag; es war bereits nach 9 Uhr Abends, als wir endlich müde ankamen und uns an Reinbecks Tisch setzten zu gemüthlichem Schmause.

Heute Abends ist Menzel zu uns eingeladen. Bei Deinem lieben Bruder war ich, wir unterhielten uns lebhaft.

Grüße mir Deine liebe Rikele, Marie, Emma, Theobald, und vergiß nicht, mich Madam Assing und ihrem Fräulein zu empfehlen.

Dein Niembsch.

Um Gotteswillen schicke mir doch sogleich Dein Manuscript, lasse nichts weg von den Polenliedern, auch das Trinklied nicht, und was sonst noch in dem Hefte steht. Antworte! schicke!

Niembsch an Mayer.

Stuttgart, 13. oder 14. August 1833.

Geliebter Freund!

Herzlichen Dank für die schöne Gabe; es ist dieß ein recht artiges Sümmchen guter Lieder. Ich freue mich schon auf die Herausgabe, an welcher jedoch Kerner schwerlich Theil nehmen wird.

Ich war einige Tage bei Alexander in Serach, wo sich mein Seitenstechen so verschärfte, daß ich eine bedeutende Blutentleerung vornehmen mußte, die doch bis jetzt von bloß mildernder Wirkung geblieben ist. Die heutige Nacht war seit vier Tagen wieder die erste, wo ich schlafen konnte. Vor drei bis vier Tagen werd' ich demnach kaum abreisen können. Laß Du dich aber dadurch ja nicht hindern, Deine Urlaubszeit fröhlich zu

genießen, sie ist ohnedieß zum Theil schon verstrichen. Genieße den Rest. Aber sehen möcht' ich Dich doch noch auf jeden Fall. Wie machen wir das? Ich erwarte hierüber Deine Entscheidung, worin aber freilich mein fatales Seitenstechen auch ein Wort zu sprechen hat.

Auf unsere Gedichte zurück. Wenn auch Kerner nicht mithalten will, wir geben das Unsrige heraus. Bis zur Ostermesse haben wir hoffentlich Beide so viel dazu gethan, daß das Bändchen nicht zu dürftig erscheinen soll. Cotta ist noch immer nicht hier, es wird nichts übrig bleiben, als von Wien aus mit ihm zu verhandeln. Inzwischen aber könntest Du Deine noch ungedruckten Gedichte im Morgenblatt erscheinen lassen; theils um dem deutschen stumpfhörigen Publikum ein wenig in den Ohren zu liegen; es kann nämlich nicht schaden, dem Volk von Zeit zu Zeit ein Wort zu sagen, damit es wisse, daß man noch auf der Welt ist. Man kann sich nie einer künstlerischen Wirksamkeit versichern, wenn man nicht in frischem Andenken sich erhält; — theils aber, um das matt säuselnde Morgenblatt durch Deinen frischen Liederhauch in ein lebendiges Rauschen zu versetzen, was ihm Noth thut.

Deinen wackeren Louis werd' ich morgen besuchen.

Leb' wohl, grüße Deine liebe Frau und Kinder. Dein Niembsch.

Niembsch an Kerner.

Stuttgart, 20. August 1833.

Geliebter Kerner!

Noch immer bin ich nicht fort. Eine Kur hab' ich brauchen müssen gegen mein abermals wiedergekehrtes Leiden. Dr. Becher hat Pulver und Thee gegen mich anmarschiren lassen. Jetzo ist es wieder besser. Ich hoffe doch bald reisen zu können. Es ist mein Aufenthalt im Auslande längst wieder über meine Paßzeit hinausgelaufen. Das könnte mir eine fatale Geldstrafe zuziehen, wenn ich mein Ausbleiben nicht rechtfertige. Dazu brauch' ich Dich, lieber Alter. Du kannst mir mit gutem Gewissen ein ärztliches Zeugniß ausstellen, daß ich seit dem Frühjahr mit einer chronischen Entzündung behaftet und dadurch am Reisen verhindert war bis jetzt. Wenn Du so gut seyn willst, mir das Zeugniß zu schreiben,

so bitte ich es auch mit Deinem Siegel zu schmücken. Ich wende mich in dieser Sache an Dich, theils weil Du gerichtlicher Arzt bist, theils weil Du weißt, daß ich wirklich schon so lange an dem fatalen Seitenstechen leide. Aber bald, periculum in mora.

Ich kann es noch immer nicht verschlucken, daß Du mit Deinen Gedichten ausreißen willst, aus der projektirten Brüderschaft mit Mayer und mir. Mayer hat mir sein Manuscript bereits übergeben. Bedenke es noch einmal, lieber Kerner; ich will aber nicht zudringlich seyn.

Maria in Serrach sieht vortrefflich aus; sie scheint auch recht vergnügt. Lasset ihr noch eine Weile ihre Freude.

Was macht meine liebe vortreffliche Freundin, mein Rikele? Ich werde mein Lebtag die Freude nicht vergessen, mit der sie mich von Amerika zurückempfangen hat.

Da sah ich recht das gediegene Gold ihrer Freundschaft leuchten.[1]

Grüße mir Emmachen und Theobaldulum.

Leb' wohl, mein Lieber; ich schreibe Dir bald wieder. Ewig Dein Niembsch.

Niembsch an Kerner.

Stuttgart, Samstag 1833 (24. August).

Mein geliebter Freund!

Ich danke Dir herzlich für das so schnell und bereitwillig ausgestellte Zeugniß. Du hast mich dadurch wahrscheinlich einer Geldstrafe von einigen hundert Gulden entzogen.

Ich verlasse Euch jetzt schwerer, als da es nach Amerika ging. So bald werd' ich nicht wiederkehren. Aber Du wirst sehen, wie ich mich zu meiner Pflicht bekehren will, Dir ein fleißiger Correspondent zu seyn. Ich werde oft an mir vorübergehen lassen die lange Reihe genußreicher schöner Tage, welche mir Deine und Deiner vortrefflichen lieben Frau Freundschaft bereitet hat; die Abende auf dem Thurme, im Garten, im Schweizerhaus, den Mittag im Bette, wo mir meine liebe Rikele und

[1] Auch von Kerner sagte er einmal (am 14. Juni 1841): „Er ist ganz Gold." (Niendorf S. 49.)

Töchterlein Emma zur Seite saßen und mit dem Patienten Rahmstrudel aßen, und so viel schöne Morgen und behagliche Nächte und andere Tageszeiten. Bleibt Alles unvergessen. Behaltet mich nur auch in Eurem Andenken. Ich bin doch einer Eurer besten Freunde auf dieser Erde, wenn auch nicht einer der am fleißigsten geschrieben **habenden**, doch künftig wird's anders.

Hier noch ein melancholisches Herbstblatt von mir, ist aber nichts als vorübergehende Stimmung und längst widerlegt durch die Strophe:

Süß träumt es sich in einer Scheune,
Wenn drauf der Regen leise klopft:
So mag sich's ruh'n im Todtenschreine,
Auf den die Freundeszähre tropft.

Herbstentschluß.

Nun lebe wohl, mein inniggeliebter Freund, lebe wohl, verehrte geliebte Freundin! lebt wohl, liebe Kinder! Gott mit Euch Allen und mit mir, daß ich Euch wiedersehe!!! Ewig Dein Niembsch.

Gern hätt' ich Euch noch einmal gesehen, aber es muß nun einmal geschieden seyn. Ich danke Dir für die Bekanntschaft des Herrn Will. Alexis und des Herrn v. Raumer. Ersterer ist ein interessanter durchgebildeter Mann von Geist, letzterer eine gar freundliche Jünglingsgestalt; ich ehre seinen Vater sehr hoch und könnte den Sohn sehr lieb gewinnen.

Niembsch besuchte am 16. August wieder seinen Freund Graf Alexander von Württemberg, der damals als Oberst eines königlichen Reiterregiments in der, einige Stunden von Stuttgart entfernten Stadt Eßlingen in Besatzung lag, daselbst eine sehr schöne zierliche Wohnung besaß, und unweit davon in Serach eine allerliebste Besitzung mit einer in ländlicher Art erbauten reizenden Lusthalle in Verbindung mit einer höchst geschmackvollen Gartenanlage. Dorthin lud nun an jenem Tage Graf Alexander auch seine Schwester, die schöne, junge Gräfin Marie, gegen welche er sich schon öfter über Lenau, der Dichter über den Dichter, mit Wärme und Begeisterung ausgesprochen, und dadurch den lebhaften Wunsch in ihr

erregt hatte, ihn persönlich kennen zu lernen. „Freudig folgten wir — theilt mir gefälligst Fräulein Marie v. Hünersdorff mit, damals Begleiterin der Gräfin Marie — der Einladung. Alles, was wir von dem ausgezeichneten Dichter gehört hatten, einige herrliche Lieder, welche wir bereits von ihm kannten, versetzten uns in die höchste Spannung, und wir befanden uns, wie wir uns dem Ziele unseres heißen Wunsches näherten, in einer wahrhaft feierlichen Stimmung. Der heiterste Himmel begünstigte unsern Ausflug, wir trafen gegen 11 Uhr Morgens in Serach ein, und fanden sämmtliche Bewohner in einer Laube versammelt. Der Graf eilte seiner Schwester, sie freudig und herzlich begrüßend, entgegen. Am Eingange der Laube stand Lenau. Graf Alexander stellte ihn uns auf die liebevollste Weise vor. So wenig imponirend Lenau's Persönlichkeit im ersten Augenblick durch seine etwas gedrückte Haltung erschien, so anziehend und rührend war seine Erscheinung durch die tiefe Seelentrauer, welche sein ganzes Wesen ausdrückte. Den tiefsten Eindruck auf mich machte sein schönes dunkles Auge, in ihm lag eine Welt der schmerzlichsten unergründlichsten Gefühle. Ich hatte von dem Grafen gehört, daß Lenau sich in den letzten Tagen wieder sehr leidend gefühlt, und als ich, dem Drange meines Herzens folgend, bei der ersten Begrüßung einige theilnehmende Worte über seine Gesundheit an ihn richtete, antwortete er mir auf die freundlichste Weise, und der Klang seiner schönen, etwas gedämpften Stimme vollendete den günstigen Eindruck seiner interessanten Persönlichkeit. Unter den Anwesenden befand sich auch Justinus Kerners älteste Tochter, Marie, Lenau's hochbegeisterte Verehrerin, welche einige Wochen beim gräflichen Ehepaar zum Besuche verweilte. Unsere Unterhaltung nahm, obgleich sich nur in den Schranken einer leichten Conversation bewegend, eine sehr anziehende Richtung, und erhielt durch die Art und Weise, wie Lenau sich über jeden Gegenstand ausdrückte, einen eigenen höheren Schwung. Ich war in einem bewegten Leben mit so vielen vielseitig gebildeten Menschen in Berührung gekommen, hatte mich seit einer Reihe von Jahren stets nur in den höheren Kreisen bewegt, ohne je eine eigentliche Befriedigung für Geist und Herz gefunden zu haben. Lenau eröffnete mir eine neue Welt, ein wahres Zauberreich der Gedanken und Gefühle; ich hatte noch nie mit dieser Wahrheit und Tiefe der

Empfindung in so schöner edler Form, mit so viel Feinheit und Grazie, mit der höchsten Einfachheit verbunden, sprechen gehört. Die Stunden schwanden mir wie Minuten, und auch Gräfin Marie empfand den Zauber, den er auf uns alle ausübte, in seiner ganzen Macht. Wir verlebten in dem reizenden Serach einen herrlich frohen Tag; dieses kleine Fleckchen der Erde umfaßte einen Kranz glücklicher Menschen. Gräfin Marie nannte zum Andenken an die erste Begrüßung mit dem edlen Lenau in dieser ländlich schönen Umgebung den Tag in Serach scherzend: eine Idylle. Mit Sonnenuntergang kehrten wir zu Fuß nach Eßlingen zurück. Ein glücklicher Zufall führte den Dichter an meine Seite. Es entspann sich zwischen uns eine höchst anziehende Unterhaltung. Lenau sprach sich unter anderem sehr schön über seine Reise nach Amerika aus. Ich erinnere mich deutlich, daß er die bemerkenswerthen Worte zu mir sagte: „„Mein Aufenthalt in der neuen Welt hat mich von der Chimäre von Freiheit und Unabhängigkeit, für die ich mit jugendlicher Begeisterung schwärmte, geheilt. Ich habe mich dort überzeugt, daß die wahre Freiheit nur in unserer eigenen Brust, in unserem Wollen und Denken, Fühlen und Handeln ruht."" In Eßlingen angekommen, schieden wir von dem edlen Dichter wie von einem langjährigen treuen Freunde; es bedurfte nur dieser wenigen Stunden, seinen Werth im ganzen Umfange zu erkennen. Wir trennten uns mit der Hoffnung eines baldigen frohen Wiedersehens und kehrten entzückt und bezaubert von den lieblichen Bildern des herrlichen Tages nach Stuttgart zurück. Von jener Zeit begann für Gräfin Marie und mich ein neues Leben. Bei der ersten Wiederholung unseres Besuches in Eßlingen eilte Graf Alexander uns mit der freudigen Nachricht entgegen, daß Niembsch, seinen dringenden herzlichen Bitten nachgebend, sich entschlossen habe, einige Wochen bei ihm an seinem häuslichen Herde zu verweilen. Diese Kunde war auch für uns ein wahres Freudenfest. Graf Alexander theilte uns einige Stellen aus Lenau's Briefe mit, worin er sich mit der, ihn so schön bezeichnenden Herzlichkeit über den Tag in Serach, und die Eindrücke, welche er empfangen, aussprach. Ueber Gräfin Marie drückte sich Lenau in folgenden Worten sehr schön und bezeichnend aus: „„In Deiner Schwester Marie hab' ich Dich in Deiner ganzen Individualität mit allen Vorzügen des Körpers und des

Geistes, in Gestalt eines schönen Weibes, wiedergefunden." Es war nach meinem Gefühle ein treffendes Bild, denn man konnte wohl kein schöneres Geschwisterpaar sehen. Gräfin Marie, damals in ihrem 17. Jahre stehend, war an Jugend, Schönheit, Kraft und Fülle, im lieblichsten Schmelze vereinigt, eine höchst interessante Erscheinung. Mit diesen Vorzügen einen lebhaften Geist, die höchste Einfachheit und Natürlichkeit im Umgange verbindend, erschien sie dadurch um so anziehender und liebenswürdiger. Man hätte glauben sollen, daß an ihrer Wiege eine holde Fee, den Zauberstab schwingend, ihr die schönsten Gaben zum Angebinde verliehen. Lenau's Brief war „ein Spiegel seiner Seele;" er hatte, alle Nuancen unseres Zusammenseyns in Serach mit feinfühlendem Herzen auffassend, auch meiner freundlich gedacht, und Graf Alexander aufgetragen, mir für meine geistreiche Conversation, wie er sich äußerst schmeichelhaft äußerte, zu danken.

Niembsch blieb nach jenem 16. August nur noch zehn Tage in Stuttgart. Am 26. schrieb er an den dortigen K. Medicinalrath und Hofarzt Dr. Becher:

Geehrtester Herr Medicinalrath!

Den amerikanischen Dämon, der sich zwischen meinen Rippen verschanzt hatte, schlugen Sie in die Flucht mit Ihrem vortrefflichen Pulver und dem Thee übelriechenden Andenkens.[1] Nehmen Sie gefälligst meine Gedichte zum Danke für Ihre gütige Bemühung. Die Gedichte sind größtentheils symptomatische Ausbrüche einer chronischen Krankheit, welche ebenfalls in der regio intercostalis, nämlich in meinem Herzen ihren Sitz hat; sie qualificiren sich mithin, wie ich glaube, nicht übel zu einem Zeichen meines Dankes für Ihre freundliche Hülfe.

Mit vieler Hochachtung E. W. ergebenster v. Niembsch (Lenau).

Am nämlichen Tage verließ Niembsch Stuttgart, anscheinend um sogleich nach Mergelstetten zu eilen, wo er bereits von Emiliens Schwester

[1] Wahrscheinlich Baldrianwurzel.

Mariette Zöppritz, erwartet wurde. Gleichwohl ließ es ihn nicht sobald über Eßlingen hinaus, über welchen Aufenthalt Fräulein v. Hünersdorff freundlichst weiter mittheilt:

„Seitdem Gräfin Marie den edlen Lenau unter dem heimathlichen Dache ihres geliebten Bruders installirt wußte, eilte sie, so oft es ihre damaligen Lebensverhältnisse erlaubten, nach Eßlingen; war doch Niembsch der Zauber, welcher uns Alle in seinen magischen Kreis gezogen! Der herrliche Sommer begünstigte diese heiteren Ausflüge. So oft wir in Eßlingen eintrafen, eilten uns beide Freunde, uns freudig bewillkommend, entgegen. Nachmittags wurden Ausflüge in die nächsten Gegenden unternommen. Eine schöne Fahrt auf dem Neckar, wo Lenau uns durch sein meisterhaftes Spiel auf der Guitarre entzückte, wird mir namentlich unvergeßlich seyn. Jene herrlichen Wiener Ländler, mit so viel Geschmack und solcher Innigkeit vorgetragen, hab' ich nie wieder auf ähnliche Weise gehört. Denken Sie sich dazu den reizendsten Sommertag, die Natur in aller Schönheit und Fülle, welche die abwechselnd romantischen und malerischen Ufer des Neckars entfalteten, um mit uns zu fühlen, daß wir Alle in wahrer Begeisterung schwärmten. Ja, es war eine herrliche Zeit, reich an Poesie und hohem geistigen Genusse. Die Abende vereinigten uns gewöhnlich wieder in Eßlingen in traulichem Zusammenseyn. Graf Alexander erfreute uns durch seinen ausgezeichneten Vortrag auf dem Flügel; Gräfin Marie besaß eine sehr schöne Stimme, und wenn sie Lenau's inniges Lied: „Weil' auf mir, du dunkles Auge!" mit tiefer Empfindung vortrug, sah ich das seinige in freudigem Strahle erglühen. Ich habe den edlen Lenau während dieses, leider nur so flüchtigen Zusammenlebens stets gleich liebenswürdig und sogar oft recht heiter gesehen; doch sein Lächeln erschien mir immer wie die auf Augenblicke zwischen düsterem Gewölk hervortretende Sonne. Den feinfühlenden Beobachter konnte dieser leichte Schleier, welchen er über seine Seelentrauer geworfen, nicht täuschen, und ein einziger Blick in sein düsteres Auge war genügend zur Ueberzeugung, daß er mehr aus Herzensgüte, aus Liebe zu seinem edlen Gastfreunde sich diesen Zwang in der Gesellschaft anlegte. Als Beweis des eben hier Gesagten führe ich an, daß Lenau während jener für uns so heiteren, so glücklichen Lebensperiode das ergreifend schöne Gedicht:

„Herbstentschluß“ verfaßte. Ich war von dem Schmerz, der tiefen Trauer, welche sein Inhalt athmete, so erschüttert, daß ich ihm mit Thränen im Auge sanfte Vorwürfe darüber machte. Er sah mich, ohne ein Wort zu erwiedern, wehmüthig lächelnd an. Einige Tage später übergab er mir ein Album, in das ich ihn gebeten hatte, mir einige Worte freundlichen Andenkens aufzuzeichnen. Ich fand mit tiefer Rührung nachstehende schöne Worte:

Gleichwie Nachtlüfte wehn in Blüthenhagen,
Wehmüthig säuseln, doch kein Blatt entführen;
Wie Nachtigallen in den Büschen klagen,
Doch keine Rose je zu Tode rühren,
So soll, Verehrte, meiner Lieder Trauern
Durch Deine reichen Freudenblüthen schauern.

Der Quelle dieser tiefen Seelentrauer nachzuforschen, war mir in dieser kurzen Zeit unseres Zusammenseyns nicht vergönnt. Lenau selbst wußte trotz seiner gemüthlichen Herzlichkeit, mit einer Würde, ich möchte sagen Hoheit, jede vertrauliche Annäherung zu entfernen. Lenau liebte in der Regel nicht seine Gedichte selbst vorzutragen, allein es freute ihn sehr, sie von seinen Freunden deklamiren zu hören. Marie Kerner, für des Dichters Werke mit Begeisterung schwärmend, wählte zu ihrem Vortrage gewöhnlich die ergreifendsten Bilder, z. B. die Waldkapelle. Ich erinnere mich, daß sich uns die Haare schon im voraus vor Entsetzen sträubten, wenn sie mit ihrer tiefen, männlich klingenden Stimme mit den Worten begann:

Der dunkle Wald umrauscht den Wiesengrund,
Gar düster liegt der graue Berg dahinter.

Unter den kleinen Kreis, welchen wir damals bildeten, zähle ich mit Vergnügen den liebenswürdigen, genialen Arthur Schott, als schönes Dichtertalent. Er besorgte zu jener Zeit Graf Alexanders ökonomische Angelegenheiten.

Ehe ich von diesem Gegenstande einer glücklichen Vergangenheit scheide, will ich derselben durch die Darstellung von Lenau's schönem Verhältnisse zu seinem edlen Freunde, dem Grafen Alexander, das Siegel der

Vollendung ausdrücken. Mit wehmüthiger Freude verweilen meine Gedanken auf diesen beiden höchst interessanten Erscheinungen. Beide in Individualität, Gestalt, Persönlichkeit so unendlich verschieden, und doch zugleich so innig verbunden durch Geist, Gemüth und Poesie. Lenau's Stellung, dem Grafen gegenüber, war so einfach und würdig. Er scheute sich nicht, ihm offen, durchaus ohne Rückhalt, seine Ansichten auszusprechen, und sogar recht oft in Beziehung auf die Richtung, welche Graf Alexander in der Dichtungsform nahm, wenn auch nur scherzend, als Mentor aufzutreten. Ich erinnere mich eines Briefes von Lenau an den Grafen, worin er ihm auf die Mittheilung, daß er, seiner Muse treulos, die Freuden der Jagd, des Fischfangs dem Dichten vorzöge, die launigen Worte schrieb: „Jage — nach Gedanken, fische — nach Empfindungen!" Diese Stelle, von Graf Alexander in Niembschens eigenthümlichem Dialekt vorgetragen, erregte bei uns allgemeine Heiterkeit. Ein allerliebstes Gedicht von Lenau, das ich mir zur Abschrift ausgebeten, was aber leider verloren ging, worin er Graf Alexander sanftmahnend bat, seinen herrlichen Phantasiegebilden eine minder düstere Färbung zu geben, begann mit den Worten:

„Nicht nur schauerliche Wiesen,
Die von Blut und Thränen triefen" u. s. w.

Ueber Niembsch als Dichter sprach sich Graf Alexander oft und stets mit begeisterter Wärme aus. Einige Gedichte, welche ihn durch ihre Originalität vorzüglich fesselten, z. B. der Raubschütz, die Heideschenke, die Schilflieder, hör' ich noch im Geiste von ihm recitiren."

Niembsch kommt mir (Schurz) hier in dem mannigfach reizenden Serach vor, wie ein in Armidens Zaubergarten eingebannter Rinaldo, doppelt gebannt hier, wo Armidens fesselnde Schönheit zugleich auch eine innerliche war, aber auch die seligsten Stunden entfliehen, und gerade die am schnellsten. Die Erinnerung allein vermag sie noch einige Zeit festzuhalten, und so sang er nicht lange darnach:

Wie Silberglocken am Marienfeste
Versenden ihren reinen hellen Klang
Durch Stadt und Flur und stillen Waldeshang,
Weithin geführt vom sanftbewegten Weste,

So drang der Ruf zur Ferne hell und rein,
Und seinem Wohlklang jedes Herz entbrannte,
Wenn er, Marie, die Königstochter, nannte,
Der Tugend und der Schönheit Morgenschein.

(Faust, Maria.)

Niembsch an Schurz.

Augsburg, den 22. September 1833.

Geliebter Bruder!

Dieß schrieb ich in Augsburg. Es ist also kein Rückfall mehr möglich in die Arme der Freundschaft, die mich so lang in Württemberg festhielten. Morgen reise ich nach Salzburg und von dort ohne Verzug zu unserm lieben Schleifer. Den Traunstein werd' ich freilich umnebelt finden, denn das Wetter ist absolut schlecht; aber das liebe Antlitz des alten Freundes wird mir gewiß klar und heiter entgegenleuchten. Mein Verweilen in Gmunden wird aber kurz seyn, denn je näher ich Dir und meiner Resi komme, desto größer wird meine Eile und Sehnsucht, und ich werde mit beschleunigtem Fall in Eure Arme sinken und ausruhen von dem Strome der Wechselerscheinungen, die mir über Kopf und Herz hinflutheten, so lang ich von Euch war. Meine Reise ist nicht umsonst gethan. Gewiß die prägnantesten Jahre meines Lebens waren die zwei letzten. Vieles hab' ich erreicht, manches eingesehen, daß es nicht für mich zu erreichen ist. Meine kühnsten Hoffnungen der Dichterehre hab' ich übertroffen gefunden; meine bescheidensten Wünsche des Menschenglücks, seh' ich wohl, sind unerreichbar. Ich fühle nämlich manchmal sehr deutlich, daß man doch Weib und Kind haben müsse, um glücklich zu seyn; das ist für mich verloren. Aber glaube nicht, daß mich dieß drückt. Ich wäre der geringsten Gunst der unsterblichen Muse nicht werth, wenn ich nicht im Stande wäre, ihrem Dienste all mein Glück mit Freuden zu opfern. Hat doch mancher Ritter seiner irdischen, verweslichen Dame alles geopfert, sollte die Göttin weniger verdienen?

Den nächsten Winter, lieber Bruder, wollen wir recht traulich und eng zusammenrücken. Ich freue mich auf Deine neuen Arbeiten. Wir wollen alles durchgehen und zur Herausgabe ordnen, gelt? Es ist doch

Zeit, daß Du Dein Lied ins deutsche Volk hinaussingst und nicht mehr bloß in Deinen Bart hineinbrummst. Du bist es schon Deiner lieben Resi schuldig, daß sie Deine Werke gedruckt in die Hände bekommt und sich an Deiner Ehre mit manchem freudigen „Sakerlot!" weiden kann. Ich habe manches neue Gedicht gemacht, habe Dir also auch was mitzutheilen. Einen Ahasver, einige Herbstlieder, ein langes Nachtstück: „Der Gang zum Eremiten" in drei Gesängen, einen Postillon u. a. m. Diesen Winter will ich ein Trauerspiel schreiben, die bewußte Barbara Radziwill. Einige Scenen sind fertig, und ich glaube — nicht übel. Warum hast Du mir nichts von Deinem Speckbacher geschrieben? Hast ihn vielleicht liegen lassen? Das wäre Schade.

Was meine Gesundheit betrifft — ich bin jetzt wohl und kräftig; ich fühle mich auch geistig aufrecht und unternehmend. Das Klagen hab' ich aufgegeben, aber das Schimpfen und Fluchen nicht, wie Du schon hören wirst. Nach meiner Ankunft aus Amerika war ich sehr geschwächt, und bin ich auch bald darauf an meinem rheumatischen Uebel wieder erkrankt. Meine liebe Emilie hat mich gepflegt, als wäre sie meine Resi. Das ist eine oder vielmehr das sind zwei herrliche Frauen. Wenn diese die Repräsentanten des weiblichen Geschlechts wären, so könnte dieses damit zufrieden seyn. Der gute Reinbeck war auch so freundlich und theilnehmend. Er hat mir seine Novellen als Geschenk für meine Schwester mitgegeben. Von Deinem Karl Mayer hab' ich einen sehr lieben Brief an Dich, den ich Dir durchaus selbst bringen will. Mußt freilich darauf warten, aber Du bist ein gesetzter Mann, dem das nicht schaden wird.

Leb' wohl, lieber Bruder, sammt Resi und Kindern! Ewig Euer Niklas.

Grüße meine Freunde, die Du siehst. Sey so gut, auf der Post nachzufragen, ob keine Briefe poste restante an mich vorliegen, und dießfalls solche nach Gmunden an Schleifer zu schicken.

Derselbe an Denselben.

Gmunden, den 27. September 1833.

Mein geliebter Bruder!

Endlich bin ich wieder in unserm lieben Oesterreich. Ich würde wohl früher gekommen seyn, hätte ich nicht einem Freunde in Württemberg noch

einige Wochen consecriren müssen. Die letzte Zeit nämlich hielt ich mich in Eßlingen auf, bei Alexander, Grafen von Württemberg, der eine Landsmännin von mir, eine Gräfin Festetics, zur Frau hat. In einer der schönsten Gegenden Württembergs, im Hause eines ganz fidelen Freundes, im Umgange einer jungen, schönen, geistreichen Dame, mit allen Bequemlichkeiten eines üppigen Magnatenlebens versehen, kannst Du Dir denken, daß es meiner bequemhaftiglichen, faulen Dichterhaut nicht übel behagte. Aber besser behagt es mir doch noch in unserem paradiesischen Gmunden, wo Du Deine Seele zurückgelassen hast, die ich auch gleich verspürte beim Eintritt ins Thal; denn, hatten sich auch seit einigen Tagen Regenwolken gelagert in der Gegend, sie flogen davon, als ich kam, und überließen mir Berg und See in herrlicher Klarheit. Deine Seele, Bruder, hat die Wolken mir zu Liebe verblasen. In herrlicher Klarheit strahlte mir auch das liebe Antlitz meines Schleifer entgegen. Er ist der alte, warme, liebende Freund voll Kraft und Hoheit, und so gesund! Wir werden ihn lange behalten.

Hier übersende ich Dir meinen Rentenschein, denn ich habe gehört, er sey in Gefahr, zu verfallen. Ich werde mich doch wenigstens eine Woche hier aufhalten, und so könnte es damit zu spät werden. Ist eine Lebensbestätigung für mich nöthig, so kannst Du's vielleicht brevi manu mit Herrn Cloß abmachen, einem Beamten in der Versorgungsanstalt, der mich gut kennt, und, wie ich glaube, noch immer täglich im Neunerschen Kaffeehause zu treffen seyn wird, um zwei Uhr.

Von Karl Mayer bring' ich einen sehr lieben Brief und sein Bildniß selbst mit.

Emilie läßt Dich und meine Herzensresi innigst grüßen. Gedichte bring' ich genug mit. Schleifer sagte mir, Du habest die Deinigen zur Herausgabe zusammengestellt. Das freut mich sehr. Höchst wahrscheinlich rufen mich literarische Geschäfte bald wieder nach Württemberg, indem nächstens eine zweite Auflage meiner Gedichte nöthig werden dürfte, dann will ich Deine Gedichte zum Drucke bringen, und mit größter Lieb' und Sorgfalt die Correktur davon machen. Sehr erwünscht wäre mir's, wenn die J. G. Cotta'sche Buchhandlung sie verlegte. Ich hoffe dieß, indem ich Einiges über sie vermag, und Deine Gedichte ja selbst für sich das beste Wort reden werden. Auch

ließe sich wahrscheinlich eine zweite vermehrte Auflage von Schleifers Gedichten bei ihr veranstalten. Ferner bringe ich meiner lieben Resi mit: einen von einer Indianerin in Amerika aus Hirschleder genähten und mit Schlangenhaut gestickten kuriosen Beutel. Endlich bring' ich mit eine gar schöne Landschaft, in Oel gemalt von meiner Freundin Emilie, woran Ihr gewiß große Freude haben werdet. Sie gab mir das Bild zum Andenken.

Endlichst bringe ich meiner Tertschi mit: einen unerschöpflichen Vorrath von Antworten auf ihre unerschöpflichen Fragen, und für sie, Dich und Eure Kinder unerschöpfliche ewige Liebe. Dein Bruder N. Grüße meine Freunde.

Graf Alexander soll sich damals nach Lenau's Abreise überall der großen Liebe desselben für sein Haus gerühmt haben, und daß er ihn ganz für sich gewonnen, und ihn zeitlebens an sich zu fesseln gedenke, indem er ihn zum Erzieher seiner Kinder erwählt habe, die, wie er hoffe, dieser poetischen Bestimmung recht zahlreich zuwachsen würden. Wie freundlich und wohlgemeint solches auch gewesen seyn mag, es konnte nie dazu kommen; Lenau's Selbstgefühl hätte sich gegen jede, wenn auch nur scheinbar abhängige Lage gesträubt. Auch hätte es ihm ganz und gar an der nöthigen Geduld und Herabstimmung zum Kindererzieher gefehlt.

Graf Alexander schickte wenige Tage nach Niembschens Abreise von Eßlingen ihm einen reitenden Boten nach Heidenheim mit der Nachricht nach, er selbst und seine Gattin mit den Kindern wollten in Gesellschaft der Gräfin Marie und des Fräuleins v. Hünersdorff schon am 1. Oktober eine Reise nach Wien antreten. Niembsch sollte sich nun auch doch sogleich mit in den Wagen zu ihnen setzen. Niembsch war aber bereits von Heidenheim fort. Deßhalb und weil eben damals mehrere längere Besuche sich in Eßlingen einfanden, unterblieb die Wienfahrt des Grafen.

Niembsch an Mayer.

Wien, den 17. Oktober 1833.

Mein Herzensfreund!

Richtig war Dein Brief schon da, als ich ankam, der erste Gruß aus meinem lieben Schwaben. Schönen Dank für die schönen Gedichte

und für Dein Freundeswort. Wenn Du in der Freundschaft für mich so fortschreitest, wie in der Poesie, so wünsch' ich mir Glück; Du bist der Schönheit überall auf der Fährte und stöberst aus jedem Gebüsch Begeisterung. Die letzte Sendung ist voll großer Schönheiten und nach meiner Meinung die vorzüglichste Partie Deiner gesammten Gedichte. Der einzelne Ausdruck so präcis, die Construction so ganz auf Sinn und Wohlklang gestellt, die Wendung so leicht und wirksam, daß es eine Freude ist. Ich habe einen Aufsatz bereits unter der Feder, worin ich meine Gedanken über Naturpoesie darzustellen und aus Deinen Gedichten eine Art von Theorie zu entwickeln suche. Diesen Aufsatz will ich den österreichischen Jahrbüchern anbieten. Er kann jedoch nicht früher erscheinen, als die zweite Folge Deiner Gedichte erschienen seyn wird, weil ich diese unmöglich unbesprochen lassen könnte. Sollte es bald zu einer zweiten Auflage meiner Gedichte kommen, so muß ich mich freilich des Vergnügens begeben, an Deiner Seite, Hand in Hand, zu erscheinen. Du hast bereits so viel an neuen Gedichten, daß es bereits ein artiges Bändchen gibt, und Du dieses für sich erscheinen lassen kannst. Ich würde Dir dann empfehlen, zum Formate Duodez zu nehmen, und auf jeder Pagina nur Ein Gedicht drucken zu lassen, was ohnedieß schöner aussieht. Dann wird das Buch ziemlich seitenreich. Das gilt aber nur für den Fall, daß meine Gedichte wieder aufgelegt werden, sonst bin ich noch immer der Meinung und des Wunsches, daß wir uns auch noch vom Buchbinder zusammenbinden lassen; es müßtest denn Du vorziehen, Deine neuen Lieder für sich in einem Bändchen zu geben, worüber ich gewiß nicht empfindlich seyn würde, und es ganz Deiner Entscheidung überlasse. — Die zweite Auflage meiner Gedichte würde ich selbst leiten, und dann unter einem die Correctur Deines zweiten Bändchens und zwar mit der größten Sorgfalt und Liebe führen, wenn Du mir anders dieß Geschäft anvertrauen wolltest. Für den Fall aber, daß mir noch nicht so bald eine zweite Auflage werden sollte, und Du Dich dennoch entschließest, Deine Lieder allein drucken zu lassen, würde ich die meinigen noch liegen lassen; gar so lange kann es doch nicht mehr dauern, daß meine erste Auflage vergriffen wird, denn Gerold allein hat hier bei 40 Exemplare verkauft; auch in Polen soll sie guten Abgang gefunden haben. Doch,

Freund, hab' ich Dich nicht längst ermüdet mit meiner fatalen Casuistik?

Deinem Wunsche gemäß und meinem eigenen Hange, will ich meine Bemerkungen über Deine neuen Lieder aufzeichnen und Dir übersenden.

Meine Reise nach Wien war angenehm. Schuler [1] hab' ich nicht besucht, weil ich spät in der Nacht in München angekommen und am nächsten Morgen früh wieder abgereist bin. Bei Schleifer, in dem paradiesischen Gmunden, war ich vierzehn Tage. Viel wurde dort von Dir gesprochen und mir an herzlichen Grüßen für Dich mitgegeben. Schleifer hat Deine Gedichte und liest sie mit großer Freude. Auch in Wien sind sie bekannt und geliebt.

Meinen Geschwistern hab' ich eine große Freude in Deinem Bilde gebracht. Schurz kann es nicht genug ansehen. Die Liebe, mit der er Dir anhängt, ist in der That rührend. Vorgestern spät Abends, als wir zu Bette gingen, sagte Schurz noch: „Zeige mir noch einmal unsern Mayer!" Dann machte er eine gute Bemerkung über Deine Augenbrauen, welche, etwas hoch, ihm vorkommen wie gespannte Bogen, von denen Du das Geschoß Deiner Blicke abschießest nach allen Schönheiten der Natur.

Ueber meine Rückreise nach Württemberg kann ich Dir noch nichts Bestimmtes sagen.

Ich bin ganz gesund. Die Leute wundern sich über mein gutes Aussehen. Einige sagten sogar, ich sey gewachsen!! Meine Schwester war sogar so närrisch, es zu glauben. Mag seyn, daß ich mich aufrechter halte; wenigstens in moralischer Bedeutung möchte dieß wahr seyn. Ich habe viel mehr Gleichmuth und Heiterkeit als vordem; das scheint auch auf mein körperliches Befinden wohlthätig zu reagiren. — Was macht mein liebes Pathchen? [2] Du schreibst mir nichts von ihr — und

[1] Ein damals noch junger Dichter aus Zweibrücken. (Näheres bei Mayer S. 116.)

[2] Die im August 1832 geborene vorletzte Tochter Mayers, Emilie, welche von seiner Mutter Bruderstochter, Emilie Reinbeck, in ihrem eigenen und ihres eben auf dem Weltmeere nach Amerika segelnden Freundes Niembsch Namen über die Taufe gehalten worden war.

die andern „kleinen Brodteufelchen," wie Günther die Kinder nennt? Deine liebe vortreffliche Frau ist wohl wieder ganz hergestellt? — Meine Schwester hat nicht weit zu ihrer sechsten Entbindung. Ihre fünf Kinder sind sehr gewachsen. Namentlich die Buben. Der kleinere Pepi ist ganz in die Natur des größeren, Toni, gewachsen, wie dieser vor zwei Jahren war; so daß ich die Kerle verwechselte, den Pepi für den Toni hielt. Die Kinder sind recht eigentlich unsere Lebenszeiger mit ihrem Vorrücken. Abendschatten und Kinder — je länger sie werden, desto tiefer neigt sich unsere Sonne. [1] Die hiesigen Literatoren haben mich sehr ehrend empfangen. Ich muß lachen darüber, daß ich habe ins Ausland müssen, um Werth und Bedeutung zu Hause zu bekommen. Es geht mit Dichtern in Oesterreich, wie in Bremen mit Cigarren. Die in Bremen gemachten Cigarren werden nach Amerika geschickt; dort bekommen sie die ausländische Signatur, und wandern dann wieder heim, und Alles wundert sich über den charmanten Geruch, während sie früher keinem Teufel schmecken wollten.

[1] „Zeiger."

Zweites Buch.

Oden.

Dritter Abschnitt.

Wanderjahre. — Erstes Fünf.

Niembsch an Kerner.

Wien, am 27. November 1833.

Geliebter Freund!

Der Stephansthurm läßt Dich grüßen; er steht, seit Du Wien verlassen, etwas geneigt gegen die Seite hin wo Württemberg mit seinem lieben Weinsberg und seinem lieben Kerner liegt, so, daß er in ewigem, gleichsam versteinertem Danksagungskomplimente für Deinen lieben Besuch nach Dir hingeneigt ist. Also er läßt Dich schön grüßen, dann läßt Dich mein Schwager grüßen, der einige köstliche Geistergeschichten (eigene Erlebnisse) für Dich hat. Er wird sie Dir auch schreiben. Ich habe ihm und meiner Schwester so viel von Dir erzählt, daß er gar zu gerne manchmal einen Brief mit Dir wechseln möchte. Ich meinerseits bin recht gesund und schreibe gegenwärtig einen Faust, wo sich Mephistopheles nicht übel macht. Da hab' ich denn endlich einen Kerl gefunden, auf den ich meinen ganzen Höllenstoff ablagern kann, er ist bereits damit beladen wie ein Steinesel. Wenn er nur nicht überhaupt ein Esel ist. Faust ist zwar von Goethe geschrieben, aber deßhalb kein Monopol Goethe's, von dem jeder Andere ausgeschlossen wäre. Dieser Faust ist Gemeingut der Menschheit. Jetzt hab' ich gerade eine Scene im Secirsaal, wo Faust mit seinem Famulus während seiner anatomischen Arbeit um Mitternacht allerlei Betrachtungen und Fragen aufstellt, bis endlich sein Mephistopheles an der Wand herumhuscht.

Wie geht's bei Dir, bester Kerner? Was macht meine liebe Freundin, die herzensgute Rikele? Marie? Theobald? Emma? Schreibe mir

bald, sonst hast Du mir gar nicht nach Wien geschrieben; denn in Kurzem steh' ich unter Euch, und les' Euch meinen Faust vor, wobei ich Gesichter schneiden, die Augen verwildern, und meine Stimme verhohlen will, daß Ihr schaudern sollt.

Meine Adresse: poste restante.

Meine Wiener sind die Alten; Panem et circenses! haben die alten Römer geschrien, dasselbe schreien auch die Wiener, und dieß wird das Geschrei aller Städter seyn und bleiben.

Mein größter Genuß sind hier die musikalischen Unterhaltungen. Alle Sonntage Concert, Quartett 2c. — so hat man dergleichen nirgends wie hier. Auch die Oper ist jetzt brav. Aber meine Schwaben gehen mir doch über Alles.

Leb' wohl, Geliebtester! Tausend Grüße den Deinigen. Dein Niembsch.

Niembsch wohnte wieder bei uns im Schwarzspanierhause. Während des Vierteljahres, das er dießmal in Wien verweilte, entstanden einige neue Gedichte: „Der Polenflüchtling; der Waldgang; Bestattung; Scheiden." Auch begann er seinen „Faust," wovon er den „Besuch," „Die Verschreibung," den „Tanz" und „Das arme Pfäfflein" fertig brachte. Dagegen ward die arme „Barbara Radzivill" leider gänzlich bei Seite gesetzt. Warum wohl Niembsch einigemal Dramatisches begann, aber nie vollendete? Zum Theile verschafft Aufschluß, was Dichter Otto Prechtler mir schriftlich eröffnete: „Zur Zeit als ich meine ersten dramatischen Produkte dem Wiener Hofburgtheater zur Aufführung übergab, und dieselben auch wirklich über die Bretter der deutschen Bühne gingen, begegnete mir Lenau, nahm mich zur Seite und sprach folgende, ihn als Dichter sehr charakterisirende, merkwürdige Worte: „„Ich sehe, lieber Prechtler, daß auch Sie Ihre reine Muse mit Schminke bemalen, und für die Lampen und das genußsüchtige Publikum aufputzen. Ich wollte, Sie thätens nicht! Geben Sie Ihr Bestes nicht für die gaffende Menge, für die Bude. Sie können es nicht, ohne Ihre Muse zu entweihen, wenigstens entweihen zu lassen. Thun Sie's nicht; kehren Sie zurück! es ist mir leid um Ihre gemüthliche Ursprünglichkeit, Ihren edeln Ernst,

Ihre dichterische Weltanschauung. Folgen Sie mir und lassen Sie die Komödie! Sie werden Bitterkeit in Ihre Seele aufnehmen müssen, wenn Sie auch Erfolg haben."

Auch Emanuel Straube meldet eine äußerst auffallende Aeußerung Lenau's am Ende einer dramatischen Erörterung, wobei sich dieser zuletzt an die um dieselben Versammelten in Neuners Kaffeehaus wandte: „Meine Herren, rief er, eine mächtige Revolution in allen Zuständen der Gesellschaft ist im Zuge. Nichts wird davon verschont bleiben, auch die Kunst nicht, am wenigsten die dramatische. Glaubt mir, meine Herren, in fünfzig Jahren gibt es kein Theater mehr!" — (Illustrirtes Familienbuch des österreichischen Lloyd, 1. Band, 2. Heft. 1850.)

Auch ein Brief Lenau's vom 12. Juni 1842 enthält Erklärungsgründe dieser Abwendung von der Bühne. Am Ende war Lenau zu viel Lyriker, um Dramatiker werden zu wollen.

Auch mit den Schauspielern war Niembsch nicht besonders zufrieden. Sie haben — meinte er — zu viel Accent, sie haben einen solchen Ueberfluß daran, daß sie ihn gar nicht unterzubringen wissen und auf Alles den Accent legen. Es geht ihnen damit, wie den Katzen mit ihren Jungen, die sie überall herumschleppen, und zuletzt doch am unrechten Orte hinlegen. (Niendorf 156.)

Niembsch hatte von Reinbeck einen Brief an Karoline Pichler mitbekommen. Er fühlte sich aber unaufgelegt, ihn selber zu übergeben, und ich mußte es für ihn thun. Da aber doch die dichterische Frau Niembsch kennen zu lernen wünschte, so ließ sie in späterer Zeit durch ihren Freund Frankl ihn nebst Bauernfeld zu Tische bitten. Bei dieser Gelegenheit äußerte sich Niembsch eben auch folgenderweise über's Theater: „In fünfzig Jahren gibt es kein Theater mehr. Das ist nur für jugendliche noch mit großer Phantasie begabte Völker ein Gottesdienst, für politisch entwickelte eine Nationalaufgabe, für blasirte, wie es die Franzosen und Italiener sind, eine Belustigung. Der deutsche Geist denkt viel zu viel, als daß er am Handeln sich erfreuen könnte. Wenn auch Lessing, Goethe, Schiller Dramen geschrieben haben, deren einige unsterblich seyn werden, so sind das glänzende Ausnahmen, und es wäre besser gewesen, Goethe hätte den Wilhelm Tell, wie er wollte, episch geschrieben, und nicht Schillern

überlassen, der die Bauern wie ästhetisch gebildete Herren reden läßt. Uebrigens kann ich mir eher ein ungarisches als ein deutsches Drama denken. Da sind noch in Geschichte wie in Gegenwart selbstbeinige Gestalten, Urkerle, wild, gut, und doch nicht das Blut zu vergießen scheu. Ja wenn man Journalartikel und gelehrte Abhandlungen als Monologe, einen umgestürzten Salon=Theekessel als Motiv wählen könnte, da gäbe es freilich noch Dramen genug, wie deren der selige Herr v. Kotzebue geschrieben hat. Die deutsche Nation hat vorerst eine andere Aufgabe, diese aber darf man ihr nicht von der Bühne herab predigen, man kann es höchstens, und sehr leise nur, in Büchern. Eine Bühne aber, die das Höchste nicht darstellen und sagen darf, ist eine Komödiantenbude, da seh' ich viel lieber dem redlichen Wurstel im Prater zu, wie er den armen Juden todtschlägt; der hat doch eine große Intention, eine, wenn auch niederträchtige Leidenschaft zum Morden."

Damals beging auch Niembsch aus Zerstreuung und Vergessenheit eine sehr arge Unart gegen die kluge und gute, freundliche und fromme Frau. Beim Kaffee verlief sich nämlich das Gespräch auch auf die Frauenschriftstellerei. Niembsch, ganz uneingedenk, daß er einer Königin derselben gegenüber saß, entbrüstete sich ganz gewaltig über diesen Unfug, als welcher ihm solche erschien. Man denke sich die arme Frau und die beiden Freunde dabei! Gleichwohl blieb sie ihm auch in der Folgezeit mütterlich gewogen, nur aufrichtig bedauernd desselben Zerrissenheit und Finsterniß.

Kerner hatte Niembsch brieflich beschworen, den jungen Rahl in Wien recht kennen zu lernen, und nicht an ihm schnell vorüberzugehen. „Ich habe — schloß er — Dich noch nie genöthigt, Wasser zu trinken. Trinke diesen! Schluck, versuch! Da ist noch Naturkraft! Laß Dich aber durch nichts scheu machen!" Niembsch lernte Rahl kennen, und Rahl malte ihn für Kerner lebensgroß in Oel. Niembsch trägt „um seine wunde Brust geschlagen den Mantel der Melancholie" („mein Stern") und nächtliche Wolken verdüstern ihm den Himmel. Kerner besitzt das Bild, wohl das werthvollste, das von Niembsch vorhanden, noch jetzt.

An seinem Namenstage war Niembsch außerordentlich heiter. Wir

feierten ihn Abends bei Faschingskrapfen, seinem Lieblingsgebäck, und gutem Wein, Tokaier wohl sogar, den er selber aus der Stadt heimgebracht; zugleich mit einem sehr kleinen, witzigen Freunde, dessen wir schon vorne im Jahre 1824 vorläufig Meldung gethan.

Der kleine Mann erging sich auch wie ein Donnergewitter auf dem Tastenkasten, und wiegte sich dabei mit seinem riesigen Schnurrbart, der das anscheinende Knäblein zum grimmen Russen umstempelte, wie ein Lastschiff auf stürmischer See so gewaltsam hin und her, daß sich Niembsch und Therese halb todt darüber lachten. Bei Letzterer beschleunigte und erleichterte das unbändige Lachen in der That ihre sechste Niederkunft, die schon am 9. December glücklich erfolgte. Als Niembsch merkte, daß es Ernst hiemit werden wollte, entwischte er flugs zu einem Freunde in die Stadt. Es litt ihn für den Augenblick durchaus nicht mehr in unserer Wohnung, so bang und mitleidweh ward ihm der armen Schwester halber ums Herz.

Niembsch hatte schon im Oktober, nachdem er erst ein paar Wochen in Wien war, seinem Freunde, dem Grafen Alexander, baldige Rückkehr versprochen. Wahrscheinlich gab ihm das Bedürfniß, seiner sich erschöpfenden Börse durch eine neue Auflage seiner Gedichte einen neuen Zufluß zu verschaffen, diesen Wunsch ein. Darum leistete er wohl auch einer schriftlichen Einladung seines Freundes Antoniewitsch, ihn auf dessen Gute in der Bukowina zu besuchen, und dort wacker zu bechern, zu jagen, zu reiten, zu tanzen, zu herzen und scherzen, keine Folge. Am 1. December schrieb Niembsch an Emilie, daß er bald in Stuttgart wieder eintreffen würde, und am nämlichen Tage tröstete mich der alte Schleifer: „Zürne nicht und traure nicht über das Unstäte an Deinem Schwager; es ist ein Theil seines Geistes, eine von den Federn am Fittige des Adlers. Sogar ein Trost liegt darin; eben diese Unruhe wird ihn auch in der Ferne ergreifen und wieder heimführen.“ Endlich am Ausgange des Jahres nahm Niembsch auch wirklich schon förmlich Abschied von seinen alten und neuen Freunden, und dennoch blieb er neuerdings fast noch einen vollen Monat in Wien haften. Und was hielt ihn daselbst fest? Ein Herzensmagnet, wie gewaltiger ihn keiner, weder früher noch später, mehr angezogen. Ein achtungswürdiger Dichter und Ehrenmann in jeder Beziehung —

wir wollen ihm bei seinem Taufnamen Max nennen — war vom Dichter Huber vom Erscheinen zweier neuer hellglänzender Sterne am deutschen Dichterhimmel, Pfizer und Lenau, mit dem Beisatze lebhaft unterhalten worden, daß Letzterer so eben in Wien wieder sichtbar geworden wäre, und Max eilte, diesen bei sich einzuführen. Das war für Lenau vielleicht der einflußreichste Augenblick seines ganzen Lebens. Er lernte hier die Frau kennen, der er, als sie noch Mädchen war, schon im Sommer 1820 stockend vorübergegangen, und welcher er am Peter und Paulstage 1825 — wiewohl erwartet — auch wieder ferne geblieben war. Sie machte sogleich großen Eindruck auf ihn, und so war er festgebannt, und konnte nun allerdings nicht wieder so rasch von Wien fort, als er es früher Sinnes gewesen.

Niembsch an Schurz.

Stuttgart, Sonntag, den 9. Februar 1834.

Liebster Bruder!

Mir geht es hier sehr gut im Hause meines lieben Reinbecks, der sich täglich mehr als mein wahrer Freund zeigt. Graf Alexander mußte seiner Erbschaft halber nach Mainz[1] und wird etwa dort sechs Wochen bleiben. Ich bin noch ein paar Tage hier, dann in Weinsberg, Heidelberg; bis Ostern komme ich wieder nach Stuttgart, und werde dann den Druck meiner Gedichte beginnen. Noch hab' ich mit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung nicht contrahirt; werde Dir, sobald es geschehen ist, die Bedingungen mittheilen. Bis zur Ostermesse ist nichts zu thun. Alle sieben Pressen arbeiten wie besessen. Auch für meine übrigen Commissionen muß ich mir Zeit lassen; die Verleger sind jetzt alle ostermessenärrisch, möcht' ich sagen, Cotta ausgenommen, der sehr viel nobles Wesen zeigt, weßhalb ich auch mit ihm am liebsten zu thun habe.

Liebste, herzinniggeliebte Nesi! neulich hab' ich bei Mayer, gerade an seinem Vermählungstage, in Waiblingen gespeist, welchen Tag zu

[1] Dort war sein Oheim, der Herzog Ferdinand von Württemberg, kaiserlicher Feldmarschall, als Festungsgouverneur verschieden.

verherrlichen Dein guter Anton sehr viel beigetragen hat durch seinen Erinnerungsbrief an denselben. Mayer war aufs Angenehmste überrascht von dieser Aufmerksamkeit. Also ich speiste bei Mayer, saß neben seiner Frau, und zog über Tisch meine hübsche Uhrkette heraus, ihnen Deine Haare zu zeigen. Da hat nun Mayers Frau überaus zärtlich gethan damit, Deine Haare schmeichelnd gestrichen, und dabei gesagt: „Könnt' ich ihr nur einmal die lieben Härle am Kopfe streicheln!"

Herzgute Frau ist Rickele.

Alexander hab' ich nur auf wenige Augenblicke gesehen. Seine Frau, seine Schwester und Fräulein v. Hünersdorff haben mir gemeinschaftlich ein Guitarrenband gestickt mit drei Kränzen; die Gräfin Helene, Immortellen; Gräfin Marie, Eichenlaub; Hünersdorff, Violen. Wunderhübsch! — Der gute Alexander hat mich mit einem Carmen salutirt.

Mein Faust macht weiter. Ich habe eine lange Scene: „Faust im Gebirge" geschrieben. Dann eine zweite: „Faust und Mephistopheles in einer Residenz." Meine bisherige Faustarbeit hat hier großes Interesse erregt. Baron Sternberg ist auch hier. Dieser war von der Wirthshausscene ganz entzückt. Außer ihm haben noch Schwab, Reinbeck, Paul Pfizer, Mayer das Fragment kennen gelernt. Schwab möchte es gerne für den Musenalmanach haben. Ich bin hiezu noch nicht entschlossen.

Meine Gedichte erscheinen zwar erst zur Herbstmesse, der Musenalmanach aber schon im Juli; es wäre daher keine Collision zu besorgen, aber ich trage überhaupt noch Bedenken, das Fragment in seiner jetzigen Größe drucken zu lassen.

Ward Ihr recht vergnügt mit Schleifer und Auersperg? Grüße mir doch die lieben Freunde, die wackeren Männer. Auch bitt' ich Dich, meinen lieben, treuen Klemm, Kaltenbäck, Huber, Dürfeld, den guten Weigel nicht vergessend, zu grüßen aufs Schönste.

Sodann einen feinen Gruß an Marie Adelgeist, die schöne Wirthstochter, ihre Eltern und Bruder, durch Kaltenbäck oder Huber zu bestellen.

Braunthals Gedichte, deren Verfasser ich herzlich grüße, haben in den Kreisen, wo ich daraus vorgelesen, sehr gefallen, besonders: der

Mensch und die Blume, Schlaflust, das geflügelte Roß, an die Fledermaus, an die Ferne, ganz besonders Salzburg; auch: die Pflanze der Liebe u. a. m.

Deine Gedichte haben große Freude erregt. Ich will einige davon dem Musenalmanach offeriren.

Marie Zöppritz dankt Dir herzlich für Deinen freundlichen Brief und sendet, so wie das ganze Reinbeck- und Hartmann'sche Haus, auch Graf Alexander und seine Frau, unbekannter Weise oder vielmehr bekannt-unbekannter oder unbekannt-bekannter, viele Grüße an Dich und Therese.

Seyd herzlich gegrüßt, Du, Schwester Theres, Marie, und Ihr, liebe Kinder, Bruder Joseph, Mama, das ganze Haus. Sobald mein Druck fertig ist, komm' ich zurück, April oder Mai beiläufig.

Leb' wohl, Herzensbruder! Dein Niembsch.

Grüße Prean, den lieben Freund, den verehrten.

Kaltenbäck, jetzt kaiserlicher Hofarchivar, ist als Geschichtforscher und Schriftsteller ohnehin rühmlich bekannt. Huber, ein hochbegabter Dichter, nun aber schon gar lang verstummt, waltet jetzt gewichtig als österreichischer Generalconsul in Egypten. Ludwig v. Dürfeld, Staatsbeamter, einer der besten Freunde Lenau's, war sein Hauptgegner auf dem Billard, worauf Lenau, kühn und klug, scharfen Auges und fester Hand, gar reichlich Lorbeeren erntete, denn er spielte bei Neuner Tag für Tag. Dürfeld stellte einmal seiner Schwester, der Freiin v. Ergelet, Lenau mit den Worten vor: „Hier führ' ich dir meinen Freund Niembsch auf, einen ausgezeichneten Billardspieler! Auch macht er Gedichte," worüber Niembsch in ein ungeheures Gelächter ausbrach, sein bekanntes Gelächter, wo sich der ganze Leib schüttelte. An einem jener vielen Abende, wo Niembsch bei Neuner recht verdrießlich und finster war, sprach er: „Dürfeld, ich möchte doch wieder einmal Beethovens Mondschein-Sonate hören." Da das Haus des Hofraths Freiherrn v. B. schon lange Lenau's Bekanntschaft machen wollte, so ergriff Dürfeld die Gelegenheit, ihn dort einzuführen, wo er anfangs, wie nicht selten, sehr trocken und wortkarg war. Die Tochter des Hauses, Fräulein Sefine, jetzt Gräfin Kh. und Schwägerin Dürfelds, eine vorzügliche Beethovenspielerin, setzte sich gütig an den

Flügel. Niembsch ging sogleich ins einsame Nebengemach, streckte sich nach seiner Gewohnheit aufs Ruhebett nieder und ließ sich einige Stunden lang anspielen. Darauf kam er ganz heiter und verklärt heraus, dankte mit sehr verbindlichen Worten und begab sich mit Dürfeld in ein Gasthaus, wo dieser ihm noch lang Jagdgeschichten erzählen mußte. Erst spät stand er hochvergnügt mit leuchtenden Augen auf, ergriff Dürfeld an der Hand und rief: „Bruder, das war ein königlicher Abend!"

Ich selbst erinnere mich eines besonders heiteren Abends, den Lenau in Gesellschaft von Dürfeld und mir zubrachte. Wir waren in den Seizerhofkeller gegangen, um uns an den Vollblutländlern eines Zitherspielers und eines Fiedlers, die sich an bestimmten Tagen dort hören ließen, zu erquicken. Die Versammlung war ziemlich zahlreich. Die Ländler gefielen Niembsch so sehr, daß er sie bald mit Fingerschnalzern, worauf er sich im erstaunlichen Grade verstand, absatzweise zu begleiten begann. Das weckte rasch den Ehrgeiz eines schon ältlichen, aber noch sehr lebhaften und wohlgelaunten Herrn am Nachbartische ganz dicht zur Seite des unsern. Derselbe, mit kaum minderer Kunstfertigkeit begabt, hob ebenfalls frisch zu schnalzen an, als Niembsch ein Weilchen innehielt. Niembsch stutzte freudig darob, zugleich aber entflammte sich sein Blick voll heißer Kampfgier. Es war nun eine wahre Seelenweide, wie Einer den Andern stets steigerte; beide waren zu bewundern, und keiner sah dabei den andern an, sie ignorirten sich anscheinlich ganz. Zuletzt mußte der alte launige Herr noch allerlei Kunstmittel zu Hülfe nehmen, indem er während des Schnalzens auch noch auf den Schenkel sich klatschte oder auf den Ellbogen schlug, oder mit diesen auf dem Tische trommelnd sich begleitete, um nur nicht allzusehr hinter dem teufelhaften Niembsch zurückzubleiben, der seine Finger nicht anders gebrauchte als wäre er ein hexenmeisterischer Trommler mit zehn besessenen, geflügelten, tanztollen Schlägeln. Da auch Fiedeler und Klimperer durch die feurigen Begleiter getrieben und begeistert sich fühlten, so gabs einen höchst belustigenden Tonwettstreit im eigentlichsten Sinne der Bedeutung.

Der „gute Weigl" ist auch als Dichter bekannt. Joseph Prean von Zalanzen endlich, ein sehr tüchtiger alter Eisenhüttenmann, erdfahlen

Antlitzes, leberleidend, und daher auch ein Schlimmseher und mißtrauisch, konnte doch wieder einige recht herzlich lieben, unter welchen auch Niembsch. Beide waren ungemein grübelnde Köpfe und achteten sich darum schon gegenseitig sehr.

Mein Brief an Marie Zöppritz war eine Danksagung für Lenau's Bildniß, das sie gemalt, und er uns im Herbst überbracht hatte.

Niembsch ließ sich dießmal wieder einige Wochen bei seinem geliebten Kerner wohlgeschehen. Zum Verständnisse der Annehmlichkeit eines Aufenthalts bei Kerner wird es beitragen, die dortigen Oertlichkeiten kennen zu lernen, wie sie uns zum Theile Emma von Niendorf in ihren „Reisescenen" durch den Aufsatz: Villeggiatur in Weinsberg (S. 223) schildert.

Vor Kerners weinumkränztem Hause grünt eine Akazie; um die Thür schlingt sich Rebengewinde. Die Rückwand von Kerners Haus, der Anbau, bildet ein hölzernes Schweizerhaus mit doppelter Gallerie, in Baumgruppen halb versteckt. In der Mitte der ersten Gallerie hängt ein großes Crucifix, zu dem sich flüsternde Zweige neigen. Darüber, die ganze Breite des Hauses einnehmend, steht der Spruch: „In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden." Das Wohnzimmer der Familie ist vorn im Hause, worin dem Sofa gegenüber Lenau's Bild von Rahl hängt. Kerner nimmt es oft von der Wand und stellt es auf das Klavier in den Kreis der Seinigen und seiner Gäste. Der kleine Eßsalon befindet sich im Schweizerhaus, und seine Fenster, Scheibe an Scheibe längs der Wand, gehen auf die Gallerie. Die Wände desselben sind mit Moosfüllhörnern voll frischer Blumen geschmückt. Nach dem Nachtmahle läßt der Hausherr manchmal die Lichter wegtragen und spielt auf seiner Maultrommel ächte Dichterphantasien. Er ist so sehr Meister darin, daß ein Schüler von ihm, der Tonkünstler Eulenstein, Deutschland durchreiste, in Paris Aufsehen machte, und von London runde Summen in seine Vaterstadt Heilbronn sandte. Kerner beginnt leise, leise; dann wachsend; jetzt ein mächtiger Schlag, der lange nachschallt, hinschwindet, verstummt; endlich aus weiter, weiter Ferne ein stiller Hauch, kaum vernehmbar, wie eine Antwort von Jenseits.

„Ja, solche Töne wohl hört klingen
Der Sterbende, der leise spricht:
„„Ihr Freunde, hört Ihr auch dieß Singen?““ —
Die Freunde aber hören's nicht.
Er spricht: „„Es tönt ein Engelsschwingen!““ —
Und stirbt, Verklärung im Gesicht.“ [1]

Weiter rückwärts im Garten steht ein uralter Thurm, der einst zur Befestigung der Stadt gehörte. Alte Nuß- und Kastanienbäume überschatten ihn. Von seiner Warte genießt man einer weiten Aussicht. Durch ein Fernrohr erblickt man auf einsamer Höhe Löwensteins Friedhof und das golden schimmernde riesige Kreuz darin am Grabe der Seherin von Prevorst. Auf der Zinne des Thurmes grüne Akazien über einem Gezelte. Hier stand oft der humoristische Dichter, eine sehr ansehnliche Gestalt, mit dem weißen Hut auf dem Haupte, wie ein Magus, der den Wind beschwört, oder auch — wie Niembsch erzählte — im feuerrothen Schlafrocke, einen Papierdrachen steigen lassend. Unten in diesem Thurme saß im Bauernkriege nach Zerstörung der Burg deren unglücklicher Vertheidiger, der Graf von Helfenstein, gefangen. Kerner hat in diesem Thurme eine gothische Stube eingerichtet, in welche gemalte Scheiben ein träumerisches Helldunkel ergießen. Hierin schrieb Lenau im Winter Februar und März 1834 einen bedeutenden Theil seines Faust; hätte er wohl einen passenderen Ort dazu finden können?

Dicht hinter Kerners Haus ist ein Eisenpförtlein mit der goldnen Schrift: „Weg nach der Burg.“ Im anmuthigen Verstecke von Weinsberg geht der Pfad zur vorigen Veste: „Die Weibertreue“ hinan, von welcher Bürgers bekanntes Lied singt (Die Weiber von Weinsberg). Die Erhaltung ihrer Trümmer verdankt man Kerner, welcher auch im Jahre 1823 mit seinem Freunde Pfaff Anlagen um dieselbe pflanzte. Auf einem Thurme der Veste hat Kerner Aeolsharfen angebracht, welche furchtbar wild im Wettersturme brausen, aber schaurigsüß, wie verhaltene Todtenseufzer, im Mondschein säuseln. Und nun denke man sich noch Lenau mit seinem Guitarregelispel und Zigeunergefiedel, und mit seiner düsteren ungeheuren Einbildungskraft und tiefen Schwermuth in diese fast abenteuerliche

[1] Diese köstlichen Zeilen sind einem Gedicht Kerners entnommen.

Umgebung und in diesem geisterhaften Dunstkreis, und man wird sich kaum eines inneren unheimlichen Schauers erwehren können.

Der verehrte Kerner schrieb mir über den dießmaligen Aufenthalt Lenau's:

„Niembsch hatte die Gewohnheit, am Tische mit der Gabel zu spielen, was meine Frau oft mit Jammer für ihr Tischzeug sah und ihm wehrte. Darauf sagte er: „Warten Sie nur! Ich werde Sie mit Ihrem Tischzeug in meinen Faust bringen." Am andern Tag las er uns die Scene vor, wo Faust bei der Schmiedsfrau mit der Gabel ins Tischtuch stach, und dann Blut herausfloß. Er sagte: „Ihr schwäbischen Frauen könnt eher leiden, daß man euch ins Herz sticht, als in euer Tischzeug."

Die schwäbische Küche, die auch mit der Wienerischen Aehnlichkeit hat, sagte ihm zur Freude meiner Gattin sehr zu, nur konnte man ihm den Kaffee nie stark genug bereiten, was gewiß auf sein Nervensystem nicht günstig wirkte. Auch starke Weine liebte er, doch trank er sie nie gerade unmäßig. Ich sah ihn nie berauscht. Zum Belege obiger Worte wolle in Lenau's Faust S. 86 „Die Schmiede" nachgelesen werden. Hierin kommt „zur Verherrlichung der österreichischen Küche" (s. Brief vom 22. April 1834) auch folgende Stelle vor:

„Der Frauen Herz, voll räthselhaften Zügen,
Erprobt sich stets am Wohlschmack ihrer Speisen.
Wenn so ein gutes Weib kocht, brät und schürt,
Und in den Topf den Wunsch des Herzens rührt,
Daß es den Gästen schmecke und gedeihe,
Das gibt den Speisen erst die rechte Weihe!"

Niembsch war so weltklug, seiner Schwester Therese zu versichern, diese Stelle wäre eigens auf sie gemünzt, aber er sagte dieß auch der Schleifer, der Reinbeck, ohne Zweifel auch der Kerner, in deren Haus er sie ja geschrieben, und wohl auch der Mayer, der Uhland, vielleicht zehn Frauen. War dieß etwa eitel nur falsche Schmeichelei? — Gewiß nicht! Er hatte in süßer Erinnerung, mehr, minder, wohl an Alle zugleich dankbar gedacht, als er diese wohlerprobten Verse schmiedete.

Wegen der geliebten Stärke des arabischen Bohnensafts hat es seine volle Richtigkeit; er schlürfte ihn gewöhnlich giftscharf. Therese hatte oft ihre helle Noth damit. Stand solcher nicht ganz zu Geschmacke, so schalt er ihn alsbald „Schwachmattikus!“ Meiner alten Mutter Bohnenabsud war wirklich schwach und matt! Eben im Jahre 1834, als Niembsch wieder nach Wien zurückkam, ich aber just in Steiermark war und Therese mit den Kindern auf dem Lande, und er daher ganz allein in unserer Wohnung sich befand, sandte ihm meine, nur um ein Stockwerk höher wohnende Mutter solch Südlein gefälligst zum Frühstück zu. Hierüber äußerte Niembsch zu seiner Schwester, so bald er sie nur wieder ansichtig ward: „Ein Glas . . .“ — er drückte sich manchmal höchst markig und ungebunden aus — „ein Glas Urin wäre mir lieber.“

Kerner sagt noch ferner: „Ausgelassenes Lustigseyn wechselte bei ihm sehr oft mit tiefer Melancholie. Oft hörte man ihn in später Nacht in meinem Gartenhause“ . . . Es ist hier noch nachzumelden, daß Kerner seinem Wohnhause gegenüber jenseits der Straße auch noch einen Obst- und Grasgarten besitzt, in welchem oft des Doktors greises Pferd, der Fuchs — ein Veteran, der den russischen Feldzug mitgemacht — im traulichen Verein mit der Ziege graste, und worin auch ein kleines, weinumranktes Häuschen, laut der Jahreszahl über der Thüre, noch aus dem dreißigjährigen Krieg her steht. In diesem Häuschen wohnte Niembsch im Jahre 1832 durch längere Zeit und schiffte sich von da nach Amerika ein. Also: „Oft hörte man“ — sagt Kerner — „in diesem Gartenhause in später Nacht noch Niembsch, der darin seine Herberge zum Schlafen, gleichwie im alten Thurm zum Arbeiten hatte, auf der Violine ungarische Tänze spielen, wozu er in schönen Wendungen tanzte, dann aber auch bald wieder diesem Instrumente die herzzerreißendsten, klagevollsten Töne entlocken. Sein Verstand war aber dabei stets so hell und klar, so mathematisch, möchte ich sagen, daß ich, trotz seiner starken Phantasie, nie geglaubt hätte, dieser Mensch könnte wahnsinnig werden.“

Niembsch an Schurz.

Stuttgart, Charfreitag (28. März) 1834.

Lieber Bruder!

Vor Allem hab' ich zu melden, daß Du Emilien die größte Freude mit Deinem Briefe und poetischen Einschluß gemacht hast. Sie dankt Dir herzlich.

Mir geht es recht gut. Ziemlich fleißig war ich bisher. Wenn es so fortgeht, so macht mein Faust bis Herbst ein Bändchen. Bis jetzt sind folgende Scenen fertig: Das Einleitungsgedicht: „Der Schmetterling;" Faust und sein Famulus Wagner im anatomischen Theater an einer Leiche, später Mephistopheles. Die Verschreibungsscene im Walde; die Tanzscene im Wirthshause nebst niederländischem Anhange; eine politische Scene (Episode): Mephistopheles instruirt in einem Hofgarten einen Minister; eine lange Scene in einer österreichischen Schmiede. — Diese Arbeit hat hier große Sensation erregt. Schwab besonders ist ganz furios darüber. Er hat eine aufrichtige herzliche Freude daran. Cotta ist in Paris.

Schwab ist erfreut, von Dir Beiträge zum Musenalmanach zu erhalten. Nächstens werden diese abgesendet nebst den meinigen. Ich gebe den „Schmetterling" und die „Warnung im Traume," weil diese einmal in Wien nicht gedruckt werden darf. Es wäre doch schön, wenn auch mein verehrter Freund Schleifer was im Musenalmanach hätte. — Wer wird denn in Zukunft die „Vesta" redigiren, da Zedlitz ihre Redaction aufgegeben? Erkundige Dich bei Gelegenheit. — Die Cotta'sche Buchhandlung hat mit mir noch nicht contrahirt. So viel aber ist gewiß, daß sie zur Herbstmesse eine zweite Auflage meiner Gedichte veranstalten will, und gewiß unter anständigen Bedingungen, denn ich gelte große Stücke bei ihr. Das bleibt aber vor der Hand unter uns.

Ich hoffe demnach zum Herbst mit zwei Bändchen Poesien in Wien einzumarschiren. Früher komm' ich nun einmal schwerlich weg, weil ich die Correktur jedenfalls selbst machen will. — Das Frühjahr werd' ich wahrscheinlich in einem Badeorte zubringen, um meine Gesundheit ganz herzustellen. Der Mangel an Eßlust ist bei mir auffallend, mein vegetatives Leben ist gedrückt. Dabei wird viel Kraft verzehrt auf heftige Empfindungen und finstere Dichtung. Ich muß meinem corpusculum

ein wenig aufhelfen. Eine große Freude machen mir die Variationen von Schlesinger aufs Clavier. Ich spiele schon sechs davon. Mit Anstrengung kann man viel zwingen. Wenn ich sie nur wieder von Deinem Bruder Joseph hören könnte. Grüße mir den lieben Freund.

Wenn der Druck meiner Gedichte früher beginnen könnte, was allerdings möglich ist, so würden wir uns noch diesen Sommer wieder sehen. In sechs bis acht Wochen ist viel möglich, besonders wenn der Verfasser den Druckern auf dem Hals sitzt und beständig urgirt. Ich sehne mich sehr nach Dir, mein lieber felsenbiederer Bruder, und nach Dir, meine geliebte Schwester. Seyd überzeugt, daß ich komme, so bald möglich.

Unser Mayer ist gegenwärtig sehr unangenehm beschäftigt mit der Untersuchung eines Doppelmordes, der sich in seinem Amtsbezirke zugetragen. Der liebe Mayer! Wie er so lauter und innig uns ergeben ist! Im Hartmannschen Haus ist jetzt eine große Freude einquartiert. Mariette ist mit ihrem Kinde, einem stattlichen freundlichen Buben, auf zwei Monate bei uns. Der ehrwürdige alte Hartmann lebt ganz auf in seinem Enkel. Reinbeck ist wieder völlig gesund und bei köstlicher Laune. Emilie hat ein sehr schönes Bild gemalt. Einen Kirchhof zwischen hohen Bergen an einem einsamen See im Mondlicht. Nach meiner Beschreibung des Hallstädter Kirchhofs hat sie die Idee concipirt und meisterhaft ausgeführt. Besonders sind ihr die Schneeberge des Hintergrundes gelungen.

Ich kann es noch nicht lassen, Dir etwas von meinem Faust zu schicken. Hier hast Du die Scene im anatomischen Theater, welche die erste von allen seyn wird, weil sie die Idee des ganzen Gedichtes exponirt. Lies sie meiner Schwester vor, meinetwegen auch Klemm, wenn er sie hören mag; dieser ist gewiß einer der wärmsten und einsichtsvollsten Freunde meiner Muse, wie er einer der allernächsten meines Herzens ist. Dazu mußt Du ihn aber zu Dir laden. Trinket dann meine Gesundheit und vernehmt meinen Teufel! Weiter aber bitt' ich diese Scene nicht mitzutheilen. Meinen übrigen Freunden will ich sie selbst vorlesen. Oder besuche Klemm in seinem Quartier, weil er so weit zu Dir hinaus hat, und lies ihm's dort.

Drei Tage später:

Dein Brief und der meiner lieben Theres haben mich sehr erfreut. Wenn ich an Dich und Deine grundehrliche Liebe denke, so fühl' ich's ordentlich, wie meine Seele auf Dir, einem sicheren Boden ruht. Gott segne Dich dafür!

Liebe Schwester, wenn ich an Dich denke, so weht mich mein verlorener Frühling an, und es thut mir unbeschreiblich wohl, daß Dein Gemüth ein so reiner Himmel ist, in welchem ich meinen Sitz habe. Du bist so zu sagen, meine Heimath.

Gestern schrieb ich und vorgestern eine neue Scene Faust. Ich will Euch lieber diese, als die anatomische schicken, weil sie viel milder ist. Faust hat der Schuld schon so viel gehäuft auf sein unstätes Haupt. Diese letzte Scene zeigt ihn — nach einem Abenteuer in einer österreichischen Schmiede, das ihn sehr angegriffen hat, und nach einem heftigen Ritt durch einen Wald — nunmehr auf dem weiteren Ritt durch denselben Wald in ruhigerer Stimmung: „Der nächtliche Zug."

Mir ist eingefallen, ob ich die Redaktion der Vestalin, im Falle sie noch nicht vergeben wäre, nicht vielleicht bekäme. Durch Zedlitz ginge das nicht, denn er ist mit dem Eigenthümer dieses Taschenbuches zerfallen. Klemm könnte sich vielleicht erkundigen, und im guten Falle Schritte thun. Bitt' ihn darum in meinem Namen, aber haltet die Sache so still als möglich, um sich nicht durch Fehlschritte zu compromittiren. Grüße mir Deine lieben Kinder und meine Freunde. Lebt wohl, liebe Geschwister! Euer Niembsch.

Schreibe bald.

Gustav Schwab an Anastasius Grün.

Stuttgart, am 14. April 1834.

Daß wir Ihre „fünf Ostern," denen ich mit Begierde entgegensehe, nicht haben sollen, thut mir sehr weh, und auch Chamisso wird es kaum verschmerzen; er hält Alles auf Sie und auf Lenau, und erwartet von Ihnen die Würzen des Almanachs. Der letzte liebe Freund weilt immer noch in unserer Mitte und grüßt Sie recht herzlich. Er hat Faustscenen geschrieben, die köstlich und wahrhaft bewunderungswürdig sind.

und nach meiner Ueberzeugung ihm den Ruf des größten Lyrikers und Lyrodramatikers nach Goethe und Uhland in Deutschland gründen werden. Eine Scene davon enthält der Almanach als Probe.

Niembsch an Graf Alexander von Württemberg in Eßlingen.

Stuttgart, den 15. April 1834.

Theurer Freund!

Ich bin der Frau Gräfin unendlich dankbar für ihre übergroße Freundlichkeit, daß sie bei Veranstaltung des Concerts Rücksicht auf mich genommen. Ich küsse ihr die Hände für diese Güte.

Mein Halsübel ist wieder gehoben, und wenn Du mir übermorgen Mittags den Wagen zu schicken bequem finden solltest, so bitte ich Dich darum; ich freue mich auf Deinen „Atargull." Daß Du keine schlafende Schöne so leicht schildern kannst, begreife ich. Du bist zu ungeduldig, ein schlafendes Wesen ruhig zu betrachten. Diese Art poetischer Conversation dünkt Dir zu langweilig. Aber nur dran; es muß doch gelingen! Der epische Dichter muß sich an alles wagen. Hier gilt es freilich die Saiten leise anzuschlagen, und die Schläferin nicht zu wecken, und das leise Wesen ist überhaupt nicht Deine Sache. Probir' es nur. Leb' wohl, geliebter Cäsarovicz! Dein alter treuer Dibitsch.

Schleifer an Schurz.

Ort, am 22. April 1834.

Mein lieber guter Schurz!

Von ganzer Seele und mit jauchzendem: Heil ihm! begleite ich Niembschens immer kühneren Aufflug. Möge es mir gegönnt seyn, noch lange von ihm zu hören, und mich im Abglanz seines leuchtenden Sternes zu freuen!

Das Unwohlseyn, an dem Niembsch kränkelt, ist nicht unbedeutend, wie mir scheint. Sowohl der Stoff,[1] die Wüste voll Finsterniß, Trostlosigkeit und Geistergrauen, zu dem er sich gezogen fühlt, als die Leidenschaftlichkeit, mit der er sich hingibt, hinreißt, und den Stimmen des

[1] Faust.

Unnahbaren horcht, muß auch die kraftvollsten Organe benagen und zerstören. Ich hoffe, er wird Aerzte finden, mit denen er sich bespricht. Wäre er älter, mir gleich an Jahren, so würde ich sagen: Laßt ihn! Eines schöneren Todes kann er nicht sterben. Aber selbst dann möchte ich diese Sprache einer herben Stoa gegen den Schwager und die Schwester des Dichters nicht vernehmen lassen. Du willst mein „Grab auf der Haide?“ Da hast Du's.[1] In meiner Brust stand es viel schöner. Ich schicke es gleichzeitig mit diesem Briefe an Niembsch. Er wird mit dem Ausgange, mit den letzten drei Strophen, nicht zufrieden seyn. Ich kann nicht anders. Nehmt mir die zwei Genien, den am Kreuz und den am Anker, so weiß ich und begreif' ich nicht, wie ein ehrlicher Mann noch drei Stunden auf dieser Hundewelt aushalten kann.

Niembsch an Schurz.

Stuttgart, 22. April 1834.

Lieber Bruder!

Ich hoffe, Ihr werdet Eurer Besorgniß um das kranke Reschen bereits frei seyn, wenn Ihr diesen Brief bekommt. Es wäre für mich gar zu traurig, wenn ich Euch nicht vollzählig anträfe bei meiner Zurückkunft nach Wien. Doch in Euren Kindern steckt gutes Blut, und die Mutter ist sehr besorgt und aufsichtig. Das kleine Mariechen[2] wird wohl auch schon gut seyn. Kerner hat einen Mißverstand mit seinem Scherze bei Dir erregt. Es ist nicht von einer Toni die Rede, sondern von einem Toni, nämlich: Deinem Sohne, den ich zum Oberförster gemacht, und mit der kleinen Emma, Kerners Tochter, einem allerliebsten Kinde, vermählt habe. Cotta ist wieder da von Paris und ich habe ihm Vorschläge über meine zweite Auflage gethan. Diese wird um zehn Bogen stärker als die erste. Ich habe das Honorar auf tausend Gulden gestellt. In einigen Tagen wird er sich darüber entscheiden. Ich zweifle nicht, daß ich mich mit ihm vereinigen werde, denn es ist ihm ungemein viel daran gelegen, mich im Verlage zu behalten. Bis zum Herbst hoff' ich dann

[1] S. Schleifers Gedichtsammlung S. 220.

[2] Marie Pauline.

auch ein zweites Bändchen mit meinem Faust geben zu können. Es sollen hübsche Vignetten dazu gestochen werden.

Mit meiner Gesundheit geht es so so. Ich muß frische Bergluft aufsuchen und baden. Es sitzen noch einige böse Seegeister in meinem Leibe. Das verfluchte Salzfressen! Der Teufel hole das Pökelfleisch!

Da meine Honorare erst im September fällig sind, so bitte ich Dich, mir 250 Gulden zu anticipiren. Ich werde sie Dir im September mit Dank zurückschicken oder wahrscheinlicher bringen. Ich will doch für unvorhergesehene Fälle gedeckt seyn. Sollt' es Dich aber geniren, so werd' ich den Herz um einen Creditbrief auf diese Summe ersuchen. Kannst aber Du das Geld so lang entbehren, so bitte ich Dich, es dem Herz zu übergeben, der es für mich an die hiesige Hofbank zu senden die Güte haben wird.

Was von Deinen Gedichten in den Musenalmanach kommt, weiß ich noch nicht. Dieß hängt von der Wahl Chamisso's ab. Sobald dieser darüber entschieden haben wird, schreib' ich Dir's. Du hast auf keinen Fall von der Censur zu besorgen. Es ist ja Alles ganz unverfänglich. Doch ich will Deinem Wunsche nachkommen. Schleifer soll bald dazu thun, mir etwas zu schicken. Schade, daß Du Deine „Gemsenjäger", die sich in Trilogie vortrefflich ausnehmen, [1] schon anderwärts vergeben hast. Ich habe neuerlich angefangen zu recensiren, und bereits Einiges an die allgemeine Literaturzeitung von Halle abgeschickt. Es ist dieß keine üble Studie; man erhellt und befestigt dabei seine Kunstansichten. Fahre doch fort, Deine Gedichte zu ordnen, damit ich dafür sorgen kann.

Wenn ich die Redaction der Vesta bekäme, wäre mir's sehr angenehm. Ich erhielte gewiß Beiträge von den besten Dichtern Deutschlands und könnte den Almanach vielleicht heben.

Der Druck meiner Gedichte wird hoffentlich binnen acht Tagen beginnen. Versendet werden sie aber erst im September.

Mayer steckt tief in der Untersuchung eines Mordes. Weh ihm, wenn er den Thäter herausbringt! Er müßte in persona der Hinrichtung beiwohnen. Schreckliches Loos für diese sanfte Natur!

[1] S. Gedichte von A. X. Schurz, S. 128—138.

Meine „österreichische Schmiede“ kommt im Musenalmanach. Ich habe darin die österreichische Küche verherrlicht. Meine liebe Therese und die Nani Schleifer werden eine Freude daran haben.

Deinem Pepi und Toni danke ich für ihre possierlichen Briefchen. Der „Herronkel“ hat hier viel Spaß gemacht. Man wußte hier gar nicht, daß ein Onkel bei uns in Oesterreich (dem eigentlichen Land der Pietät) ein so geachtetes Wesen ist. Ich zeige den schwäbischen Kindern diese devoten Zeilen an einen Onkel als Muster der Nachahmung.

Danke dem guten Herz in meinem Namen für seine freundschaftliche Verwendung bei Rockert, so wie meinem lieben Klemm.

Grüße Prean, Kaltenbäck, Huber, Braunthal, Skulsky u. s. w., alle Freunde.

Tausend Küsse Deinen Kindern. Lebe wohl, theurer Bruder, Herzensschwester! Grüße auch Mina und Marie schönstens, Deine liebe Mutter und den wackeren Bruder Josephus. So eben erhalte ich eine Einladung, heute den Abendthee bei Baron Cotta zu schlürfen. Da hör' ich schon was Neues. Euer Bruder Niklas.

Niembsch an Schurz.

Stuttgart, den 7. Mai 1834.

Geliebter Bruder!

Ich danke Dir herzlich für Deine bereitwillige Güte. Die 250 Gulden Conv.-Münze habe ich erhalten, und hoffe sie Dir bis August zurückstellen zu können. Die Cotta'sche Buchhandlung hat meinen ihr projektirten Vertrag unterschrieben. Die zweite Auflage meiner Gedichte, mit deren Druck bereits begonnen ist, wird 1200 Exemplare stark. Mein Manuscript wird ungefähr 30 Bogen ausmachen; Druck und Papier wie bei der ersten Auflage; Honorar 1000 Gulden; Freiexemplare 36; neuer Vertrag im Falle einer dritten Auflage. Cotta hat sich sehr artig gegen mich benommen; ich habe gern mit ihm zu thun. An jenem Abend, den ich mit ihm zubrachte (Theegesellschaft), fand ich eine glänzende Versammlung hiesigen Adels, und mußte nolens volens eine Scene aus meinem Faust vorlesen, wobei ich einen tüchtigen Erfolg hatte. Niemand aus der Gesellschaft,

Schwab ausgenommen, kannte noch etwas von meinem Zauberer; sie waren wirklich, so zu sagen, perplex. Seitdem spukt mein Faust und Mephistopheles in der Stadt herum; es frappirt die gutmüthigen Schwaben die echte schwarze Teufelsader, die sich durch diese Arbeit zieht. Ich bin aber sehr mißtrauisch gegen diesen Effect. Wer weiß, ob er recht künstlerisch ist; vielleicht ist er bloß psychologisch. Einige neue Lyrica, als: Atlantica, Niagara, ein paar Erotica, sind die einzige Ausbeute meiner letzten Zeit. Am Faust will ich fortmachen, wenn ich wieder ganz frisch bin. Ich hoffe das Beste von einem Aufenthalte in dem Schwarzwälderbad Rippoldsau. Ich werde dort den Brunnen trinken. Mein Uebelbefinden gründet sich bloß in einer Trägheit des Unterleibs, wogegen jenes Bad trefflich wirken soll. Die entfernte Ursache mag allerdings in Gemüthsbewegungen liegen, welche ich darum so viel möglich mäßigen will. Bedenklich ist aber mein Zustand gewiß nicht. Wenn ich restaurirt bin, und meine Gedichte gedruckt sind, komm' ich heim. Vier bis sechs Wochen seyen meinem geliebten Schleifer gewidmet, dessen Gedicht hab' ich bereits nach Berlin expedirt. Schwab fand viel Gefallen daran. Auch mir gefiel es sehr; der Dichter hat dem Traunsee etwas von seinem geheimnißvollen Wogenschlage abgelernt; es ist ein gar süßer ahnungsvoller Tonfall in diesem Liede. Schleifer ist ein tüchtiger Poet.

Dem Herz einen Gruß und Dank für seine Freundlichkeit. Einen neuen Almanach auf eigene Rechnung herauszugeben, ließe sich wohl in Oesterreich schwerlich machen. Leichter ging es bei der bereits beliebten Vesta.

In einer Recension für die allgemeine Literaturzeitung habe ich eine Bestimmung versucht: was eigentlich Naturpoesie seyn müsse. Wenn die Recension abgedruckt ist, will ich sie Dir senden.

Graf Alexander ist der Alte. Er hat ein paar ordentliche Sachen gemacht, Gedichte nämlich. — Von Schwab und Pfizer schöne Grüße.

Ich freue mich in den Schwarzwald. Da will ich manchen Becher Gesundbrunnen nicht nur auf meine, sondern auch auf die Gesundheit meines treuen Engels Anton und meiner Therese trinken. Liebes Schwesterl; sey unbesorgt; mit mir stehet es noch nicht so schlecht. Ich soll noch manchen unbändigen Band Poesie in die Welt schicken, bevor ich aus

der Welt gehe. Deine lieben Kinder alle gesund zu wissen, ist mir sehr beruhigend. Meinem lieben Pepi aber danke ich für sein Brieschen. Seine Artigkeit gegen seinen „Herronkel" macht hier einige Sensation bei den Müttern, die sich bereits vornehmen, ihre Kinder zu ähnlicher Artigkeit gegen die, hier zu Lande allzu vernachlässigten Onkels zu dressiren. Oesterreich wird noch ein wahres Musterland für Deutschland. Sogar einige pädagogische Lichtstrahlen gehen schon von dort aus.

Wir haben hier herrliches Frühlingswetter. Im hiesigen Schloßgarten sind viele Nachtigallen; ich belausche sie täglich. O, der Frühling! — Zieht Ihr nicht aufs Land? — Apropos! Sey so gut, lieber Bruder, meinen Freund Kaltenbäck zu erinnern, er möchte doch den bewußten Correspondenten für das hiesige Kunstblatt drängen, bald etwas einzusenden. Grüße auch meinen wackeren Huber, dann alle die Freunde von Neuner und mir.

Wie geht es dem guten Klemm?

Noch einmal meinen innigen Dank für Deine gütige, prompte und herzliche Hülfe. Euch und Eure Kinder und Schwester Marie und Mina umarmend, Euer getreuer Bruder und Onkel.

Die herzlichsten Grüße von Reinbecks und Mayer, der jetzt mit seinem Criminalfall fertig ist, und, Gott sey Dank, nichts herausgebracht hat.

Niagara.

Vale!

Ich bin um Mittheilung obiger von Lenau gelieferten Beurtheilung angegangen worden. Er hatte aber seines Versprechens, mir dieselbe nach dem Abdrucke senden zu wollen, wohl vergessen, und ich besaß sie daher auch nicht, und kannte sie sogar nicht einmal. In seinen mir gelassenen Schriften befand sich nun doch eine Beurtheilung von Gedichten, die aber durchaus nicht näher bezeichnet waren. Die Naturpoesie ist darin nur im Vorübergehen erwähnt, gleichwohl konnte diese Beurtheilung die fragliche in die Haller „Literaturzeitung" gesandte seyn. Ich ließ mir diese also aus der kaiserlichen Hofbibliothek zur Durchsicht geben, und entdeckte im zweiten Bande von Mai bis August 1834, S. 294 unter: „Schöne Literatur"

eine Beurtheilung der zu Leipzig bei Friedrich Fleischer aufgelegten Gedichte: „Lyra und Harfe, Liederproben von Georg Keil.“ Obwohl dieser Aufsatz gar nicht unterzeichnet ist, so sah ich doch gleich, daß er von keinem Andern seyn konnte, welchem die abgedruckte Beurtheilung und die von dessen eigener Hand geschriebene in meinem Besitze — stellenweise vollkommen gleichlautend — offenbar eines und desselben Vaters Zwillingskinder sind, und weil auch die von Lenau in obigem Briefe als versucht angegebene Bestimmung darin klar ausgesprochen ist. Ich füge diese daraus hier bei.

„Der Verfasser dieser Gedichte gehört wenigstens seinem poetischen Charakter nach offenbar einer ältern Aera unserer Literatur. Das beweisen diejenigen seiner Lieder am augenfälligsten, in welchen er sich als Naturdichter zeigt; dieß beweist auch die auffallende Erscheinung, daß ihm die Ironie, das Charakteristische unserer Zeit, völlig fremd geblieben ist. Die Naturpoesie unserer Dichter des vorigen Jahrhunderts besteht wohl größtentheils darin, daß sie entweder eine Reihe von Naturerscheinungen aufzählen, welche weder durch Empfindung noch durch Situation in jenen lebendigen Verband gebracht sind, oder sie ziehen eine Parallele zwischen irgend einer Erscheinung aus der Natur. Aber weder jene sterile Enumeration, noch dieser bloß verständige Parallelismus dürfte, streng genommen, künstlerische Darstellung zu nennen seyn. Die wahre Naturpoesie muß unsers Bedünkens die Natur und das Menschenleben in einen innigen Conflikt bringen und aus diesem Conflikt ein drittes Organischlebendiges resultiren lassen, welches ein Symbol darstelle jener höheren geistigen Einheit, worunter Natur und Menschenleben begriffen sind. Diese Gestaltung der Naturpoesie scheint unserer Zeit vorbehalten, und auf eine merkwürdige Weise mit der charakteristischen Ironie der neuesten Poesie überhaupt zusammenzuhängen. Scheint es doch, als ob gerade die ironische Auffassung des Menschenlebens und ihre schmerzliche Nichtbefriedigung das Herz des Dichters näher zur Natur drängt, um in einem innigeren Verkehre mit derselben die ideale Befriedigung zu suchen, welche in der einseitigen Dissonanz der Ironie nimmer zu finden ist.

Als belegendes Beispiel jener sterilen Enumeration führen wir an das Gedicht: Frühlingslied S. 16. Hier werden eine Menge freundlicher Naturerscheinungen, je vier und vier in jeder Strophe, aufgezählt, und

nach jedem Doppelpaar wird gesagt, daß alles recht schön sey. Durch eine solche Aufzählung wird die Natur für den Leser getödtet, und das vermeintliche Poem ist nichts, als ein wohlgemeintes Inventar über die Verlassenschaft der Verblichenen. Das Gedicht: Die Thränen, S. 53 ist ein Beispiel jener Naturpoesie, die sich in bloßen Verstandesparallelen bewegte. Die vom Sonnenbrand durchglühte Erde findet Linderung und Erquickung im wohlthätigen Regen; das von Schmerzen durchglühte Menschenherz findet die seinige in den wohlthätigen Thränen."

Niembsch an Mayer.

Stuttgart. Donnerstag den 15. Mai 1834.

Amicissime!

Ich würde schon heute zu Dir kommen, wenn ich nicht morgen zu Deiner lieben Schwester, der köstlichen Frau Köstlin, Regierungsräthin, geladen wäre; wir werden auf der Silberburg Thee trinken zu Abend, und ich hoffe auch Wein. Da wäre mir's denn ein gar gefundener Handel, wenn Du auch dabei wärest, bei mir oder Deiner Schwiegermutter übernachtetest, und übermorgen zeitig früh, etwa um 7 oder 8 Uhr, nach Waiblingen führest. Schulern, dem trefflichen Mann des Bades, sey so gut zu sagen, ich komme übermorgen nach Neustädtle, bleibe jedoch nur acht Tage dort, er solle also in seinen Bestellungen sich nicht geniren lassen.

Mir ist jetzt viel wohler, als in den Tagen der Bruthitze; wenn sie nur nicht wiederkommen. Schwab reist Freitag früh in die Schweiz, vielleicht gibt Dir der Wunsch, ihn noch zu sehen, einen Stoß herein nach Stuttgart; Schwab wird — aber, Freund, ich bin ein Narr, so eben fällt mir ein, daß Schwab morgen schon abreist. Komm aber doch herein, wenn es seyn kann.

Der Druck meiner Gedichte hat begonnen. Cotta wurde gestern schon zurückerwartet aus Frankfurt; ich weiß aber nicht, ob er schon da. Ich will nächstens mit ihm sprechen über Deine Sache.

Schurz läßt Dich herzlich grüßen.

Leb' wohl, Du und Deine liebe Frau, und was sie geboren hat.

Dein Niembsch.

Eben auch auf der Silberburg feierte, fast 20 Jahre später (den 5. September 1853), der „köstlichen Frau Köstlin" Sohn, August, seine Hochzeit mit Lenau's Nichte, Maria Theresia Schurz, wobei es, nach des Dichters früherem Wunsche, gleichfalls nicht an Wein, zumal nicht an Champagner gebrach. Niembsch war im Neustädtler Bade mit Liebe an seinem „Faust" geschäftig; namentlich hat er die Partie „Maria" und „der Maler" daselbst ausgearbeitet. Bald wurde er aber von seinem Freunde, Graf Alexander von Württemberg, unterbrochen, der mit Familie und Gefolge nach Neustädtle kam, und sich sogar von Eßlingen herüber auf der Achse einen ansehnlichen Nachen zuführen ließ, um die Neustädtler Muße zu Wasserfahrten auf der Rems benützen zu können.

Niembsch an Mayer in Waiblingen.

Samstag. (Neustädtle, den 24. Mai 1834.)

Liebster!

Meine gräflichen Freunde haben sich entschlossen, morgen den Geburtstag ihres Knäbleins hier zu feiern, und zwar mit Trompeten und Pauken. Ich werde darum heute noch nicht abfahren, und bitte Dich, das Fuhrwerk, wenn es schon bestellt ist, abzusagen.

Ich komme heute noch zu Dir. Wenn Du Deine Visite machen willst, so komm heute nach Tisch circa 2½ Uhr. Dein Niembsch.

Mayer an seine Frau in Heidenheim.

Waiblingen, den 27. Mai 1834.

Gestern Morgen ist Niembsch gleichzeitig mit Alexander von Neustadt abgereist. Es ward ihm leid, daß er durch die geräuschvolle Gegenwart dieser gräflichen Gäste im Dichten und im ruhigeren Umgange mit mir unterbrochen wurde, und er verließ Neustadt, weil er voraussah, daß er daselbst doch nicht würde arbeiten können. Treulich eilte er jeden Abend, öfters auch des Tages zweimal, zu mir hieher, um mich einen Augenblick zu sprechen, wobei es denn auch an meiner Begleitung nicht fehlte. Aber die ruhigere Gesprächsentwicklung, die den Umgang mit Niembsch oft so anziehend und belehrend macht, war uns doch ganz abgeschnitten.

Samstag Nachmittag machte auch ich Alexanders meine Aufwartung, und hatte Mühe, ihren sehr freundlichen Einladungen schon zum Abendessen, besonders aber zur Geburtstagsfeier ihres Kindes, die letzten Sonntag statthatte, und wozu die Eßlinger Trompetermusik herbeschieden war, zu entgehen. Ich entschuldigte mich und ging mit Jettle und ihrer Freundin Pauline aufs Eßlinger Jägerhaus, den ganzen Tag zum großen Vergnügen der beiden Mädchen ein schönes, freies Waldleben führend, bis wir endlich, auf dem langen Waldrücken hinziehend, erst hinter Rommelshausen wieder in das Thal hinabstiegen. In Waiblingen machten wir uns gleich auf den Weg zu dem Feuerwerk, das Alexander an jenem Abend auf den steilen Weinbergen, gegenüber von Neustädtle, und zum Theile, dem Feuerwerk jenseits des Flusses entsprechend, auch in der Nähe des Badhauses abbrennen ließ. Halb Waiblingen war bei dieser durch Trompetermusik verherrlichten Lustbarkeit versammelt; wir kamen aber nur noch zum Ende der Freude, kurz, ehe Niembsch einsteigen wollte, mich noch einmal zu besuchen. Er, Jettle, Maler F., der bei mir zu Nacht speiste, fuhren dann in der schönen Nacht in Alexanders Wagen noch hieher, wo aber Niembsch nur noch einen Augenblick verweilen konnte. So hatte die Freude seines Hierseyns ein Ende.

Niembsch an Kerner.

Stuttgart, Ende Mai 1834.

Lieber Freund!

Mit dem Drucke Deiner Gedichte wird bald begonnen werden. Eine neue Novelle von Sternberg, auf deren unverzüglichen Druck der Verfasser dringt, hat die Presse in Beschlag genommen, welche sonst Deine Gedichte in die Arme genommen hätte. Bis zur Herbstmesse werden die Letzteren doch noch immer erscheinen können, wenn auch erst in ein paar Wochen damit begonnen wird. Sonntag reise ich nach Baden und von dort ein wenig im Schwarzwald herum.

Ich habe gute Nachrichten von Euch, daß Ihr Alle recht vergnügt seyd mit Eurer Braut, was mich recht sehr erfreut.[1]

[1] Marie Kerner war Braut des Dr. Niethammer in Heilbronn.

Auch Alexanders sind wohl und vergnügt und voll der Liebe zu Dir.

Meine Gedichte sind in vier Wochen wahrscheinlich fertig. Reinbeck ist so gütig, in meiner Abwesenheit die Correktur zu besorgen.

Lebe wohl, grüße die Deinigen. Dein Niembsch.

Mayer an seine Frau in Heidenheim.

Waiblingen, 4. Juni 1834.

Am Samstag kam Vormittags auf eine Viertelstunde der treue Niembsch angefahren, um auf einige Tage Abschied zu nehmen. Er fuhr am Sonntag mit Sternberg nach Baden-Baden, hatte aber im Sinne, heute wieder in Stuttgart einzutreffen.

Niembsch an Schurz.

Stuttgart, 28. Juni 1834.

Liebster Bruder!

Meine Geschäfte sind hier nun beendet. Der Druck meiner Gedichte ist fertig. Die zweite Auflage wird eleganter gemacht als die erste. Von meinem Faust ist nichts dabei. Ich will zuwarten, bis sich das Gedicht, wo nicht ganz schließt, doch wenigstens in einer gegliederten Scenenfolge abrundet, und dann unter dem bescheidenen Titel: „Faustische Bilder“ es erscheinen lassen. Neulich war ich mit Mayer bei Uhland in Tübingen. Er war wieder ganz Poet; die leidige Politik ist wenigstens bis zum nächsten Landtag abgeschüttelt. Er war auch ganz Freund, und ich hatte ihn nie so liebenswürdig getroffen. Es ist ein schöner Zug in seinem Charakter, diese wahrhaftige Freude an den poetischen Bestrebungen eines Andern. Das Urtheil eines solchen Mannes wiegt Bibliotheken von Recensionen auf. Ich las ihm einige Faustiana vor; und zwar die nächtliche Scene im Walde mit der Johannisprocession las ich ihm, ohne es zu wissen, gerade in der Johannisnacht. Er hatte große Freude daran. Von seinen Gedichten wird jetzt schon die achte Auflage gedruckt. Am Johannistage machten wir, nämlich Uhland sammt Frau, Mayer und

ich einen Ausflug nach Niedernau, einem hübschen Badeorte. Auf dem Wege wurde sehr viel über Poesie verhandelt, bis in die kleinsten praktischen Details.[1] Uhland spricht sehr gründlich und ist gewandt im Denken, und scharf im Auffassen fremder Ansichten. Schwab äußerte einmal gegen mich sein Verwundern, daß Uhland mit so viel Poesie so viel Schärfe des Urtheils vereinige; mich wundert das gar nicht. Ohne scharfes Urtheil kann man bei der glücklichsten poetischen Fähigkeit nichts schreiben, das da fertig ist, fix und fertig, und überall klappt. Mayer sprach weniger, der Bescheidene schien mehr seine Freude darin zu finden, daß er die Freunde hörte und genoß.

Meine Gedichte werden erst zur Herbstmesse versendet werden. Meine Freiexemplare bekomme ich übrigens nächstens. Man hat mir mein Honorar entrichtet, und ich werde Dir meine Schuld bald mit herzlichem Danke abtragen. Mayer hat mir einen recht lieben Brief von Dir mitgetheilt. Die kleinen Gedichte sind zum Theile recht gelungen. Mayer hat mir den Brief zu schnell wieder entrissen, als daß ich Dir eine genauere Kritik darüber geben könnte. Im Allgemeinen muß ich Dir aber bemerken, daß ich diese Art kleiner Gedichte nicht billige. Ich habe Mayer öfter mein Bedenken geäußert. Weit entfernt, das wirklich Schöne, das in Mayers Liedern und in den Deinigen vorkommt, zu verkennen, kann ich mit der fatalen Kürze nicht einverstanden seyn, die den Leser gerade da, wo sich ein poetisches Gefühl in ihm anspinnen will, im Stiche läßt. Es liegt eine gewisse Neckerei darin, ein kindisches Versteckenspielen. Ferner tadle ich dieses Hinausgehen in den Wald, dieses Herumspioniren, ob die Natur nicht irgendwo einen poetischen Anhaltspunkt biete, gleichsam eine Blöße gebe, wo ihr beizukommen ist. Bei dieser Manier (so muß ich allerdings dieses Verfahren nennen) lebt der Dichter gar zu sehr in der Außenwelt; er lauert beständig auf Naturerscheinungen, an welchen er am Ende bloß herumdeutelt. Ich meine, der Dichter soll seine Gebilde im Innern und

[1] So gab Niembsch die Klugheitsregel: Wenn man sich zu einem etwas gezwungenen Reime veranlaßt sehe, so sey es räthlich, das auffallende Reimwort vorausgehen, und das gewöhnliche folgen zu lassen, damit es nicht scheine, man habe zu dem Letzteren das Andere erst mühsam herbeiziehen müssen. (S. Mayer S. 161.).

aus seinem Innern hervorschaffen, und die äußere Natur soll ihm nur aus der Erinnerung, die im Augenblicke der dichterischen Thätigkeit freilich zur fruchtbaren Anschauung werden muß, gewisse Mittel suppeditiren. Kürzer: die angewandte und zum Symbol gewordene Naturerscheinung soll nie Zweck, sondern nur Mittel seyn zur Darstellung einer poetischen Idee.

Ich weiß recht gut, daß ich gar oft gegen diese Ansicht verfahren bin, allein ich glaube, diese Ansicht ist richtig. Mündlich mehr darüber. Meine Rückreise nach Wien hängt von meinem Magen ab. Es geht besser damit, und wenn es so fortgeht, werd' ich binnen vier Wochen von hier abreisen; wo nicht, muß ich nach Rippoldsau ins Bad. Es wäre schön, Herzensbruder, wenn wir uns bei Schleifer träfen! Gibt's keine Staubferien?

Rockert hat mir geschrieben, und im Allgemeinen bloß seine Nichtungeneigtheit, mir den Almanach zu übergeben, auf eine nicht unlangweilige Art geäußert. Ich kann dieses Herumfabeln nicht leiden. Es scheint übrigens ein guter Mann zu seyn; er wolle, heißt es in seinem Briefe, im Herbst die Sache mit mir mündlich besprechen. Gut!

Gestern las ich in der eleganten Zeitung einen sonderbaren Aufsatz über unsere neuesten Dichter. Man streicht mich sehr heraus. Schau doch das Blatt zu kriegen (Juniheft der Zeitung für die elegante Welt). Der Recensent thut mir die Ehre an, mich einen kriegerischen M......[1] Lies selber!

Liebste Tertschi, wie geht's? Bald sehen wir uns wieder! Und Ihr, lieben Kinder, und meine verliebte Schwester Maria, ich grüß' Euch Alle herzlich!

Leb' wohl, Bruder! Dein Niembsch.

Deine Frau Mutter und Bruder Joseph, so wie den ganzen Neuner grüß' ich schönstens. Vogels Gedicht[2] liegt noch bei Schwab fürs Morgenblatt.

[1] Matthisson.

[2] „Die Kirche von Falster."

Niembsch an Friederike Mayer.

Stuttgart, 3. August 1834.

Liebe Freundin!

Beiliegendes Kettchen sende ich meinem lieben Pathchen Emilie zum Angedenken; mir ist leid, daß ich's ihr nicht selbst umhängen kann; thun Sie es und sagen Sie dabei, daß es von ihrem Godi kommt.

Leben Sie wohl, liebe Freundin, mit Ihren Kindern, die ich alle herzlich grüße. Ich komme doch bald wieder nach Württemberg.

Behalten Sie mich in freundlichem Andenken. Mayer seh' ich vielleicht in München, worauf ich mich sehr freue.

Adieu. Ihr Freund Niembsch.

In Eile. In einer Stunde fahre ich ab.

Niembsch an Kerner.

Eßlingen, den 4. August 1834.

Lieber Kerner!

Ich übersende Dir die Aushängebogen Deiner Gedichte, soweit ich solche corrigirt habe. Meine Heimreise machte mirs unmöglich, das Ganze zu besorgen. Beim prosaischen Theil wäre ohnehin meine Hülfe nicht nöthig, vielmehr unerlaubt gewesen, da Du ja selbst sagst im Vorwort zu den Reiseschatten, sie sollen unverändert die alten bleiben. Meine Aenderungen, die Du hier und dort in den Gedichten treffen wirst, sind, glaub' ich, von der Art, daß Du sie, aufmerksam gemacht, ebenso vorgenommen haben würdest, und so hab' ich denn im Vertrauen auf Deine stillschweigende Einwilligung und Deine ausdrückliche Vollmacht an mancher Stelle nach bestem Wissen und Gewissen geändert. Sollte ich aber manchmal Deinen Sinn nicht getroffen haben, so würde ich das sehr bedauern und bitte Dich für solche Fälle um Vergebung. Die pressanten Drucker gestatteten mir nicht die Zeit, um Dich zu fragen, ob Du mit meinen Aenderungen einverstanden seyest. Eine der auffallenderen Umgestaltungen dürfte Dir erscheinen pag. 71: „Sängers Trost"; sie ist aber schlechterdings durch die Grammatik geboten. Früher hieß es:

Weilt an ihm kein Wandrer
Im Vorüberziehn,
Blickt auf seiner Reise
Doch der Mond auf ihn.

Auf ihn concordirt nicht in genere mit dem Graben, wovon Strophe eins die Rede ist. Das Grab ist generis neutrius, darum müßte das Pronomen der zweiten Strophe nicht heißen auf ihn, welches ja das Masculinum ist, sondern auf es. Das geht aber nicht, folglich hab' ich versuchen müssen, es mit einem andern Reim zu geben. Es würde zu weit führen, wenn ich Dir alle meine Aenderungen eben so rechtfertigen wollte; ich kann mich hier nur auf meinen guten Willen berufen und meine freundlichste Sorgfalt, womit ich das Geschäft besorgt. Bei einem mündlichen Gespräche will ich Dir einmal, wenn Du es wünschest, genauere Rechenschaft geben. Trotz meiner Aufmerksamkeit sind einige Druckfehler, aber unbedeutende, stehen geblieben, weil der Setzer manchmal versäumte, einen von mir bezeichneten Druckfehler zu berichtigen, was übrigens auch meiner Gedichtsammlung begegnet ist, woraus Du ersehen kannst, daß ich die Deinige nicht mit geringerer Sorgfalt corrigirte.

Meine Gedichte sind fertig; man will sie aber erst zum Herbst erscheinen lassen. Bis dahin müssen auch die Freiexemplare zurückgehalten werden. Ich habe indessen dafür gesorgt, daß Dir ein solches in meiner Abwesenheit seiner Zeit zugestellt werde.

Mittwoch reise ich von hier nach Hause. Es war mir unmöglich, Dich noch einmal zu besuchen.

Ich danke Dir und Deiner Frau noch einmal herzlichst für alles Liebe und Gute, das ich bei Euch genossen, Deiner Tochter Marie wünsch' ich eine glückliche Ehe und hoffe sie auch.

Lebe wohl, lieber Kerner, und glücklich in und mit den Deinigen. Dein Freund Niembsch.

Niembsch verließ Stuttgart am 6. August in Gesellschaft Reinbecks und Emiliens, die ihm bis in das oberösterreichische Salzkammergut das Geleite geben wollten. Diese Reise wurde von Reinbeck selbst in seinen

„Reiseplaudereien", I. Band S. 215 u. s. w., ausführlich erzählt, woraus nachstehendes entnommen wird.

Am 10. trafen sie in München, wo sie im goldenen Kreuz wohnten, zufällig auf der Gasse mit Uhland, dessen Frau und Karl Mayer zusammen, die so eben sehr befriedigt von den bayerischen Seen zurückgekehrt waren. Schon am nächsten Tag Mittags reisten diese nach Schwaben, jene aber nach Oesterreich ab.

Am 13. August, seinem Geburtstag, war Niembsch mit seinen Freunden Nachmittags in Plain, einem stattlichen Stift mit Wallfahrtskirche nächst Salzburg, bei Milch und Brod vergnügt. Beim Besuche der vom Fürstenbrunnen durchbrausten Felsenschlucht am 15. Nachmittags lagerte sich Niembsch auf feuchtes Moos, was für ihn später von üblen Folgen gewesen zu seyn scheint.

Am 17. August Abends gelangten die Freunde nach Gmunden, und denselben Abend noch fuhren sie auf dem See nach Schloß Ort, wo Schleifer sie mit Herzlichkeit empfing.

Am 19. ward der Laudachsen besucht. Oben forderte Hani, die bekannte Jägermaid, Niembsch, den Vielgereisten, zu Erzählungen auf. Er fragte sie, ob sie wohl wisse, daß auf den Felsen dort ein Berggeist hause? Sie gab dieß als bekannt zu. „Und dennoch glaubst du," fuhr Niembsch fort, „wenn die Felsen verhüllt sind, das seyen Nebel? Da irrst du dich aber sehr!" — Sie wurde sichtbar gespannt. — „Wisse, daß der See des Berggeists Waschzuber ist, worin er seine Hemden und Hosen wäscht, die hängt er dann auf den Felsen zum Trocknen umher, und das haltet ihr blind für Nebel." Sie aber schüttelte das Haupt und bat ihn um Erzählungen von den Städten und Menschen, die er weithinaus gesehen habe.

Abends bei der Heimkunft nach Gmunden ins Gasthaus zum goldenen Schiff gab Niembsch dem Mädchen ein Seidentuch und ihrem Bruder eine Weste und auch für Vater und Mutter Geschenke mit.

Am 21. wurde die Reise nach Hallstatt fortgesetzt, wo der Kirchhof wieder zweimal, in der Dämmerung und im Mondlicht, betreten ward. Gleich bei der Thür fiel ihnen — wie Niendorf S. 162 erwähnt — ein Grab in die Augen, auf dem ganz symmetrisch geordnet drei Todtenköpfe

lagen, die im Mondglanze noch blendender und greller erschienen, was den drei befreundeten Wanderern, im Einklange mit der ganzen nächtlichen Scene und Stimmung, doch einen recht seltsamen Eindruck erregte ...

Am 22. Abends stiegen sie im Zickzack viele Felsenstufen empor, an geräumigen Rasten vorüber, auf deren mittelsten Kaiser Max der Zweite im Jahre 1546 geruht, zum Häuschen des Bergmeisters empor, das außerhalb eine erhabene schöne Aussicht zeigt, und innerhalb ein sauber gearbeitetes Nachbild des Inneren des Salzbergs. Niembsch bekam heftiges Seitenstechen, ein Uebel, das er aus Amerika heimgebracht, und das vielleicht durch das neuliche längere Lagern auf dem feuchten Moose in der Fürstenbrunnenschlucht wieder erweckt worden war. Erst spät unter zunehmenden Schmerzen des Dichters gelangte man wieder in die Tiefe.

Am 23. erhob sich über ein Kreuz auf einem Felsenblocke am Wege zum Wasserfall ein künstlerischer Streit. Niembsch tadelte solches an diesem Orte, als der Kunst und Naturanschauung fremd und störend, und als nicht von allgemeiner Bedeutung, sondern blos conventionell. Die andern Zwei sträubten sich aber dagegen, ein Symbol nicht in die Landschaft aufzunehmen, das ihr eine keineswegs unästhetische Weihe verleihe, wenn auch von einer christlichen Landschaft nicht die Rede seyn könne. Es hatte sie hier in der Mitte der Zerstörung das Bild der Versöhnung besonders ergriffen.

Am 24. ward auf einem Einspänner durch eine wilde Schlucht ins felsumschlossene Wiesenthal, die Gosau, gefahren.

Am 25. konnte Niembsch abermal wegen Seitenschmerzen nicht zum unteren Gosausee mit. Er benützte seine Einsamkeit dazu, den Wirth, dessen 23jährige Tochter in der vorigen Nacht zum zweitenmale Mutter geworden war, zur Einwilligung in ihre Ehe mit ihrem Geliebten zu bereden. Es gelang aber ihm nicht. Der Bursch war dem Vater zu leichtsinnig, um ihm seine Tochter und ihr Vermögen zu vertrauen.

Nun tauschten aber Niembsch und Reinbeck die Rollen; jener verlor sein Seitenstechen, und dieser bekam Zahnschmerzen, und dann sogar die Gicht, und mußte daher am 27. zu Ischl im Posthause das Haus hüten. Auf sein inständiges Bitten las ihm Niembsch seinen Faust vor. Hierüber

schreibt Reinbeck: „Lenau's Vorlesen übt einen eigenen Zauber; es ist eine ächte, reine Recitation ohne allen declamatorischen Pathos, in sehr sonoren tiefen Tönen, sonder große Abwechslung und doch tief eindringend. Jedesmal, bevor er beginnt, macht er eine längere Pause, den Blick auf das, was er vorlesen will, geheftet, so daß der Zuhörer sich zur Aufmerksamkeit sammelt; ein Gebrauch, der sehr zu empfehlen. Wie Tieck, stört es ihn, wenn die weiblichen Zuhörer sich mit Arbeiten beschäftigen, während er liest. Uebrigens kann nichts verschiedener seyn, als Beider Vorlesen, und doch ist jedes meisterhaft; in Lenau's mehr Eigenthümlichkeit." — Hier werde beigefügt, was Mayer in seinem Buche S. 168 anführt: „Lenau liebte, daß der Hörer seiner Gedichte sich ganz in sie versenkte. Als er einmal sein Gedicht: „Die Thräne" vor Uhland vorlas, nahm er diesem fast die Bemerkung etwas übel: er sey begierig gewesen, was auf das Wort „Oelung" in der vorletzten Strophe für ein Reim kommen werde, und er sey dann durch die Worte: „seines Auges Höhlung" angenehm überrascht worden. Uhland, meinte er, sollte bei dem Eindruck des Ganzen keine Aufmerksamkeit auf einen solchen Nebenpunkt gehabt haben." —

Am 28. wurde von Ischl nach Salzburg gefahren, und am 30. zu guterletzt nach Golling, wo aber der unpasse Reinbeck abermals nicht wagen durfte, seine Gefährten zum dreifachen Sturze des Harzbachs zu begleiten. Bei der Rückkunft fand Niembsch im Gasthause zu Golling einen Reisenden, in dessen Wagen er einen guten Platz bekam. Die Deichseln der Kutschen wiesen nach entgegengesetzten Richtungen hin. Es ward kurz geschieden: die Reinbecks eilten nach Schwaben zurück, Niembsch nach Steiermark.

Niembsch an Emilie.

Neuberg in Steiermark, 6. September 1834.

Meine Reise bis hieher ging auf kleinen Postkarren sehr rasch. Die Gegend ist schön. Auf dem Wege von Golling nach Werfen liegen etwas abseits die Oefen. Mein Reisegefährte nannte sie nur zufällig, und auf mein Bedauern, sie nicht gesehen zu haben, machte er mir die angenehme

Entdeckung, daß sie ganz in der Nähe seyen und erbot sich sehr artig, mich dahin zu führen. So Wildes hatt' ich noch nie gesehen. Eine enge Schlucht, oder vielmehr ein Riß, klafft durch die Felsen hinunter, wie eine tiefe, finstere, ewige Wunde. Unten in schwindelnder Tiefe braust die Salzach. Der beträchtliche Fluß drängt sich hier so eng zusammen, daß er zu überschreiten wäre. Dadurch wird er sehr tief und ungestüm, wie wenn sich ein ganzes Leben zusammendrängt in eine tiefe heftige Leidenschaft. Ungeheure Felsen liegen umher als einzelne Ausbrüche, in denen sich ein grollender Geist Luft macht, und so starr und stumm sie auch daliegen, man spürt, wenn man sie betrachtet, noch etwas von der Erschütterung, mit welcher sie einst geschleudert wurden. In dieser Schlucht möchte ich eine Hütte bauen. Gegen diese Zerrissenheit ist das wildeste Lied Byrons ein Gesang der Seligen.

Niembsch kam Freitag den 5. September 1834 Abends bei mir in Neuberg an, wo ich beim kaiserlichen Eisenwerke schon seit einigen Wochen in amtlicher Sendung anwesend war. Ich hatte ihn erwartet, da ich von seiner Abreise aus Schwaben schon durch Mayer benachrichtiget worden war. Ich fand ihn heiter und wohlaussehend, wozu die schöne Reise durch ganz Obersteyermark, und vielleicht auch das erste Vergnügen des Wiedersehens einiges beitrug. Er blieb nur bis zum 11. dort; die Sehnsucht nach seiner Schwester und vielleicht auch noch nach sonst Jemand ließ ihn nicht länger rasten; Sonntag den 7. ward ein fröhliches Fest vor einigen hölzernen Hütten im Scheiterboden, in der Nähe „des todten Weibes" gefeiert. Diese herrliche, von der grünen Mürz durchbrauste Felsengasse, worin aus einer Höhle mitten in der Wand ein Bach stürzt, ergriff auch Niembsch gewaltig.

Die Beamten alle des Eisenwerkes und der Staatsherrschaft mit ihren holden Frauen und Töchtern tafelten im Freien, und es ward viel gelacht und getanzt. Hier sah Niembsch zum erstenmal den Steyrertanz, den er späterhin so meisterhaft besang.

Der damalige Kassier des Werkes, ein feiner kluger alter Herr, war ein leidenschaftlicher und durchtriebener Vogelfänger, daher für Niembsch ein wahrer Fund. Aus des Ersteren Gespräche entsproß Lenau's „Lied

vom armen Finken." — Ueber Tags hatt' ich beim Eisenwerke zu thun, und so blieb Niembsch viel allein, und wurde mitunter wieder recht traurig; dann lag er am liebsten unferne des Gasthauses zunächst am Schloß auf dem Berge unter düsteren Fichten, dem einsamen schwermüthigen Rufe eines dort sich aufhaltenden Gimpels lauschend. Sein Gedicht „Einsamkeit" erinnert mich lebhaft an jene Stelle. Nach einer Zurückkunft von dort war es, daß er mir einmal die noch immer brennende Wunde, die ihm Bertha geschlagen, klagte. Ein Brief Mayers an mich, bezüglich kleiner Lieder, worin er Lenau's etwas zu hartes Urtheil sehr geschickt anfocht, aber zugleich äußerte, daß er dadurch in der Freude seines Dichtens gestört worden wäre, fiel Lenau sehr schwer aufs Herz; doch ich tröstete: „Nur Geduld; er wird schon wieder singen! Ein echter Vogel verlernt das nicht so leicht!"

Am 11. September gelangte Niembsch nach Wien, von wo er mir am 22. nach Neuberg schrieb:

Liebster Bruder!

Hier übersende ich Dir einen Brief von unsrem lieben Mayer. Die Gedichte darin waren mir ein wahrer Augentrost. Du hattest doch Recht: es wird wieder kommen. Ein wahrer Dichter läßt sich nie das Maul stopfen.

Zu einer Gemsenjagd soll ich? Das wäre freilich köstlich! Ich leide aber seit gestern an einem kleinen katarrhalischen Fieber; darum kann ich auf Deine freundliche und lockende Einladung keine bestimmte Antwort geben. Ich schwanke etwas in den Knochen. Bin ich bis Donnerstag [1] wieder gut, so will ich kommen. Der Neuberger soll nur so gut seyn, im Neunerschen Kaffeehaus (erster Stock) anzufragen; wäre es aber nichts mit dem, so käm' ich auf dem Eilwagen. Aber wie gesagt, früher muß ich wieder aufrecht seyn.

Den Musenalmanach werd' ich Dir sammt meinen Gedichten nächstens schicken oder selbst bringen. Unsere Therese hat ihren ferneren Aufenthalt auf dem Lande [2] von dem Umstande abhängig gemacht: ob ich nach Steiermark gehe oder nicht? Ja, so bleibt sie; nein, so zieht sie herein.

[1] Den 25.

[2] Zu Heiligenstatt.

Deine Kinder hab' ich recht vorgerückt gefunden. Der Toni ein tüchtiger, stämmiger Kerl, und recht gescheidt. Deine Mutter ist sehr freundlich für mich besorgt, und sucht mir die Abwesenheit meiner lieben Therese, die mir freilich sehr abgeht, weniger fühlbar zu machen. Klemm ist bereits hereingezogen.

Mittwoch[1] hab' ich in Penzing bei Max gespeist. Er und sie sind mir sehr zugethan. Recht gute, feine Menschen. Sonntag darauf[2] hab' ich mit ihnen eine Partie nach Nußdorf gemacht. Mondhelle Nacht; Fahrt auf der Donau; fröhliches Nachtessen auf dem Balkon; Heimfahrt um zwölf Uhr. Das war nicht übel. Aber lieber Bruder, die Hypochondrie schlägt bei mir immer tiefere Wurzeln. Es hilft Alles nichts. Der gewisse innere Riß wird immer tiefer und weiter. Es hilft Alles nichts. Ich weiß, es liegt im Körper; aber — aber —

Lebe wohl, lieber Bruder! Dein Niembsch.

Mayers Brief hat Therese geöffnet.

Nicht so bald hat Lenau sein trauriges Ende so klar vorausgeahnt; nein! voraus gekannt und voraus genannt; ein wahrer Vorausverkündiger, als wie in diesem hoch merkwürdigen Briefe. Um dieselbe Zeit ein Jahrzehent darnach ging sein furchtbar Wort in Erfüllung. Was er hier aussprach: „Es ist doch Alles nichts!" hallt furchtbar sein letztes Gedicht zurück, aus dem rollenden Eilwagen zwischen Zernolding und München in der Nacht des 18. September 1844. (S. Dichterischer Nachlaß S. 198. „Eitel nichts!") „Eitel nichts!" Dieser Gedanke war gleichsam Lenau selbst; er blieb ihm sogar im Wahnsinn treu, denn er sprach ihn uns noch im Wahnsinn aus.

Als meine Mutter damals Niembsch durch ihre Magd täglich das Frühstück bringen ließ, gefiel er sich manchmal darin, diese durch starre Blicke und Gesichtsverzerrungen in die Flucht zu jagen. — „Jesus, Maria und Joseph, Mama," rief sie dann, „der Herr v. Niembsch ist ja gerade wie verrückt! Was er für Gesichter schneidet und wie wild er schaut!"

[1] Den 17.

[2] Den 21.

— Ja, male Du nur den Teufel an die Wand, und er kömmt über kurz oder lang leibhaftig! — Dieß und der Brief beleuchten sich einander gar grausig und grell.

Niembsch traf denn doch wieder zu rechter Zeit in Neuberg ein. Am 29. September 1834, Montag und Michelstag, standen er und ich einige Stunden von Neuberg in der Burg (die Felsen der Veitschalm haben dort das Ansehen von verfallenen lückigen Ringmauern) auf Gemsen. Es regnete furchtbar, wir glaubten uns in Vater Ossians stürmischem Morven, allein wir hatten wasserdichte steirische Lodenmäntel, einem Meßkleid ähnlich, nur Brust und Rücken bedeckend, zu beiden Seiten aber offen, umgeworfen, und waren mit Bundschuhen angethan, und achteten daher des Unwetters nur gering.

Ein Rudel von sechs Stück Gemsen kam endlich die Klippen heruntergetanzt, auf rollendem Schutte, von uns durch eine tiefe Kluft getrennt. Sie blieben, uns fest gegenüber, einige Augenblicke stehen, und spähten und lauschten. Niembsch legte rasch an und schoß. Im Nu waren sie alle, aber auch nicht eine Einzige blieb zurück, um die Felsenecke hinum. Hatte nun Niembsch auch gefehlt, so hatte er doch auf Gemsen geschossen, und auch bloß das schon ist eine Freude.[1] In Münzsteg ließen wir uns dann ein tüchtiges Jägermahl von Knödeln und Selchfleisch baß schmecken. Man hatte vier oder fünf Gemsen erlegt, deren hübschestes Krücklеinpaar Niembsch zum Andenken verehrt ward. Er ließ sich davon Messer und Gabel beheften. Das Messer ist zur Stunde noch vorhanden. Auf der Heimfahrt von Münzsteg nach Neuberg wäre uns bald ein großes Unglück begegnet. Wir hatten sehr schwächliche Pferde. Als wir an eine ziemlich steile, langgestreckte Anhöhe gelangten, mußte der Kutscher dieselben sehr antreiben, damit sie den Wagen (worin nebst uns noch ein kaiserlicher Eisenwerksbeamter, Wilhelm v. Leitner, saß, ein Bruder des ausgezeichneten, aber allzubescheidenen und daher viel zu wenig bekannten

[1] Als Gustav Schwab (am 28. September 1844) der Gemsen gedachte, welche er auf dem Watzmann erblickt, entgegnete Lenau mit unbeschreiblich treuherzigem Vergnügen, indem er dem Freunde innig zunickte: „Das freut mich, daß Du lebendige Gemsen gesehen hast. Jeder Dichter sollte in seinem Leben einmal eine Gemse sehen.“ (Niendorf S. 216.)

steyerischen Dichters, Gottfried, Ritter v. Leitner) — hinzuschleppen sich bemühten. Durch dieses hitzige Antreiben gingen unsere Pferde rascher als die stärkeren, ruhigeren Pferde des Vorderwagens; wir erreichten diesen, und sollten nun unsere Gäulchen nicht mit der Deichselstange in denselben hineinstoßen, so mußten sie plötzlich zu ziehen ablassen. Die Wucht des Wagens zerrte sie aber da sogleich zurück, wobei dieser weichend in eine schiefe Richtung gerieth, sich neigte und stürzte, glücklicherweise noch auf den Rand der Straße und nicht in die mehrklaftrige nur mit zweifelhaften Schranken versperrte Tiefe daneben. Als wir lagen, sah ich nur Leitner, aber Lenau nicht. Ich dachte, er läge unterm Wagen oder wohl gar im Abgrund. Außer mir vor Besorgniß um ihn und vor Wuth über den dummen Knecht, flucht' ich laut wie ein Heide. Siehe, da trat Lenau — gerade so wie abbildlich in seinem Frühlingsalmanach für 1835 der den Faust noch im Sturz erfassende Jäger Mephistopheles um die Felsenecke tritt, zu mir hervor an der Bergseite des Wegs, während er früher auf der Abgrundseite gesessen hatte, stumm, aber ebenfalls besorgten Blicks, ob ich nicht etwa aus eigenem Beschädigungsschmerze fluchte. Noch heute bewundere ich die Geistesgegenwart, Raschheit und Behendigkeit, womit Niembsch mir ganz unbemerkt während des nur kurzen Sinkens des Wagens aus demselben hinaus und hinter ihn gesprungen war. Merkwürdig aber ist, daß Niembsch genau an demselben Tage, just zehn Jahre darnach, nämlich am Michaelstag 1844, wirklich in einen Abgrund fiel, in den schauerlichen des Wahnsinns.

Niembsch an Emilie.

Wien, am 5. Oktober 1834.

Gestern kam ich aus Steyermark, wohin ich zu einer Gemsenjagd gereist war, hieher zurück, und traf Ihren lieben Brief an, und eile ihn zu beantworten. Den Ausflug nach Steyermark unternahm ich, um mich einem gewissen schwermüthigen Dahinbrüten zu entreißen, das nicht gut ist, und meinen Körper, worin es gegründet zu seyn scheint, noch mehr herabbringen würde, wenn es andauerte. Die Zerstreuung der Jagd, das mühsame Bergklettern, das Ankämpfen gegen vieles Ungemach, indem

ich drei Stunden lang dem Regen, dem Wind und beißender Kälte ausgesetzt, auf meinem Stande den Gemsen auflauern mußte, die heftig erwachte Jagdlust, die mir das alles leicht erträglich machte; dieß zusammengenommen war wohl im Stande, mich auf kurze Zeit meinem fatalen Unmuth zu entreißen. Aber kaum war ich zur Rückreise in den Wagen gestiegen, so war ich auch schon wieder in den alten Trübsinn zurückgefallen, und zwar so tief, daß ich in gänzlicher Abwesenheit der Seele in dem Postwagen der ersten Station mein Sacktuch, in jenem der zweiten meine Lieblingspfeife, und in einem dritten Wagen mein Faustisches Manuscript vergaß. Wahrscheinlich ist alles verloren und meinen Teufel hat nun der Teufel geholt.

Meine metaphysischen Studien werden fortgetrieben. Wenn ich nur gesund wäre an Leib und Seele! Es muß etwas in mir gebrochen und gerissen seyn, das nicht mehr heilen kann. Glauben Sie mir, es ist nicht fade Phantasterei, es ist Krankheit. Ich will Sie nicht damit bekümmern; aber sagen muß ich es, weil Sie um meinen Zustand wissen sollen. Kann die Zeit mein Leiden nicht heilen, so wird es vielleicht abstumpfen, wie abgestorbene Glieder aufhören zu schmerzen. Dann ist es auch gut. Vielleicht ist aber das Ganze nicht so schlimm, wie es mir vorkommt, und die Meinung meiner Unheilbarkeit nur ein Symptom meiner Krankheit, einst mit dieser verschwindend.

Frankl erzählt: „Als ich Niembsch nach einem Ausfluge zu einer Gemsenjagd wieder im silbernen Kaffeehaus mit der Frage willkommen hieß: „Nun wie ist's gegangen, Niembsch?" antwortete er, indem er den Billardstock mit Kreide bestrich, improvisirend:

„O Einsamkeit, wie trink' ich gerne
Aus Deiner frischen Waldzisterne!"

Niembsch war auf dieser Gemsjagdreise durch die, so eben von einem furchtbaren Brande verheerte, geschichtlich hochmerkwürdige, „allezeit getreue" Wiener-Neustadt gekommen. Er schilderte die Brandleiche in einem Briefe an Emilie. Ewig Schade, daß dieser sich nimmer auffinden läßt!

Schurz an Niembsch in Wien.

Neuberg, den 13. Oktober 1834.

Rinnhofer hat mir am 10. von Schottwien geschrieben, daß er so glücklich war, die drei Stück Bücher in Verwahrung zu bringen, und ich sicher darauf rechnen könne, dieselben würden künftigen Montgg Vormittag (also heute) um „zirgo" 9 Uhr an ihrem Bestimmungsorte eintreffen, wovon er auch den Herrn v. Niembsch unter Einem Anzeige zu machen so frei gewesen wäre. Von der Tabakspfeife sey bisher nichts in Vorschein gekommen; Rinnhofer aber hoffe, er werde sie doch auch noch an das Tageslicht bringen.

Gott sey Dank! Du hast also nun wieder Deine theuren Bücher, und bis zum Empfange dieser Zeilen hat sie Dein leuchtender Blick vielleicht schon wiederholt durchflogen, und jeden Vers wie einen wiedergefundenen Sohn zärtlich betrachtet. Wie mich dieses an sich selbst schon freut, so freut es mich auch noch darum, daß ich nun hoffen darf, Dich noch in Wien bei unserer Resi anzutreffen.

Niembsch hatte nämlich Knall und Fall nach Stuttgart reisen wollen, um dort den Faust wieder zusammenzustellen und herauszugeben, damit er einem allfälligen Mißbrauche der verlorenen Handschrift durch den Finder derselben zuvorkomme.

Niembsch an Emilie.

Wien, 21. Oktober 1834.

Meine Gesundheit ist nicht gehörig, aber doch leidlich; das beste Mittel ist, daß ich meine heftigen Gemüthsbewegungen, von denen ich immer häufiger heimgesucht werde, in Gedichte entlade. Ich will diesen Winter recht arbeiten. Bleibe ich diesen Winter hier, so erwartet mich ein herrlicher Genuß. Sämmtliche Beethoven'schen kleinern Compositionen werden hier den Winter über gegeben werden. Da lass' ich keine Note aus; da will ich mein Herz recht durchströmen lassen von dem göttlichen Beethoven, der auf mich wirkt wie kein Geist auf Erden, selbst den großen Britten nicht ausgenommen. Doch es ist immer noch möglich, daß ich

bald nach Stuttgart komme. Die Harmonie in Ihrem Hause, das vergnügte, sich selbst genügende Zusammenleben mit meinen befreundeten Herzen ist auch Musik, und zwar eine sehr schöne.

Emilie Reinbeck an Mayer.

Stuttgart, 24. Oktober 1834.

Ich habe noch aus einem besonderen Grund Dich zu sprechen gewünscht, und nehme nur ungern meine Zuflucht zur Feder, doch liegt mir die Sache zu nahe, um sie unberührt gegen Dich lassen zu wollen. Niembsch schrieb mir nämlich aus Neuberg im September Folgendes:

„Schurz zeigte mir einen Brief von meinem Freunde Mayer, worin er sich sehr empfindlich äußert über meine kritischen Bemerkungen, seine Poesie betreffend. — Er hat mich mißverstanden. Was aus meiner Freundschaft gekommen, wird in jenem Brief meiner Freundschaft gerade zum Vorwurf gemacht. Mayers Poesie hat keinen wärmeren Freund als mich. Das thut mir sehr leid und hat mich ganz verstimmt. Ich werde künftig vorsichtiger seyn in meinen Urtheilen. Das wahrhaft Schöne in Mayers Liedern nicht verkennend, es vielmehr lebhaft fühlend, habe ich nur bedauert, daß es, oft in kleinen Splittern hingeworfen, nicht zu ganzen, geschlossenen Gedichten gestaltet worden. Die wenigsten Leser haben Liebe und Geschick genug, das oft gar zu flüchtig Angedeutete aufzufassen und in ihrem Innern weiterbildend zu ergänzen. Ich hielt es für meine Pflicht, meinem Freund einen Wink zu geben über einen Uebelstand, der sonst vielleicht dereinst härter und verletzender in öffentlicher Kritik zur Sprache gebracht werden dürfte. Ich liebe Mayers Muse um ihrer Kindlichkeit willen; daß sie sich aber von einem wohlgemeinten Freundeswort so einschüchtern läßt, ist nicht recht. Wie gesagt, ich werde vorsichtiger seyn gegen den lieben allzuempfindlichen Freund. Es macht mir wirklich Kummer." —

Du siehst daraus, mein lieber Karl, wie tief ihm Deine Verstimmung, als deren Ursache er sich betrachten muß, zu Herzen geht, und wie redlich er es mit seiner Aeußerung gemeint hat. Da Du ihn nun liebst, wie er es so sehr verdient, so wirst Du ihm auch die Beruhigung gewähren,

daß diese Verstimmung nicht nachhaltig gewesen sey, und der Freund Deiner Muse Dir diese nicht entfremden konnte. Niembschs Gesundheit ängstigt mich sehr, und der schwermüthige Charakter seiner Briefe macht es mir zur Pflicht, so viel in meinen Kräften steht, zur Erheiterung seines hypochondrischen Gemüthes beizutragen. Dazu wünsche ich vor allen Dingen, ihm eine erfreuliche Kunde von Deiner neu erwachten poetischen Stimmung geben zu dürfen, und diesen Wunsch nun an Dein Herz legend, hoffe ich mit Zuversicht auf seine Erfüllung.

Niembsch ließ sich Ende Oktober eine Geldanweisung von zweihundert Gulden Reichswährung aus Stuttgart kommen. Er scheint also in Verlegenheit gewesen zu seyn, um so mehr, da er auch mir meinen Vorschuß nicht zurückerstattet hatte, wie es früher seine Absicht war, sondern mich um unbestimmte Gestundung ersuchte, die selbstverständlich ihm gänzlich anheimgestellt wurde. Nichts lähmender für den Flug eines hochstrebenden Geistes, als niedere, bleischwere Sorgen der Erhaltung! Dieser leidige Umstand steigerte wohl noch die dem Leib entstammende Schwermuth Lenau's während dieses düstern Zeitlaufes. Eine arge Einwirkung, die sich zehn Jahre später noch viel deutlicher bemerkbar machte.

Niembsch entschloß sich, nachdem er noch einige Weile geschwankt, plötzlich zur Abreise nach Stuttgart. Kaum nahm er sich noch Muse, mehreren Freunden und Dichtern bei seinem Freunde Löwenthal, der mitten in der Stadt wohnte, eine Abschiedsvorlesung aus Faust zu geben. Unter den Anwesenden befanden sich, soviel ich mich entsinne, von Dichtern: Grillparzer, Hammer, Zedlitz, Seidl und Frankl. Die Wirkung war eine mächtige, insbesondere nannte Grillparzer später bei Neuner Lenau den deutschen „Dante.“ — Am 19. November fuhr er davon.

Niembsch an Löwenthal in Wien.

Stuttgart, den 29. November 1834.

Außerhalb Schwaben möcht' ich meinen Faust außer anderen Gründen, auch aus dem nicht drucken lassen, weil Faust ein geborner Schwabe ist. Auch ist sein Charakter ein wahrhaft schwäbischer. Dieser Hang

zur Schwärmerei, dieser redliche Ernst in Verfolgung einer überhirnigen abenteuerlichen Idee, dieses leichtgläubige Sichprellenlassen vom Teufel scheinen mir ächte Züge des schwäbischen Nationalwesens, und ich möchte Fausts Verschreibung einen erhabenen Schwabenstreich nennen.

Man wundert sich hier über mein aufgeheitertes Wesen, und wie man sagt, mein gutes Aussehen. Das erstere und darum mittelbar auch das letztere, dank' ich Euch, Ihr lieben Freunde! Ihr habt mir, wie einem eingeschlagenen Bilde, das lange an einer melancholischen verlassenen Klosterwand gehangen, einen frischen heiteren Firniß gegeben, so daß jetzt wieder alte Farben an mir hervortreten, die ich längst für immer verloschen wähnte.

Niembsch an Schurz in Wien.

Stuttgart, den 8. December 1834.

Geliebter Bruder!

Je später ich dießmal schreibe, desto früher werde ich selbst kommen, d. h. ich reise den 20. d. M. präcis von hier ab, und bin am Christabend bei Euch, Ihr Geliebten! Was mich zu so schneller Heimreise bestimmt, ist ein neues literarisches Unternehmen, das ich hier mit der Brodhag'schen Buchhandlung contrahirt habe; diese forderte mich auf, einen „Frühlingsalmanach," der im Mai erscheinen soll, zu redigiren. Die Bedingungen des Vertrages sind anständig. Außer dem Honorar für meine Beiträge erhalte ich 500 fl. rhein. für die Redaktion. Ich lasse den ganzen ersten Theil meines Faust in diesem Almanach erscheinen. Es sind drei neue Scenen hinzugekommen, deren eine die erste des Gedichtes seyn wird, gleich nach dem prologisirenden „Schmetterling." [1] Eine zweite Scene wird zwischen „die Verschreibung" und den „Tanz" eingeschaltet. [2] Die dritte [3] kommt gegen das Ende. Jetzt rundet sich das Ganze ab zu meiner Zufriedenheit. Außerdem will ich Beiträge von Uhland, Kerner, Rückert, Mayer, Schurz, Pfizer, Grillparzer, Auersperg, Zedlitz u. a. requiriren.

Indem nun die Beiträge österreichischer Dichter früher censirt werden

[1] Also „der Morgengang."

[2] Der Jugendfreund.

[3] Aber welche? Etwa „der See"?

müssen, so will ich nach Wien eilen, dafür zu sorgen. Dieser Almanach soll auch für künftige Jahre erscheinen. Ich habe große Freude daran. Ein braver hiesiger Künstler wird ein Faustisches Bild dazu stechen. Reinbecks und Hartmanns sind sehr vergnügt über meine Gegenwart, auch gesund bis auf den armen Reinbeck, der das Podagra hat. Mayer hab' ich gestern gesprochen; er wartet mit Sehnsucht auf einen Brief von Dir. Er ist heiter und wie immer sehr liebenswürdig.

Chamisso ist bedeutend krank; wir sind in Gefahr, ihn aus unserem Kreise zu verlieren. Zu Uhland mache ich morgen einen Ausflug; auch Kerner werd' ich noch besuchen vor meiner Abreise.

Graf Alexander ist noch immer in der Schweiz. Das ist recht närrisch.[1] Ich werd' ihn dießmal vielleicht gar nicht sehen. Die Reise von Wien hieher hat mich sehr erfrischt und gestärkt. Ich habe jetzt den trefflichsten Appetit, und das Arbeiten geht flink von der Hand. Ich habe doch schon an vierhundert Verse gemacht seit ich hier bin. Von Zeit zu Zeit muß ich wohl immer eine Reise thun, damit mein Blut durcheinander geschüttelt werde. Ich freue mich sehr auf Euch. Liebe Tertschi, dießmal halt' ich Dir Wort mit Trompeten und Pauken. Wäre übrigens auch der Almanach nicht ausgebrochen, den 10. Januar hatt' ich fest vor, in Wien zu seyn. Ist Auersperg in Wien, so grüße den Freund, den Herrlichen, und sag' ihm, er soll mir was Rechtes geben für meinen Maivogel, daß es kein Maikäfer wird; ich lasse ihn dringend bitten. Die übrigen Herren werd' ich selbst ersuchen.

Dein Tonerl bekommt seine Uhr; er soll sich nur recht darauf freuen. Sehr beunruhigend ist, daß Zöppritz die Nachricht gebracht hat, bei seiner Abreise von Wien seyen fünf Deiner Kinder krank gewesen. Ich hoffe, es ist nicht bedeutend, aber das ist doch möglich. Ich kann keine Antwort mehr von Dir erhalten; schreibe also nicht.

Grüße meine Freunde.

Leb' wohl, Bruder, Schwester, mit allen Kindern! Ich küsse Euch herzlich. Dein Bruder Niklas.

---

[1] Er war mit allen den Seinigen schon Anfangs September vor der in Stuttgart herrschenden Cholera dahin entflohen.

Kerner an Mayer.

Weinsberg, den 12. December 1834.

Niembsch ist zu Reinbecks gekommen und meinetwegen auch zu Cotta. Er wird zu mir nicht kommen, was ganz natürlich ist — da ich für ihn schlechte Anziehung bin. Ich habe nichts, gar nichts; ich glaube an Teufel und Gespenster — und er dichtet sie nur und glaubt daher nicht an sie — wie Keiner an seine eigenen Schöpfungen glaubt; das hab' ich an Tieck sehr schön erlebt. — Meine Gedichte hab' ich dem Niembsch noch nicht gegeben; weil sie für ihn zu erbärmlich sind, sandte ich sie ihm nicht nach Wien. Ich schrieb ihm nach Wien; ob er den Brief noch erhalten, weiß ich nicht; und nun lass' ich alles andere Schreiben Niembschs wegen seyn. Gott sey mit ihm und dem Ende seines Lebens, vor welchem Keiner glücklich zu nennen ist!

Niembsch an Sophie in Wien.

Stuttgart, den 14. December 1834.

Liebe Freundin!

Ich danke Ihnen für Ihr Briefchen. Dem Herrn Professor aber weiß ich wenig Dank dafür, daß er gesucht hat, Ihnen die Blumenmalerei zu verleiden. Von Ihnen wundert es mich, daß Sie eine Kunst so leicht aufgeben wollen, mit welcher Sie jahrelangen und so beglückten Umgang gepflogen. Theure Freundin, glauben Sie nur nicht, unsere Kunsttheorie stehe auf so hohem Grad der Ausbildung, daß ein Professor derselben mit untrüglicher Zuversicht behaupten könnte: „Bis hierher und nicht weiter!“ Das sind Arroganzen, und nun freut es mich erst, daß ich in einer neuen Scene meines Faust den arroganten Professoren eins versetzt habe. Graf Isenburg, Fausts Jugendfreund und Schulkamerad, sagt von Faust:

Wie er den alten Professoren,
Den eingeschrumpften Weisheitsthoren,
Des Volksverstandes Burg verließ,
Leicht hauchend in die Lüfte blies.

Mögen die alten Griechen nur den menschlichen Körper für schön, und einen würdigen Vorwurf der bildenden Künste gehalten haben, mögen

sie die Malerkunst auf die, oft nur zu langweiligen Idealköpfe beschränkt, und einen Porträtmaler, der es mit unregelmäßigen, oft nur allzu liebenswürdigen Gesichtern zu thun hat, mit dem Ehrentitel eines Rhyperographen (Kothmalers) belegt haben; — was geht das uns an? Wir wissen recht gut, daß auch ein Thier, eine Landschaft, ein einzelner Baum, eine Blume schön seyn kann. Und wenn es in unseren Tagen Professoren gibt, die dem antiken Unsinn huldigen, was kümmert das uns? Lassen Sie sich Ihren „Kunstzweig nicht entgöttern," wie Sie mir schreiben. Freilich ist die Idee des Schönen in einem Historienbilde leichter zu erfassen, als in einer Landschaft; in dieser leichter, als in einem Blumenbild; solche Auffassung muß um so schwieriger werden, je weiter sich der künstlerische Eindruck vom Gebiete der klaren Vorstellungen entfernt; je tiefer er sich in die Region der Ahnungen verliert. Hört aber die Idee des Schönen auf, eine solche zu seyn, wenn sie bloß geahnt wird? Und ist ein Gebilde kein Kunstwerk, weil es uns diese Idee nur ahnen läßt? Soll nicht vielmehr die Kunst die Idee des Schönen auf die ganze Scala unserer Vorstellungen von der dunkelsten hinauf bis zur klarsten, wirken lassen, und so den ganzen Menschen durchdringen? Pfui der stumpfen Naturen, die von einer Blume nicht ergriffen werden können! Der Ochs denkt sich beim Anblick einer Blume allerdings nichts, als daß er sie fressen könne; aber die Blume blüht nicht nur für das Geschlecht der Rinder.

Die Blumenmalerei ist nach meiner Ansicht ein Zweig der Portraitmalerei. Jedes menschliche Antlitz hat wohl sein eigenes Ideal; es erscheint im gewöhnlichen Zustande unter diesem Ideal; Krankheiten der Seele und des Leibes haben es unter sein Ideal herabgedrückt; aber glückliche Momente edler Empfindungen oder der Begeisterung können das Menschenantlitz in sein eigenes Ideal gleichsam hineinheben. Was den Portraitmaler zum Künstler macht, ist, daß er das Ideal eines Gesichtes erkenne und im Bilde festhalte. Mir scheint, mit der Blumenmalerei verhält es sich auf ähnliche Weise. Die von der Natur gegebene Blume steht meistens unter ihrem Ideal, sie kann aber dazu erhoben werden durch eine gewisse Veränderung ihrer Stellung, der Lage ihrer Blätter u. s. w. Das aber macht diese Malerei zur Kunst. Wie schön haben

Sie in Ihren Arbeiten Blumen idealisirt! O, werden Sie den Blumen nicht untreu! Das Schicksal dieser schnell vergänglichen Schöne bezeichnet ein altes Sprüchwort eben so treffend als rührend: „Heute vorm Busen, morgen vorm Besen." Fahren Sie fort, manche schöne Blumengestalt aus den Händen des flüchtigen Todes zu retten! Eine schöne Blume ist ein schönes Individuum, das uns begrüßt, blüht, schwindet und nie wiederkommt. Es ist werth, daß auf seiner sinnigen Gestalt ein sinniges Auge verweile, eine geweihte Hand sie nachbilde und erhalte. Wollten Sie aber auch die einzelnen Blumen nicht als Individuen beachten und lieben, wohlan! betrachten Sie dieselben als freundliche Grüße des Frühlings, als Grüße, die ihm recht von Herzen gehn. Bewahren wir nicht die Herzensgrüße, die uns ein lieber Freund geschrieben, für künftige Tage, wenn dieser Freund nicht mehr seyn wird?

Verzeihen Sie, daß ich Sie mit einer so langen Correctionsepistel heimgesucht; ich bin zu sehr Freund von Ihnen und Ihren Bildern, als daß ich das hätte unterlassen können. Zudem handelt es sich hier auch um meinen eigenen Vortheil. Sie haben mir ein Bild versprochen, und darauf besteh' ich mit aller Hartnäckigkeit; von Zurückgabe Ihres Wortes kann gar nicht die Rede seyn. Nur auf die Gefahr, in meinen Augen wortbrüchig zu erscheinen, mögen Sie mir das Geschenk zurückhalten.

Ich lasse mich durch kein Professorengefasel aus meinem Rechte verdrängen.

Ich bedaure die Störungen Ihrer Gesundheit von Herzen. Das ist jetzt wohl schon vorüber. Daß Ihre lieben Kinder meiner gedenken, freut mich sehr; grüßen Sie mir die liebe kleine Unruhe.

Ich wünsche Ihnen recht fröhliche Feiertage; ich werde diese in Stuttgart zubringen bei meinen lieben treuen Freunden Reinbecks und Hartmanns! Adieu! Auf baldiges Wiedersehen! Ihr Freund Niembsch.

Am 6. December Abends hab' ich angestoßen auf das Wohl meiner Freunde in Wien!

Niembsch an Kerner.

Stuttgart, vor Weihnachten 1834.

Lieber Freund!

Das ist recht schön, daß der Wunsch, meinen Almanach zu unterstützen, bei Dir eine poetische Thätigkeit angeregt hat. Gerbe mir ja die Bärenhaut recht breit aus, ich freue mich sehr darauf.

Auch ich bin jetzt totus quantus[1] occupatus multis officiis et negotiis, weil ich aber zugleich totus quantus amicus bin, so kann ich nicht unterlassen, Dir einige Zeilen als ein signum amicitiae meae perdurantis zu schicken.

Das lyrische Gedicht mußt Du aber selbst machen, nicht ich, wie Du scherzweise mir schreibst, man würde ja den Vogel, den ungarischen Raben Niklas, gleich an seinen schwarzen Federn erkennen, man würde ihn sogar schon von weitem riechen, denn seine schwarzen Federn sind jetzt durch seinen häufigen Durchflug durch die Hölle etwas versengt, und haben einen ganz brenzlichen Geruch.

Sey so gut, Freund, auf das beiliegende Blatt irgend etwas aus Deinen Gedichten zu schreiben, mit Deiner Namensunterschrift und Zeit und Ort der Geburt; es gehört für einen meiner Freunde, der Handschriften berühmter Leute sammelt. Schicke mirs aber sogleich, ich bin ja auf dem Sprunge, abzureisen. Dienstag reis' ich nämlich Viennam, ubi amicum tuum auditurus sum concionantem, et totum quantum occupatum etc.

Die Sache macht mir viel Spaß. Wenn ich verdrießlich bin, darf ich nur an diese Geschichte denken; und ich muß lachen. Es ist ganz excellent. Uebrigens wie gesagt: altissimum silentium meum, et in altero mundo per omnia saecula saeculorum. Amen.

Wie gesagt: totus quantus amicus tuus Nicolaus Niembsch Hungarus. Nota bene: nobilis. Ha! ha!

Grüße Deine Frau und Kinder. Vergnügte Feiertage!

Der obere leere Schild auf dem Stammbuchblatt bleibt leer, da

[1] Unter dem „totus quantus“ verstand Niembsch eine sehr bekannte hohe geistliche Person, die von Kerner hatte Predigten schreiben lassen.

wird Dein Name hineinlithographirt. Habe die Güte, Deine Verse 2c. in den großen Mittelraum des Blatts zu schreiben. Vale et fave.

- - -

Reinbeck an Schurz.

Stuttgart, den 17. Januar 1835.

Verehrungswürdigster Freund!

Unser schreibunseliger Niembsch überläßt es mir, Ihnen Nachricht von dem zu geben, was ihn abgehalten hat, das seiner lieben Schwester eingesetzte Wort zu erfüllen. Ich wünschte nur, er hätte dieß schon früher gethan; da wollte er aber jeden Tag selbst schreiben, ja, ich weiß, daß er sogar einen Brief vor längerer Zeit geschrieben hat, dessen Absendung er nur, weil er noch immer etwas, seinen Inhalt betreffend, abwarten wollte, von einem Tag zum andern verschob. Wie er für alles, was seinen Versäumnissen etwa zur Last gelegt werden könnte, etwas, das wenigstens wie ein Trost aussieht, aufzufinden weiß, so meint er denn auch, es sey ganz gut, daß die Nachricht von seiner Krankheit Ihnen jetzt erst zukomme, da Sie zugleich die Gewißheit seiner völligen Genesung erhielten und um so gewisser beruhigt seyn würden. Die Sache verhält sich aber in der That so, daß er am 2. Januar mit dem Eilwagen von hier nach Wien in die Arme seiner Lieben abgehen wollte. Wir wollten in der Neujahrsnacht wie gewöhnlich im engeren Familienkreise bei meinem lieben Schwiegervater den Jahreswechsel feiern, als gegen Abend unser lieber Niklosch über heftiges Seitenstechen klagte, welches ihm den Athem benähme. Wir drangen darauf, daß er sich zu Bette legen solle, und sandten sogleich zu unserem Arzte und einem Chirurgen. Glücklicherweise waren beide gleich zur Hand, und der Arzt verordnete, wie wirs vermuthet hatten, einen Aderlaß, nach welchem es sich zeigte, daß eine Entzündung bereits eingetreten war. Bald fühlte er Erleichterung, mußte aber einige Tage im Bette zubringen, wo ihn meine Frau schwesterlich verpflegte und ihn zur vorgeschriebenen Medicin anhielt. Die Krankheit war gehoben, allein es blieb eine Schwäche zurück, welche die größte Vorsicht und Schonung nothwendig machte. So war unsere Neujahrsfreude sehr gestört, doch waren wir noch froh darüber, daß dieser unerwartete Anfall

unserem Freunde nicht auf der Reise zugestoßen war. Daß bei solchen Umständen ans Reisen nicht gedacht werden konnte, und auch die ungünstige Jahreszeit nach der Bestimmung des Arztes nicht so bald daran denken ließ, wird der brüderlichen und schwesterlichen Besorgniß wohl einleuchten. Niembsch hat sich des abgelaufenen Passes wegen ein ärztliches Zeugniß ausstellen lassen. Zu unserer Freude ist er gegenwärtig wieder wohl und munter.

Jetzt rückt aber der Druck seines Frühlingsalmanachs heran, bei welchem er im Anfange wenigstens gern anwesend seyn möchte und auch wohl nothwendig seyn muß. Dieser Almanach wird Epoche machen.

Unser lieber Dichter war sehr fleißig und hat seinen herrlichen Faust bis zu einem Wendepunkt seiner Schicksale gebracht, so daß nun das Fertige als ein kleines Ganze erscheinen kann. Und dabei hat er den ersten Gesang einer höchst originellen ungarischen Romanze unvergleichlich schön vollendet.[1] In ihm ist der deutschen Dichtkunst ein Stern erster Größe aufgegangen, und als solcher wird er bereits ziemlich allgemein anerkannt.

So viel zur Beruhigung des schwesterlichen Herzens, dem ein schwesterliches Herz in meiner Frau die heilige Versicherung gibt, daß dem Bruder nichts an weiblicher Sorgfalt und Pflege abgehen soll.

Wie lange wir unsern lieben Niembsch noch bei uns sehen werden, ist sehr ungewiß, doch hoffen wir, daß er eine etwas günstigere Jahreszeit abwarten und nicht die ganze Reise mit dem Eilwagen, als zu anstrengend, machen werde.

Meine Frau empfiehlt sich ganz besonders Ihrer verehrten Gattin, und ich wahrlich nicht weniger. Mit Liebe und Achtung Ihr ergebenster Reinbeck.

Also auch dieser trübsinnige Zeitraum endete für Niembsch mit Entzündung und Aderlaß, nur aber glücklicheren Ausgangs als jener um zehn Jahre später. Von dieser Herzentzündung her fand sich bei Eröffnung von Lenau's Leiche am 23. August 1850 ein blumenkohlartiger derber Auswuchs von $\frac{1}{3}$ Zoll Durchmesser am Herzen.

[1] „Mischka an der Marosch."

Niembsch an Kerner.

Stuttgart, um die Mitte Jänner 1835.

Liebster Kerner!

Hast Du Dich in die Angelegenheit des Totus quantus so verbissen, daß Du darüber den Bärenhäuter ganz vergissest? Man kann ja Prediger und Bärenhäuter zugleich seyn, wie hundert Beispiele, besonders in meinem christkatholischen Vaterlande, beweisen. Schicke mir doch Deinen Beitrag. Meine Krankheit hält mich noch einige Zeit hier auf, oder vielmehr die Folgen meiner Krankheit. Ich sitze noch nicht fest in den Knochen, schlottre noch ein wenig in den Gelenken. Da ist nun Muse und Gelegenheit, die Almanachsmannscripte zu durchgehen; schicke, Bruder, schicke. Vor allem aber schreibe. Rückert hat mir einen Beitrag von vier Bogen versprochen, was mich sehr freut. Ich habe längst gewünscht, mit diesem Dichter in Berührung zu kommen, der wohl einer der größten ist.

Leb' wohl, liebster Kerner, schicke mir die Abschrift des Bärenhäuters sogleich und grüße mir die Deinigen von dem Deinigen.

Niembsch an Mayer.

Dienstag früh. (Stuttgart, den 20. Jänner 1835.)

Lieber Mayer!

Ich danke Dir für die Sendung. Da sind kostbare Sachen drunter. Mein Almanach fängt an zu jubeln. Ganz ausgezeichnet finde ich: „An einem schönen Morgen; Kind und Greis; Die Hand voll Laubs; Winterlied; Auf die Bitte einer Leidenden; In der Kirche; Das Sprechen der Wahrheit Nr. 1; Während des Läutens; Die drei Burgen; Frommer Wunsch; Die Schifferin."

Die übrigen von mir in Beschlag genommenen sind auch gut und brav. Damit will ich aber nicht sagen, daß die dem Musenalmanach überlassenen geringen Werth hätten.

Freitag reise ich endlich ab. Donnerstag hoff' ich Dich noch in Waiblingen zu sehen. Kerner war gestern hier und hat mir seinen Bärenhäuter, eine excellente Humoreske, vorgelesen. Er ist eigens gekommen,

mich nochmals zu sehen, was mich herzlich freut. Jetzt hab' ich bereits dreizehn Bogen für meinen Almanach und brauche deren nur noch sieben, weil ich das Ganze auf zwanzig Bogen stelle. Deine Lieder will ich gleich auf meinen Faust folgen lassen. Die freie frische Waldluft und meist heitre, immer aber fromme Weltansicht, die sich darin ausspricht, werden dem Leser wohlthun, wenn er aus den höllischen Casematten meines Faust heraustritt. Ich habe Deine Lieder gestern bei uns vorgelesen; sie haben sehr gefallen. Du hast mir meinen Almanach damit glücklich ominirt. Was ich von Dir aufnehme, wird ungefähr zwei Druckbogen ausmachen, paßt also ganz in meinen Plan, nur größere epische, dramatische oder lyrische Gedichte in größeren Reihen aufzunehmen. Kerners Bärenhäuter wird drei Bogen betragen und auf Deine Lieder folgen. Der Druck beginnt im Jänner. Wenn nur Uhland was gäbe; ihm zu Liebe würde ich schon eine Ausnahme machen und einen Beitrag kleinen Volumens aufnehmen. Pfizer ist noch im Rückstand.

Lebe wohl, grüße Frau und Kinder herzlich von Deinem Niembsch.

Ebenso.

Stuttgart, den 21. Januar 1835.

Liebster Mayer!

Morgen, Donnerstag, ist der Geburtstag unserer Emilie, und den will man natürlich zu Hause zubringen. Reinbeck, neuerdings von Podagrastichen heimgesucht, macht zwar seine Ausgänge ins Gymnasium, kann aber doch einen größeren Ausflug nicht wagen, wenigstens diese Woche noch nicht, die nächste Woche aber wird Deine liebe Frau wahrscheinlich schon entbunden, ist also zu spät.

Bei so bewandten Umständen bleibt nichts übrig, als daß ich Freitag allein zu Euch komme, worauf ich mich von Herzen freue.

Euch Alle grüßend. Dein Niembsch.

Deßgleichen.

Den 2. Februar 1835.

Mein treuer Mayer!

Herzlichen Dank für die neuen Sendungen. Du nimmst Dich meines Almanachs, für mich zu großer Freude, sehr freundlich an. Aber ich kann mich nicht einlassen in ein Tauschgeschäft in Betreff der Gedichte: „Die Schneeglöckchen;“ „Bitte um das Wort;“ „Der Vogel im Winter;“ „Der letzte Schnee;“ „An einem Grabe.“ Diese (Deine vorletzte Sendung) möchte ich gerne behalten ohne Ersatz.

Deine letzten Lieder sind zum Theile sehr schön. Das gilt von: „Die drei Sterbenden“ besonders. „An einem Denkmal“ ist trefflich. Auch: „Treue;“ „Das Judenschloß“ und „Die Feldhühner“ erbitt' ich mir. „Zukunft“ rathe ich, die zwei letzten Verse wegzulassen; auch dieß und „Die Zorngrimasse“ bitte ich mir zu lassen. Nur „Nachts im Felde“ ist dem Musenalmanach gegönnt. Hast Du mir heute wieder ein paar schöne Lieder geschickt, Du Guter? Gestern auf dem Heimwege wurde viel von Dir gesprochen. Mir wird sehr heimlich und heimisch zu Muthe, wenn ich von Dir spreche oder an Dich denke. Du bist doch der Kern meiner Freundschaften, guter Mayer!

Das Manuscript send' ich Dir heute zurück. Ich komme noch auf jeden Fall zu Euch, Euch und den kleinen Ankömmling zu sehen. Ich muß schließen. Lebt wohl. Deine Nickele soll mich selbst noch sehen „festgeweint!“ [1] Dein Niembsch.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, den 13. Februar 1835.

Liebe Freundin!

Ein Redakteur ist ein geplagter Mensch, zumal, wenn er in drei Monaten einen Almanach herstellen soll. Viele und sehr verdrießliche Arbeiten haben mich dermaßen verstimmt, daß ich von Zeit zu Zeit eine halbe Stunde abwarten wollte, die mir heiter und freundlich genug wäre, um einer Freundin, wie Sie, einen angenehmen Brief zu schreiben, einen

[1] Bezieht sich auf Mayers Gedicht: „Der feste Bund.“

Brief wenigstens, worin sich nichts von Redaktionsärger einmische; allein umsonst. Ich bin nun einmal verdrießlich und konnte lange warten, bis jene freundliche Stunde käme, und mein langes Schweigen könnte Sie am Ende mehr verdrießen als mein ungeschlachter Brief. Liebe Freundin, warum erwähnten Sie in Ihrem Briefe gar nicht des meinigen? Haben Sie ihn nicht erhalten? Haben Sie meine guten oder wenigstens gutgemeinten Lehren über Blumenmalerei verschmäht? Sehen Sie, theure Sophie, da haben Sie es schon mit dem ärgerlichen Taschenbüchler zu thun. O, wenn nur der leidige Almanach schon fertig wäre, der übrigens leidlich wird. Wie freue ich mich darauf, dieses Produkt des ärgerlichen Fleißes und fleißigen Aergers in Ihre Hände zu legen! Ihr Urtheil zu vernehmen, und, wie ich hoffe, Ihre Zufriedenheit. Sie haben nämlich so viel gesunden und feinen Geschmack in ästhetischen Dingen, daß man alle unsere kritischen Journale vollauf damit versehen könnte, denen es auf jämmerliche Art daran gebricht. Das ist ein heilloses Volk. Das deutsche Volk aber ist zu bedauern, das sich in zwanzig Blättern Jahr aus Jahr ein muß kritischen Unverstand und gemeine Gehässigkeitsklätscherei vorkauen lassen. Warum hat nicht jeder Redakteur eines kritischen Blattes eine Frau, wie Sie? Das wäre aber nicht genug, er müßte zugleich unter dem Pantoffel stehen, oder vielmehr liegen. Das soll aber nicht geschmeichelt seyn. Ich bin selten, am allerwenigsten jetzt zum Schmeicheln aufgelegt. Vom Fasching hab' ich noch gar nichts genossen. Wenn ich nur einmal einen Ball bei Ihrer Mutter sehen könnte, und mich durch lustige junge Leute in gute Laune hineintanzen lassen! Ich bin weniger schwermüthig, als ärgerlich und bärbeißig.

Liebe Freundin, ich danke Ihnen herzlich für Ihre gestickten Blumen, und hoffe noch immer auf die gemalten.

Meine hiesigen Geschäfte dauern noch vier Wochen. Ich muß die Correctur selbst besorgen, weil die Manuscripte zum Theil undeutlich geschrieben sind, der Druck bereits im Gange ist, und ich mich nicht leicht auf einen Andern verlassen kann. Ich hoffe also noch immer, Ihr trauliches Zimmer in der Stadt gehörig einräuchern zu können, dann wollen wir recht vergnügt zusammensitzen und plaudern; dann will ich wieder nicht eher nach Hause gehen, als bis Max sein Schnitzel gegessen, Sie

Ihre zwölf bis vierzehn Pflaumen verzehrt, und ich zwölf bis vierzehn Cigarren verdampft habe.

Meine Gesundheit ist doch noch nicht ganz hergestellt, sie wackelt noch ein wenig; in Wien wird sich das Alles wieder machen. Hier leb' ich sehr einsam. Ich bin fast den ganzen Tag allein auf meinem Zimmer, lese, redigire, corrigire, rauche, ärgere mich, und dichte gar nichts. Die paar Faustscenen und eine ungarische Romanze sind mein Umundauf. Seit sechs Wochen hab' ich keine Zeile gedichtet. Nach Eßlingen komme ich sehr selten.

Soll ich noch einmal von meinem Taschenbuche anfangen? Es wird Sie doch interessiren, was Ihren Freund beschäftigt. Also dieses Taschenbuch wird aus folgenden Stücken bestehen. Eine Liedergruppe von Karl Mayer, das Schönste, was er bisher gedichtet hat. Eine dramatische Posse von Justinus Kerner: „der Bärenhäuter im Salzbade;" eine Satyre auf Kerners Geisterglauben, ganz originell und lustig. Eine Reihe ausgezeichnet schöner Gedichte von Rückert. Endlich mein Faust. Es kommt auch ein Titelkupfer dazu, vorstellend die Waldscene, wo Faust auf Andringen des Teufels die Bibel ins Feuer wirft.[1] Eine sehr hübsche Zeichnung von Fellner, einem geistvollen jungen Künstler. Und diesen Almanach soll ich durch fünf Jahre fortführen laut Vertrag, wenn ich lebe, und nicht früher meine Seele in den großen Frühlingsalmanach einrücken muß, den unser Herrgott redigirt. Wenn wir Freunde dann nur hübsch in ein Kapitel zusammenkommen. Aber wer weiß, wie die Blätter dieses gewaltigen Herrgottsfrühlingstaschenbuches im Universum herumflattern werden! Doch wir sehen uns auf alle Fälle noch früher, das Nähere hierüber zu verabreden. Grüßen Sie Ihr Elternhaus von mir aufs Schönste, wie Ihre lieben Kinder, und seyen Sie aufs allerschönste gegrüßt von Ihrem Niembsch.

[1] Das wirklich gelieferte Titelkupfer zeigt Mephisto, wie er den von einem Felsen herabstürzenden Faust rettet.

Niembsch an Schurz.

Stuttgart, 22. Februar 1835.

Geliebter Bruder!

Mir geht es jetzt wieder ganz gut. Gestern war ich bei unserem Mayer in Waiblingen, und half ihm ein Kind, ein Mägdlein, Auguste Louise, über die Taufe heben. Da wurde auch von Dir gesprochen, und Deine Gegenwart gewünscht. Man kann aber nie alles Liebe beisammen haben. Mit meinem Almanach geht es schnell vorwärts. Kerner, Mayer, Pfizer, Rückert und ich füllen ihn aus. Rückert hat mir herrliche Lieder geschickt, so viel, daß ich die Hälfte für den nächsten Jahrgang aufsparen kann, wozu er mich auch in einem sehr freundlichen Briefe ermächtiget hat. Er muß ein sehr lieber Mann seyn, und wir sind bereits Freunde geworden. Der Almanach wird nach meiner Meinung ganz vorzüglich. Pfizer gab eine poetische Erzählung, vielleicht sein bisherig bestes Gedicht: „Salomos Nächte.“ Mayers Lieder sind ebenfalls ausgezeichnet. Kerners „Bärenhäuter im Salzbade,“ eine dramatische Humoreske, ist ganz excellent. Ich habe den ersten Jahrgang geflissentlich mit bekannten Dichtern gefüllt, um dadurch dem Unternehmen gleich den Eingang zu sichern, weil das Publikum am Namen klebt. Für künftige Jahrgänge kann ich dem bereits accreditirten Almanach mehr Freiheit lassen, immer aber werde ich mich auf wenige Mitarbeiter beschränken, um den Schein einer rivalisirenden Concurrenz mit dem Musenalmanach zu vermeiden. Sende mir bald etwas für den Musenalmanach; ich will bis dahin meinen Beitrag zurückhalten, der wahrscheinlich in der ungarischen Romanze „Mischka“ bestehen wird. Schleifers Gedichte sind schön, besonders: „der Wittwer.“ Ich gebe sie dem Musenalmanach. Graf Alexander ist aus der Schweiz zurück; der alte gute Freund. Er möchte gar zu gern in meinen Almanach, aber das geht nicht. Meine Geschäfte hier können noch vier bis fünf Wochen dauern, dann komm' ich aber ungesäumt nach Wien.

In Frankfurt hat sich ein neues Blatt etablirt: „der Phönix,“ worin die Kritik, wo möglich, noch schärfer und indiskreter auftritt als irgendwo. Neulich kam darin ein sehr bitterer Ausfall auf die „schwäbische Dichterschule,“ besonders auf Mayer gemünzt, vor. Unter Anderem heißt es: „Diese Lyrik ist so beschränkt auf ihre kleinen Berge und Thäler, so

einheimisch ruhig und glückselig, daß sie keinen Schmerz in der Welt kennt, als vielleicht den, von einem Spaziergange kein neues Gleichniß mitzubringen. Diese Dichter sind mit der Welt versöhnt, sie interessiren nur in Beziehung auf ihren beliebigen Gegenstand, den man doch auch nur gelten läßt, weil wir keine Vandalen seyn wollen, welche unempfindlich bleiben, wenn von Nachtigallen und Maikäfern die Rede ist" u. s. w. Rückert sagt in einem Gedicht (es kommt in meinem Almanach):

„Wer sich unter die Dichter mischt,
Den fressen die Recensenten;
Hört ihr's, wie Bosheit, die Schlange, zischt,
Und Beifall schnattern die Enten?
Ich hätte mich auch nicht aufgetischt,
Hätt' ich irgend fürstliche Renten."

Wir leben hier sehr still, aber vergnügt. Wenn ich nur mehr Musik zu hören bekäme! Diese lange Abstinenz von Beethoven thut mir weh. Gar selten hör' ich ein Stück aus einer seiner göttlichen Sonaten.

Kerner ist vergnügt. Seine kleine Emma macht zu Tonerls Uhr ein Band. Ich ziehe diese täglich auf, um sie zu reguliren; heute ist sie mir etwas vorausgegangen.

Liebste Tertschi, sey nur wieder gut auf Deinen sündhaften Bruder! Ich freue mich sehr auf Dich.

Den nächsten Frühling wollen wir die Blüthen zusammen sehen, und uns an Maikäfern und Nachtigallen freuen. Dornbach wäre nicht übel.

Deine Aussicht, lieber Bruder, Rechnungsrath zu werden, freut mich herzlich. Ich sollte es vielleicht jetzt schon auf Deine Adresse schreiben.

Schwab ist wieder recht freundlich gegen mich. Den Paul Pfizer hab' ich oft gesehn; er hat eine Neigung zu mir, wie ich zu ihm. Gustav war abwechselnd in Tübingen. Uhland hab' ich auch besucht; er ist ein warmer Freund. Hartmann war gestern auch Pathe; er hielt das Kind. Es war ein schöner Anblick; der würdige Greis, in stattlichem schwarzem Anzug, mit zwei Ordenssternen, hielt den kleinen Ankömmling liebevoll in den Armen, und blickte ganz herzlich und segnend auf das Kind herab. Die Mutter war sehr gerührt, auch der überaus glückliche Mayer, den man immer mehr lieben muß. Dann wurde ein tüchtiger Taufschmaus

gehalten, wobei es lustig herging. Mayers Verwandte waren großentheils da, sein Bruder, seine Schwestern, Schwäger, Vettern, Neffen, Nichten, Schwiegermutter, Vater ꝛc. ꝛc. Der gute Neckarwein strömte. Wärest Du doch mit Tertschi da gewesen!

Grüße meine Freunde, Deine Mutter zum schönsten. Euer treuer Bruder und Onkel. Reinbecks grüßen Euch herzlich, wie Mayers.

Niembsch an Mayer.

Stuttgart, vielleicht am 8. März 1835.

Lieber Freund!

Ich habe mich plötzlich entschlossen, nach Wien zu reisen. Der Tod des Kaisers — requiescat in pace et lux perpetua luceat ei — hat mich hauptsächlich dazu bestimmt. Uebrigens ists auch mit meinem Frühlingsalmanach schief worden; das Kupfer wird nimmer fertig und so erscheint er im Spätjahr 1836.

Ich danke Dir für's Fabelbuch, womit ich meine kleinen Schurze gewiß sehr erfreue. Du hättest nur Deinen Namen einschreiben sollen mit einem Gruße an die lieben Brodteufelchen.

Leb' wohl, Herzensfreund. Ewig Dein Niembsch.

Grüße Frau und Kinder schönstens.

Niembsch an Kerner.

Stuttgart, den 19. März 1835.

Liebster Kerner!

Vor Allem meinen herzlichen Dank an Deine Emma für die allerliebste Kette. Das wird ein recht festlicher Augenblick werden für den Toni, wenn ich ihm das schöne Geschenk überreiche. Dazu die verschlungenen Hände in Gold, das ist prächtig! Ich bin schon recht begierig, was mir der Toni als Gegengeschenk an die Emma mitgeben wird, wenn ich von Wien abreise nach Schwaben. Man kann wahrhaftig gar nicht wissen, was noch aus dieser Geschichte wird. Ja — ja — das ist eine kuriose Geschichte.

Mit Deinen betrübten Betrachtungen ist's nichts, lieber Alter. Ich bin und bleibe unwandelbar Dein Alter. Nächste Weinlese komme ich wahrscheinlich zu Dir und bringe Wiener Raketen mit, die auf der Weibertreue steigen sollen, daß Salzer[1] einen Schnalzer macht. Morgen Abend reise ich nach Wien. Den Tantum quantum werde ich suchen zu hören und darüber referiren. Uebrigens altissimum silentium von meiner Seite. Der Almanach wird den 15. April wahrscheinlich ausgegeben werden können. Dein Bärenhäuter ist klassisch. Lebe wohl, mein lieber Freund, ich grüße Dich herzlich mit den Deinigen. Dein Niembsch.

Der Bärenhäuter ist abgedruckt, er hat 4½ Bogen gegeben, also einen vollständigen Gaul.

Leb' wohl, Brüderl!

Niembsch an Mayer.

Stuttgart, 20. März 1835.

Liebster Mayer!

In aller Eile noch einen herzlichen Gruß an Dich und die Deinen.

Hier sind die Aushängebogen.

Leb' wohl, lieber Freund! heute Abend reise ich. Dein Alter, Niembsch.

Freitag Nachmittag.

Die Berliner Jungens geben zu Ostern heraus einen: „Norddeutschen Frühlingsalmanach." Das wird lustig.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, 9. März 1835.

Ihre etwas unwirschen Zeilen zeugen von einer Verstimmung, die mir leid thut, jetzt aber wahrscheinlich vorüber ist. Gleich Ihre ersten Worte sind ziemlich spitz, wo Sie mir meinen Kunstbrief, meine kunstkennerische Weisheit aufmutzen, indem Sie versichern, daß der Brief, wenn gleich von Ihnen nicht beantwortet und berücksichtigt, doch von Ihren

[1] Ein Chemiker, dem die Weinsberger Feuerwerke übertragen waren.

Schwestern und Andern gehörig bewundert worden sey. — Liebe Freundin, ich habe mir auf diese Zeilen nichts eingebildet, und bin dabei nicht auf kunstkennerische Windbeutelei oder Bewunderung ausgegangen. Die freundliche Mahnung sollte Ihnen blos ein Zeichen seyn meiner warmen Theilnahme und meiner Hochschätzung Ihres schönen Talentes und wo möglich eine Ermuthigung für meine eingeschüchterte Freundin. Ich bedaure meine unzeitige Intervention, und werde mich künftig hüten vor ähnlichen Zurückweisungen. Dieser kleine Zwist zwischen uns bestätigt meine Maxime vollkommen: „Wenn man verstimmt ist, soll man an keinen Freund schreiben, denn da thut man ihm gewiß weh.“ Ich hätte selbst nicht davon abweichen sollen. Mündliche Aeußerungen einer üblen Laune gehen vorüber, und man kann sich an Ort und Stelle überzeugen, daß es nur üble Laune sey; aber so ein Brief bleibt einem vor den Augen liegen, und zankt fort und fort, während die liebe Schreiberin vielleicht längst wieder freundlich und versöhnt ist. Heute haben wir seit lange wieder einen schönen Tag. Das böse Wetter hatte mich ein wenig angegriffen. Meine Gesundheit ist gar nicht verläßlich, sie wackelt bei jeder stärkeren Anstrengung von außen oder von innen. Wenn nur der Frühling schon da wäre! So schlimm ist es mit mir noch nicht, daß ich mich zu keinem Wunsche mehr erheben könnte. Meine Heimreise werde ich auf jeden Fall noch diesen Monat antreten.

Ihre Shakespearischen Lesungen gefallen mir sehr.

Nach Eßlingen komme ich äußerst selten, und von der Gräfin Marie hab' ich nichts geschrieben, weil ich sie noch nicht gesprochen habe.

Mich freut es, daß Ihre Kinder sich meiner erinnern. Seyen Sie heiter, liebe Freundin, und reißen Sie sich, wenn es noch nicht geschehen ist, für immer aus dieser fatalen Stimmung. Sie sind so würdig, glücklich zu seyn, und an den äußeren Bedingungen hat es Ihnen Gott auch nicht fehlen lassen. Max soll sie nur hinaus lachen aus dem letzten Schlupfwinkel übler Laune.

Mein Almanach wird frisch gedruckt, bis Ostern erscheint er.

Ich freue mich sehr, Sie bald wieder zu sehen. Empfehlen Sie mich Ihren Eltern, Schwestern, zum schönsten. Schonen Sie Ihre Gesundheit.

Leben Sie wohl. Herzlich Ihr Niembsch.

Niembsch an Schurz.

Stuttgart, 11. März 1835.

Glück auf zum Rechnungsrath! Das hat also gegolten! Ich hatte doch eine richtige Ahnung, als mirs war, als sollt' ich den Rechnungsrath auf die Adresse setzen. Das war doch wieder einmal eine rechte ungetrübte Freude!

Ich bin gesund und ganz Taschenbuch. Bis Ostern kommt das Zeug heraus. Es wird sich machen. Mich freuen meine Neuberger [1] um so mehr, als der Kernersche Bärenhäuter für die Steyrer besonders taugt; es kommen da prächtige Knopfgeschichten vor; auch ein Schneider aus Gratz. Da wird der alte Vogelfänger lachen. Das Gedicht Kerners gehört unter die seltsamen Produkte der Phantasie, wobei die allermeisten Leser nicht wissen, ob es dumm oder gescheidt ist. Sie stutzen, staunen, lachen, und werden ganz confus. Es ist ein köstliches Gedicht. Ich warte nur noch den völligen Abdruck meines Faust und des Bärenhäuters ab, was noch zehn Tage dauern kann; dann unverweilt zu Euch, meine Geliebten!

Mein Verleger wollte den Almanach verschieben; aber er muß jetzt heraus. Die Sache darf nicht auskühlen.

Meine schwäbischen Freunde sind alle gesund und guter Dinge. Alexander, der Freundschaftsbrauser, ist wieder der Alte. Seine ruhigere Stimmung war nur ein Ansammeln des Brennstoffes, ein verschwiegenes Laden seiner Freundschaftsbüchse! Tolle Haut! — Daß Reinbeck auf und ab schillern müsse, ist ein guter Witz, dessen Trefflichkeit ich am besten einsehe, der ich mitten in dem Schillerdenkmalrumor drin sitze. Es kommt viel Geld ein.

Das Album wird aber sehr langweilig, weil fast jeder Einsender glaubt, er müsse darin Schiller sein Compliment machen. Ich weiß auch nicht, was ich sagen soll. Einen allgemeinen Satz oder dergleichen.

Ich freue mich höchst auf Euch, meine liebe Tertschi!

[1] Das winzige Neuberg mit seinen paar Häusern hatte sechs Frühlingsalmanache von Lenau verlangt.

Niembsch an Emilie in Stutigart.

Salzburg, den 27. März 1835.

Mein Reisen geht langsam, aber es geht glücklich. Bis Ulm oder zunächst Geißlingen stieß mir nichts auf, als ein paar Entwürfe zu lyrischen Gedichten. In Geißlingen war ich allein, und spielte mir einen Beethovenmarsch und recapitulirte die schöne, so schnell verflogene Zeit meines letzten beglückten Aufenthaltes bei Ihnen. Mein Abwechseln zwischen Stuttgart und Wien hat durch das oftmalige Abschiednehmen etwas Drückendes. Künftig will ich länger an einem dieser Orte bleiben, ehe ich zum andern hinüberrolle, aber den Anfang dann mit Stuttgart machen. Vielleicht treff' ich noch saure Beeren an Ihren Weinstöcken, wenn ich wiederkehre, aber gewiß keine sauren Gesichter über das Zufrüh.

In Ulm fand ich bei Kiederlen eine herzliche Aufnahme. Montag[1] fuhr ich auf dem Eilwagen nach München, wo ich Dienstag früh 5 Uhr ankam. Den Vormittag auszufüllen, ging ich in die Gallerie. Abends war Concert im Odeonsaal, gegeben vom ersten Geiger des belgischen Königs, Herrn Artot. War auch das Spiel dieses außerordentlichen Virtuosen groß und herrlich, und namentlich sein Adagio wahrhaft bezaubernd, so mußte er dennoch die Kränkung erfahren, daß der größere Theil des Publikums noch während seiner letzten Variationen aufbrach. Sehr ärgerlich und grundphilisterhaft ist diese erbärmliche Besorgniß des Publikums um seine Mäntel, während es in eine Welt versetzt seyn sollte, wo man keine Mäntel mehr braucht. Hätte doch der Künstler allen Störern zugleich seine Geige an den Kopf schlagen können! Doch nein! An diesem Felsen sollte das edle Saitenspiel nicht zerschellen! Einen Blick aber warf Artot auf die Barbaren herab, so zürnend und verachtungsmächtig, daß er mir in der Seele wohlthat; aber nur Einen. Von diesem Augenblicke klang sein Adagio noch viel leidenschaftlicher und tiefer; es klang wie ein schmerzliches Fortflüchten aus dem Kreise dieser Rohen und Kalten, und wie ein Ausweinen in den Armen seines Genius. Artot soll leben! Er ist ein wahrer Künstler; ein unächter hätte, beleidigt, schlechter gespielt; Artot spielte besser. Mittwoch mußte ich noch in

[1] Den 23.

München bleiben, weil keine Gelegenheit zu finden war. Ich besuchte nochmals die Gallerie, speiste dann in unserem Kreuz, wo ich auch wohnte, in großer Tischgesellschaft; sprach übrigens den ganzen Tag über beinahe nichts. Abends macht' ich einen Spaziergang im Hofgarten, denselben, den wir zusammen gemacht. Da war ich in meinem Gemüthe recht ruhig, heiter und voll gesegneter Gedanken. Das waren aber keine poetischen Gedanken, sondern von jenen festen, starken, klaren, charakterreifenden, für welche ich dem Himmel, wenn sie mir manchmal zu Theil werden, mehr danke, als für die glücklichsten poetischen Einfälle. Ja, diese Stunde war gesegnet! Vielleicht kann ich noch einmal froh werden auf dieser Erde, und dann auch meinen Freunden eine freudige Erscheinung seyn. Vielleicht! — Gestern fand ich einen Wagen, und sitze nun in Salzburg. Auch unsere Berge sind ganz traurig. Alles überschneit. Ja, die Zeit, die Zeit! Sie ist freilich ein Strom, aber keiner, der in seinen Ufern an uns vorüberzieht, sondern ein uferloser, überschwemmender, der heranschwillt, uns immer näher kommt, immer mehr und mehr von dem Grund und Boden unserer Freuden, Wünsche und Hoffnungen in seine Fluthen begräbt. Wohl uns, wenn wir noch höhere Punkte unseres Lebensgebietes übrig haben, worauf wir uns zurückflüchten können. Endlich aber werden wir doch selbst weggespült. Wenn dann nur, was sich liebt, auf dem höchsten, letzten Felsen beisammenstünde und auf einmal fortginge! Uebermorgen den 29. reise ich mit einem Landkutscher nach Wien. Der Eilwagen geht erst Dienstag ab, den 31. Den 2. April komme ich in Wien an.

Schwab an Anastasius Grün.

Stuttgart, 15. April 1835.

Ich würde längst nach Ihrer Existenz mit einem Briefchen geforscht haben, wenn mir nicht unser Niembsch (der jetzt wieder in Wien ist) gesagt hätte, daß Sie höchst wahrscheinlich in Italien seyen. Glück zu der Erinnerung an diese herrliche Reise, die ich mir für mich selbst gerne noch vorspiegle! Gustav Pfizer erzählt gar zu einladend von all den Herrlichkeiten, und jetzt hat Ihr Brief, und besonders Ihre köstlichen

Gedichte, neue Sehnsucht erweckt. Die so schöne Gabe hat dem Almanach recht Noth gethan, besonders da Niembsch seine Hauptkraft einem Frühlingsalmanach zuwendet, zu welchem er sich unerwartet hat bestimmen lassen.

Aus der Zeit dieses Aufenthaltes Lenau's in Stuttgart ist ein Bildniß von ihm vorhanden. Seine Freundin Emilie selbst hat ihn gemalt. Gleich nach seiner Abreise schrieb sie ihm, am 30. März 1835: „Wenn der Thee bei uns oben ist, wird Ihr Bild bei uns aufgestellt, und die Stimmenmehrheit hat nun entschieden, daß es im Wohnzimmer seine feste Stelle haben soll, weil es da jedem Einzelnen am nächsten sey, und unserem engen Kreis nie fehle. Steinkopfs Arkanum hat sich vortrefflich daran bewährt. Eine leichte Lasur über das Ganze hat so viel Harmonie und Lebensfrische hineingebracht, daß es der Natur dadurch bedeutend näher gerückt ist. Ich habe eine kindische Freude daran, und könnte mir auf das Gelingen dieser, gewiß recht schwierigen Aufgabe, etwas einbilden, wenn ich nicht lebhaft empfände, daß ich einer höheren Einwirkung mehr dabei zu danken habe, als meinem bischen Talent.“ Sodann wieder am 5. Mai: „Ihr Bild wird viel bewundert, und ich immer ein bischen mit, was mir in dieser Verbindung auch ganz angenehm ist. Sagen Sie unserer lieben Therese, wenn gleich ich mich nie werde davon trennen können, so lange ich lebe, so soll es doch gewiß ihr gehören zu einer Zeit, von der mein lieber Freund mich nicht gern reden hört, und die ich deßhalb auch nicht näher bezeichnen will.“ Als diese erst nach dem Tode Lenau's eingesehenen gütigen Zeilen auch nach Stuttgart mitgetheilt wurden, mit der Bitte für Therese, wo möglich in den Besitz des ihr so theuren Vorausvermächtnisses gesetzt zu werden, konnte leider derselben nicht mehr entsprochen werden, da der nach seiner Gemahlin verschiedene Hofrath Reinbeck in seinem letzten Willen ausdrücklich bestimmt hatte, daß das werthe Bildniß für ewige Zeiten in der Hartmann'schen Familie zu verbleiben habe. Es ist nur billig, daß das Abbild denjenigen Kreis nie verlasse, worin sich das Urbild stets so heimisch gefühlt hat. Im April 1835 bewies sich Niembsch seinen Freunden nach allen Seiten hin gefällig, für seinen Freund Reinbeck in Stuttgart, den Hauptstifter des Schillerdenkmals, bewarb er sich in Wien um Beiträge hiezu; worunter

besonders der des Erzherzogs Karl durch die gefällige Verwendung eines hochachtbaren Mannes sehr erfreulich ausfiel; auch besuchte Niembsch auf Reinbecks Antrieb die edle Karoline Pichler zu seinem eignen Vergnügen; den Wiener Dichtern Frankl und Bauernfeld dagegen vermittelte er das Erscheinen des epischen Gedichtes Colombo und des Schauspiels Helene bei Brodhag in Stuttgart. So wußte er seine beiden Hauptaufenthalte Wien und Stuttgart in stets freundlichere Berührung zu bringen.

Um diese Zeit herrschte ein besonders warmer Verkehr zwischen ihm und dem eben wieder einmal in Wien befindlichen Dichtergrafen Auersperg; ja sie bildeten sich mitunter sogar einen gemeinschaftlichen Lebensplan, zu dessen besserer Verwirklichung Niembsch wohl selbst gern an dem Arme seines Freundes eine holde Gräfin aus Württemberg sich träumte, bis er erfuhr, daß diese bereits gewählt. Und von jener Lebensvereinigung kam nicht einmal so viel in Erfüllung, daß Niembsch, wie oft auch eingeladen, auch nur kurze Zeit auf dem gräflichen Schlosse zu Thurnamhart in Krain, mit dem Besitzer wettsingend, gewandelt hätte.

Niembsch zog sich Anfangs Mai in die Einsamkeit nach Hütteldorf zurück, ganz am oberen Ende des Ortes, rechts, in ein schönes einzeln stehendes schloßartiges Gebäude, mit großem Garten, der sich rückwärts in einen Bergwald verläuft, in welchem er den am 8. Mai erfolgten Tod einer jungen edlen Freundin und tüchtigen Beethovenspielerin, trauernd sang:

Ich höre nicht den Sarg verhämmern,
Wie Freundespflicht mir sonst gebot,
Doch denk' ich hier in Waldesdämmern
Einsam gerührt an Deinen Tod.

(An Louise.)

Hier in Hütteldorf dichtete er auch dann noch sein Schmauchlied: „Mein Türkenkopf“ in einer begeisternden Rauchwolke hochedlen Knasters, der ihm von seiner Freundin Emilie geopfert worden war.

Ende Juni hatte Niembsch die Freude, einen Jugendfreund, den Arzt Keiller aus Ungarn, wieder zu umarmen, was dieser in den Wiener Sonntagsblättern von 1848, Zahl 2, folgenderart seinem Pußta-Reisegefährten Kompert erzählt: „Ich hatte Lenau seit Jahren nicht gesehen, da

führte mich ein Zufall wieder nach Wien. Ich mußte ihn sehen, und hören Sie zu — gleich mein Geständniß: ich dachte mehr an Lenau's Dichterruhm, als an den früheren Studien- und Stubengenossen; ich stellte mir ihn stolz und abstoßend vor; dennoch wollt' ich es versuchen. Im silbernen Kaffeehaus, wußte ich, war er jeden Abend zu treffen.[1] Ich ging hin. Lenau spielte eben Billard. Von dem Tischchen aus, auf welchem gewöhnlich die Kreide zum Bestreichen der Billardstäbe liegt, sah ich in das Spiel und auf Lenau. Einmal kam er zufällig mir nahe, um die Kreide zu ergreifen; da blickte er mich erst starr an, und mit dem Ausruf: „„Keiller, bist Du's wirklich?““ ließ er Stock und Kreide fallen, und fiel mir herzlich um den Hals. Das war Niembsch, der alte unveränderte Strehlenau! Er ließ nun das Spiel; wir saßen zusammen und sprachen von alten Zeiten und Studien. Ich mußte ihm die kleinsten Bezüge aus meinem jetzigen Leben erzählen; sie schienen ihn, wahrhaftig unverdient, in hohem Grade zu interessiren. „„Was meinst Du, Keiller, — rief er einmal flammenden Auges — wenn ich zu Deinen Slovaken ginge? und kranke Leiber kurirte! Vielleicht nähme dann Vieles in meinem Leben eine andere Gestalt an!““ Diese Worte klingen mir noch im Gedächtniß. Ich habe Lenau nie wieder gesehen.“

Sonntag den 28. Juni wanderten Niembsch und ich nach Heiligenkreuz, einem mehrhundertjährigen Kloster im Wienerwalde, eine kleine Tagreise von Wien.

Oberhalb Gießhübel, von wo über eine endlose, dörferübersäte, fruchtbare Fläche das Auge hinfliegt, vertieften wir uns in einsame Wälder. Als wir eine tiefe, stille, grüne, dichtbeschattete Waldthalbucht, mit einigen, mehr malerisch, als furchtbar herausragenden Felsen, unter uns liegen sahen, im Hintergrunde von fernen Gebirgen überblaut, sprach Niembsch: „Sieh' da, die schwäbische Alb!“ — Dann wandelten wir zwei Stunden lang immer oben auf dem Gebirgsrücken dahin, zwischen Buchen und Tannen, Eichen und jungem Maißholze, von Nachtigallengesang und Finkenschlag und dem einfältigen harmlosen Liede hundert anderer Vögel begleitet, und wir sprachen von nahen und fernen Freunden

[1] Er hatte sich just damals von Hütteldorf nach Wien begeben, um sich auf eine Fußreise vorzubereiten.

und von der göttlichen Kunst, und Niembsch meinte: unsere Kunst wäre eben noch zu sehr Kunst, zu sehr absichtlich und zweckbeflissen; sie sollte mehr Natur und kindlicher seyn.

Nachmittags erblickten wir in der Ferne den Edelstein des untern Oesterreichs, den grauen ehrwürdigen Schneeberg; hinter Dornbach vor Heiligenkreuz betraten wir das lieblichste Wiesenthälchen, das ich mein Lebtage sah. Niembsch, auch ganz entzückt davon, wollte Aehnliches gesehen haben bei Tübingen, und er erinnerte sich lebhaft Uhlands, Mayers und Schwabs. Auf beiden Seiten stiegen reiche Buchen- und auch ein überaus hübsches Ahornwäldchen bis fast an unsere Zehen herunter, und ein lautlos Wässerchen floß neben uns, von Vergißmeinnicht umbordet, deren Niembsch für seine Schwester pflückte. In Heiligenkreuz rief Niembsch ein paarmal aus: „Wenn Kerner bei uns doch wäre! der würde aufjauchzen: „„Das ist zu lieb!““ Denn es wimmelte vor dem Heiligenkreuzkloster von heiligen Pilgern, Wallfahrern nach dem Gnadenorte Mariazell in Steyermark, in den abenteuerlichsten Aufzügen und Gruppen um einen alterthümlichen Brunnen gelagert; oft schallten die Willkommsglocken, wenn ein neuer Schwarm laut singend und betend anschwamm, und überall war es lebendig und absonderlich.

Um acht Uhr des andern Morgens schieden wir in Regengewölk; Niembsch und sein Hund süd-, ich ostwärts.

Niembsch an Schurz in Wien.

Neuberg in Obersteyermark, den 10. Juli 1835.

Meine Reise bis her war sehr angenehm. Ich nahm den Weg von Kaumberg über Ramsau nach Rohr. Von Rohr über Schwarza, den Oberhof, die Saurüsselbrücke (eine herrliche Felsenschlucht, von der Naß durchströmt, ähnlich dem Gutensteinerpasse mit einer Längenbrücke; ich verweilte einen Tag dort), über den Naßwald in die Nähe der „kahlen Mauer,“ wo überaus herrliche Felsenberge zu schauen; dann über die Naß, einen ziemlich hohen waldbeschatteten Berg, nach Neuberg. Von hier aus hab' ich mit Bruder Paul und dem Kaplan die Schneealpe bestiegen, welche dieß insoferne verdient, als es sehenswerth ist, wie die Aelplerei

ins Größere, gleichsam koloniemäßig betrieben, sich ausnimmt. Aber die Aussicht ist ordinär, das Vieh schlecht, die Schwaigerinnen meist schmutzig und garstig. Wir waren sehr lustig auf diesem Ausflug. Gestern machten wir mit Hampe einen andern zum „todten Weib.“ Morgen zieh' ich weiter, und zwar über Mürzsteg, Niederalpel, auf den Weichselboden, besteige den Hochschwab. Was dann? weiß ich selbst noch nicht. Bis Ende Juli komm' ich nach Wien. Meine Gesundheit ist trefflich. Mein Feldmann ist sehr brav. Besonders hat er sich auf der Schneealpe ausgezeichnet durch fleißiges Suchen. Leb' wohl, geliebter Bruder! geliebte Schwester! sammt Euren Kindern. Euer Niembsch.

Mit dem Dichten sieht es übel aus. Alle Geistesthätigkeit ist auf dieser Reise eine mehr empfangende, als gestaltende. So mag es wohl auch seine Früchte tragen. Hampe hat mich überaus freundlich aufgenommen und herzlich und herrlich bewirthet. Bruder Paul ist sehr vergnügt und ein angenehmer tüchtiger Mann. Der Kaplan ist ein ganz fideler Kauz. Er hat auf die Schneealpe Dein Gedicht „Das todte Weib“ mitgenommen, worein er ganz verliebt ist. Ich hab' es in der Sennhütte deklamirt mit großem Beifall. Auch ein Herr v. Pebal war mit oben. Meiner lieben Resi hab' ich von der Schneealpe ein hübsches Blümlein aufbewahrt. Adieu, lieber Bruder! ich freue mich auf unser Wiedersehen. Auf dem Heimweg bist Du wohl recht durchnäßt worden! Der zweitägige Regen hat mich in einem scheußlichen Dorfwirthshause zu Meierling festgehalten.

Eine solche später gereifte Frucht dieser einsamen Fußwanderung Lenau's im Gebirg war wohl sein frommes und inniges Gedichtlein: „Weib und Kind.“ Es war, glaub' ich, auf der langgestreckten stillen Hochstraße zwischen der Ramsau und Rohr, mit dem Hinabblicke in ernste Thäler, wo ihm das Weib mit dem Kind und dem „Kalberl“ begegnete.

Niembsch an Anastasius Grün.

Neuberg, den 10. Juli 1835.

Innig geliebter Freund!

Endlich bin ich auf meiner Fußreise hier angekommen, endlich beantworte ich Euren Brief, der mir eine Erquickung und Freude gebracht hat, wie sie mir selten und immer seltener zu Theil werden. Fahrt fort, mein Freund zu seyn; Ihr sollt mich auch unwandelbar finden in meiner Liebe. Ihr habt keinen, der Euch so kennt, so liebt wie ich. Die wenigen Stunden unsers letzten Zusammenseyns haben uns um ein Gutes näher zusammengerückt, und bereits spürte ich etwas von der Heilkraft wahrer Freundschaft, wenn wir uns ungestört angehören konnten. Was würde erst ein längeres Zusammenleben wirken! Doch muß ich mir dieses immer noch versagen und etwa vom nächsten Winter hoffen.

Alles, was ich hier über Herzog Otto[1] auftreiben konnte, besteht in einer Abschrift der Privilegien, welche dieser Fürst dem von ihm gestifteten Cisterzienser-Convente ertheilt hat. Monasterium gloriosae Virginis Mariae in Novo Monte.

In der Gruft des Stiftes Neuberg liegen die vermoderten Gebeine von Herzog Otto, von seiner ersten Gemahlin Elisabeth, seiner zweiten Anna, und seiner beiden Söhne Leopold und Friedrich in schlichten Särgen von Sandstein. Lange war, wie man mir erzählte, die Begräbnißstätte vergessen und verborgen geblieben und hatte die Kapelle über der Gruft zum Holzgewölbe gedient; erst vor ungefähr fünfzehn Jahren ward die Gruft entdeckt und vom vorigen Kaiser eine Gedächtnißmesse gestiftet, und in der Kapelle ein Marmorgrabstein mit folgenden Inschriften veranlaßt:
Otto Dux Aust. St. Car. etc. Alb. Rom. Imp. Fil. Nov. Mont. Fund.
ob. 26. Feb. 1339.
Prima Conj. Elisabetha. Duc. Bav. inf. Fil. ob. 25. Mart. 1330. Secunda Conj. Anna Fil. Reg. Boh. Soror Carol IV. Imp. ob. 8. Dec. 1338. Fridericus Fil. ex serenissima Domina Elisabetha. ob. 16. Dec. 1344. Leopoldus Fil. ex serenis. Domina Anna. ob. 17. Aug.
1344.

[1] Derselbe spielt in Anastasius Grüns „Pfaffen vom Kahlenberge" eine große Rolle.

Was die Pfaffen verleiten mochte, die Gruft zu verheimlichen (es wurde jedem ein Eid abgenommen, das Geheimniß zu bewahren), war, wie man vermuthet, verbrecherische Ausplünderung der Leichen, denn diese wurden ohne allen Schmuck in ihren Särgen gefunden. Herzog Otto war nach der Länge seiner Gebeine ein sehr langer Mann von wenigstens 6′ 6″, nach den vorhandenen beiden Bildnissen war er ein schöner Mann. Langes schwarzes Haar, schwarze Augen voll Contemplation, edle feingekrümmte Nase, um den Mund ein Zug eleganten Spottes und des Bewußtseyns auch geistiger Ueberlegenheit. Auf beiden Bildern erscheint sein Haupt mit Rosen bekränzt; doch ist der Ausdruck seines Gesichts nicht der einer durchgängigen Fröhlichkeit, vielmehr bezeugten Aug' und Stirne, daß der Mann, wenn er allein war, sehr ernste Stunden haben mochte.

Morgen, mein geliebter Freund, pilgere ich weiter in die Berge. Meine Wallfahrt gilt der Einsamkeit, dieser wahren Mutter Gottes im Menschen. Ich wollte Euch gerne Alles schreiben können, was mir auf meinen Bergwegen durch Kopf und Herz gefahren. Nach acht Tagen reise ich nach Wien zurück. Schicket mir bald was für den Almanach, damit ich das Manuscript zusammenstellen kann. Einige Faustische Scenen habe ich bereits weiter gemacht. Ich freue mich schon recht auf Euren Beitrag. Lebt wohl, lieber würdiger Freund, und seyd glücklich auf Eurem Terglou. Der Herbstwind soll uns, mein' ich, wohl zusammenblasen. Ich umarme Euch mit vollem Herzen. Euer Niembsch.

Niembsch an Max in Penzing bei Wien.

Neuberg, 11. Juli 1835.

Bisher war meine Reise sehr angenehm, abgerechnet zwei ewiglange Regentage, welche ich in einem jämmerlichen Dorfwirthshäuslein, in der gemeinsamen Schenkstube, inmitten saufender und dampfender Bauern, schreiender Kinder und anderer Widerlichkeiten, hinwarten mußte. Erst am zweiten Abend, alle Rettungsmittel aufbietend, war ich so glücklich, beim Förster eine Geige zu erwischen, und suchte dann durch allerlei heftige Passagen dem heillosen Scharivari um mich herum einigermaßen zu steuern. Das Bauern- und Kinderpack soff, stritt, schrie und stank durch

einander, daß mir alles wirbelte. Endlich am dritten Morgen bei reinem Himmel entlief ich der unreinen Stube. Herrlich war der Gang durch regenerfrischte Bergwiesen und Wälder. Der Genius (oder Dämon?) meiner Reisen schien es auf diesen Effect angelegt zu haben. Mir war unaussprechlich wohl zu Muth. Auch mein Feldmann war, obschon ohne seine Penzinger Fidel, fidel. Es ist eine wahre Lust zu sehen, wie der Kerl über alle Hecken und Zäune springt. Nur machmal scheinen ihm Erinnerungen auch an die Penzinger Leckerbissen durch den Kopf zu fahren, wenn er mich plötzlich mit aller Wehmuth eines gekränkten Magens anblickt.

In den Bergen Unterösterreichs ist es jetzt sehr unsicher; allenthalben würzte man mir meine einsame Fußreise mit Erzählungen von Raub und Mord, an Wanderern verübt. In Steiermark ist dergleichen nicht vorgekommen. Heute Abend pilgre ich weiter. Meine Wallfahrt gilt der Madonna Einsamkeit, dieser wahren Mutter Gottes im Menschen. Von hier geh' ich auf den Hochschwab. Die Neuberger Schneealpe habe ich bereits bestiegen. Auf diesem über fünftausend Fuß hohen Berge wird die Sommerwirthschaft ins Größere getrieben; siebenundzwanzig Hütten mit eben so vielen Schwaigerinnen sind auf der außerordentlich ausgedehnten Gipfelfläche zerstreut. Der Anblick dieser Colonie ist hübsch. Nur Schade, daß das Vieh so schlecht ist, und daß die Sennerinnen nicht poetisch sind. Garstig und unrein sind sie für den Dichter völlig unbrauchbar, ganz und gar nicht zu besingen; so unflätig, daß auch auf dem ganzen Leib einer solchen Schwaigerin nicht ein sauberes Fleckchen zu finden ist, wo man einen Vers appliciren könnte. Meine Gesundheit ist vortrefflich; mit dem Dichten geht es aber mit nichten. Eine Menge Entwürfe fasern mir auf, und doch kommt es zu keiner Ausführung. Die Gedanken rollen mir gleich wieder ab, wie das Steingeröll zu meinen Füßen. So groß auch meine Genüsse sind auf dieser Reise — manches vermisse ich. Der Himmel will noch immer kein rechtes Gewitter aufspielen, um mir Beethoven zu ersetzen, und Penzing kann mir selbst der Himmel nicht ersetzen. Du siehst, daß ich meine Nothpfennige von Courtoisie noch nicht eingebüßt habe unter den Bauern und Felsen.

Niembsch an Schurz.

Neuberg, den 12. Juli 1835.

Ein plötzlich eingefallener Regen hielt mich gestern noch hier. So eben sagte mir Freund Hampe, unser Freund Prean werde in acht Tagen hier eintreffen und einige Tage bleiben. Ich habe mich entschlossen, auf anderem Wege wieder nach Neuberg zurück, und von da nach Wien zu reisen. Einige Tage mit meinem lieben Freund Prean in den hiesigen Gebirgen herumzustreichen, wäre mir sehr angenehm. Meine Kleider sind bereits jetzt erbärmlich zugerichtet; vollends vom Hochschwab werde ich in einem desperaten Aufzug wieder erscheinen. Sey so gut, lieber Schurz, mir folgende Stücke aus meiner Garderobe herauszusuchen:

Den blauen Frack;

Ein Paar Sommerhosen; wählst Du von den nankingenen, so bitte ich welche ohne Strupfen, weil mir die mit solchen zu kurz wären;

Ein Gilet und die beste Cravate.

Wenn Prean wirklich kommt, so könnte er vielleicht die Güte haben, das „Päckerl“ mitzunehmen; wo nicht, könnte es Reinhofer bringen. Ich werde etwa in zehn Tagen wieder hier seyn, dann noch ein paar Tage bleiben, und sodann zu den Meinigen kutschiren. Ginge es mit dem Dichten, so würde ich wohl noch länger reisen; aber der Almanach!

An Max hab' ich geschrieben; Du brauchst Dich also nicht mit Benachrichtigung zu belästigen.

Adieu, lieber Bruder! Küsse mir die Resi statt meiner. Hier ein Blümlein der Schneealpe! Ich küsse auch Deine Kinder. Dein Niembsch.

Niembsch bestieg wirklich den Hochschwab. Wäre er nur nicht so bald darauf nach Wien zurückgekehrt — wir hätten uns wohl einer eben so köstlichen Beschreibung dieser Besteigung zu erfreuen, wie jener des Traunsteins am 9. Juli 1831. Die Besteigung war, wie ich noch im Allgemeinen weiß, ungemein angenehm. Niembsch hatte in der Hütte des Waldhüters in der „Höll“ am Fuße des Berges eine sehr freundliche Aufnahme gefunden, und von dort, wenn ich nicht irre, in Gesellschaft des hübschen Hütertöchterleins, den schwäbischen Riesen, den höchsten, worauf er je seine Sohle gesetzt, rüstig und freudig erklommen.

Auf seiner Rückkehr nach Neuberg dürfte Niembsch mit seinen Freunden v. Prean und Hampe schon in dem Eisengußwerke nächst Mariazell zusammengetroffen seyn, woselbst er durch sein wunderbares Lippenpfeifen Hampe in vielleicht nicht viel minder achtungsvolles, fast heiliges Erstaunen versetzte, als wie früher durch seine eindrucksmächtigen Gedichte. Lenau war auch in dieser sonst verachteten, weil gemeinen Kunst — Lenau. Uebrigens zeigt auch diese schöne Ausfahrt wieder die große Beweglichkeit der Entschlüsse Lenau's. Er kehrte weit vor der Hälfte des anfänglich beabsichtigten Weges (er hatte bis ins erhaben schöne Pinzgau wollen, wo die Maler nur knieend zu malen wagen) wieder um. Die Wirklichkeit konnte seinem ewig voraneilenden unstäten Geiste nie rasch genug nachkommen, und er verlor dann die Lust der vollen Ausführung, wozu überhaupt ruhigere, gesetztere, wenn auch selbst beschränktere Seelen geeigneter scheinen. Er gelangte glücklich nach Hütteldorf zurück, von wo er nachher wieder zu den Schwarzspaniern zog. Vielleicht war auch sein herrlicher „Steyrertanz" eine später gereifte Frucht dieses Ausflugs.

Niembsch an Mayer.

Wien, 15. August 1835.

Empfange meinen Jugendfreund und Schulkameraden, Friedrich Kleyle, dermalen Oberamtmann, freundlich. Er ist sehr brav und liebenswerth. Empfiehl ihn auch Deinem Bruder in Wasseralfingen, wo er die Eisenwerke zu sehen wünscht. Im September hoff' ich Dir zu danken für alles Liebe, was Du ihm erzeigt haben wirst.

Deinen letzten Brief hab' ich mit großer Freude gelesen. Deine wahre, edle Freundschaft dauert, und ich kann sie nicht todtschweigen, ich Sünder. Auch die meinige dauert und wächst, wenn auch im Stillen. Du dankst mir für den Almanach; ich habe Dir zu danken, daß Du ihn unterstützt. Der Almanach freut mich nicht mehr. Man hat ihn, und namentlich meinen Faust, angespieen. Das kann mich nicht beirren in meinem Streben als Dichter; aber es vergällt mir die Lust, den Leuten was vorzulegen. Deine Bemerkungen über den Faust haben mich sehr erfreut.

Das Gedicht ist in wenigen Tagen fertig. Fausts Tod ist bereits erfolgt. Ich bin begierig auf Dein Urtheil über die Finalwendung des Gedichts. Stünden Vorreden vor Gedichten nicht so gar übel, so möcht' ich dem Faust wohl ein einleitendes Wort der Verständigung voranschicken; z. B. daß bei diesem Gegenstande eine abgeschlossene, durchaus gegliederte Fabel gar nicht an ihrer Stelle wäre; daß ich nur einzelne, zum Theil abgerissene Züge aus seinen äußern Erlebnissen hingestellt habe, zwischen welchen hindurch die Perspektive in einen großen Hintergrund offen geblieben ist; daß die einzelnen Facta aus seinem Leben mehr exemplicativ, und gleichsam als Repräsentanten von mehreren ähnlichen hingestellt seyen, denn als definitive Erzählung. Bei diesem Stoffe kommt Alles auf psychologische und metaphysische Einheit an; die historische würde nur schaden, weil sie zu begrenzend wäre u. s. w.

Deine Idee einer Satyre über die Ergebnisse philosophischer Systeme ist gut; aber für den Umfang meines Gedichtes würde so etwas nicht passen. Wäre die Satyre kurz, so wäre sie zu dunkel; wäre sie lang, so wäre sie zu lang. Ueberdieß könnte man mir's als eitles Auskramen meiner philosophischen Erudition mißdeuten.

Deine Gedichte sind allerliebst. Abendschwere ist wahrhaft schön. Wenn der Almanach wieder erscheint, so bitte ich Dich weiter um einen beträchtlichen Beitrag.

Wenn Brodhag Schaden hat, was bei der Ungunst der Recensionen möglich ist, so steh' ich ab vom Vertrage, und geb' eine Sache auf, die mich ohnedieß nicht mehr freut.

Was macht unser Uhland? Grüße ihn von mir, wenn Du schreibst. Ich freue mich wieder recht auf Euch, meine lieben Freunde!

Leb' wohl! Bruckmanns Tod thut mir leid.[1] Er war ein guter Mann. Grüße Deine liebe Frau und Kinder, in specie meine Pathchen. Von ganzem Herzen Dein Niembsch.

[1] Stadtschultheiß Bruckmann in Heilbronn war ein Schwager Mayers und guter Bekannter Lenau's gewesen.

Friedrich Brodhag'sche Buchhandlung.

Stuttgart, 22. August 1835.

Werther Herr v. Niembsch!

In höflicher Antwort auf Ihre werthen Zeilen vom 8. d. können wir Ihnen aufrichtig gestehen, daß wir keinen Augenblick wegen dem Frühlingsalmanach in Angst waren, und sind weit entfernt, denselben eingehen zu lassen, indem wir nicht gewohnt sind, unsere Unternehmungen durch bezahlte Kritiken bestimmen zu lassen.

Sobald Sie uns mit Manuscript zum zweiten Jahrgange dieses Almanachs erfreuen, eben so geschwind können wir mit dem Druck beginnen, und wenn derselbe unter Ihrer persönlichen Leitung stattfinden könnte, wäre uns um so angenehmer. Was die Anticipation Ihres Honorars betrifft, stehen wir Ihnen gerne zu Diensten.

Mit wahrer Achtung und Freundschaft zeichnet Friedrich Brodhag'sche Buchhandlung.

Niembsch hatte seine Wiederhinausreise nach Schwaben auf Anfang Septembers festgesetzt, nun aber, da er sich durch die freundliche Gefälligkeit der Brodhag'schen Buchhandlung für längere Zeit einer für einen Dichter zumal sehr lästigen Sorge enthoben sah, verschob er jene auf unbestimmte Zeit. Die leidigen Geldsorgen waren für kein empfindliches Gemüth, wie das Lenau's, und sie vermehrten seine natürliche Mißstimmung oft ungemein. Um sich ihrer möglichst zu entschlagen, und auch um eine entschiedenere Stellung in der Gesellschaft zu gewinnen, bereitete er sich damals ernstlich für die ästhetische Professur an der theresianischen Ritterakademie in Wien vor, die ihm vielleicht nur darum nicht wirklich zu Theil ward, weil er es unter seiner Würde hielt, sich um dieselbe auf dem allgemein vorgeschriebenen Wege zu bewerben. Sie sollte ihm angeboten werden, und zu so etwas war man damals noch sehr wenig geneigt. Ueberhaupt hat der große Staat Oesterreich nie das Geringste für seinen größten Dichter gethan, widrigenfalls dieser wohl nie das traurige Ende genommen hätte, das er leider nahm.

Niembsch war zu dieser Zeit so wenig zum Dichten aufgelegt, daß

er seinem Freunde Reinbeck, der ihn immer dringender um einen Beitrag zum Schilleralbum anging, als einen solchen aus dem alten Büchlein: „Der Deutschen scharffsinnige kluge Sprüche" in zwei Teil zusammengetragen durch Julium Wilhelm Zinkgräfen; Amsteldam bei Ludwig Elzevieren Nr. 1653 die im ersten Theile Seite 152 vorkommende Stelle ausschrieb:

„Wer stirbt, ehe er stirbt,
Der stirbt nicht, wenn er stirbt."

Späterhin ließ sich Niembsch durch Reinbeck doch bewegen, ein eigenes Gut hiefür abzugeben, und zwar „Gutenberg."

Jenes Sprüchlein aber hatte Niembsch, dem Ahnungsvollen, nicht umsonst so gefallen, denn diese Reime, welche „Johann der Aeltere, Graff zu Nassau, deß Printzen von Oranien Bruder, Stiffter der Schul Herborn" in seinem 71. Jahre in seinem Gemache an die Wand geschrieben, sind — freilich anders, als ursprünglich gemeint — an Niembsch ja selbst später buchstäblich in Erfüllung gegangen: „Er war todt, sechs Jahre lang, bevor er starb, und nun gestorben, lebt er ewig."

Niembsch an Schurz.

Stuttgart, (ohne Tagangabe, wohl vermuthlich): den 23. November 1835.

Lieber Bruder, liebe Schwester!

Ich bin ganz gut angekommen, und habe meine Angelegenheiten bereits so weit betrieben, daß der Druck meines Faust bei Cotta in wenigen Tagen begonnen wird. Bei Reinbeck und Hartmann hab' ich Alles gesund getroffen, nur Julie ist noch nicht ganz genesen von einer fieberhaften Brustkrankheit. Gestern hatten wir ein großes Diner bei Cotta. Reinbeck, Hauff (Redacteur des Morgenblattes), Grüneisen, Menzel, Pfizer und ich waren dabei. Es ging sehr lebhaft zu. Es gab einen hitzigen Streit über Goethe's Briefwechsel mit Bettina. Ich brachte durch einige Behauptungen Alles in Aufruhr und Durcheinander; dabei wurde gezecht, daß der Bediente heute einen steifen Arm haben muß von lauter Einschenken. Cotta machte den Wirth auf die liebenswürdigste Weise. Auch

seine Frau war sehr angenehm. Ich saß neben ihr, und mußte von Zeit zu Zeit meine lauten Declamationen und Demonstrationen unterbrechen mit sanften Tönen, die ich an meine freundliche Nachbarin zu richten durch den Anstand gezwungen war.

Karl Mayer hat mich bereits besucht. Er ist sehr heiter. Uhland wird jeden Tag erwartet; die Ständeversammlung soll am 27. d. eröffnet werden. Der Streit zwischen Menzel und Gutzkow hat hier viel Sensation erregt. Ich habe nun die Streitschriften alle durchlesen, welche hin und her gewechselt wurden. Menzel hat für eine gute Sache die gleiche Verwegenheit aufgeboten wie Gutzkow für eine schlechte. Es ist natürlich, daß des Publikums Beifall sich dem ersteren zuwendet.

Das Geschenk an die Emma Kerner [1] und das an Mayers Kinder [2] werd' ich persönlich abgeben. Emilie hat große Freude an Deinem Ring, liebe Therese.

Schicke mir Dein Manuscript so bald als möglich. Ich werde nicht lange hier bleiben, so wohl ich mich auch fühle im Hause meiner treuen liebevollen Freunde.

Sage Bauernfeld, für die Aufführung seines Stückes sey hier wenig Hoffnung. Grüße meine Freunde. Lebt wohl, Ihr Lieben, mit Euren Kindern! Ich umarme Euch Alle. Euer Niembsch.

Der Bruder von Kerners Frau, mein „Herr Onkel" Ehemann, ist leider gestorben. Ein guter Mann!

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, 26. November 1835.

Wenn ich meinen abscheulichen Schnupfen in Wien hätte, so würde ich Sie doch besuchen, auf die Gefahr hin, Ihnen durch mein Nasaliren, vulgo Schnofeln, unangenehm zu werden. Mein Kopf ist so sehr eingenommen, daß ich diesen Brief unter Thränen schreibe, und meine Feder

[1] Ein silbernes Nähzeug.

[2] Ein Bilderheft, den Wiener Straßenausruf darstellend, wodurch, wie Mayer S. 21 erwähnt, seinen Kindern, mit der Hülfe von Niembsch, die Wiener Mundart drollig genug, ganz geläufig wurde.

sogar schnofeln muß; aber Sie werden gewiß entschuldigen. Das ist schon eine Impertinenz, daß ich Sie gleich Anfangs mit meinem Schnupfen beschäftige.

Ich bin noch immer nicht fertig mit activen und passiven Besuchen. Noch hab' ich Graf Alexander nicht gesehen, noch auch die Gräfin Helene. Bei meiner nächsten Zusammenkunft mit Ihrer Erlaucht will ich mir die Freiheit nehmen, derselben mein Gedicht, das in Castelli's Almanach steht, vorzulesen.[1]

Die Gräfin Marie hat als Gegengabe für einen meiner Freunde, welchen ich ihr zugedacht, mir eine ihrer Freundinnen zugedacht. Ist das nicht lustig?

Ueber meine Rückreise nach Wien will ich dießmal so lange nichts Bestimmtes sagen, als sie nicht unabänderlich bestimmt ist. Nur so viel ist vorderhand gewiß, daß ich reise, sobald ich meinen Faust in der Tasche habe. Doch wäre es möglich, daß ich dann nicht unmittelbar nach Wien, sondern, gewisser dringender Geschäfte wegen, die aber höchstens vier Wochen wegnehmen, vorerst nach Heidelberg abgehe. Grüßen Sie mir Ihre lieben Kinder und sich selbst herzlich von Ihrem Niembsch.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, den 9. December 1835.

Max hat Recht, indem er Ihr trübes Schreiben tadelt. Soll ich Ihnen alles aufzählen, was Sie berechtigen kann, ja verpflichten muß, sich am Leben zu freuen? Ich thu' es nicht, weil ich überhaupt nicht gern lobe, hier aber um so weniger gern, als ich Ihnen lieber eine kleine Strafpredigt halten möchte. Nur Eines halte ich Ihnen entgegen: Ihre hohe sittliche Würde, deren Bewußtseyn Ihnen ein ewiger Quell stiller Freuden seyn muß, wie sie andern, die das Glück Ihres Umgangs genießen, und namentlich mir, eine Quelle der Freude ist, und eines der erheiterndsten Momente meines Lebens. Ich denke nie ohne inniges Behagen an Ihren stillen festen Wandel. Seyen Sie heiter, wenden Sie

[1] Dieß Gedicht hat Niembsch nicht in seine Sammlung aufgenommen. Frankl gibt es auf S. 91: „An die medisirenden Damen."

sich nicht feindselig ab von sich selbst! Daß Sie Ihre Welt in Ihren Kindern finden, ist schön, und ich habe das immer so hoch geachtet an Ihnen; aber lassen Sie sich die übrige Welt nicht allzufern rücken und hören Sie nicht auf, diese Welt zu lieben, denn Sie erziehen ja Ihre Kinder für diese Welt. Und somit ist meine Predigt zu Ende; möge es auch Ihr Trübsinn seyn und Ihr verwünschter Zahnschmerz!

Neulich war ich bei Graf Alexander. Er ist mir der alte liebe Freund; betrübend aber war mir der Anblick seiner herabgekommenen Gesundheit. Er saß eben mit Helenen zu Tische, als ich ankam. Ich setzte mich dazu, und während ich aß, erzählten mir Beide Geschichten ganz ausführlich; dann standen wir auf und gingen zum Kaffee in das Zimmer Helenens, und die Geschichten hatten noch kein Ende und dauerten, bis ich mich wieder in den Wagen setzte und nach Stuttgart zurückfuhr. Nur eine kleine Unterbrechung hatte stattgefunden, so lange mir Alexander einige seiner Geisteskinder vorlas und mir seine leiblichen Kinder zeigte, die beide allerliebst sind, besonders das kleine Mädchen, die Wilma. Der Eberhard ist ungemein kräftig und wird einmal ein tüchtiger Württemberger.

Mit meiner Heidelberger Reise wollte ich Sie nicht ärgern; sie unterbleibt übrigens. Meine Jagdfreuden sind in den Brunnen gefallen; Alexander, mit dem ich jagen wollte, darf wegen Kränklichkeit nicht hinaus, und mein Freund Ehemann in Oehringen, mit dem ich jagen wollte, ist gestorben.

Sobald mein Faust gedruckt ist, reise ich nach Wien. Wir warten, wie gesagt, auf das Papier; kommt dieses in einigen Tagen nicht an, so lass' ich auf das vorräthige schlechtere drucken.

Fräulein v. Bauer ist die alte Liebenswürdige. Neulich spielt' ich ihr eine Beethoven'sche Sonate als begleitende Violine. Ich mußte lächeln, als mich diese gewandte Hofdame frug: „In welcher Gemüthsstimmung haben Sie den letzten Sommer verlebt?" Ich durchschaute die kleine Diplomatik und antwortete: „„Ich habe den letzten Sommer in großer Gemüthsruhe verlebt."" Sie dachte an jene lange Geschichte, die ich neulich in Eßlingen mit dem Diner hinunterschluckte. Das ist aber ja schon wieder ein Trätschchen! Dießmal entschuldigt mich kein Schnupfen.

Alexander soll zur Wiederherstellung seiner Gesundheit reisen. Er trug mir eine gemeinsame Fahrt ins mittägliche Frankreich an. Das wäre nicht so übel; ich habe aber doch keine Lust dazu. Mit dem Dichten gehts gar nicht. Gestern Abend war ich gräßlich verstimmt. Meine Hypochondrie regt sich wieder; ich muß bald reisen. Hinter dem Eilwagen wird dieser Hund zurückbleiben, und stellt er sich in Wien wieder ein, so muß ihn Rosalie in die Flucht lachen. Grassirt in Wien das Nervenfieber, so haben wir hier das Schleimfieber. Man sieht da überall in den Gassen der ungesunden Stadt die Herren Doctoren in ihren sonderbaren Einspännern. Ich bin jetzt sehr gesund; alle krankhafte Disposition hat sich in meinem Schnupfen entladen. Leben Sie wohl, liebe Freundin, herzlich gegrüßt mit Ihren Kindern von Ihrem Niembsch.

Niembsch an Mayer.

Stuttgart, am heil. Christabend 1835.

Lieber Freund!

Vielen Dank für Deinen Beitrag; er gibt zwölf Blätter. Einige davon sind so schön, daß man sie demjenigen, der sie nicht so schön findet, an die Stirne nageln sollte.

Grüße mir Deine liebe Frau und Dein ganzes heutiges Christkindelspublikum. Den Brief an Hauff hab' ich abgeschickt mit Bezeichnung der von mir gewählten Gedichte.

Leb' wohl, ich bleibe noch vor der Hand hier, und auch sehr nach der Hand, d. h. ewig, Dein Niembsch.

Schwab an Anastasius Grün (damals in Wien).

Stuttgart, den 29. Januar 1836.

Unser lieber Niembsch setzt sich heute in den Eilwagen, um in einem Zug und Flug dem Geburtstage einer geliebten Schwester[1] zuzueilen.

Ob der Almanach[2] erscheint, ist noch problematisch; sie wollen den

[1] Theresens; am 5. Hornung.

[2] Der „Musenalmanach."

Papst des verruchten „jungen Deutschlands“ in effigie voranstellen; da wird ein großer Theil der von diesem geschmähten süddeutschen Dichter sich zurückziehen. Aber, lieber Freund, setzen Sie einstweilen voraus, daß er erscheine, und enterben Sie uns nicht. Nicht wahr?

Lenau kommt als ein lebendiger Brief zu Ihnen, und soll Ihnen unter Anderem auch von unserm Abscheu vor der „jeune Allemagne“ erzählen.

Als Niembsch in Wien anlangte, traf ihn eine erschütternde Nachricht. Sein Jugendfreund, Fritz Kleyle, war unvermuthet gestorben. Niembsch lieh später seinem Schmerze in dem Gedichte: „An eine Wittwe,“ Worte. „Das war,“ antwortete ihm am 11. Februar Emilie auf diese traurige Mittheilung, „die Unruhe, welche Sie dießmal so bald aus unserer Mitte trieb, und was mich so namenlos ängstigte? Eine Ahnung von dem Schmerz und dem Kummer, der Sie erwartete!“ —

Niembsch an Emilie.

Wien, den 22. Februar 1836.

Meine Gesundheit ist gut, und die Erschütterungen meiner Stimmung beruhigen sich im Dichten, das mir jetzt besonders von Statten geht, als hätte mein Erhaltungstrieb ängstlich und eilig nach dem Heilmittel der Kunst gegriffen. Da ich zu Hause esse, was erst um drei Uhr geschieht, so geh' ich gewöhnlich erst um vier Uhr aus, und zwar ins Kaffeehaus,[1] später folgt manchmal noch ein Besuch, Concert oder Theater.

Ich habe halb und halb im Sinne, nächstens wieder einmal nach Ungarn zu reisen. Ein kleiner Ausflug nach Preßburg, wo der Landtag noch beisammen ist, wäre keine üble Zerstreuung. Auch ist dort, eben wegen des zahlreich versammelten Adels, jetzt gewiß ein Zusammenfluß der besten Zigeuner. Es geht mich an, die langentbehrten heimathlichen Jugendeindrücke wieder einmal aufzufrischen.

[1] Niembsch hatte es dießmal ungemein bequem, er durfte nur drei Treppen niedersteigen; denn er hatte in demselben Hause, wo das Kaffeehaus sich befand, bei seinem Freunde Weigel ein Zimmer sich genommen. Im nächsten Winter wohnte er aber wieder im Schwarzspanierhause.

Dichter Frankl erzählt auf Seite 58: er habe einmal Niembsch aufgefordert, sich in den ungarischen Landtag wählen zu lassen, wenn er sich dazu erst noch zuvor den Schnurrbart mit Speck spitzig zugewichst haben würde. Niembsch lachte herzlich über den Einfall, erwiederte aber nach einer Pause ganz ernsthaft: „Dazu tauge ich nicht. Erstens bin ich der ungarischen Sprache nicht so mächtig, um Reden halten zu können; zweitens verstehe ich vom ungarischen Rechte nichts, und vor erstens und zweitens: Ich passe nicht mit meiner Bildung zu meinen Landsleuten. Ich rühme mich nicht dessen als eines Vorzuges, vielmehr möcht' ich so urwüchsig, so feurig und so naiv, so husarentapfer und so gutherzig seyn, wie sie!" Frankl schließt Seite 59: „Der fast mythische Dichter Klingsor und der Mythen dichtende Lenau,[1] die beide donauaufwärts nach den deutschen Landen wanderten, und in Sängerkämpfen sich Lorbeeren erwarben, sind die wunderbarsten Dichtergestalten der Magyaren, wenn auch beide nicht in der süßen und kräftigen Sprache der Magyaren geschrieben haben."

Lenau selbst nannte sich einen streng österreichischen Dichter." —

Ob der kleine Ausflug nach Preßburg wirklich erfolgte, ist nicht mehr erinnerlich. Wenn aber auch, so war er gewiß nur ganz klein.

Niembsch an Emilie.

Wien, den 14. März 1836.

Mein Leben ist jetzt ganz kunstbewegt. Fast kein Tag vergeht, der mir nicht irgend einen herrlichen musikalischen Genuß bringt. So hört' ich heute Abends den Vorsänger der hiesigen Synagoge, Sulzer, der sehr wahrscheinlich die schönste Stimme in Deutschland hat. Die von Schmidt[2] komponirten Schilflieder waren mir sehr willkommen für diesen herrlichen Sänger. Dann hab' ich neulich von den sogenannten „verrückten" Quartetten Beethovens gehört. Das eine nennen lahme Philister gar „Teufelsquartett." Wenn das der Teufel gemacht, so bin ich sein auf ewig. Es hat Stellen, bei denen mir fast das Herz gesprungen wäre. Kennen Sie nicht jene süße Verzweiflung, in die uns Beethoven reißt? Mit

[1] Siehe vor Allem die herrliche „Eulenmythe" im „Sturm" des Faust

[2] Hofschauspieler in Stuttgart.

jedem solchem Tonstück geht mir ein Stück Leben davon. Ich fühl' es ganz deutlich. O es ist ein köstliches Gefühl, wie einem so das Leben verklingt!

Ich habe zwei größere epische Gedichte in der Arbeit: „Huß und Hutten.“ Bis zum Herbst müssen sie fertig seyn, wenn meine Gesundheit ausreicht.

Schwab an Grün.

Stuttgart, 19. März 1836.

Die Correctur des Frühlingsalmanachs besorgte Gustav Pfizer für unsern Niembsch, und hat daher mit Vergnügen auch Ihre Beiträge corrigirt. Ich erwarte den ganzen Almanach, von dem ich noch gar nichts kenne, mit hoher Neugierde. Von unserem Musenalmanach bin ich für diesen Jahrgang definitiv zurückgetreten, da Heine's Bild, in dem Augenblicke, wo er meinen geliebten Freund und Meister Uhland mit dem schnödesten Neide verunglimpft, an der Spitze stehen wird, und Lenau, Pfizer, Menzel, Mayer, Justinus Kerner und Grüneisen ihre Beiträge auf das Bestimmteste verweigert haben. Der Entschluß kostete mich viel, aber bei dem ganz innigen Verhältnisse in welchem ich zu Uhland stehe, konnte ich nicht anders handeln. Reimer und Chamisso protestiren gegen meine Ansicht, die ich auch niemand aufdringen will; namentlich bitte ich Sie, keine Rücksicht darauf zu nehmen. Sie haben hier nicht dieselbe Verpflichtung wie wir Schwaben, und es befremdet mich daher nicht, daß Hirzel-Reimer mir schreibt, daß Sie auch meiner Anfangs geäußerten Ansicht seyen, daß die Aufnahme von Heine's Bild ein Beweis von Unparteilichkeit von unserer Seite sey. Es wäre mir höchst leid, wenn Chamisso, der mir einen sehr traurigen Brief, welcher mich in der Seele rührte, geschrieben hat, noch mehr Kummer von der Sache hätte, und auch Reimer möcht' ich um's Leben nicht kränken und ihm niemand debauchiren. Die Schwaben, und namentlich Lenau, bestimmten vielmehr mich, als ich sie.

Schurz an Schleifer in Ort.

Wien, 25. März 1836.

. . . Niembsch ist seit etwa sechs Wochen wieder hier, auch Auersperg ist seit ein paar Monaten hier, und bleibt noch bis Ostern. Er ist

ordentlich verliebt in Niembsch. Dieser dürfte ein Mädchen seyn, so könnte es nicht ärger zugehen. Sie sind den größten Theil des Tages beisammen.

Und gleichwohl trat noch im April ganz plötzlich und unvermuthet eine leichte Trübung zwischen Lenau und Grün ein, der die Versöhnung nur durch den Zufall von Grün's Abreise nicht sogleich auf dem Fuße folgte, worüber dieser am 26. December 1850, als er mich durch Uebersendung eines Briefes Lenau's an ihn vom 5. December 1836 erfreute, folgendes beizufügen so freundlich war: „Der Brief bezieht sich auf die einzige, zwischen uns stattgehabte kleine Differenz, deren freundliche Lösung mir eine dringende, unabweisliche Herzensangelegenheit geworden war. Den Anlaß dazu gaben ein paar bei einer geringfügigen Gelegenheit mir entschlüpfte, unbesonnene, gleich geringfügige Worte, die aber — im Angesichte des edlen Todten kann ich es sagen — nicht durch irgend eine meinerseits damit verbundene Böswilligkeit, sondern nur durch die, mir erst damals im ganzen Umfange erkennbar gewordene, in seiner überaus zarten Gefühlsweise gegründete, ungewöhnliche Reizbarkeit seinerseits einige Bedeutung haben konnten. Wie die vorübergehende Disharmonie durch ihn die edelste Lösung fand, geht aus dem Briefe selbst hervor." — Ich werde diesen zu seiner Zeit mit Vergnügen einreihen. Uebrigens erwähne ich zur Hintanhaltung eines etwaigen Mißverständnisses, daß Lenau's anklagendes Gedicht „An einen Jugendfreund" nicht etwa auf Auersperg in Folge des vorliegenden Falles bezogen werden dürfe, indem dieser sich erst im April 1836 ereignete, während jenes Gedicht bereits in der zweiten Auflage vom Jahre 1834 zu finden ist. Weder ich, noch sonst vielleicht irgend wer weiß, wem dieß galt.

Von der sehr leidenden, und daher auch leicht verletzbaren Stimmung Lenau's zu jener Zeit gibt das damals entstandene, ebenso schöne als schmerzvolle Gedicht an seine verstorbene Mutter „Der Seelenkranke" das sprechendste Zeugniß. Aber das Geschick, indem es uns mit der Rechten eine Wunde schlägt, reichet uns oft zugleich mit der Linken einen heilenden Balsam. Für den nur vermeintlich verlorenen Freund gewann Niembsch sogleich wirklich einen andern, wie er uns bald selbst erzählen soll, abgesehen

davon, daß eben auch Graf Alexander für längere Zeit nach Wien kam, und Niembsch häufig besuchte. Inzwischen schreibe aber noch:

Chamisso an Freiligrath.

Berlin, den 28. April 1836.

Lieber Freiligrath!

Da es sich darum handelt, dem deutschen Liede eine Freistatt zu erhalten, woran auch Sie, wie wir Alle, Ihre Lust hatten, so werden Sie, falls Sie noch einlenken können, Ihren Beistand dem nicht versagen, der heuer das lecke Schiff zu steuern übernehmen muß.[1] Das Neckische ist, daß die Noth um Raum, welche gewöhnlich eintritt, sich in die umgekehrte verwandelt hat.

. . . . Lassen Sie mich Ihnen das Geheimniß der Terzinenform verrathen, das auch ein anderer, hochbegabter Dichter (Lenau) nicht errathen zu haben scheint. Nehmen Sie Dante oder auch Streckfuß zur Hand, und bemerken Sie, daß in der Regel mit jeder Terzine der Sinn abgeschlossen ist, und nur ausnahmsweise ein Uebergreifen stattfindet.

Adelbert v. Chamisso.

Auch schon in einem Briefe vom 8. Juni 1834 an Braunfels in Koblenz hatte Chamisso gerügt: „Das Weib am Grabe," ein sehr hübsches Gedicht; aber der Verfasser (J. Kerner) ist noch nicht Meister der Form. Das Uebergreifen einer Terzine in die andere ist unzulässig. Er studire den Dante, und nicht Lenau, der, einer unserer ersten Meistersänger, diese Form nicht kennt. (S. Adelbert v. Chamisso's Werke, VI. S. 281 und 279.)

Niembsch an Emilie.

Wien, den 29. April 1836.

„Endlich ein Brief!" — Schädliche Potenzen schlagen sich immer auf den schwächsten Theil des Menschen; und bei mir ist die Schreibelust, wenn nicht meine schwächste, doch gewiß nicht meine stärkste Seite; darum

[1] Der Rücktritt Schwabs von der Redaktion des Musenalmanachs hatte mehrere Dichter zur Zurückforderung ihrer Beiträge veranlaßt.

haben sich denn auch die Hemmnisse meiner letzten Zeit auf diese Partie geschlagen. Diese schädliche Potenz, dieser Hemmschuh, heißt Martensen, ein Theolog aus Kopenhagen, der mir Zeit, Herz und Gedanken gestohlen hat. Ich habe nie einen so speculativen Kopf gefunden, kaum Einen Menschen, dessen ganzes Leben, so unverrückbar auf's Ideale gerichtet, mit der kindlichsten Frömmigkeit und einer bezaubernden Herzensreinheit eine so sieghafte Gedankenmacht vereinigt. Ein Gespräch mit ihm ist ein wahres Vernunftbad. Nun aber bin ich seit einigen Wochen täglich vier bis acht Stunden in diesem Bade gesessen. Zu lesen hab' ich auch einen Wust historischer Vorwerke für meine große Aufgabe. Meine poetische Aufgabe ist eine große epische Trilogie: „Huß, Savonarola und Hutten." Ich mache den Anfang mit dem zweiten. Martensen hat eine meisterhafte Abhandlung über meinen Faust geschrieben, die er in einer eigenen Broschüre erscheinen lassen will.

Niembsch an Dr. Johannes Martensen zu Paris.

Penzing, den 14. Juni 1836.

Theurer Freund!

Ich habe nun zwei Briefe von Ihnen erhalten, aber noch immer keinen von Cotta. Unbegreiflich ist mir sein Stillschweigen, aber noch unbegreiflicher die Zumuthung, welche von der Cotta'schen Buchhandlung an Sie gemacht wurde: Ihre Faustkritik ästhetisch zu ergänzen. Das verstehe ich nicht. Als ob das nicht eines und dasselbe wäre. Ueber das Gedicht als solches haben Sie genug gesagt; es hätte vielleicht nur noch etwas über das Charakteristische des Dichters gesagt werden können, wie ich Ihnen bereits mündlich bemerkt habe. Der Aufsatz muß aber auf jeden Fall gedruckt werden.

Was Sie mir über Ihre Bearbeitung der Mystik geschrieben, hat mich sehr begierig gemacht nach Ihrem persönlichen Umgange. Trauriges Surrogat der Briefschreiberei! Wenn meine Schwester spazieren fahren will, so kann sie nicht alle ihre Kinder mitnehmen, weil diese nicht Platz finden in dem kleinen Wagen, einige bleiben immer zu Haus, vielleicht gerade die besten, und blicken dem Wagen traurig nach, wenn er davon

rollt. Wie es meiner Schwester mit ihren Kindern, geht es mir mit meinen Gedanken, die gern alle fort möchten zu Ihnen, mein lieber Freund!

Was Sie sagen von der positiven Religion als einer absoluten Voraussetzung, und von der Begründung alles Lebensorganismus durch diese Voraussetzung finde ich vortrefflich. Allerdings ist es so. Die positive Religion setzt das Absolute, und das Setzen des Absoluten ist nothwendig ein Voraussetzen, denn würde das Absolute nachgesetzt, so wäre es ja ein bedingtes. Die größte Schwierigkeit finde auch ich in der Nachweisung, wie alles Leben nur durch die positive Religion organisirt sey. Das hängt, glaub' ich, genau zusammen mit der Lehre über das Böse in der Welt. Vielleicht ließe sich alles Böse darstellen als eine Afterorganisation des Lebens, als eine Rebellion einzelner Lebensorgane, die ihres Verhältnisses zum heiligen Leben des Ganzen, ihrer demüthigen Verpflichtung vergessend, sich selbst zum Centralen machen möchten, und andere Nebenorgane sich unterwerfend, diese und sich selbst am Ende zerstören, dem Tode zueilen, weil alles Leben nichts Anderes ist, als eben ein freudiges Unterordnen und Conspiriren der einzelnen Organe zum großen Werke des Geistes. Die physische Pathogenie in Ihrer Lehre von den Afterorganisationen ist hier vielleicht zu gebrauchen, freilich nur als ein Talglicht. Ich freue mich außerordentlich auf Ihr Werk über die Mystik.

Mein Savonarola wächst. Sechs Romanzen sind bereits fertig. Wenn es mir ferner gelingt, wie bis jetzt, den eigenthümlichen Duft religiöser Anschauung zusammenzuhalten, daß er mir nirgends verfliegt, so hoffe ich damit eine Arbeit zu Stande zu bringen, die Ihrer Theilnahme nicht unwerth seyn dürfte. Sie umschweben mich oft als unsichtbarer Censor beim Arbeiten, indem ich mich frage: „Wird das Martensen approbiren?“ Jener setzt freilich einen religiös organisirten Geruch voraus, und der Leser wie Sie gibt es wenig; doch das kann meinen Eifer nicht schwächen. Lorenzo von Medicis hatte gar keinen Geruch — ein für mich sehr brauchbarer Zug — und doch blühten Rosen in seinem Garten. Als er auf dem Sterbebette liegt, und Savonarola ihn von seinen Sünden absolviren soll, hält ihm dieser eine Rose und das Evangelium vor's Gesicht und spricht: „Wie der Duft dieser Blume ungespürt in Deiner Brust

ein- und ausgeathmet wird, so ist es Dir ergangen mit dem Dufte dieser heiligen Blätter."

Lorenzo's Apologet, der armselige Roscoe, hat mir mit seiner Notiz von der Geruchlosigkeit seines Helden einen guten Dienst gethan.

Vielleicht werde ich bis zum Spätherbst doch fertig mit diesem Gedicht. Eine Schwierigkeit eigner Art finde ich in der Nothwendigkeit, das Leben der römischen und das der evangelischen Kirche in Hauptumrissen darzustellen, und dabei überall poetisch zu bleiben. Die Nothwendigkeit ist hier so groß wie meine Noth. Ich erwarte mit jeder Stunde den rettenden Gedanken, der mir da heraushilft. Von dem dringenden Bedürfniß einer Kirchenreform war Savonarola durchdrungen; er muß sich darüber aussprechen. Aber wie? wo? gegen wen? Predigend kann ich ihn nicht einführen; das gestattet die epische Form meines Gedichtes nicht. Ich bin da auf eine dramatische Ader gestoßen, und weiß noch nicht, wo ich ihr den epischen Ausfluß schaffen werde.

Grüßen Sie mir unsern lieben Freund Bornemann herzlich. Er wird Ihnen, dem armen Juden in Babel, das Pariser Leben gewiß von einer plausiblen Seite darzustellen wissen, denn er ist einer von den liebenswürdigen Juristen, die eben so billig sind als gerecht. Max sammt Frau, Kaltenbäck und die übrigen Brüder im Kaffee grüßen Sie schönstens.

Leben Sie wohl, mein lieber Martensen, greifen Sie nicht falsch auf Ihrer Geige, und suchen Sie auch hier den rechten Ton, wie Sie ihn oft getroffen und geweckt haben in meinem Herzen. Ihr Niembsch.

Ein Seitenstück zu diesen beiden edlen Dänen: Martensen und Bornemann, war ein ehrenhaftes Schwedenpaar: Hagberg und Böttiger, welches jenen noch um einige Zeit vorangegangen war. Es thut gar wohl, einen theuren Landsmann, daheim hoch verehrt, auch selbst von nur rasch Vorüberziehenden ferner Lande innig liebgewonnen zu sehen, und laut loben zu hören.

So stelle ich denn auch noch hieher, schon ihrer Halbbruderschaft halber, zum dermaligen Bischof in Seeland, Martensen, den Hochlehrer in Lund, Hagberg, als gleich warmen Lenau-Verehrer.

Der Letztere antwortete mir auf meine bittende Aufforderung zu Beiträgen für Lenau's Lebensgeschichte dermaßen:

Lund, am 23. Jänner 1851.

Hochverehrter Herr!

Ihr hochgeschätzter Brief, datirt: Wien, den 15. December 1850, kam in meine Hände erst am 12. Jänner d. J.

Ich bekam ihn von Upsala her, wovon ich seit einigen Jahren nach der Universität Lund gegangen bin.

Der unvergeßliche Lenau war eine der interessantesten und liebenswürdigsten Persönlichkeiten, die ich je gekannt habe.

Ich werde mich stets mit Stolz erinnern, daß er mich unter die Anzahl seiner Freunde gezählt hat. Die durch die öffentlichen Blätter mir mitgetheilte Nachricht von seiner unglücklichen Krankheit und Tod machte mir tiefen Schmerz.

Vor einigen Tagen wurden mir diese schmerzlichen Gefühle erneuert, als ich im „Album österreichischer Dichter“ Ihre Lebenszeichnung Lenau's las. Lenau's Freunde und Verwandte in Wien glaubten wohl kaum, daß einer seiner Freunde hier im fernen Norden ihnen damals so nahe gerückt war.

Zur Lebensgeschichte Lenau's kann ich wenig beitragen. Unser Umgang war innig, aber dauerte leider nur kurze Zeit. Lenau's tiefe Phantasie und tief fühlendes edles Herz bildeten ein liebevolles Ganzes, das eine sehr magische Wirkung auf einen Jeden, der in seine Nähe kam, ausübte. Niemals werde ich die herrlichen Stunden vergessen, als ich, mit ihm in den wunderschönen Gegenden Wiens lustwandelnd, schwedische Volkslieder übersetzte, oder Sagen aus meiner Heimath erzählte. Sein edles Auge funkelte, sein ganzes Wesen war Begeisterung, als er mir mit Sagen aus dem schönen Ungarn vergeltete.

Im Anfange von November 1835 schied ich von ihm in Wien. Im Jänner 1836 sah ich ihn wieder in Stuttgart. Er schenkte mir ein Exemplar von Faust, und schrieb mir ein freundliches Wort auf dem ersten Blatte des Buches. Ich ging damals nach Paris. Sie sollen ohne Zweifel sein freundliches Herz wieder kennen, wenn ich Ihnen erzähle, daß der Verewigte mir das Anerbieten gab, mit ihm eine längere

Reise durch Deutschland zu machen, und endlich in Wien bei ihm zu überwintern. Mein Reiseplan verstattete es nicht; ich sah zum letztenmale einen der edelsten Söhne Deutschlands.

Meinen liebevollen Gruß der herrlichen Kaiserstadt, wo ich die angenehmsten Stunden meiner Jugend verlebt habe! Grüßen Sie mir gefälligst den Herrn v. Frankl; erzählen Sie ihm, daß ich seit einigen Jahren als Professor der Aesthetik in Lund angestellt bin, daß ich verheirathet bin und Vater vier lieber Kinder. Mit Hochachtung habe ich die Ehre zu zeichnen Ihren ergebensten Diener Karl August Hagberg.

Der oben genannte Frankl aber berichtet auf Seite 45, hieher gehörig, solcherart:

„Eine Eigenthümlichkeit seines Wesens, wie sie sich mannigfach in seinen (Lenau's) Schriften ausprägt, war es, das Dämonische zu lieben und in seinen Schauern zu schwelgen. Schuberts „Ansichten von der Schattenseite der Natur," dessen „Geschichte der Seele" neben den mystischen Schriften der Gnostiker, der Kirchenväter, wurden seine Lieblingslecture und blieben nicht ohne wichtigsten schädlichen Einfluß auf ihn. Er ließ sich gerne Geister- und Gespenstergeschichten erzählen; vor allen gefielen ihm die lustigen; sie konnten ihn in die heiterste Stimmung versetzen; zur Bearbeitung wählte er aber nur jene, die, tiefen Ernstes voll, ein schauerlich Erhabenes an sich trugen.

Es war im Winter des Jahres 1835.

Wir begrüßten im silbernen Kaffeehause zwei schwedische Dichter, die auf der Reise nach Italien Wien kennen lernen wollten. Der Eine, Böttiger, hatte für ein episches Gedicht: „Gustav Adolph," den Preis errungen, der Andere, Hagberg, den Aristophanes ins Schwedische übersetzt; er sprach ziemlich fertig deutsch, und bekundete dieß auch durch ein kleines Gedicht: „An Wien," das in Kaltenbäcks „Archiv für Geschichte und Literatur" abgedruckt wurde. Lenau forderte ihn auf, uns schauerliche Geschichten aus dem Norden zu erzählen.

In Lenau's Gedichten sind „der traurige Mönch" und „Anna" nach Erzählungen Hagbergs.

Lenau äußerte, daß es ihm als ein Kennzeichen eines Poeten erscheine,

wenn er Mythen und Legenden erfindet, die so tiefsinnig oder naiv oder gewaltig sind, als hätte sie ein Volk, dieser größte aller Poeten, erfunden."

Martensen an Niembsch.

Paris, den 24. Juli 1836.

Ihren Brief, mein werthester Freund, habe ich erhalten, und sehe, wie ich schon wissen konnte, daß Sie ganz einverstanden sind. Es wäre mir sehr lieb gewesen, wenn Sie, lieber Freund, mir einen Wink gegeben hätten, wie ich mich rücksichtlich der Cotta'schen Buchhandlung zu verhalten habe.

Ich hab' ihr noch nicht geantwortet.

Wenn ich antworte, weiß ich nichts anderes zu schreiben, als daß sie entweder den Aufsatz so, wie er vorliegt, drucken, oder Ihnen das Manuscript zurückschicken muß, welches Sie, besonders in dem Falle, wenn es nicht gedruckt werden sollte, als eine Erinnerung behalten werden. Soll ich ihr diese Alternative vorlegen? — Ich möchte es nicht gerne thun, ehe ich hierüber Ihre bestimmte Meinung erfahren habe. Haben Sie noch keinen Brief erhalten? Oder haben Sie wieder an sie geschrieben? Ich wünschte gerne, sobald wie möglich, Nachricht zu erhalten. Sehr lieb sollte es mir seyn, wenn der Aufsatz in irgend einer Buchhandlung erscheinen könnte,[1] denn ich bin noch immer rücksichtlich seines Inhaltes mit mir selbst einverstanden, und kann nicht zweifeln, daß er in Deutschland wenigstens einigen Anklang finden muß. Ich muß aber Ihnen, theurer Freund, die Sorge für dieses verstoßene, in der Fremde herumirrende Kind ganz überlassen, da es mir in der Ferne fast gänzlich unmöglich ist, etwas für es zu thun.

Wie lieb ist mir nicht gewesen, wieder etwas von Ihrem geistigen Leben zu vernehmen! Daß Sie mit Ihrem Savonarola so weit vorgerückt sind, freut mich höchlich. Sie sind da auf eine Schwierigkeit gestoßen: wie, wo, gegen wen soll Savonarola das dringende Bedürfniß einer Kirchenreformation aussprechen? Sie suchen hiefür die epische Form, da Sie die dramatische nicht brauchen dürfen. Ich kenne nicht die Oekonomie Ihres Gedichtes, und weiß also nicht, ob das, was ich sagen werde, in

[1] Dieß geschah wirklich in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

den Zusammenhang hineinpaßt; aber es scheint mir doch, daß es hier eine Aushülfe gibt, die wenigstens ganz mit dem Charakter Savonarola's und dem Geiste des Mittelalters paßt, vielleicht wohl gar davon gefordert wird. Natürlich werden sich in Ihrem Gedichte Stellen finden, wo Savonarola sich über den Unglauben seiner Zeit, den Verfall seiner Kirche u. s. w. gelegentlich ausspricht; wenn es aber die Aufgabe ist, seine Idee der Reformation darzustellen, seine Vorstellung von jenem besseren Zustande der Kirche, den noch die Zukunft verbirgt, im Gegensatze gegen die schlechte Gegenwart; so scheint mir dieß nirgends besser an seiner Stelle zu seyn, als im Momente der Contemplation. Das Pro ist also hier im Geiste und der Geist der Kirche, oder der Geist Gottes wird hier in seinem Geiste offenbar. Die Contemplation Savonarola's ist nicht, wie die germanische, eine abstract-ideelle, sondern wie die der romanischen Völker eine poetisch-concrete, und der Symbolismus ist daher hier am rechten Orte.

Hieraus folgt aber für das Wie, daß die Form weder dramatisch, noch lyrisch seyn kann, sondern nothwendig episch oder lyrisch-episch. Es ist hier einerseits das lyrische Moment des contemplirenden Subjects, andererseits das epische der Objectivität, die ganze Reihe der symbolischen Visionen, die vom Dichter eingeführt werden muß, welche die großen Umrisse der Zukunft dem frommen Schauer im Spiegelbilde darstellen. Der Typus dieser Symbolik, welche natürlich mannigfach modificirt werden kann und muß, ist in der Apokalypse gegeben. Hiedurch scheint mir auch das gewonnen zu seyn, daß das Gedicht sich über die Prosa der Wirklichkeit im reinen Aether der Idee hält, und z. B. der Gedanke des Protestantismus und Romanismus, wie diese Gegensätze sich später entfalteten, gänzlich abgehalten wird, wie denn auch der Gedanke der Reformation, wie diese wirklich zu Stande kam, gar nicht in Savonarola's Seele seyn konnte. Da er aber doch die Farben, worein er seine Hoffnung kleidet, aus der Wirklichkeit nehmen muß, so kann er sie nicht anderswo entlehnen, als daher, wovon alle reformatorischen Geister sie genommen haben, vom reinen Bilde des Erlösers, der die Religion selbst ist, und namentlich vom Zustande der apostolischen Gemeine, diesem paradiesischen Zustande der Kirche, als sie noch in jungfräulicher Reinheit und

Unschuld, unbefleckt von der Welt, als eine reine geistige Maria auf Erden erschien. Dieses Ideal als Erinnerung und Sehnsucht, im Gegensatze gegen die tiefe Verweltlichung, diese Gegensätze dargestellt in lebendigen, individuellen, aber zugleich speculativ-symbolischen Gestalten, welche sich dem in der Contemplation ganz versunkenen Gemüth als rein geistige Objectivität darstellen, würden, meines Erachtens, die Aufgabe befriedigend lösen. Die Poesie bleibt hier in ihrem eigenen Aether, die Prosa der Wirklichkeit und der zeitlichen Gegensätze wird ausgeschlossen von der Contemplation, wo nur die Idee der Religion gegenwärtig ist, und wo tausend Jahre wie ein Tag sind, und die epische Form scheint sich hier von selbst zu ergeben.

Ich weiß nun nicht, mein werther Freund, ob Sie dieses brauchen können, oder ob Sie schon selbst eine befriedigendere und für den Totalzusammenhang Ihres Gedichtes mehr passende Lösung gefunden haben. Theilen Sie mir aber doch hierüber Ihre Ansicht mit, und sagen Sie mir, inwiefern Sie mit mir einig sind. Ich sehne mich ganz außerordentlich nach Ihrem Savonarola; ich sehne mich darnach, den reinen Rosenduft der poetischen Contemplation und contemplativen Poesie einzuathmen. (In parenthesi bemerke ich, daß der Zug von Lorenzo von Medici köstlich ist und unfehlbar eine tiefe Wirkung hervorbringen muß.)

Was mein Pariser Leben betrifft, so befinde ich mich nicht so schlecht, wie ich erwartet hätte. Ich habe hier einige Landsleute gefunden, mit welchen ich recht angenehm lebe. Die Bibliothek, welche ich fast täglich besuche, ist vortrefflich, und ich arbeite immerfort in der Mystik, und hoffe diesen Winter in meiner Heimath eine Partie über den Tauler zu Stande zu bringen. Jetzt aber arbeite ich in den französischen Mystikern, denn ich wünschte gerne, wie Sie wissen, den Begriff der Mystik in seinen Hauptmomenten darzustellen. Meine Geige spiel' ich fleißig und denke dabei oft an Sie. Ich habe mir jetzt einige Studien von Kreuzer angeschafft und wünsche nur, daß ich Sie mit Ihnen durchgehen könnte. Uebrigens glaube ich doch, daß ich dem Ton etwas mehr auf die Spur gekommen bin.

Ich bleibe hier von Dato noch einen Monat; wenigstens ist das der festgesetzte Terminus. Wenn ich darum hoffen soll, in Paris noch einen

Brief von Ihnen zu erhalten, bitte ich Sie, lieber Freund, mir gleich nach Empfang dieses Briefes zu schreiben, worauf ich gleich antworten werde, und das Nähere über meine Reise (welche wahrscheinlich über Belgien und den Rhein nach Hause geht), wie über unsere fernere Correspondenz, welche wir nothwendig fortsetzen müssen, mittheilen. Grüßen Sie Max und seine liebenswürdige Frau, wie alle Freunde im Neunerischen Kaffee. Schade, mein Freund, daß wir nicht mehr da nach Tische unsere Pfeife rauchen können! Damals gab es noch manche gute Stunde! Ich gäbe Vieles, wenn ich künftigen Winter in Wien zubringen könnte! Dann aber sitze ich im fernen Norden! Leben Sie wohl, mein Freund! Bornemann grüßt Sie schönstens. Ihr H. Martensen.

Niembsch hatte sich für dieß Jahr eine Sommerwohnung zu Penzing im gräflich Christalnigg'schen Hause genommen. Da Therese mit den Kindern ohnehin den Sommer immer auf dem Lande zu verleben pflegte, so hatten wir uns im Mai 1836 im Dorfe Kirling bei Klosterneuburg, drei Gehstunden von Wien, ein hübsches Haus um ein sehr Billiges gekauft. Die Spaziergänge bei Kirling gehören zu den schönsten unter den bekanntlich schönen um Wien. Dort brachte nun auch Niembsch manchen angenehmen Tag zu. Auch war er diesen Sommer wieder einmal, vom 23. bis 28. Juli, in seinen geliebten Alpen. Ueber den Beginn einer Reise nach Schwaben aber findet sich folgendes Bruchstück:

Salzburg . . . .

Liebe Freundin! So eben hier angekommen, beeile ich mich, Ihnen einige Zeilen Nachricht von mir zu geben. Die Reise war bis jetzt sehr glücklich. In der Nähe von Burkersdorf vermißte ich meinen Nachtsack. Das war der erste Anstoß. Wir schickten einen Expreßboten zurück, der das Vergessene in drei Stunden brachte. Ich war im Zweifel, ob der Sack sammt dem Savonarola vergessen oder gar verloren sey. Im letzten Falle wäre mein ganzes Gedicht verloren gewesen. Aus dem Gedächtnisse hätte ich es nicht wieder herstellen können. Unser zweites Abenteuer war ein Unglück am Wagen. Eines der Räder sperrte sich plötzlich . . . .

Niembsch an Sophie zu Penzing in ihres Vaters Landhause.

Ulm, den 18. September 1836.

Diese Zeilen schreibe ich Ihnen in der größten Verstimmung und störendsten Umgebung. Ich sitze im Wirthshause zum schwarzen Ochsen, das Zimmer ist voll von württembergischen Officieren, die meinen verwundeten Freund zu unterhalten suchen. Gestern Abend hier angekommen, fuhren wir heute Morgen bei widerlichstem Regenwetter in eine einsame Kneipe vor der Stadt, wo die bewußte Sache abgethan wurde. Das Nähere wird Ihnen mein nächster Brief sagen. Gefährlich ist die Wunde nicht, sie müßte es denn durch ihre Folgen werden, die bei dem etwas üblen Säftezustand meines Freundes unberechenbar sind. Ich wollte mich nicht von ihm trennen, doch er drang in mich, morgen nach Stuttgart zu reisen, und den Druck seiner Gedichte zu beendigen, woran ihm sehr viel gelegen ist. In acht bis zehn Tagen kann Alexander nach der bestimmten Aussage des Arztes mir nach Stuttgart folgen. Ein anderer Grund, warum mich Alexander nach Stuttgart nöthigt, ist die Beruhigung seiner höchst bestürzten Schwester, der es zu großem Troste gereichen wird, mit einem Augenzeugen der fatalen Geschichte zu sprechen.

Meine Gesundheit erfuhr die wohlthätigste Wirkung von der beinahe ununterbrochenen Bewegung in freier Luft.

Aber die Lage meines Freundes macht mich traurig. Er hat unsere gemeinsame Reise auf die liebenswürdigste Weise benützt, mir jeden Augenblick und bei jeder kleinsten Gelegenheit seine herzliche Zuneigung zu zeigen.

Heut über acht Tage ist Ihr Geburtstag, liebe Freundin. Nehmen Sie unter den guten Wünschen, wozu Alle gezwungen sind, die das Glück haben, Sie zu kennen, auch die meinigen. Feiern Sie den Tag Ihrer Geburt, das ist mein Wunsch und meine dringende Bitte, feiern Sie ihn mit dem unverbrüchlichen Gelübde, daß Sie ernstlich und redlich wirken wollen zur Wiederherstellung Ihrer theuern Gesundheit. Sie sind viel zu bescheiden, um zu wissen, was Sie Ihren Eltern, Max, Ihren Geschwistern und Kindern sind und Ihren Freunden. Darum ist es nöthig, Sie manchmal daran zu erinnern. An Geist und Gemüth sind Sie den Ihrigen eine liebe, erfreuliche, erhebende Erscheinung, und es thut Jedem

wohl, auf eine solche hinzublicken. Ich aber versichere Ihnen insbesondere, daß mich kein Mensch auf Erden so versteht, wie Sie, und daß Ihr Tod keinen Menschen schmerzlicher treffen könnte als mich.

Meinem Freunde Max werde ich nächstens schreiben.

Die Officiere sind noch da und die Post geht ab. Grüßen Sie mir alle die Ihrigen, und beherzigen Sie meine Bitte.

Max soll so gut seyn, mir zu schreiben und entschuldigen, daß ich ihm die Initiative zumuthe; ihn stört keine Soldateska.

Schöne Grüße an L.., Ch.., Sch.. und A.. Ihr Freund Niembsch.

Der verheißene Brief mit dem Näheren der Sache blieb aus, da Niembsch ohnedieß schon wieder Ende des Herbstmonds zu Penzing eintraf und mündlich berichten konnte. Merkwürdig bleibt die Wirkung des Anblickes kühnen Muthes auf einen kühnen Mann. Wie innig auch Niembsch seinen Freund Alexander liebte, so konnte er sich trotz der daraus entspringenden hohen Gefährdung für diesen denn doch nicht erwehren, über das höchst entschlossene ungeschlachte Eindringen von Alexanders Gegner auf denselben (sie kämpften mit dem Säbel) Bewunderung, ja sogar namhafte Freude zu empfinden. Der damaligen Reise Lenau's nach Stuttgart erwähnt Fräulein v. Hünersdorff folgenderweise in ihrer gütigen Mittheilung vom December 1850 an mich:

„Ich erinnere mich noch eines sehr ernsten Momentes des Wiedersehens mit Lenau nach einem unvermeidlichen Duell, bei dem er Graf Alexander als Zeuge gedient, als er Gräfin Marie die beruhigende Kunde über das Befinden ihres geliebten Bruders brachte. Es war ein feierlicher Augenblick, welcher uns durch den Rückblick auf eine schönere Vergangenheit im Vergleiche mit der Gegenwart und ihren möglichen schmerzlichen Folgen um so ernster stimmte. Lenau entfaltete bei dieser Unterredung eine so schöne edle Wärme, sprach seine Gefühle für den theuern Freund mit so ergreifender Beredsamkeit aus, daß wir uns erhoben und begeistert fühlten. Es war eine ernste schöne Stunde; sie hatte uns mehr als alles Vorangegangene das herrliche Gemüth des treuen Freundes und Dichters enthüllt."

Niembsch wird übrigens dieser kurze Besuch in Stuttgart auch gut zur Begütigung seiner durch seine Schreibunseligkeit verletzten edlen Freundin Emilie und der werthen Ihrigen zu Statten gekommen seyn. Die wackere Frau hatte nämlich ihr Wort vom 11. Mai gehalten: „Lassen Sie sich zum Schreiben mahnen! Ihr Gewissen ist in diesem Punkt etwas stumpf geworden, und wenn ich die Wirkung meines guten Beispiels verloren sehe, muß ich doch endlich müde werden, es immer wieder geben zu wollen."

Nun aber schrieb sie ihm wieder am 16. Oktober, daß der durchreisende frühere Minister v. Wangenheim, bei ihrem Vater Hartmann abgestiegen, sehr bedauert habe, ihn nicht mehr zu finden; auch dankt sie ihm für die Mittheilung eines schönen Planes für ein Carroussel, das bei Hof, unter persönlicher Theilnahme des Königs, geritten werden sollte.

Niembsch an Graf Anton Alexander von Auersperg.[1]

Wien, den 5. December 1836.

Mein lieber guter Auersperg!

Eure warme ausdauernde Zuneigung, die sich nicht irre machen ließ, und mein starres Herz nicht aufgab, hat mich überwunden. Ich bin Euch wieder der Alte und bedaure nur, daß ichs Euch nicht ins Gesicht sagen und blicken kann. Wenn Ihr nach Wien kommt, trefft Ihr mich vielleicht nicht mehr, denn ich reise im März wahrscheinlich nach Stuttgart. Auch mir wären die Wölfe und Kroaten lieber als die Inquirenten auf dem Petersplatze. Hol's der Teufel!

Auf Eure Beiträge für den Frühlingsalmanach freue ich mich sehr. Laßt sie nur recht anschwellen! Mein Savonarola wächst; ich hoffe, bis Frühling ist er fertig. Das unvermeidliche Dogmatisiren in vierfüßigen doppeltgereimten Jamben ist eine schwere Arbeit; doch geht es leidlich.

Die „Blätter der Liebe" hab' ich nochmals durchgesehen und Euch meine kritischen Unmaßgeblichkeiten ins Buch gekritzelt. Wann erscheinen Eure Gedichte?..

[1] Zu Thurn am Hart in Krain, an der Grenze von Croatien.

B . . gibt einen österreichischen Musenalmanach heraus. Er hat mich entsetzlich zum Beitritt geschraubt, indem er behauptete, wenn ich nicht beitrete, werde auch Grillparzer, Bauernfeld und Andere nicht beitreten, und an meiner Weigerung müsse das ganze Unternehmen scheitern. Er will, wie er mir sagte, sich nicht als Herausgeber nennen. Da er auf diese Weise ganz in den Hintergrund treten und nur die Rolle eines literarischen Depositärs oder Colporteurs spielen will, ließ ich mich bewegen, ihm einen kleinen Beitrag zu geben, um nicht den gehässigen Schein auf mich zu ziehen, als hätte ich ein vaterländisches Institut hintertrieben.

Lebt wohl, lieber Auersperg! seyd fleißig und vergnügt, und im Herzen und in einigen Zeilen eingedenk Eures treuergebenen Freundes Niembsch.

Ueber die „Inquirenten am Petersplatze" diene zur Erläuterung, was Frankl in seinem Buche S. 57 niederlegte:

„Was galten Oesterreichs Gelehrte und Künstler? Wenn sie gegen den Willen und ohne Unterstützung des Staates sich dennoch Ruhm erwarben und das Vaterland vor aller Welt verklärten, lud dieses sie — vor die Polizei, wenn sie es wagten, ihre Schriften ohne Censurbewilligung drucken zu lassen.

Herr „Nikolaus Niembsch von Strehlenau" wurde denn ebenfalls vor die Polizei gefordert und gefragt, ob er identisch mit Nikolaus Lenau sey? Als er dieß bejahte und ihm vorgehalten wurde, wie er denn gegen das bestehende Censurgesetz habe handeln können, berief er sich auf seine ungarische Heimath, wo kein gleiches Gesetz verbiete, Bücher außerhalb des Landes drucken zu lassen, und forderte vor seine Landesrichter gestellt zu werden. Man begnügte sich, dieß zu Protokoll zu nehmen."

Fast gleichzeitig war auch „Anton Graf Auersperg" ob seiner „Anastasius-Grünschaft" zur Rede gestellt worden. Daher ihre gegenseitigen unmuthigen Ergießungen. Die auch nach Weinsberg an Kerner gelangte Nachricht, „man werde wohl Niembsch wegen Preßvergehen in Wien einsperren," erfüllte jenen mit großer Freude, „denn daraus würden die

herrlichsten Poesien, die je dieser reichbegabte Genius producirte, entspringen." (Niendorf S. 40.)

Niembsch, der unverbesserliche Briefschuldenmacher, hatte nach seiner Zurückkunft aus Schwaben diese nur ganz kurz dahin gemeldet (Ende September), seitdem aber gar nicht mehr geschrieben. Da kam ihm eine würdig ernste Mahnung von Emilie aus Stuttgart vom 8. December, worauf Niembsch rasch ein heiteres Briefchen ohne Datum ablaufen ließ, worin er, anstatt sein Unrecht reumüthig zu bekennen, vielmehr selbst Vorwürfe über jenseitiges langes Stillschweigen erhob.

Niembsch hatte sich auch in früheren Jahren immer, wenn er eben in Wien war, am heiligen Abend bei uns eingefunden, um sich an der anfänglich ganz staunensstarren verblendeten Freude der Kinder über die schöne Bescherung, welche — wie sie selig meinen — von kleinen Englein, unter Voranflug des heil. Christkindleins, unmittelbar aus dem Himmel herabgebracht wird, nach Herzenslust zu weiden. Es war eben im Jahre 1836, wo er selbst anfing, vielleicht als Stellvertreter einer sehr werthen Freundin, seine Hand ins Spiel zu mischen. So erschien durch ihn z. B. dießmal ein vollständiger kleiner Kochsparherd von Eisen nebst Geschirren, worauf sogleich meine älteste, schon elfjährige gar liebe und liebliche Tochter Kathi ihren übrigen fünf Geschwistern ein förmliches, gutgenießbares kleines Mahl herstellte. Ach, und es war ihr erstes und letztes wahrhaftes „heiliges Abendmahl," das sie gemeinschaftlich genossen! Am nächsten heiligen Abend fehlte bereits die liebliche Wirthin.

Auch Niembsch selbst ging zu Weihnachten nie ganz leer aus. Er pflückte vom vollen prangenden Christbaum im Hause von Sophiens Eltern manche erfreuliche Frucht.

Niembsch an Kerner.

Wien, den 23. Januar 1837.

Lieber Freund!

Du, der Du einen so festen Glauben hast, daß ich mit allem Aufwande meiner Zweifel und Einwürfe Deine Ueberzeugung vom Hereinragen

einer Geisterwelt in dieses elende Leben nicht im mindesten erschüttern konnte, Du, sage ich, mußt so fest glauben an meine Freundschaft, daß ich mit allem meinem Schweigen Dich daran nicht irrmachen konnte. Es ist gewiß so, gelt Alter? So eben sagte ich unserm guten Alexander (dem ich gegenüber sitze, indem er im Bette rasirt wird), ich hätte ein großes Heimweh nach Dir, und sehnte mich, wieder einmal eine Zeit in Weinsberg zu leben. Alexander hat das nämliche Heimweh und den nämlichen Wunsch. Vielleicht im Frühjahr fallen wir bei Dir ein. Ich habe Dir gar viel zu sagen. Den alten Dämon, das pantheistische ..... habe ich dahin geschickt, von wannen er gekommen, d. h. zum Teufel. Ich habe in meinem Herzen scharfe Musterung gehalten und viel Gesindel daraus fortgejagt, und dieses Herz zur Herberg umgeschaffen für gute freundliche Gäste, die Du auch liebst und hegst, und die, wenn sie mich nicht wieder verlassen, mir wohl hinüberhelfen werden über die abendliche Strecke meines Lebensganges. Weißt Du schon, daß ich einen Savonarola dichte? Daß ich ihn von ganzem Herzen dichte? Ich freue mich, Dir in Deinem Thurm beim magischen Lichte der farbigen Fensterscheiben dieß Gedicht vorzulesen. Ja, diese gemalten Fensterscheiben! Nichts versinnlicht mir das Mittelalter in seinem schönen Geiste mehr, als die Glasmalerei. Gibt es in der ganzen Welt eine so innige durchdrungene Farbe als die des gemalten Glases? Ist dieß nicht so zu sagen eine verkörperte Farbe, und gleicht so eine glühend rothe Scheibe nicht dem glühenden durchsichtigen Herzen eines mittelalterlichen Mystikers? O Freund, Du bist ein sehr guter Mensch, denn in meinen besten Stunden liebe ich Dich am meisten, da geht mir erst Dein Bild recht auf; Du bist einer von den Wenigen, nach denen ich mich umsehen, nach denen ich fragen werde, wenn ich dort ankomme, wo kein Zweifel mehr ist und kein Haß, sondern nur Wahrheit und Liebe! Ich wollte, ich hätte Dich jetzt da.

Was machen Deine Kinder? Deine Frau? Grüße Alle von mir, bald hoffe ich Euch zu sehen.

Leb' wohl und schreibe bald Deinem Niembsch.

Friedrich Brodhag'sche Buchhandlung an Niembsch.

Stuttgart, den 3. Februar 1837.

P. P. Mit diesen paar Zeilen ersuchen wir Sie dringend, uns doch umgehend Text zum Frühlingsalmanach einzusenden, indem sonst Herr Fellner nicht mehr im Stande ist, die Zeichnung fertig zu machen. Zu ausführlicher Zeichnung ist es bereits wieder zu spät, und wir werden uns mit Umrissen eben begnügen müssen. Ohne Mehreres haben wir die Ehre, mit wahrer Achtung zu zeichnen: Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.

Niembsch hatte seiner Freundin Emilie zu Stuttgart einen ausgestopften Eisvogel als Bürgen seines eigenen alljährlichen Einrückens ins Winterquartier alldort gestellt, gleichwohl blieb er dießmal den ganzen Winter über in Wien, und arbeitete fleißig an seinem Savonarola fort, den er auch glücklich fertig brachte. Seine Erholung war Nachmittags ein Besuch bei Neuner und Abends bei seinem Freunde Max. Sonntag aber für Sonntag fand sich sein Freund, Graf Alexander, bei ihm selbst im Schwarzspanierhause ein, und verkoste ein paar trauliche Vormittagsstündchen mit ihm, bis jener Ende März mit seiner Familie nach Schwaben heimkehrte.

Philipp Huber an Ihro Hochwohlgeboren Freiherrn v. Niembsch, einen gebornen Strehlenauer, in Wien in Oesterreich.

Wheeling, den 16. April 1837 in Nordamerika in Steht Fartschienen (Virginia) im Kaunte Ohio.

Jetzt will ich meinen dritten Brief an Sie schreiben, da ich Ihnen den ersten Brief geschickt habe im Jahre 1835 den 1. Jänner, und keine Nachricht bekommen; den zweiten Brief habe ich abgeschickt im Jahre 1836, den 12. Februar, und keine Nachricht bekommen; darum ich vor wirklich denke, daß mir diese Briefe abgefangen worden, da ich keine Nachricht bekommen von Ihnen; oder es ist meine Adresse nicht gut. Da ich aber dreimal nach Pittsburg gegangen bin, um die gewisse Adresse zu bekommen an Sie, da bin ich bei dem Herrn Belz gewesen, der hat mir gesagt, daß mein Herr v. Niembsch wieder gesund Europa erlangt habe; da war ich froh.

Der H. ist durchgegangen vor 2½ Jahren. Er hat wollen den Großen spielen; da hat er gekauft ½ Acre Land zu 25 Thaler, ½ Meile von Ihrem Land; da hat er ein Kaufhaus darauf gebaut, das hat gekostet 300 Thaler; dann hat er Kaufmannswaaren auf Kredit genommen; hat seinen Sohn, den Krämer, in den Laden gestellt; der hat gekauft und verkauft und das Geld eingesteckt; sein Vater aber Bürgschaft gegeben für die Waaren, wie wenn Ihr Land sein Eigenthum gewesen wäre.

Späterhin hat der alte H. ein Kaufhaus gekauft für 800 Thaler, acht Meilen davon. Dann hat der Krämer den guten Schimmel verhandelt für einen andern; den andern hat er sogleich todtgeritten. Ich bin froh, daß er den guten Schimmel nicht mehr hat; er hätte ihn auch todtgemacht; so lebt er aber noch. Das war gethan mit Ihrem Gelde, zum Schein, wie wenn Sie es Alles kauften, wie wenn Sie es groß bauen wollten. Es ist nicht so. Ein Schindeldach nur darauf, ein schlechter Stubenboden, dann oben sogleich das Schindeldach. Die Scheune ist eine Viertelmeile davon, sie ist zu bauen bloß angefangen, lang 60 Fuß, breit 25 Fuß, hoch einen Stock, hüben und drüben Frucht aufzubewahren, und in der Mitte zu dreschen; da ist der Dreschboden gelegt; an dessen einer Seite ist aufgeblockt und ein Dach darauf; die andere Seite ist nicht höher als drei Fuß vom Boden. Der alte H. und der Christian H. haben Alles verkauft, was sie konnten; Ochsen und Kühe und all Ihr Vieh und Pflüge und Wagen; — nun sie haben Alles verkauft!

Der Ludwig H. hat Verdruß mit seinem Vater gehabt; sogleich ein Jahr nach Ihrem Landankauf hat er geheirathet. Er hat sich eine Hütte auf Ihr Land gebaut, auf unbestimmt. Er arbeitet dort in der Nachbarschaft im Taglohn. Ich hab' ihn gefragt, warum er nicht auf des Herrn v. Niembsch Land arbeiten thät? Er gibt mir zur Antwort: „Was soll ich hier arbeiten? Ich habe keinen Contract, und mein Vater hat die Schriften mit sich." („Und mein Vater hat die Schriften weggestohlen wie das Andre!" Das war seine Absicht.) Geklartes Land ist darauf 30 Acre. An den andern 20 Acres ist das Holz abgehauen, zu Stücken zu 12 Fuß lang, und nicht zusammengebeugt, und nicht verbrannt.

Wenn es verbrannt wäre und aufgesäubert, so wäre es viel mehr werth; es thäte besser gucken. Ihr Land liegt in einem guten Klima.

Rings um Ihr Land wird der Acker verkauft um 10, zu 15 und 18 Thaler. Die Zaunstecken oder die Fenzen sind auch zerrissen; sie könnten auch Reparation brauchen. Es guckt so ziemlich, wie wenn es keinen Herrn hätte. Befehlen Sie mir, sie zu flicken und das Holz aufzubrennen, so will ich es thun; Ihr Land ist es immer werth. Ich will Ihnen bemerken, daß Ihr Land fünf Jahre nach Ihrem Ankauf taxirt oder geschätzt wird. Da hab' ich den Prediger Schuh gesprochen, der sagt mir: wenn der Tax nicht bezahlt wird, so wird einem Jeden sein Eigenthum verkauft; wird er aber bezahlt von Jahr zu Jahr, dann kann man Keinem sein Eigenthum verkaufen. Für Ihr Land ist zu bezahlen nächstes Jahr 1838. Für Ihr ganzes Land ist 10 oder 16 Thaler für ein Jahr. Von Jahr zu Jahr mehr. Befehlen Sie mir, daß ich auf Ihr Land ziehen soll, so will ich es befolgen. Oder wollten Sie es verkaufen? Sie bekommen einen guten Preis dafür. Oder befehlen Sie mir, daß ich Tax bezahlen soll auf Ihren Namen, da ich hörte, daß sich so Viele freuen, daß sie Ihr Land bekommen um den Taxpreis? Diese haben gedenkt, es wird Niemand mehr darnach fragen. Ich wollte, Sie könnten selber wieder 'rein; ich möchte mündlich mit Ihnen sprechen, das wäre mir das Liebste. Jetzt will ich auch nach Ihrer Gesundheit fragen, wie Sie sich befinden? Ich wollte wünschen, ich wäre in Europa bei Ihnen, und könnte Sie selber sprechen!

Jetzt will ich auch berichten, was ich arbeite. Ich arbeite im Sommer als Steinmaurer, und im Winter als Kohlengräber. Da bin ich im Bergwerk darin. Da liegt auch schon ein Mancher begraben. Die Arbeit ist härter als in Deutschland auf Strafe. Nun, ich bin gesund und wohl. Ich verdiene den Tag 1½ Thaler, davon hab' ich zu bezahlen für Kost die Woche 2½ Thaler. Da fliegt mir auch ein mancher Kohlen- oder Steinbrocken, oder Erzbrocken an mein Hirn oder an meine Knochen; das ist hart und gefährlich. Seit der Zeit, daß Sie hier waren, hat Alles um die Hälfte aufgeschlagen; es hat Alles einen guten Werth. Ich habe mir viele Mühe gegeben, den H. aufzufinden; er ist nach Canada; er darf nicht mehr nach Amerika, weil er den Schlechten gemacht hat. Ich bleibe Ihr unterthänigster Diener Philipp Huber, und wünsche, daß Sie mein Schreiben bei guter Gesundheit bekommen.

Da Sie mir befohlen bei Ihrer Abreise, mit meiner eigenen Hand zu schreiben, das befolg ich.

Chamisso an Freiligrath.

Berlin, den 4. Mai 1837.

Lieber Freiligrath!

Ich habe zur Zeit viel zu leiden, und Mühe, die Ohren steif zu halten.

Sie kündigten mir baldige Einsendung Ihrer Beiträge zum deutschen Musenalmanach an, ich sehe denselben entgegen, aber auch in den Sendungen von Schwab aus Leipzig finden sie sich nicht vor. Helfen Sie ein Institut aufrecht halten, das, wie ich selbst, alt und wacklig zu werden scheint. Lenau zürnt und — ein noch unerhörter Fall — Schwab, der redigiren und abschließen soll, scheint um Manuscript bekümmert zu seyn. Es wird ihm doch am Ende über den Kopf wachsen. Ich meinerseits habe eher gewehrt als zusammengetrieben. Die Muse ist von mir gewichen, der Musenalmanach wird so gut als gar nichts von mir bringen — ein paar unbedeutende Machwerke, bloß um den guten Willen zu beweisen. Lieber Freiligrath, meinen herzlichsten Händedruck! Ad. v. Chamisso. (S. Chamisso's Werke IV. 285).

Schwab an Grün in Wien.

Stuttgart, den 6. Mai 1837.

Was die Musenalmanachs-Blamage betrifft, so lesen Sie ein Gedicht vom 4. Jänner im Morgenblatt. Daß Heine nichts beigesteuert, erfuhr ich nicht ohne eine kleine Schadenfreude. Grüßen Sie mir unsern Niembsch aufs Herzlichste, und sagen sie ihm, ich sey durstig nach seinem Savonarola. Sie und er werden den Almanach hoffentlich nicht im Stiche lassen.

Derselbe an Denselben.

Stuttgart, den 22. Mai 1837.

Spenden Sie doch gewiß ein längeres Gedicht für den Almanach, der tüchtiger Beihülfe dießmal sehr nöthig hat. Daß Niembsch, den ich

mit Verlangen erwarte, sich erweichen läßt, hat mich mit Freude erfüllt. Ich darf es sagen, das Gegentheil hätte mich sehr gekränkt. Ich selbst habe bis jetzt nur ganz Weniges für den Almanach.

— —

Im April war Niembsch, der immer bequemer und gehunlustiger wurde, aus dem Schwarzspanierhause der Alservorstadt in die Stadt hineingezogen, in die Nähe von Neuners Kaffeehaus, ich glaube in das Gasthaus zur Stadt Frankfurt, Spiegelgasse Nr. 1086, worin er überhaupt gern speiste. Kurz darauf erkrankte meine älteste zwölfjährige Tochter Kathi am Nervenfieber und starb nach 23tägigem Leiden am 19. Mai 1837.

Niembsch, kein Freund sonst von allmälig sterben Sehen, hatte sie täglich besucht. Als er am Tage ihres schon erfolgten Hintrittes kam, fragte er in der Küche die alte Magd, wie es Kathi gehe?.. Sie schwieg. Da stürzte er in das dritte Zimmer, wo seine liebe Nichte — wir waren eben Alle bei meiner greisen Mutter oben — schon einsam aufgebahrt lag. Er warf sich über sie hin mit vorgeschlagenen Händen, so heftig weinend und schluchzend, wie die Alte in ihrem langen Leben noch keinen Mann je hatte weinen sehen, ja gar nicht gedacht hätte, daß einer weinen könnte

Niembsch zog hierauf für ein paar Wochen nach Penzing, ganz in die Nähe seiner Freundin, nämlich in das kleine Nebengebäude zu ihres Vaters Hause in der Schmidgasse. Einige Tage vor seiner Abreise nach Stuttgart, am 20. Juni, brachte er bei seiner trostlosen Schwester in Kirling zu, wohin sie sich, um den allzulebhaften Erinnerungen in Wien zu entgehen, sogleich nach der Tochter Tod geflüchtet. Aber nimmt man nicht überallhin Herz und Hirn mit? Ihr Gram — sie war durch lange Zeit wie verloren — blieb nicht in Wien zurück.

Eines wunderschönen Juniabends saß sie mit Niembsch im Garten in der oberen Laube zwischen blühenden Rosen. Sie sah im Geiste ihre Todte ausgeschlossen von Sonnenlicht und Rosenduft, und zerfloß darüber in Thränen. Da tröstete Niemsch sehr beredt, wie viel schöner dieselbe es doch jetzt wohl noch haben würde, was er höchst dichterisch ausmalte.

Bei seinem zärtlichen Abschiede von Kirling gab ihm Therese, welche wußte, daß er eben damals nicht ganz gut versorgt war, einige Hemden

von mir mit, nebst einem von ihr gestrickten Beutelchen, worein sie ohne sein Wissen etliche Dukaten gesteckt. Als er die später gewahr ward, sprach er sich äußerst gerührt gegen seinen Freund Klemm in Wien aus: wie sehr ihn doch seine Schwester liebte!

Niembsch an Therese und Schurz.

Stuttgart, 8. Juli 1837.

Liebe Schwester, lieber Bruder!

Im Drange der Zubereitungen zu meiner Abreise war es mir unmöglich, Euch noch einmal zu sehen. Meine Reise war eine sehr unangenehme, durch Zahnschmerz, geschwollenes Gesicht, Mundsperre, schlechtes Wetter und schlechte Gesellschaft verdorbene. Desto angenehmer und freundlicher war mein Empfang und ist mein Aufenthalt in Stuttgart.

Meine Geschäfte haben noch nicht angefangen; die Zeit meiner Heimreise kann ich noch nicht bestimmen. Wahrscheinlich bleibt es beim ersten Vorsatz. Ich möchte noch einen Theil der guten Jahreszeit im Gebirg zubringen.

Sey so heiter, als es Deinem wunden Herzen möglich ist, geliebte Schwester! Ich denke sehr oft an Dich mit meiner gewohnten innigen Liebe! Lebt wohl! Tausend Grüße Deinen Kindern!

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, 9. Juli 1837.

Theure Freundin!

Heute vor vierzehn Tagen bin ich hier angekommen. Mein Empfang war sehr freundlich und freudig. Mein Leben bis jetzt war stille Zurückgezogenheit, Umgang mit meinen Hauswirthen, Lesen, Schreiben, Denken und Rauchen. Das Uebrige, als Spazieren, Essen u. dgl. gehört nicht unter die Seelenfunctionen, darum geschweige ich es. Nur zuweilen fährt mir ein Besuch zwischen herum, den ich empfange oder gebe. Meine Zeit, welche bis jetzt noch keine typographische seyn konnte, benutzte ich theils noch an meinem Savonarola, indem ich glücklicher Weise einige der Felsen

sprengte, welche historisch hereinragen in den Strom meiner Poesie, und welche ich Ihnen einmal ausführlich geschildert habe; theils füllte ich sie aus mit einigen Studien für den Huß. Jetzt geht es wieder gut mit meiner Gesundheit, und ich kann es mit dem Preßbengel schon wieder aufnehmen. Morgen erwarte ich den ersten Angriff. Meine Gedichte und der Savonarola werden hoffentlich zugleich gedruckt werden. Die Gedichte gebe ich in unvermehrter dritter Auflage mit meinem Bildnisse; Savonarola für sich allein in einem Bande. Meine neueren Lyrica behalte ich noch zurück, bis sie zu einem Bande werden angewachsen seyn. So schien es Cotta am besten, und mir ist es auch recht.

Sehr hat es mich gefreut, liebe Sophie, Sie und die lieben Kinder noch zu sehen an der Schmidgasse. Das war die letzte Herzstärkung vor den vielen Leiden und Beschwerden, die mich gleich darauf in Empfang nahmen und bis hieher begleiteten. Diese Reise war die niederträchtigste meiner ganzen Wandergeschichte. Wenn es nicht doch wieder ein Eilwagen wäre, der mich zu Euch zurückbringen wird, so würde ich sagen: mir ekelt vor jedem Eilwagen, und ein Postknecht ist mir ein Scheusal und Entsetzen.

Max schrieb mir, daß Sie trotz Ihrer Mattigkeit Ihr Hauswesen so eifrig betreiben und sich selbst ganz darüber vergessen, wie ich es auch sonst öfter an Ihnen bemerkt habe. Schonen Sie sich doch, ich bitte Sie dringend.

Die Gräfin Helene hab' ich noch nicht gesehen, indem ich nicht nach Eßlingen kam. Auch die Marie nicht, indem ich noch weniger ins Theater ging. Kerner werd' ich noch sehen, Uhland schwerlich. Schwab ist halskrank. Mein Savonarola hat ihn, so zu sagen, freudig empört. Außer ihm und meinen Hausgenossen kennt hier noch Niemand dieß Gedicht. Leben Sie wohl, liebe Sophie, grüßen Sie mir Ihre Kinder und Natalie.[1]

Fräulein v. Hünersdorff erwähnt, daß sie am 18. Juli 1837 in Begleitung der Gräfin Marie auf einer kleinen Reise nach Kirchberg mit ihren beiden Brüdern, Graf Wilhelm und Alexander, wirklich Lenau nebst

[1] Fritz Kleyle's Wittwe.

einem russischen Dichter, dessen Namens sie sich nicht erinnert, bei Justinus Kerner traf. Als sie, Lenau die Hand zum Abschiede reichend, in sein dunkles, an jenem Tage so auffallend düsteres Auge blickte, ergriff sie ein unbeschreibliches Gefühl der Wehmuth.

Sie sah Lenau nicht wieder, da sie, durch ihre fortdauernd schwankende Gesundheit gezwungen ward, ihren Abschied zu nehmen, und sich in das stille Privatleben zurückzuziehen.

Niembsch an Max.

Stuttgart, 6. August 1837.

Mein Leben ist Correktur und Studium einiger Hussitenfolianten zu meinem neuen Gedichte. Dieses tragische Epos rollt sich bereits ziemlich klar auf vor meinen Augen. Der Stoff ist groß und reich; die Aufgabe: die pathologische Seite der Reformation poetisch darzustellen, während ich es beim Savonarola gleichsam mit der physiologischen zu thun hatte, ist höchst anziehend, und ich werde hier wieder einmal die wilden Geister in mir zu Worte kommen lassen, welche dem Girolamo gegenüber so lange kuschen mußten. Es soll den armen Teufeln wieder einmal wohl werden; vor Ziska brauchen sie sich nicht zu geniren, er ist vielmehr ganz der rechte Mann für dieses Volk.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart (Ende August oder Anfangs September 1837).

Liebe Sophie!

Ich habe Ihnen noch einige Fragen zu beantworten, was mich bewegt, Ihnen dießmal noch zu schreiben, da ich es schon unterlassen wollte, indem ich aus Ihrem Briefe zu ersehen glaube, daß Sie sehr wenig Lust haben, mit mir zu correspondiren.

1) Meine neuen Gedichte werden den älteren nicht angedruckt, weil ich sie nächstes Jahr, mit noch neueren in Verbindung, herausgeben werde als zweiten Band.

2) Uhland war in Straßburg, als ich Ihnen meinen letzten Brief

[illegible], zuerst aber Manuscriptes wegen. Ich werde ihn schwerlich sehen, weil mir meine Geschäfte eine Reise nach Thüringen nicht gestatten.

Auch von meinem Leben, daß mir die Tage in ziemlich gleichen [illegible] [illegible], ist nicht viel zu erzählen.

[illegible] Ihrem lieben Ernst [illegible] ich seine Thränchen vom Herzen.

Daß Ernst anfängt, eigenwillig zu werden, ist hübsch von ihm; Wille und Eigenwille sind [illegible]. Wer keinen eigenen Willen hat, der hat gar keinen: und wer einen Willen bekommen soll, bei dem muß er sich bald zeigen. [illegible] [illegible] ich. Der lieben Zoe will ich ihr „Bußerl" zurückgeben. Somit hab' ich ein wenig [illegible] Ihre drei Punkte erledigt.

Ich werde so glücklich seyn, Ihnen meinen Savonarola zu Füßen zu legen, wobei ich ein recht frommes Madonnengesicht zu machen bitte, damit sich der heilige Mann die demüthige Stellung gerne gefallen lasse. Das wird Ihnen ein Leichtes seyn. Solches aber soll geschehen an Ihrem Geburtstage,[1] den wir recht vergnügt zusammen feiern wollen. Ihr Freund Niembsch.

Niembsch an Max.

6. September 1837.

Wer da glaubt, das Corrigiren sey eine Lust, den sollen die Götter strafen. Nein, es ist eine heillose, geistlose, erbärmliche Nuselei, und es hat mich in eine totale Verstimmung gebracht, in der mir Alles verleidet war, und mir mein ganzes Leben wie ein Druckfehler vorkam, mein Schicksal wie ein besoffener Setzer, und ich selbst in meinem verdrießlichen, unrasirten, vernachlässigten Zustande wie ein schmutziger Bürstenabzug.

Niembsch an Emilie.

Wien, 30. October 1837.

Ich bin gesund. Seit meiner Ankunft in Wien[2] hab' ich mehre kleine Gedichte geschrieben, mein größeres aber noch nicht angefangen.

[1] 25. September.

[2] Am 19. September. Bis Anfangs Oktober verweilte er dann wieder zu Penzing in der Schmidgasse.

Ich habe noch immer den langen und tiefen Athem nicht holen können, wie er zu größeren Arbeiten nöthig ist. Es liegt mir auf der Brust. Von Zeit zu Zeit kommen mir Verdüsterungen der Seele, und verlegen mir eine freiere Respiration.

In diesem Briefe ist ohne Zweifel auch enthalten, was Emilie auszugsweise (unterm 10. November 1837) an Mayer mittheilte, der nach S. 177 seiner Schrift einmal, von einer Urlaubsreise zurückkehrend, versäumt hatte, Niembsch zu Stuttgart im Vorübergange zu besuchen.

Lieber Karl!

Vor ein paar Tagen erhielten wir endlich Nachricht von unserem Niembsch, und da ich weiß, wie Du nach einer versöhnenden Antwort von ihm verlangst, will ich nicht warten, bis Du wieder zu uns kommst, sondern Dir gleich wörtlich mittheilen, was er darüber schreibt. „Mayer hat mir geschrieben. Ich werde ihm antworten, sobald ich Muße finde zu einem gründlichen Briefe, so gründlich wie meine Versöhnung mit dem guten lieben Landstreicher.

Wenn ich ihn nicht so lieb hätte, so wär's mir gleichgültig gewesen, er mochte an meiner Wohnung noch so lustig vorbeitornistern, und mir meinetwegen noch zum Schabernack ein Fenster einwerfen. Aber er hatte mich durch seine gewohnte Zärtlichkeit in früheren Zeiten verwöhnt, und das Deficit that mir weh. Ich bin ihm der Alte, sagen Sie ihm das vorläufig nebst einem herzlichen Gruß."

Niembsch hatte seiner Schwester an ihrem Namenstage, den 15. Oktober, in Erinnerung an jene Dukaten, die sie ihm im Frühjahre gespendet, ein reichliches Gegengeschenk gemacht mit einem Hundertguldenzettel, den sie alles Widerstrebens ungeachtet annehmen mußte.

Er blieb bis Ende des Monats bei ihr in Kirling, worauf er dann ein Zimmer in der Stadt, im rechten Eckhause der Johannisgasse, gegen die Kärnthnerstraße Z. 969 im zweiten Stocke bei seinem Freunde Max bezog.

Er war damals oft sehr traurig, auch ziemlich schlaflos. Das Licht

in seinem Zimmer brannte meist tief in die Nacht hinein. Er löschte überhaupt nicht gern das Licht vor dem Einschlafen aus, sondern liebte, bei noch brennender Kerze vom Schlummer allmählig sich beschleichen zu lassen.

Bei einem Lustwandel durch das reizende Kirlingerthal in jenem Herbste blieb er stehen und beklagte gegen seine Schwester, daß doch der Landmann jedes Fleckchen Boden gleichsam mit Schweiß düngen müsse, und nicht einmal alle Früchte, die Gott ihm schenke, sein nennen dürfe, auch dabei noch so schwere Steuern und Abgaben zu tragen habe.

Ein Mensch — sagte er auch damals — brächte es nur sodann zur höchsten Vollkommenheit in seinen Arbeiten, wenn diese mit seinen Anlagen und Neigungen völlig übereinstimmten.

Hierauf hätte man bei der Erziehung, Ausbildung und Bestimmung der Kinder ganz vorzüglich zu sehen.

Niembsch trank saure Milch für sein Leben gern. Er bildete sich ein, die aus dem Hause wäre denn doch nicht so gut (seine Schwester hielt zu Kirling zwei Kühe) als die aus andern Häusern gekaufte. Einmal mußte ihm Therese gleichwohl, doch ohne es ihm zu sagen, Hausmilch geben, da anderwärts just gar keine mehr zu bekommen war. Und gerade dießmal schmeckte sie ihm ganz ausgezeichnet; er hätte noch gar nie eine bessere genossen; sie sollte ihm doch immer nur von dieser geben! Die Kluge verrieth sich mit keinem Worte, und bediente ihn fürderhin zu seiner besondern Zufriedenheit ausschließlich nur mit Hausmilch.

Das Haus, das Niembsch durch seine öftere Gegenwart weihte, liegt unter Zahl 58 im oberen Theile von Kirling, dort wo der kleine Bach aus dem vertieften Fahrwege im Dorfe sich seitwärts biegt. Es ist ein vor hundert Jahren von einem reichen Müller erbautes, schönes, festes, geräumiges Haus, aus dessen erstem Stockwerke man ebensöhlig in den von Erde aufgebankten, vornezu abgemauerten Garten tritt.

Wir überließen es im Jahr 1840 dem kaiserlichen Waldamte, und es ist nun des dortigen Försters Sitz.

Baader an Niembsch.

München, den 8. November 1837.

Hochwerther Freund!

Aus meinem Schriftchen ist eine Schrift geworden, in welcher nicht nur eine, sondern ein halb Dutzend der dicksten philosophischen Wanzentapeten niedergerissen sind, und es ist erfreulich, zu sehen, wie die durch jene verborgen gehaltenen Mysterien in ihrem eigenen Licht uns an- und einleuchten, und wie man nicht einmal braucht die Thranlampe vor den Tapeten ihnen auszulöschen, weil in jenem Licht dieses Lampenlicht von selber zur Farbe verwird.

In Betreff des Drucks bitte ich folgendes anzuordnen:

1) Die Anmerkungen werden wie im Manuscript hinter den Text mit gleich großen Lettern als dieser gedruckt;

2) Der Vorspruch (II.) kömmt hinter den Titel auf ein eigen Blatt;

3) Auf dem Titelblatt wünschte ich, lithographirt, folgende Vignette: Auf einer flachen Wiese inmitten ein Quaderfelsen, auf selbem ein hohes Kreuz, rechts eine Gans mit ausgebreiteten Flügeln und zum Kreuz emporgehaltenem offenen Schnabel, links eine andere Gans mit vorgehaltenem Kopf, beißen wollend. Im Vorgrund mehrere Gänse weidend; unten die Worte: „Das Kreuz steht dem Gänseverstand zu hoch."

Dieser Gedanke von Kreuz und Gänsen gehört Goethen, welcher in ein Album, jedoch zum Spott des Kreuzes, eine ähnliche Zeichnung machte.

4) Zur Supracorrectur erbitte ich mir mit Diligence zween Exemplaire zugeschickt.

5) Obschon das Manuscript viermal stärker ist, bedinge ich nur 60 fl. C. M. und 30 Exemplaire Honorar.

Ich freue mich zum Voraus auf die Conceptionen, in welchen E. H. W. die eine und andere Idee uns plastisch darstellen werden.

Hochachtung und Ergebenheit. Baader.

Niembsch war mit Franz Baader sehr gut. Einmal besuchte der Dichter den Theosophen auch wieder wie gewöhnlich auf der Rückreise in München und schrieb dann von Wien aus nach Stuttgart: Es sey doch

ein herrlicher Mensch; er habe sich wieder recht an Baader gefreut. Dieser habe ihm ein Wort mit auf den Weg gegeben, das er wie einen schönen grünen Strauß auf seinen Hut gesteckt und woran er sich sein ganzes Leben lang erfrischen wolle:

„Die Gescheidten werden immer gescheidter und die Dummen immer dummer!" (Niendorf 280.)

Als Baader in spätem Alter geheirathet hatte, und bald darauf gestorben war, sagte Niembsch, der ihn einen der größten Männer der Zeit und den vielleicht begeistertsten Philosophen nannte:

„Wenn man einmal Theosoph ist, so soll man sich fern von der Materie halten, denn die rächt sich immer." (Ebendas. 45.)

Später (22. Juli 1842) äußerte er: „Daß ich mit meinem Baader nicht mehr sprechen kann, geht mir ab. Er sagte einmal zu mir: „„Gott hängt an einem dünnen Faden."" (Ebendas. 127.)

Friedrich Brodhag'sche Buchhandlung an Niembsch in Wien.

Stuttgart, den 29. November 1837.

Euer Hochwohlgeboren! haben wir auf Ihr Verehrliches vom 21. zu erwiedern die Ehre, daß wir uns, den Frühlingsalmanach fortzusetzen, nicht entschließen können, da wir uns überzeugt haben, daß dieses Unternehmen keine Theilnahme, auch nicht die geringste, gefunden hat, denn wir verlieren unser ganzes Kapital, welches wir darauf verwendeten. Wenn wir dadurch abgeschreckt, uns nicht mehr, selbst zu den sehr vortheilhaften Bedingungen, welche Sie uns machen, zu Fortsetzung dieses Unternehmens entschließen können, werden Sie es uns nicht übel deuten.

Inzwischen haben wir die Ehre, mit vollkommenster Hochachtung zu seyn Euer Hochwohlgeboren gehorsamste Fr. Brodhag'sche Buchhandlung.

Niembsch an Emilie.

Wien, den 16. Januar 1838.

Ich bereite mich zu künftigen Arbeiten vor. Den ganzen Vormittag pflege ich auf der Hofbibliothek zuzubringen, beschäftigt mit dem Studium des Spanischen und Provencalischen.

Der Huß nämlich, und die Hussiten haben sich bei näherer Bekanntschaft nicht ergiebig genug gezeigt für ein größeres Gedicht. Ein Romanzenkranz, etwa im Umfange der Clara Hebert, wird wohl Alles seyn, was ich aus diesem Stoffe herausschlage. Bearbeiten will ich ihn auf jeden Fall, weil ich doch meine Studien nicht umsonst gemacht haben, und die Idee nicht verschweigen will, die mir über den Hussitenkrieg entstanden ist. Diese ist neu, und wie ich glaube, der Schlüssel zu diesem Ereignisse. So wichtig es auch an sich ist, so stellt es doch dem Dichter die Schwierigkeit entgegen, daß bei dem Mangel an hervorstechenden und großen Charakteren und bei der ewigen Monotonie des Kriegsgeschreies das Gedicht nicht lang werden könnte, ohne zugleich langweilig zu werden.

Dagegen hab' ich einen andern Stoff gefunden, woran ich wenigstens zwei Jahre werde zu schaffen haben: Die Kreuzzüge gegen die Albigenser. Hier find' ich alles, was ich brauche.

Bei der Erlernung des Spanischen und Provencalischen auf der Wiener Hofbibliothek mag wohl Lenau von seinem Freunde Ferdinand Wolf, Custos alldort, dem berühmten Aufschürfer spanischer edler Schätze, gefällig unterstützt und geleitet worden seyn. Letzterer eröffnete mir am 1. December 1850:

„Natürlich war bei meinem Verkehr mit Lenau er der reiche Spender, ich nur der dankbare Empfänger; doch darf ich mir schmeicheln, ihm die erste Anregung zu den „Albigensern" gegeben zu haben; denn er wollte früher — wie Ihnen bekannt — dieselbe Idee in einer Trilogie: „Ziska, Huß und Hutten" bearbeiten, und ich machte ihn aufmerksam, daß sie durch die Unterlage der Geschichte der Albigenser sich vielleicht noch wirksamer herausstellen dürfte, was er mit seinem gewöhnlichen Feuereifer ergriff, worauf er sich mit den Quellen dieser Geschichte bekannter machte, und sie zu seinen hochpoetischen, meisterhaften Bildern verarbeitete, die er uns (Münch, Karajan und mir) gleich nach Entstehung einzeln mittheilte, und die den Hauptgegenstand unseres Gespräches an unseren winterlichen Donnerstagsversammlungsabenden, wechselweise bei Karajan und mir, ausmachten. Zu gleicher Zeit beschäftigten ihn auch Skuhrs mythologische Untersuchungen, und Sie werden Spuren davon in den Albigensern finden.

— Wir legten ihm später auch die Bearbeitung des Don Juan ans Herz, und machten ihn mit den spanischen Originaltraditionen und Komödien bekannt, wovon ihm besonders die Bearbeitung von Telez (Tirso de Molina) zusagte. Auch war er ein großer Freund und Kenner der Volkspoesie, und er hatte große Freude an den französischen, bretonischen und spanischen Volksgesängen, die ich ihm mittheilte."

Hieher gehörig bemerkt auch Frankl S. 99:

„Nach dem Savonarola ging Lenau mit dem Gedanken einer epischen Trilogie um, deren Helden Huß, Ziska, Hutten seyn sollten. Der Gedanke, die französische Revolution als Stoff eines epischen Gedichtes zu wählen, beschäftigte ihn fast gleichzeitig.

Die Motive, die ihn von diesen Stoffen abwendeten, sind mir nicht erinnerlich. Er schrieb die Albigenser. Als ein Freund die seltsame Eigenthümlichkeit des Gedichtes hervorhob, daß es keinen Helden habe, erwiederte Lenau:

„Der Held dieses Gedichtes ist der Zweifel." (Wanderer vom 19. April 1851, Z. 184.)

Hier möge denn auch unter Einem Einiges von dem eingeschaltet werden, was Frankl in Bezug auf Savonarola beibringt (S. 55).

„Es muß hier um so mehr von der Aufnahme des Savonarola in Wien gesprochen werden, weil kein gedrucktes Zeugniß in Oesterreich, wo des Dichters Werke nicht einmal dem Titel nach in Journalen genannt werden durften, darüber vorliegt. Die Einen freuten sich der Wendniß im Gemüthe des Dichters; er hatte sich vom Pantheismus abgewendet, nun sogar gegen ihn gepredigt, wobei es ihm freilich unwillkürlich passirte, daß, während er das Heidenthum unterliegend darstellen wollte, er es fast sieghaft erscheinen machte. Andere jedoch erschracken gar sehr über den Feuerbrand, den der Dichter in die Behausungen des Priesterthums warf. Beide Parteien aber bäumten sich gegen die Zornblitze, die des Dichters Geist auf den Thron des Königthums schleuderte, und gegen die elementarisch gewaltige Rede für die Republik. Während so denjenigen, die an des Dichters Christenthum sich erbauten, die Freude getrübet wurde, söhnte ein freilich ungläubiger Theil der Leser sich mit ihm wieder aus, der den romantisch kühnen Dichter des „Faust" und des „Raubschütz" wieder zu erkennen glaubte."

Im Vorfrühling 1838 trug sich der Auftritt zu, den der unbeugsame Niembsch mit der damaligen todesängstlichen Büchervehme hatte, und welchen wieder Frankl (S. 60) folgender Art erzählt:

„Als Pesth im Jahre 1838 durch Ueberschwemmung ungeheuer gelitten hatte, und Friedrich Witthauer ein Album, zu dem die edelsten dichterischen Kräfte Oesterreichs Beiträge lieferten, herausgab, eröffnete Lenau dasselbe mit einem herrlichen Prologe, und theilte mehrere seiner schönsten Gedichte für seine unglücklichen Landsleute in demselben mit: „Der gute Gesell," „Die drei Zigeuner" u. s. w.

Der Prolog sollte von der Censur eine kleine Abänderung erleiden, die sich der Dichter nicht gefallen lassen wollte. Er ging zum Censurbeamten, und gerieth da, wie er oft und selbst bei unbegreiflich kleinen Anlässen konnte, in einen Berserkerzorn. Gustav Schwab nannte dieß die wilde Husarenlaune in ihm. Der Beamte suchte zu beschwichtigen, bat höflichst um Mäßigung. In solcher Weise hatte vielleicht kein österreichischer Schriftsteller mit einem Herrn aus dem Bureau des Grafen Sedlnitzky gesprochen, und die beanständete Stelle, an sich nicht gefährlich, blieb unverletzt. Man wartete im silbernen Kaffeehause, um zu hören, was die hochlöbliche Censur mit Lenau gesprochen. Er kam ganz zornroth an, die angebotene Pfeife — bei ihm ein bedenkliches Zeichen — wies er ab und setzte sich, ohne zu grüßen, grollend hin. Als endlich Einer fragte: „Nu, Niembsch, was ists?" schrie er fast: „Nichts ists! Nichts wird gestrichen! Man muß sich von dem Gesindel nicht auf die Leier sch . . . . lassen!" In demselben Momente, als schäme er sich seines heftigen Ausdruckes, fing er herzlich zu lachen an, worauf Alle Chorus machten."

Die Haberstelle war meines Wissens:

„Fort ist die Stadt, die blühend sich geregt, . . .
„Als eine leere Tafel blieb das Land."

Die engbrüstige Behörde mochte sich der Besorgniß überlassen haben, die prosaische Welt könnte die dichterische Uebertreibung wirklich wörtlich glauben, und vor Entsetzen erstarren. Uebrigens wurde dieß Gedicht sogar auch ganz unverstümmelt bei einem zum Besten der Pesther abgehaltenen

Wort- und Tonfest im Saale der Wiener Hochschule vom Hofschauspieler Ludwig Löwe vorgetragen.

Niembsch an Matzerath.

Wien, den 17. April 1838.

Verehrter Herr!

Als mir das Morgenblatt zuerst einige Ihrer Gedichte zugeführt hatte, war ich überrascht und erfreut von der gediegenen Bildung und der poetischen Einsamkeit derselben. Das ist ein Dichter — dacht' ich mir — der ohne praktische Erhitzung und profane Schweißtropfen auf dem Angesichte die Schattengänge einer heiligen Abgeschiedenheit wandelt. Auf die erfreulichste Weise wurden mir diese Gedanken bestärkt und erweitert durch die Sammlung Ihrer Gedichte, für welche ich Ihnen meinen besten Dank erstatte. Ihre Muse zeigt mir die Wärme eines lebendig pochenden Herzens und die künstlerische Kühle einer klar und tief sinnenden Stirne in schöner Vereinigung.

Zu meinem Wohlgefallen an solcher poetischen Erscheinung gesellte sich meine Freude über jenen Zug von Wahlverwandtschaft zwischen uns, den Ihr Brief mir aussprach, nachdem ihn mein Herz bereits empfunden hatte.

Sie werden Anerkennung finden; freilich nicht jenen gellenden sinnlichen Ruhm, wie er heutzutage an sinnliche Verirrungen der Kunst herumgereicht wird, denn nur Gleichgesinnte werden Sie erfassen; solcher Naturen Sache ist es aber nicht, ins panegyrische Hifthorn zu stoßen, und den Geschmack des Publikums mit bellenden Hunden zu hetzen und zu erjagen. Die wahre Meinung wächst und gedeiht inmitten unserer kritischen Turbulenz sicher und unstörbar, und jedes echte Streben steht unter ihrem Schutze und mag getrost abwarten, daß die Meute vorüber brause. Dieses Vertrauen finde ich auch in Ihren Gedichten ausgesprochen. Expectemus, amice! dum defluat amnis, qui labitur, sed non labetur, in omne volubilis aevum. Gott läßt den wahren Geschmack nicht untergehen, denn dieser ist das Sensorium der Geschichte, und in höchster Beziehung das Organ, womit wir ihn selbst erfassen. Dieser

Geschmack wird weder unter den Hufschlag der Politik, noch unter die Räder der Dampfmaschine gerathen.

Wenn ich wieder einmal nach Stuttgart reise, und es mir dann irgend möglich wird, so soll mir dieß die Erfüllung eines theuren Wunsches werden, Sie persönlich kennen zu lernen.

Auf Ihr schönes an mich gerichtetes Gedicht werden Sie in einer neuen Sammlung meiner Gedichte, welche hoffentlich zur nächsten Herbstmesse erscheinen wird, eine Antwort finden.

Mit inniger Verehrung, Lenau.

Meine Adresse kann ich wegen Unbestimmtheit meines nächsten Aufenthaltes nicht angeben. Wollen Sie mich mit einem Briefe erfreuen, so belieben Sie solchen an Herrn Hofrath Reinbeck in Stuttgart zu adressiren.

Jene Gedichtantwort Lenau's weiß ich nicht zu bezeichnen. Ob sie wohl erfolgte?

Niembsch an Johannes Martensen in Kopenhagen.

Wien, 24. April 1838.

Theurer Freund!

Daß Sie zufällig erfahren mußten, mein Savonarola sey Ihnen gewidmet, darin liegt für mich ein gewisser Vorwurf; allein ich glaubte mich durch die Aufrichtigkeit meiner Intention und durch Ihre Nachsicht mit meiner bekannten Lässigkeit im Briefschreiben von der üblichen Form unmittelbarer Zusendung dispensirt. Auch verging mir der letzte Winter unter so manchen tief eingreifenden Stimmungen des Gemüthes, welche mich nicht zu einem heitern Worte kommen ließen, wie ich es Ihnen gerne geschrieben hätte. Die in meinem Savonarola ausgesprochene Weltansicht hat mich noch nicht genug gehoben, gestählt und beruhigt gegen alle feindlichen Anfälle des geistig und sittlich verwilderten Lebens; ich fühle mich manchmal unglücklich, und in Stunden düstern Affektes ist mir die Sache Gottes selbst als eine unsichere, ja fast als eine res derelicta erschienen, quae patet diabolo occupanti. Wohl fühle ich das

Ungeziemende solcher Gedanken, doch meine allzu lebhafte Sensibilität läßt aus ihrem kochenden Kessel zuweilen dergleichen Dämpfe nach meinem Kopfe steigen, und es mag oft eine Weile dauern, bis ein frischer Luftzug vom heiligen Gebirge her mir die Nebelkappe zerweht.

Mein Gedicht hat Ihren Beifall und somit die Sanktion vor mir selbst erhalten, wenn es auch den Geruchlosen und Ruchlosen nicht gefällt. Noch sitzen Spinoza und Goethe in ihren Buden und beherrschen den Markt der Literatur. Bei diesen profanen Gedankenkrämern findet der Schwarm frecher Consumenten noch immer allerlei zierlich und nett, blank und bequem gearbeitetes Geräthe für die Sinnlichkeit. Unsere Männer des Heils, die stürmenden Welt- und Himmelsreformatoren, flüchten vor jeder Stimme der Wahrheit und des Ernstes ins Fleisch, als ihr verwesliches Asyl, oder vielmehr ihr dick umfleischtes Ohr hört den Ruf gar nicht durch den pantheistischen Wulst hindurch.

Ihre Auffassung meiner Arbeit macht mir große Freude. Wenn ich für jedes meiner Werke nur Einen Beurtheiler habe, wie Sie, so bin ich aufgemuntert und belohnt.

Es ist ein Glück für den Dichter, wenn er in einem tief verwandten Leser seine speculative Ergänzung findet; ein zwiefaches Glück, wenn er diesen Leser kennt und seinen Freund nennt. Auch mir sind die Stunden unseres Zusammenseyns unvergeßlich, und die Erneuerung der allzu schnell entschwundenen ist ein Gegenstand meiner lebhaftesten Wünsche; doch mehr als aller Reiz eines persönlichen Umganges gilt mir das Verhältniß zwischen uns, daß ich Sie als ein stets gegenwärtiges geistiges Complement meines Dichtens betrachte und liebe.

Gestern sprach ich mit Wolf von Ihnen, der Sie schönstens grüßen und bitten läßt, ihm, womöglich, eine Abschrift der auf beiliegendem Zettel genannten Schrift zu besorgen. Unter Anderem sprachen wir auch von einer kritischen Zeitschrift, welche ein Verein Gleichgesinnter herausgeben sollte, um der immer lauter werdenden Messiade des Fleisches zu oppugniren; wie wünschenswerth ein solches Institut wäre, wenn sich die innern und äußern Mittel dazu finden ließen. Wenn Sie nur in Deutschland lebten!

Noch hab' ich Ihnen zu danken für das treffliche Geschenk: Ihre

Abhandlung über die Autonomie des Bewußtseyns. Wenn Sie wünschen, über meinen Savonarola mit mir mündlich zu diskutiren, so muß ich noch viel mehr wünschen, über Ihre Dissertation Ihr lebendiges Wort zu hören, und mich in die weiten Gedankenperspectiven hinausführen zu lassen, die sich hier und dort in Ihrer gediegenen Schrift eröffnen, als Seitengänge in manches unbetretene Gebiet, zu mancher frischen und tiefen Quelle des Forschens. Ich wage es nicht, diese meiner Ueberzeugung nach wichtige Schrift mit einigen hingeworfenen Bemerkungen zu beurtheilen, und behalte mir vor, darüber in Kopenhagen mit Ihnen zu sprechen, was noch geschehen muß. Gegenwärtig beschäftigt mich ein größeres episches Gedicht: „Die Albigenser."

Die Kreuzzüge gegen die Ketzer unter Innocenz III. sind als das größte Trauerspiel der Kirche einer poetischen Bearbeitung würdig. Den Huß habe ich vor der Hand zurückgelegt. Bei näherer Bekanntschaft mit diesem Stoffe fand ich, daß er für ein umfangreiches Gedicht nicht zureicht. Hussens Charakter erschien mir aus dessen eigenen Schriften nicht tief genug, um ein Epos zu centralisiren, und die Begebenheiten des Hussitenkrieges wegen des monotonen Schlachtgetöses reichen auch nicht aus. Ich glaube zwar den spekulativen Schlüssel des Hussitenkrieges gefunden zu haben, eine Idee, welche als organisirendes Princip für ein kleines episches Gedicht gelten möchte; allein darüber muß ich erst mit Ihnen conferiren. Da drückt mich wieder die Unzulänglichkeit brieflicher Mittheilung schwer. Ich habe überhaupt nie an einen bedeutenden Menschen einen Brief geschrieben, ohne Unwillen über die erbärmliche Dürftigkeit solchen Vehikels, und indem ich schrieb, bestärkte sich meine Unlust am Schreiben. Die Freunde grüßen Sie. Leben Sie wohl und eingedenk Ihres treuen Freundes Niembsch.

Martensen begleitete den vorstehenden Brief Lenau's an ihn, dann dessen früheren vom 14. Juni 1836 — die beiden einzigen, die er von mehreren so eben auffinden konnte — bei deren gefälliger Uebersendung an mich mit nachfolgenden Zeilen:

Kopenhagen, 3. Oktober 1850.

.... Fast gleichzeitig mit meiner Ankunft in Wien erschien Lenau's

Faust, durch dessen Lesung ich mich von einem hochbegabten, zartkräftigen, eben so poetisch wie tief religiösen Geiste angezogen fühlte. Nicht weniger aber wurde ich angezogen von seiner edlen, eben so hochherzigen, wie liebevollen Persönlichkeit, von der Wahrheit seines Wesens, von dem tiefen gemüthreichen Lebensernste, der sich in seinem Gespräche in so schöner, oft in ächt humoristischer Weise offenbarte. Während meines dortigen Aufenthaltes schrieb ich einen Aufsatz über seinen Faust, der beim Dichter die freundlichste Aufnahme fand, und den ich später in dänischer Bearbeitung herausgegeben habe. Die Stunden unseres Zusammenlebens zähle ich zu meinen schönsten und besten Erinnerungen. Unsere Gespräche bewegten sich gewöhnlich in religiös-philosophischer Richtung über Pantheismus und Persönlichkeit Gottes und des Menschen — über Spinoza, Hegel und Baader, auf welchen Letzteren, den ich in München persönlich kennen gelernt hatte, ich ihn zuerst aufmerksam machte — über Mittelalter, Mystik und Reformation — über die geistige Desorganisation und Negativität des gegenwärtigen Zeitalters, und über die Nothwendigkeit einer geistigen Wiedergeburt unseres Geschlechts durch das Christenthum u. s. w. Es ist mir jetzt unmöglich, den Inhalt seiner Gespräche auf getreue Weise zu reproduciren; der Eindruck aber ist bei mir nicht unfruchtbar geblieben.

Es war seine Ueberzeugung, daß nicht nur die Wissenschaft, sondern auch die Kunst hinarbeiten müsse auf eine Umgestaltung des geistigen Bewußtseyns der Zeit. Deßwegen opponirte er sehr bestimmt gegen den ästhetischen Formalismus, den künstlerischen Indifferentismus, der sich nicht um den religiös-sittlichen Wahrheitsgehalt, sondern nur um die sogenannte schöne Form bekümmerte. Der wahre Dichter müsse, wie die wahren Propheten, dem unwahren zeitlichen Bewußtseyn der Menschen ein wahres Ewigkeitsbewußtseyn entgegensetzen, müsse wahre Gesichte verkünden, müsse richtende und freimachende Worte hineinsprechen in seine Zeit. Daß er dieß nicht meinte im Sinne des trockenen Lehrgedichts oder trockenen Moralisirens brauche ich nicht zu sagen; er hat genugsam bewiesen, daß er verstand, die strengsten ästhetischen Forderungen zu vereinigen mit den Forderungen der höhern Idee. Er hat es namentlich bewiesen in seinem Savonarola, durch dessen Zueignung er mir einen eben so ehrenvollen wie unerwarteten Erweis seiner Freundschaft schenkte.

Daß unsere Correspondenz in Stockung gerieth und erlosch, hatte, so viel mir bewußt, nur seine Ursache in dem von ihm selbst so oft beklagten traurigen „Surrogate" der Briefschreiberei, das zuletzt in geistigen Dingen nicht einmal als Surrogat tauglich ist. Je größere Zeitferne von dem persönlichen Zusammenleben der Correspondirenden, desto mehr entwickeln sich verschiedene Gedankenreihen, Erlebnisse und Stimmungen, deren vertraute Bekanntschaft die nothwendige Bedingung ist für eine Correspondenz, die sich auf rein geistige und innere Interessen bezieht, und ein persönliches Wiedersehen und mündliche Mittheilung wird die nothwendige Bedingung für eine lebendige und fruchtbare Fortsetzung der brieflichen Unterhaltung. Ein solches Wiedersehen wurde uns nicht, obgleich Lenau den Vorsatz hatte, mich in Kopenhagen zu besuchen. Mit großer Theilnahme bin ich aber seinen literarischen Productionen gefolgt, muß aber gestehen, daß seine Albigenser auf mich durchaus keinen wohlthuenden Eindruck machten. Allerdings mußte ich auch hier dieselbe herrliche Dichtergabe, denselben Adel des Genius bewundern, den ich in seinem Faust und Savonarola bewundere und liebe. Die Lebensansicht des Dichters war aber nicht mehr dieselbe, ja war eine entgegengesetzte geworden. Die Lebensideale, die dem Dichter des Faust und Savonarola vorschwebten, schienen mir jetzt von ihm selbst aufgegeben worden zu seyn, und er schien mir jetzt die Wahrheit und das Ideal zu suchen auf einem ganz entgegengesetzten Wege, der mit dem Wege der Negativität große Verwandtschaft hat, und mir seinem innersten Geiste fremd schien. Ich gestehe frei, daß, wenn ich nachgedacht habe über seine letzten traurigen Lebensschicksale, ich nicht umhin gekonnt habe, diese Umwälzung seiner Denkweise, diese Aenderung der höchsten Lebensansicht als mitwirkende Ursache zu betrachten. Ich bitte aber dieses nur als eine subjective Aeußerung zu nehmen, nur als psychologische Frage an den Lebensbeschreiber Lenau's, eine vielleicht nicht zu beantwortende Frage; denn wohl weiß ich, daß solche traurige Schicksale, wie die letzten unseres Freundes, nicht nur hinweisen auf die tiefsten Geheimnisse unseres geistigen und seelischen Lebens, sondern auch auf die Geheimnisse unseres dunklen Körperlebens hienieden. So viel aber scheint mir gewiß zu seyn, daß er fortwährend Befriedigung suchte in einer höhern Lebensansicht, die er nicht fand, oder wenn er sie fand, doch nicht festzuhalten vermochte

Wir hoffen zuversichtlich, daß er jetzt die wahre Befreiung und das wahre Schauen gefunden hat in Gott! Friede sey mit seinem Geiste und mit seiner edlen Seele! Denjenigen, die ihn gekannt haben, wird sein Bild theuer und unvergeßlich seyn, seine Gesänge aber werden noch lange, in weitester Ferne, Herzen erquicken, erheben und erfreuen! Hochachtungsvoll H. Martensen, Professor an der Universität in Kopenhagen.

Daß eine mächtige Umwälzung in der Denkweise Lenau's und eine Aenderung seiner höchsten Lebensansicht zwischen jener Zeit, wo ihn Martensen kennen lernte, bis zur Vollendung seiner Albigenser stattgefunden habe, ist offenbar. Dieß erscheint um so auffallender, wenn man die beiden Helden seiner epischen Gedichte „Savonarola" und „die Albigenser" ins Auge faßt; dort ein gottentflammter glaubensvoller Priester; und hier, wie Lenau selbst ausspricht, der Zweifel (s. Frankl S. 75; auch seinen eigenen Brief an Marggraff vom 1. November 1839).

Aber lange schon vor der im Jahre 1842 erfolgten Vollendung der Albigenser begann diese Umwälzung; sie war nicht eine plötzliche, durch irgend ein furchtbar erschütterndes Ereigniß herbeigeführte, sie war eine allmählige durch Grübelei, ein langsames Zurücksinken in die oft trostlosen trüben Stunden früherer Jahre noch vor Anhub seiner Wanderungen im Jahre 1831. Schrieb er doch selbst schon wieder am 24. April 1838 an Martensen: „Die in meinem Savonarola ausgesprochene Weltansicht hat mich noch nicht gehoben, gestählt und beruhigt gegen alle feindlichen Anfälle des geistig und sittlich verwilderten Lebens; ich fühle mich manchmal unglücklich, und in Stunden düsteren Affects ist mir die Sache Gottes selbst als eine unsichere erschienen. Meine allzulebhafte Sensibilität läßt aus ihrem kochenden Kessel zuweilen dergleichen Dämpfe nach meinem Kopfe steigen, und es mag oft eine Weile dauern, bis ein frischer Luftzug vom heiligen Gebirge her mir die Nebelkappe zerweht."

Seine Sensibilität war ihm aber schon angeboren, ein Erbstück von seiner lebhaften unglücklichen Mutter her. Die bösen Nebel um sein Haupt würden sich leichter gehoben haben, wenn der Hauch eines religiös-philosophischen Freundes, wie Martensen, dessen Gespräch ihm ein „wahres Vernunftbad" war (s. seinen Brief vom 29. April 1836), sie ihm sanft

weggeathmet hätte. Je größer seine geistige frohe Erregung bei Martensen, je größer auch dann der Nachlaß in seiner traurigen Einsamkeit ohne diesen.

An seinem thränenwerthen Endschicksal trägt — wie ich glaube — nicht ein Einzelnes Schuld; Leib, Herz, Kopf, Innen- und Außenwelt halfen daran durch sein ganzes Leben hindurch emsig bauen; ja ich erachte, schon vor seiner Geburt begann, wie ich ehrlich darlegte, sein Unglück. Ich kann nichts Anderes und Besseres thun, als Alles zu sagen, wie ich es eben weiß, und den offensten Einblick in Lenau's Leben zu gewähren; das allein kann uns sein Unglück erklären. Die wichtigsten Behelfe werden aber vor Allem immer seine eigenen Aeußerungen bleiben, daher ich auch alle seine Briefe, so weit sie mir zugänglich waren, unverkümmert beibringe. Hierunter werden aber die entscheidendsten wieder jene zahlreichen seyn, die er im Jahre des Unheils 1844, unmittelbar vor Ausbruch, ja sogar noch nach Ausbruch seiner entsetzlichen Krankheit schrieb. Sagte ja doch selbst einmal Niembsch (s. Brief vom 19. Juli 1840): „Meine sämmtlichen Schriften sind mein sämmtliches Leben."

Am 21. Mai 1838 verließ Niembsch wieder Wien, um nach Stuttgart zu gehen.

Niembsch an Sophie in Wien.

Stuttgart, 25. Mai 1838.

Liebe Sophie!

Mein erster Brief von Stuttgart wird ziemlich um die versprochene Zeit eintreffen, doch etwas kürzer ausfallen und minder interessant, als ich ihn gerne machte, wenn mir besser zu Leibe wäre. Auch das vorigemal meines Hierseyns begann ich mit einer Krankengeschichte. Das ist nun schon typisch geworden; aber der andere Typus, nämlich, daß ich so selten schrieb, soll dießmal abgeändert werden. Sie sollen nicht mehr zu klagen finden über mich in dieser Beziehung. Briefe, wie sie eben gelingen wollen, heitere, verdrießliche, kunstkennerische, abgeschmackte, werden

dießmal versprochenermaßen geschrieben und müssen von Ihnen eben hingenommen werden und *beantwortet*. Letzteres kann ich zwar nicht zur Bedingung meiner Briefe machen, denn ich habe Ihnen diese unbedingt versprochen mit jedem zehnten Tage; aber bitten muß ich Sie darum. Sie kennen mein Leben in seiner traurigen, mir jede Zukunft verdüsternden Vergangenheit; Sie kennen dessen gegenwärtige Verhältnisse genug, um zu ermessen, wie unaussprechlich theuer mir der Umgang der theilnehmenden, liebevollen, mir so tief verwandten Frau geworden ist, die seit einer Reihe von Jahren über manche kummervolle Stunde hinweggeholfen hat mit der Macht ihres Herzens und ihres Geistes. Was mir auch der Himmel an innern Begünstigungen zu Theil werden ließ, nach meinen äußeren Geschicken bin ich doch schlechterdings ein Unglücklicher zu nennen. Sie aber haben sich mildernd und versöhnend meinem Leben angeschlossen, und es hat von Ihnen Segnungen empfangen, wie sie nur von den edelsten Naturen ausgehen können, und deren dankbare Anerkennung Sie in meinem Gesichte lesen konnten, als ich zitternd an Ihrem Krankenlager stand.

Darum ist mir's eine schwere Entbehrung, Ihren Umgang zu missen, und das dürftigste Surrogat davon, jedes Brieflein wird mir Freude bringen.

Ich habe Ihnen oft gesagt, daß ich ohne Sie keinen Savonarola geschrieben hätte, und ich wiederhole es. Zu diesen geistigen Verbindlichkeiten kommen aber auch noch physische in Rechnung. Ich hätte ohne Sie den letzten Winter viel weniger gut gegessen, liebe Sophie. Sie waren mir auch eine sehr sorgfältige Hauswirthin und Ihre Freundschaft ist bei mir als Speis' und Trank in Fleisch und Blut übergegangen. Ich bin prosaisch genug, einzugestehen, daß dieses meine Anhänglichkeit noch vermehrt hat. Leben Sie wohl, grüßen und küssen Sie mir Ihre lieben Kinder.

Niembsch an Max in Wien.

Stuttgart, 25. Mai 1838.[1]

Vielleicht ist die Zeit der Oratorien überhaupt vorbei, vorbei die Zeit, wo die Kunst unmittelbar und direkt sich zum Himmel aufschwang.

[1] Nach einer Aufführung des Paulus von Mendelssohn, die er nicht zu Ende hören mochte. Niembsch fand zwar Paulus schön, aber zu wenig Feuer und Kraft. *Kein Paulus!* (Niendorf S. 19.)

Wir müssen vielleicht erst durch die Leidenschaft hindurchgetrieben und von Affecten verwundet werden, eh' wir um einen Balsam beim Himmel anfragen. Diesen Weg führt uns Beethoven, in welchem wir das Höchste in der neueren Kunst zu verehren haben, wie ich meine.

Chamisso an Freiligrath.

Berlin, 28. Mai 1838.

Lieber Freiligrath!

Ob Sie gleich meine letzten Briefe unbeantwortet gelassen haben, ist doch kein Zweifel in mir aufgekommen, Sie könnten sie mißdeutet und die Freundschaft verkannt haben. Auch verbürgen mir Ihre Freunde, daß Ihre Gesinnung gegen mich sich nicht verändert hat.

Ich gebe Ihnen heute einen neuen Beweis meines Zutrauens, indem ich Ihre Freundschaft in Anspruch nehme.

Schenken Sie mir eine Nacht und zwar ungesäumt, beuteln Sie Ihr Pult aus, schreiben Sie, was Sie von Gedichten haben, die Sie für den Druck bestimmen, ab, Fragmente Ihres größeren Gedichtes („dem Haß entfloh ich, aber auch der Liebe" — „Sein Tomahawk ist würdig Eurer Speere" sind Verse, die man auswendig behält, wenn man sie einmal gehört hat) alles, was Sie können, alles was Sie haben, und schicken Sie es mir umgehend für den deutschen Musenalmanach.

Kein Brief braucht dabei zu liegen, allenfalls die Bemerkung, ob Sie hoffen, noch nachträglich bald Einiges hinzufügen zu können. Ueber Productivität läßt sich nicht gebieten, das weiß ich.

Durch den Rücktritt von Rückert, durch die Saumseligkeit mehrerer Dichter, und das gänzliche Ausbleiben vieler sonst gern aufgenommener Gäste, wird das Bestehen des Musenalmanachs gefährdet, und dennoch möchte es hart seyn, ihn sofort aussterben zu lassen, nachdem die Verleger, die meine Freunde sind, ihn angekündigt, und das dazu gehörige Bild bereits fertig haben.

Der Druck sollte anfangen; wir haben beiläufig erst für 160 Seiten Manuscript, gutes, eine schlechte Reserve nicht gerechnet.

Schwab, Sie oder Anastasius Grün sollten anfangen; alle drei sind

noch im Rückstande. — Auf Grün und Schwab war fest gerechnet. — Mein Beitrag beträgt zwei Bogen. — Das ist der Stand unserer Papiere.

In der Noth habe ich mich an Sie, lieber Freiligrath, gewandt, verzeihen Sie die Eile und Flüchtigkeit dieser Zeilen, und drücken Sie die Hand, die ich Ihnen, der alte Invalide, dem jugendlichen Cumpan, freundschaftlichst reiche. Adelbert v. Chamisso.

Ich habe mich an diesen Musenalmanach gewöhnt, mit dem ich, nach einem tiefen Witz unserer lieben Sprache, meine liebe Noth habe. Wenn Rückert, Sie und Lenau sich zurückziehen, muß die Bude geschlossen werden.[1]

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, 4. Juni 1838.

Theure Freundin!

Um zwei Tage später als an Max, schreibe ich Gegenwärtiges an Sie. Ich bitte diesen Brief nur als ein Interimszettlein zu betrachten, welches in unserer Briefzeitrechnung gar nicht zählen soll. Morgen oder übermorgen muß ich in Angelegenheit unseres Trauerspieles ohnedieß an Max schreiben, dann will ich auch ausführlich an Sie schreiben, liebe Sophie. Die Aufführbarkeit eines Stückes ist eine schwierige Sache, wobei es tausenderlei zu bedenken gibt. Alexander, Moritz und ich haben mehrere Berathungen gehalten darüber, deren Resultat ich, wie gesagt, morgen oder übermorgen schreiben will. Die Aufführung steht unwiderruflich fest, doch sind einige unwesentliche Abänderungen durch die Rücksichten der Darstellbarkeit geboten. Das Stück könnte unser eigenes seyn, und wir könnten uns desselben nicht eifriger annehmen. Dieß sagte heute Morgen Alexander zu uns, und ich bin so selbstherausputzend, daß ich es wieder sage.

Wie geht es denn, mein liebes gutes Sopherl, mit Ihrer theuern Gesundheit? den Reiseplanen? den vortrefflichen Kindern? den Briefen, die Sie mir schreiben werden, und, ich hoffe, zum Theile schon geschrieben haben? Ich freue mich sehr auf Nachrichten von Euch; mich freut es,

[1] Sie ward's, wie bekannt.

daß ich Euch so lieb habe, und mein Leben so an Eures geheftet. Dadurch hat mein Leben eine gewisse wohlthätige Positivität und wenigstens den Anstrich einer gewissen Heimathlichkeit bekommen, deren Mangel ich früher oft gar so bitter empfand. Betrachten Sie diese Heimathlichkeit meines Lebens als Ihr viertes Kind, theure Freundin!

Mein stilles Leben in Stuttgart muß mir dazu dienen, poetische Entwürfe auszudenken, meine Zukunft auszuhecken, indem ich die Fundamente meiner poetischen Arbeiten tiefer zu graben suche. Es muß noch viel, sehr viel geschehen. Alles Bisherige sind nur Vorfragmente, wenn ich mit meiner Kraft da hinausbringen kann, wo mir ein Lichtlein winkt. Kann ich es nicht, so hab' ich das Große wenigstens gedacht, wenigstens geträumt. Ich muß schließen, denn der Schluß der Post ist nah, das Posthaus aber fern von meiner Wohnung. Tausend freundliche dankbare Grüße an Ihre lieben Eltern und Geschwister.

Auf Wiederschreiben! Lebt wohl!

Derselbe an Dieselbe.

Stuttgart, 6. Juni 1838.

Liebe Sophie!

Daß ich Sie überschätze, ist nicht wahr; wohl aber ist es klar, daß Sie mich überschätzen mit den großen Prädikaten in Ihrem lieben Briefe. Doch ich nehme das hin. Auch harmlose Täuschungen sind mir willkommen, wenn sie mich Ihnen werther machen. Schönen Dank also dafür und für die sorgfältige Diätetik. Noch durfte mir die Melancholie nicht über dem Kopfe zusammenschlagen, denn ich brauche denselben zu allerlei nützlichen Dingen; manchmal aber greift sie schon ein wenig herauf, das läßt sie sich nicht nehmen; ich habe das launige Ding zu sehr verwöhnt. Es fehlt mir nicht an angenehmen Zerstreuungen. Ich war einmal bei Madame Heinrich, Claviervirtuosin, und ließ mir von Chopin und Beethoven vorspielen. Dann besuchte ich Fräulein Zumsteeg, welche einige meiner Schilflieder in Musik gesetzt hat, und ließ mir diese vorsingen. Die Composition ist ausgezeichnet. Gestern war Paul Pfizer zwei Stunden lang bei mir, und erfreute mich mit geistvollem Gespräche.

Wenn ich dann allein in meinem Kämmerlein sitze, werden manchmal Denkprobleme vorgenommen, z. B. die Frage: Warum balsamirten die Aegypter ihre Leichen zu Mumien? — Bekanntlich erklärt man dieses durch den ägyptischen Glauben, daß die Seele so lange in der Nähe ihres Leibes hafte, als der Typus derselben erhalten bleibe; allein mich dünkt, diese Erklärung ist nur eine exoterische, d. h. äußerliche, für die uneingeweihte Menge berechnete; die innerliche essentielle Erklärung solcher Institutionen war als ein Geheimniß nur den Eingeweihten zugänglich und ist gewöhnlich verloren gegangen. Ich habe darüber einen Gedanken, der nicht übel ist, und es sollte mich freuen, wenn ich ihn zuerst gefaßt hätte in einer poetischen Divination. Wie, wenn die Aegypter bei ihrem Glauben an eine Seelenwanderung in der Entstehung von Leicheninsecten eine Gefahr für die Seele erblickt hätten, sie möchte in solches Geschmeiß hineinfahren? Wollten sie nicht durch das Einbalsamiren des Leichnams der Seele den Rückweg in niedere Thiergestalten abschneiden? die Seele dadurch vorwärts und aufwärts bugsiren? Doch welche äußerste Verirrung meines Geschmacks, eine schöne junge Frau mit Mumien und Grabwürmern zu unterhalten — Sehen Sie, liebe Sophie, das ist schon einer der kuriosen Briefe, womit ich Ihnen in meinem letzten gedroht habe. Das ist ärger als ein kunstkennerischer, blumenmalereibesprechender. Holen Sie Athem von diesem fürchterlichen Worte und machen Sie sich gefaßt, noch eine andere, nicht minder kuriose Passage zu ertragen.

Gestern klagte Emilie über ihre Kinderlosigkeit und über ihr ganzes Daseyn als ein darum verlornes.

Ich tröstete so gut ich konnte die arme Frau, indem ich ihr entgegenhielt, daß die Mutterschaft allerdings höchst wünschenswerth sey, aber nicht unerläßlich. Wenn das Weib auch nur in sich selbst, als einem einzigen Exemplar, das Bild einer trefflichen, durchaus achtungswürdigen Weiblichkeit darstellt, so ist ihr Daseyn kein verlornes. Wir Individuen dürfen uns nicht als bloße Kanäle der Gattung betrachten, sondern als Wesen, die auch um ihrer selbst willen leben. Dann wären ja unsere Nachkommen auch nur solche Kanäle und bloße Mittel für fernere Mittel u. s. f. in infinitum. Wer aber wäre denn Zweck? Niemand Persönliches, die Gattung, ein Abstractum. Unsinn! .. Und doch muß ich mir eingestehen,

daß eine gewisse Kanalwirthschaft nicht nur in der Körperwelt, sondern sogar in der geistigen sich nicht läugnen läßt. Wie oft wurde schon der einzelne Mensch zum Organ und Träger einer Idee auserwählt, und nachdem er seine Sendung erfüllt hatte, fallen gelassen, fallen gelassen nicht bloß in äußeres Unglück, was als Martyrthum mit der Mission noch immer in Einklang zu bringen wäre, sondern auch in inneres Unglück: Zusammenbruch der Gesinnung, wie die Form verworfen wird, wenn der Kern heraus ist. Traurige Colportage! Aber die Geschichte weiß davon zu erzählen und die tägliche Erfahrung. Da haben Sie wieder Ihren Melancholiker, liebe Sophie, der, die Leute trösten wollend, selbst auf weit trostlosere Dinge kommt, als jene sind, woran seine Trostbedürftigen laboriren.

Es ist herzerfreuend für mich, daß Sie auf Ihre unberechenbar theure Gesundheit nun endlich doch einmal eine aufrichtige Sorgfalt verwenden wollen.

Lassen Sie ja nicht mehr davon ab. Von ganzem Herzen wünsche ich Ihnen das beste Wetter in Ihre Seele, wie ich es Ihnen an den Ischler Himmel wünsche.

Es ist für mich schon eine gute Vorbedeutung, daß Ihnen Ihre Wohnung in Ischl so zu Wunsche steht. Sie freuen sich darum schon dahin, und jede Freude ist gesund. Möchte doch das Salzbad ahnen, mit welchen Wünschen wir Sie dahinreisen sehen und seine ganze Heilkraft zusammennehmen! Ich hoffe das Beste. Was meine Eßlust betrifft, um welche Sie anfragen, so ist es damit nicht so übel. Mir schmeckt es gut, wenn ich gleich nicht viel esse.

Wir haben hier sehr veränderliches Wetter, viel Gewitter. Nie hab' ich so viele Nachtigallen beisammen gehört wie dießmal im hiesigen Schloßgarten. Zu Hunderten singen sie aus allen Büschen; ich lausche ihnen oft und lasse mich vom strömenden Wohlklang in weitere Träumereien entführen. Die Nachtigall ist ein profundes Geschöpf, ein singendes Mysterium. Leider aber wird diese Frühlingsmystik nun bald vorüber seyn. Im Sommer ist dann die Luft wieder mistdick in Stuttgart; ich aber werde sie dann mit der Ischler Gebirgsluft vertauschen.

Also der Arthur denkt an mich, das liebe Bürschlein. Ich küsse ihn

auf beide Vollbacken; auch die flatternde Zoe küsse ich und den gewichtigen schnurgeraden Ernst. Bringen Sie mich Ihren Eltern in Erinnerung. Daß Ihr Vater in einem Briefe meiner ausdrücklich gedachte, freut mich sehr. An Ihre Schwestern, Schwägerin und Brüder meine ausgesuchtesten Grüße. Ich habe, wie Fritzen, den ich schon früher näher kannte, auch Karl sehr liebgewonnen bei meinem letzten Zusammenseyn mit ihm. Er ist ein sehr wahrer, klarer, willenskräftiger Mensch von bedeutenden Geistesgaben. Ich hab' ihn auch wärmer gefunden, als er gewöhnlich dafürgehalten wird, als ich selbst ihn früher geglaubt hatte. Er gibt eben sein Herz nicht jedem Esel hin, daß er seine Hände daran lege und sich wärme, wie an einem Wirthshausofen. Und da hat er recht, zumal in seiner praktischen Position, wo Cordialitäten leicht mißbraucht werden von Bestialitäten.

Zum Schluß noch ein kleines Gedicht: „Einem Greis." Grüßen Sie mir die Ch...schen aufs Schönste, die mir so freundlich gesinnten. Nun leben Sie wohl, theure Sophie, seyen Sie unverdrossen und ehrlich in der Pflege Ihrer Gesundheit! Ihr Niembsch.

Ebenfalls. Nach Ischl.

Stuttgart, den 21. Juni 1838.

Liebe Sofie!

„Guten Abend" mit dem hellen A war Ihnen einmal ein Zeichen meiner fremden Stimmung; Sofie mit dem f, statt ph, ist heute mir selbst ein Zeichen meiner argen Verbrießlichkeit.

Der Teufel hole meine Nerven, vielmehr, er hat sie schon geholt, und spannt sie manchmal über seine Geige und spielt mir gräßliche Weisen darauf.

Die Luft verdickt sich hier schon wieder so sommerlich schwül, so matt und platt, daß ich nächstens aufbrechen werde. Noch hab' ich nicht darüber entschieden, ob ich den gewohnten, von mir schon gar so oft abgeleierten Weg über München machen werde, oder einen neuen übern Bodensee und Tyrol.

Mir schwindelt, wenn ich an die Unruhe denke, mit der Sie vor

Ihrer Abreise herumgeflattert seyn mögen, wie eine Schwalbe vor einem Gewitter. Gottlob, jetzt sind Sie doch schon in Ischl und ich erwarte die Nachricht von Ihrer glücklichen Reise mit Ungeduld. Ich bitte mir sogleich nach Empfang meines Briefes zu schreiben, damit Ihr Brief mich noch hier treffe.

Die Geschichte von Zoe, wie sie an mein Bild anstieß, und was sie dabei sagte, ist allerliebst.[1] Und der liebe Arthur! Ich hoffe, er wird in den wenigen Monaten seines Alpenlebens aus seiner Schönheit nicht hinausgedeihen, sondern noch mehr in sie hinein, so daß Ammerling seine Freude haben wird an dem frischen und verschönernden Anhauch der Gebirgsluft in den lieben Zügen dieses Kindes.[2]

Mein Geschäft mit Cotta ist noch nicht zu Stande, weil er schon wieder verreist war. Doch in diesen Tagen kommt alles ins Reine. Ihre Gedichte bringe ich mit. Einiges Neue hab' ich hinzugedichtet: „Thränenpflege," „An Natalie,"[3] die das Grab meines Jugendfreundes Besuchende, einen zweiten Theil meines Geiers,[4] eine kleine Tyrolerromanze.[5] Von den polemischen Gedichten sind vier im Morgenblatt erschienen, nämlich: „Die Poesie und ihre Störer;" dann Competenz,[6] wo die lahmen Krüppelwichte vorkommen, und noch zwei kleinere. Mit meiner Gesundheit stehts gut. Sie werden in diesem Briefe eine gewisse Hast bemerkt haben. Ich mußte eilen, um ihn noch heute auf die Post zu bringen. Diese halbe Stunde war die einzige Zeit, welche ich heute meinen Besuchen, aktiven und passiven, abgewinnen konnte zu einem Briefe an Sie, theure Sophie. Leben Sie wohl. Ich verwende in diesem Augenblicke meine ganze Seele darauf, Ihren Aufenthalt in Ischl zu segnen. Seyen Sie recht vergnügt! Ihr Niembsch.

---

[1] Sie hatte um Vergebung für ihre Unachtsamkeit gebeten.

[2] Sein Gesicht gleicht im Bilde von Ammerling ganz einer frischfarbigen saftigen Pfirsche.

[3] Jetzt „An eine Wittwe."

[4] „Auf einen ausgebälgten Geier."

[5] „Vision."

[6] In den späteren Auflagen weggelassen.

Niembsch hatte in seinem Zimmer zu Wien bei seinem Freunde Max auf einem Hängekasten einen ausgebälgten Geier stehen und neben diesem einen Todtenschädel. Jenen sang er also an:

„Du todter Geier stehst noch immer wild und edel,
„Und neben dich gestellt hab' ich den bleichen Schädel.
„Ich lasse dir nach ihm den Schnabel niederhangen,
„Als hättest du gespeist das Fleisch von seinen Wangen."

Unferne dieses schauerlichen Paares thronte auf einem Schubladkasten einsam des düster erhabenen „Beethovens Büste" auch von Niembsch gefeiert.[1] Der dieselbe spendende Freund war der Dichter Gustav Ritter v. Frank. Solche Umgebung aber war ganz der Gemüthsstimmung Lenau's angemessen. Ein Fremder hätte aus ihr schon errathen können: „Da mag Lenau wohnen!" Auch war das Zimmer, mit nur Einem Fenster in einen kleinen Hofraum sehend, etwas lichtarm, und verdüsterte dadurch noch mehr seinen Inhalt.

Nicht lange nach Absendung des obigen Briefes machte Niembsch in Gesellschaft der Reinbecks einen Ausflug zu Gustav Schwab nach Gomaringen bei Tübingen, wohin sich dieser zur Gewinnung freierer Muße als Pfarrer hatte versetzen lassen. Niembsch hörte ihn daselbst Sonntags den 8. Juli predigen.

Nachdem Niembsch endlich mit seinen Geschäften in Stuttgart bezüglich der dritten Auflage seiner „Gedichte" in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung und mit der Herausgabe seiner „neueren Gedichte" bei Hallberger völlig fertig geworden, eilte er am 13. Juli zu seiner verehrten Freundin nach Ischl hinweg.

Nun lasse sich aber wieder einmal unser alter Freund, Johann Gabriel Seidl, vernehmen! Derselbe erzählt uns in den Sonntagsblättern von 1848 (S. 55): „Im Winter des Jahres 1838 erhielt ich von dem Leipziger Buchhändler G. Wigand die Aufforderung, für sein Prachtwerk: „Das malerische und romantische Deutschland" die Section: „Tyrol und Steiermark" zu übernehmen, mit dem Bemerken, daß Nikolaus Lenau

[1] „Es ist außerordentlich viel Streben in diesem Kopfe," sagte Niembsch am 7. Juni 1840, „Nase, Kinn, Haare, Alles aufwärts." (Niendorf Seite 25.)

einen Cyklus Romanzen zu Tyrol liefern werde. Auf meine zusagende Antwort erwiederte mir Wigand (unterm 10. April 1838): „Mit Herrn Niembsch von Strehlenau habe ich über den zu gebenden Romanzencyklus für Tyrol — in Stuttgart, wo ich ihn traf — gesprochen, und er war es besonders, der mich auf Sie, als den Kundigsten für die fragliche Abtheilung unseres Werkes, aufmerksam machte. Sie wollen ihm demnach nach Wien, wo er jetzt lebt, schreiben und sich über das zu Gebende besprechen.“ Mit welcher innigen Freude machte ich mich daran, dem alten Freunde, den ich eben vor zehn Jahren in die Oeffentlichkeit einzuführen so glücklich war, nun als fertigem Poeten wieder die Hand zu bieten und ihn zur Theilnahme an einem Werke aufzufordern, worin ich mein ganzes Inneres abspiegeln zu können hoffte. Mein Brief mochte ihn in Wien verfehlt haben; die Antwort blieb lange aus. Erst im Juli kam mir ein Brief von Ludwig Mayer in Stuttgart, dem Bruder des trefflichen Lyrikers Karl Mayer, einem wackern Landschafter, welcher, vom Buchhändler G. Wigand beauftragt, 60 Ansichten aus Tyrol und Steiermark für den Stahlstich zu zeichnen, vor seiner Abreise nach Innsbruck sich über das Nähere mit mir ins Einvernehmen setzen wollte, und sich auf Niembsch berief, um nicht als ein ganz Unbekannter vor mir zu erscheinen. Ein Briefchen des letzteren lag als Einschluß bei, ein Briefchen so innig, so seelenvoll, daß ich nicht umhin kann, es mitzutheilen.“

Stuttgart, den 6. Juli 1838.

Lieber Freund!

Meister Niklas, wie Sie mich einst gerne nannten, hat nicht vergessen, weder die Dornbacher Wiese, noch den „Neuner,“ wo er mit Ihnen vor so viel Jahren so vergnügt zusammen war. Der Donnerlärm des Niagara konnte mir die trauten alten Klänge nicht verschlingen, im Gegentheile war gerade dort mein Herz feinhörender als jemals, und manches liebe Wort meiner Vergangenheit ward mir nach langer Zeit erst dort wieder vernehmbar, so daß es meinem Herzen erging, wie jenen Halbtauben, die in einer klappernden Mühle oder in einem rasselnden Wagen die leiseste Rede hören, während sie nichts davon vernehmen, wenn sonst alles still ist. Ich habe Ihrer oft gedacht und möchte wohl wieder mit Ihnen seyn, bevor der eine oder andere von uns fort muß. Sie

haben in Ihrem Briefe, dessen späte Beantwortung ich mir zu verzeihen bitte, mich aufgefordert, Ihnen meine Tyrolerromanzen behufs einer Insertion in Ihren Prosatext zu übersenden.

Leider hab' ich bis jetzt eine einzige Romanze gemacht, und die ist so ausgefallen, daß Sie dieselbe Ihrer Prosa nicht würden einreihen können.

Sollte mir noch etwas Unverfängliches gelingen, so werde ich mit dem größten Vergnügen Ihrer freundlichen Einladung damit Folge leisten.

Ueberbringer dieses Schreibens, Herr Mayer, ist ein tüchtiger Künstler und sehr achtenswerther Mann; zwei Eigenschaften, die Ihnen nur genannt zu werden brauchen, um den Mann ohne alles weitere Gerede Ihrer wohlwollenden Theilnahme zu empfehlen. Sie haben recht, mein theurer Jugendfreund, daß unsere Lebenswege und somit auch unsere Ansichten auseinander gelaufen sind; darum aber, daß wir nicht an einer Stange ziehen und nicht aus einem Rohre schießen, soll für unsere wechselseitige Neigung nichts verloren seyn; kommt doch jeder von uns an seiner Stange weiter, und thut doch jeder von uns zuweilen einen guten Schuß aus seinem Rohr. Also herzlichen Handschlag und schönsten Dank, daß Sie Ihren alten Freund nicht vergessen haben. Niembsch.

So sehr dieses Schreiben — fährt Seidl fort — durch die Wärme seines Inhalts mich erquickte, so leid that es mir, in der Hoffnung gemeinschaftlichen Bemühens zu gleichem Zwecke mich getäuscht zu sehen; die halbe Lust an der Arbeit war mir dadurch genommen.

Niembsch verweilte nur etwas über einen Monat in Ischl, der ihm, wie unangenehm auch äußerlich, denn es beginnt der Scherz: „An den Ischler Himmel im Sommer 1838," mit dem Fluche:

Himmel! seit vierzehn Tagen unablässig
Bist du so gehässig und regenmässig,
Bald ein Schütten in Strömen, bald Geträufel;
Himmel, o Himmel, es hole dich der Teufel!

doch auch andererseits wieder innerlich viel Sonnenschein gespendet haben mag, wie des Liedes Ende verräth:

Hätte Ischl nur dich und seine Soolen,
Hätt' ich mit einem Fluch mich längst empfohlen;
Doch nebst dir und deinem Wolkengewimmel
Hat es zum Glück noch einen andern Himmel!

Dennoch vermochte ihn auch sogar dieser glücklichere andere Himmel nicht ganz und gar vor „traurigen Anwehungen" zu schützen, wie nachstehende Zeilen bezeugen:

Niembsch an Max in Wien.

Ischl, den 21. Juli 1838.

Gestern packte mich wieder einmal meine Hypochondrie mit vollster Gewalt. Ohne eigentliche Veranlassung kommt das so plötzlich, daß ich es nicht besser bezeichnen kann, als wenn ich sage: plötzlich hat mich wieder der traurige Wind angeweht. Ich mag Dich gar nicht belästigen mit Aufzählung aller der schwarzsichtigen Betrachtungen und Empfindungen, die bei solchen Paroxysmen über mich hereinbrechen.

Niembsch an Sophie in Ischl.

Gmunden, den 16. August 1838.

Liebe Sophie!

Ich fange an, dieses Gmunden zu scheuen. Das vorigemal traf ich Schleifers Frau krank, dießmal gar nicht mehr. Vor acht Tagen hat man sie begraben. Sie können sich denken, liebe Sophie, daß Schleifer wünschte, mich wenigstens einen Tag hier zu behalten, und daß ich dem Trauernden, dem Freunde, diesen Tag nicht versagen mochte. Er ist 68 Jahre alt, und, komme ich wieder einmal nach Gmunden, vielleicht todt.

Man ist nicht in der Stimmung, betrübende Todesnachrichten mit philosophischer Fassung zu empfangen, wenn man sich eben von geliebten Freunden getrennt hat. Jedes solche Trennen und Scheiden, sey es auch nur auf kurze Zeit, hat eine traurige Miene, und diese Miene verfinstert sich gar sehr, wenn wir dabei gemahnet werden, wie leicht und schnell wir dahin fahren. Das Leben erscheint mir nie brutaler, als wenn

es mich nöthigt, um äußerer Umstände willen den Umgang mit innig befreundeten Herzen zu verlassen, und meine vielleicht knapp gezählten Tage allein zu verzetteln.

Meine Fahrt über den Traunsee war sehr rasch. Die drei Kerle arbeiteten aus allen Kräften, mich aus Eurem Anblicke hinwegzurudern. Der See ward immer stiller; der Traunstein glühte auf einige Minuten auf, wie eine große steinerne Rose; das glatte Wasser spiegelte das schöne Bild in voller Klarheit; die beiden Ufer schienen sich im Wasser entgegenkommen zu wollen; dann erhob sich ein Windhauch, und der See hatte wieder Alles vergessen. Ich aber hatte und werde nichts vergessen von den schönen Tagen, welche ich bei Euch verlebt.

Ich danke Ihnen und der liebenswürdigen Johanna von ganzem Herzen dafür. Mit dem Dichten will es nicht gehen. Meine Hußaren sind auf und davon, und kommen vielleicht nie wieder.[1] Heute aß ich bei Schleifer zu Mittag. Seine Kinder in schwarzen Kleidern machten mich traurig. Wir saßen um den kleinen runden Tisch nahe zusammen, gleichsam um die Lücke an demselben zu verdecken. Morgen reise ich nach Linz und weiter. Johannens Brief hab' ich hier auf die Post gegeben.

Meinem Freund Max kann ich von hier aus nicht mehr schreiben, weil Schleifer meine Anwesenheit für sich in Anspruch nimmt. Leben Sie wohl, theure Sophie! Ich grüße Johanna und Ihre Kinder herzlich, wie auch die lieben Angekommenen. Ihr Niembsch.

Niembsch an Max in Ischl.

Wien, den 20. August 1838.

Die Natur hat auch ihr Decorum, ein heiliges Decorum. Der Mensch wagt es nicht leicht, Angesichts des Erhabenen kleinliche Gedanken auszukramen, wenn er überhaupt nicht bereits außer der Natur steht.

[1] Die Hußarenlieder hat Niembsch zu Ischl an den regnerischen Morgen, im Bette liegend, gemacht.

Niembsch an Sophie.

Wien, den 23. August 1838.

Liebe Sophie!

Sie haben recht, daß ich das ruhige Ischl verlassen habe, um mich in eine Welt des Streites und Aergers zu begeben. Man will mich in meiner eigenen Galle weich machen, und zu einer knetbaren Masse maceriren.

Man wird aber nicht erreichen, was man will. Meinen größten Streit führe ich mit mir selbst, indem ich der Galle den Fluß nicht gestatte. Mein Savonarola hat mir die Meute an die Fersen gezogen. Kränkender bitterer Welthaß hat sich bereits vor 300 Jahren an diesen Namen geheftet; untrennbar und unversöhnlich haftet er noch an demselben. Indem ich ihn auf meine Leier nahm, ihn noch einmal durch die Welt zu tragen, lud ich zugleich einen kleinen geringen Theil seines Verhängnisses auf mein Leben, und wahrlich, der Held müßte sich seines Sängers schämen, wenn sich dieser dabei ungeberdig anstellte. Was mir auch an Mißhandlungen widerfahren mag, ich will es betrachten als die Beendigung meines Gedichts, als die letzte scharfe Feile, welche mein Geschick daran legt.

Es ist seltsam und sieht einer Fügung nicht unähnlich, daß gerade in der Zeit, wo in der Heimath die Verfolgung gegen mich losbricht, mir vom Auslande her Zeichen der höchsten Liebe und Anerkennung kommen. — In den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik fand ich am ersten Tage meines Hierseyns eine Recension meines Savonarola von dem ausgezeichneten Lange in Duisburg, worin diesem Buche nicht bloß eine poetische, sondern — so zu sagen — auch eine welthistorische Bedeutung beigelegt wird, worin mein Gedicht als ein Gericht gegen den verstockten Absolutismus meines Vaterlandes und als Zukunftszeichen für diejenige Sphäre des geistigen Lebens aufgefaßt wird, in welcher es gewachsen. Das ist die höchste Ehre, die mir jemals zu Theil werden konnte. Freilich wird sich das Organ solchen Gerichtes gefallen lassen müssen, daß es vom Gerichteten hinwiederum gerichtet wird; doch der letztere setzt damit nur das Geschäft des ersteren fort, indem er sich selbst richtet.

Was mir die Trennung von Ihnen und der lieben Johanna erleichterte, und mir möglich machte, gerade vor der Ankunft der Unsrigen abzureisen, war mein heimlicher Vorsatz, noch einmal nach Ischl zu kommen, und mit geschäftfreier Seele noch einige Wochen mit Euch zu verleben. Ob mir dieses Glück werden wird, weiß ich noch nicht; doch können Sie von meiner treuen Freundschaft erwarten, daß ich daran arbeite. Dann will ich mir aber auch den lieben Umgang und die schöne Natur durchaus nicht verkümmern lassen durch Gedanken an das, was mich erwartet, wenn ich wieder nach Wien zurückkomme.

Mich freut Ihre Lust zum Landschaftzeichnen. Verzagen Sie nicht an Ihrer Fähigkeit; wer so schön Blumen malt, wird auch an Landschaften nicht scheitern; wer die Augen so schön malt, wird auch die Glieder zeichnen können.

Unternehmen Sie es kühn, liebe Sophie! Meine Hußaren sind fort und kommen nicht wieder; trara!

Das Ischlerliedchen klingt mir auch noch immer nach, wie das ganze gute Leben in Ischl. Seit gestern regnet es hier. Ich bin besorgt, ob Ihrem lieben Vater nicht seine Gebirgswanderungen vereitelt werden. Er empfing mich in seinem Bureau mit so herzlicher Liebe, daß es mir weh that, nicht gleich mit ihm fortreisen zu können. Wie manches interessante Thema könnten wir zusammen recht ungestört mit gründlicher Muße durchsprechen auf den Bergen! Vielleicht würden uns unsere frischen Gedanken umflattern wie lustig singende Alpenlerchen. Der Mensch versäumt viel.

Uhland hat sich hier bei dem Erzherzog,[1] wie man sagt, etwas zu schüchtern benommen. Das thut mir leid. Vielleicht wurde er gleich in den ersten Tagen seines Hierseyns durch allzuviel huldigenden Andrang verstimmt, und konnte sich dann wegen der Zähigkeit seines Charakters nicht mehr freundlich und offen stimmen. Es gibt Leute, die, mit einem bedeutenden Manne zusammentreffend, ihn sogleich auf Geist und Witz probiren, und mit allerlei Schlagworten auf den Busch klopfen, ob nicht ein Haserl herausspringt, ein geistreiches Phraserl? Das ist lästig und

[1] Er speiste beim Erzherzog Karl.

verstimmend, und Ihr fandet vielleicht Uhland, als Ihr ihn kennen lerntet, bereits übel zugerichtet durch jene Anfragen. — Ich habe diese Stelle an den Hofrath und Max gerichtet, und an die wenigen Wiener, welche sich ein Urtheil über Uhland erlauben dürfen.

Leben Sie wohl, theure Sophie! Schönste Grüße an die Ihrigen. Der Frau Hofräthin, oder besser, meiner lieben guten Freundin insbesondere meinen Kuß auf die Hand, welche sie mir so freundlich aus dem Eisenbahnstellwagen herausreichte. Freut Euch! Denkt an mich! — Leben Sie wohl, liebe Sophie! Ihr Niembsch.

Niembsch war seiner uncensirten Schriften wegen abermals vor die Polizei citirt, jedoch, wie das erstemal, artig behandelt worden, und wurde auch fortan trotz angedrohter Geldstrafe unbehelligt gelassen.

Niembsch an Emilie.

Wien, 11. September 1838.

Meine Albigenser beschäftigen mich aufs Lebhafteste. Das wird ein tüchtiges Gedicht werden mit Gottes Hülfe. Der Stoff spielt mir in alle Regionen meines Herzens hinein.

Mein Muth ist groß, meine Kraft nicht schlecht, und mein Körper ist gesund; und aus allem dem hoff' ich, daß Gott auf diese Arbeit mit holdem Auge herab sieht.

Niembsch an Max in Ischl.

Wien im September 1838.

Ich denke jetzt viel an meine Albigenser. Fünfzehn Gesänge hab' ich mir bereits entworfen. Gott gebe mir Kraft zu seinem Gedichte! Es wird umfangreich werden, wenn ichs durchbringe. Der Stoff ist gewaltig, eine der größten, geistigsten und blutigsten Stellen der Geschichte rollt sich mir auf. Ich habe große Hoffnungen. Wenn nur mein Körper aushält, so denk' ich ein tüchtiges Werk zu schaffen. Seit einigen Tagen

bin ich aber sehr abgeschlagen und ist mir, als wäre mir alle Kraft aus den Knochen gestohlen.

Niembsch an Sophie in Ischl.

Wien, im September 1838, (vielleicht Freitag den 21.)

Ich antworte dießmal etwas spät und Sie werden meinen Brief durch L.... auch etwas später erhalten, als es durch die Post geschehen könnte; doch sollen die, die so gerne mich selbst gebracht hätten, wenigstens einen Brief von mir bringen. Gestern war ich in Penzing und heut' und morgen geh' ich wieder nach Penzing, und wahrscheinlich auch übermorgen als Sonntag. Alles ist dort wohl und vergnügt.[1]

Auch ich bin so ziemlich beides, und werde suchen, mich dabei zu erhalten.

Daß Sie just an Ihrem Geburtstage verreisen, ist mir nicht recht. Da werden Sie Abends ankommen und im Nußdorfer Dampfschiffsgedränge und Weiterfahren nach Penzing wird überall keine rechte Zeit und Muße seyn, daß ich Ihnen sagen könnte, wie heilig mir dieser Tag sey. Das Fest des Wiedersehens und das Fest Ihres Geburtstages wird mir da zusammengeschlagen werden in eine konfuse unruhige Freude, und ich hätte gerne beides einzeln gefeiert. Die Feiertage meines Lebens sind mir ohnedieß spärlich zugezählt, und dieses wird für mich ohnedieß immer protestantischer.

Leben Sie wohl, liebe Sophie! Ihr Niembsch.

Elisabeth an Lenau in Wien.

Berlin, den 21. Oktober 1838.

Wenn ich das Lob bedenke, und die Stimmen der Tausende, die es Ihnen zurufen, möchte ich wohl die Augen niederschlagen, daß ich es wage, mit diesen armen Worten vor Sie hinzutreten; aber nennen Sie

[1] Sophiens Eltern waren also schon wieder von Ischl in ihr Landhaus, nach Penzing zurückgekehrt.

es immerhin unerlaubte Dreistigkeit, ja auch Anmaßung, das fühle ich ja selbst; aber zürnen, ich weiß es wohl, Sie werden mir es nicht.

Ihnen kann es zwar gleich gelten, ob die schwache, unbedeutende Mädchenstimme in Ihre Anerkennung mitklingt; aber glauben Sie mir, ich bin unbeschreiblich selig, daß sie es kann, und der Laut, mit dem ich in den Preis und Jubel einstimme, heißt: Dank. Früher, als ich erst kaum dem Kinde entwachsen war, da war so Vieles in meinem Innern, was ich nicht deuten konnte, ja noch viel, viel mehr, von dem ich nichts wußte, nichts ahnte (jetzt ist mirs, als wäre ich damals in einem Garten voll Blumen gewesen, die alle noch in der Knospe geschlummert hätten). Da las ich aber Ihre Lieder, und nach und nach, wie der Sonnenstrahl allmählig die schöneren Keime hervorlockt, ging mir eine neue Erkenntniß auf, ein neuer Himmel, eine neue Poesie.

Ich las wieder und wieder, und mit der ganzen Gluth und Innigkeit meiner Seele sog ich jenen Himmelsthau ein. Die Lieder fühlte ich mir so verwandt, ja, mir war's manchmal, als erkennte ich durch die herrliche Form meine eigenen Gedanken wieder. Was immer noch schlummernd lag, Sie haben es geweckt; nun, ich weiß es wohl, kann ich tiefer fühlen, mehr verstehen, inniger lieben, besser weinen. Ihre Lieder kann ich alle auswendig, und fast sage ich sie mit gleicher Inbrunst und Andacht her, wie mein Gebet. Das Buch hat auch seinen Platz neben meiner Bibel und dem Gesangbuche. Zufällig sah ich Ihr Bild, und stundenlang stand ich davor und konnte mich nicht satt sehen. Wußte ich doch nun Ihr Antlitz mit dem schönen Dichterauge, und nun steht es mir auch fest und unverwandt im Sinn. Meine Malereien kleideten sich unbewußt und unvermerkt in Ihre Züge, daß mir oft meine Gespielinnen zuriefen: „Du zeichnest ja schon wieder Lenau!“ Jetzt habe ich das Bild, was ich zuerst von Ihnen sah, eigen; es hängt über meinem Schreibtische, und wie damals, seh' ich es noch oft starr und unverwandt an. Wohl hätte ich nun können glücklich seyn in diesem überreichen Doppelbesitzthum, aber das nie genügsame Herz forderte noch mehr, und auch dieß haben Sie gewährt.

O Lenau! (lassen Sie mir diesen Namen für Sie, in ihm sind Sie ja ganz mein!) als ich Ihre Schriftzüge erblickte und das Blatt in der

Hand hielt, was Sie mit der Ihrigen berührt hatten, da gingen mir im Vollgenuß meiner Seligkeit die Augen über, und — fast schäme ich mich, es zu gestehen — ich habe es zu tausendmal an mein Herz und an meine Lippen gedrückt. — Und so nehmen Sie ihn denn hin, meinen heißen innigen Dank. Worte sind zu arm, ihn auszusprechen. Vergeben Sie nur mein Ungestüm und das Ueberschreiten der Grenze mädchenhafter Schüchternheit; aber nun, mit solcher Reliquie in den Händen, konnte ich nicht mehr schweigen; das volle Herz mußte überfließen. Drum noch einmal: ich danke Ihnen, danke Ihnen mit der ganzen Fülle und Kraft und Innigkeit meiner Seele! Elisabeth.

Die Huldigung dieses sinnigen und tief innigen Mädchens — irre ich nicht, so war es eine junge preußische Gräfin — erscheint mir nicht als eine einzelwesige, sondern als eine allgemeine des schönen gefühlvollen Geschlechtes für den herz- und schmerzvollen Dichter.

Tausende ihrer Schwestern — ich fürchte nicht, mich einer Uebertreibung schuldig zu machen — dachten und empfanden wie sie, nur waren sie minder kühn, es ihm zu sagen. Ich trage mich mit dem Glauben, daß kein deutscher Dichter, nicht Schiller, nicht Hölty und auch nicht der wohllautreiche warme Bürger, vielleicht nur allein der alte berühmte Meistersänger Heinrich Frauenlob, welchen vor einem halben Jahrtausend zu Mainz die dankbaren Frauen auf ihren zarten Schultern zu Grabe trugen, solche unbeschränkte fesselnde Gewalt über das weibliche Herz ausübte, wie Lenau.

Was der Liebe zu ihm den Weg bereitete und sie auf den Gipfel brachte, das war das edle Mitleid. Ein ächtes reines Frauenherz vermag keinen Unglücklichen zu schauen, ohne sich ihm zuzuneigen; wie denn erst dann, wenn dieser so schön, so wahr, so bezaubernd sein Unglück singt.

Lenau sah Elisabeth nie. Eine gewissenhafte Scheu vor leichtsinnigem argen Spiel mit Menschenheil scheint ihn davon abgehalten zu haben, und zu festerem Bunde hatte es ihm, wie er wähnte, schon vor Jahren an der nöthigen Herzensfreudigkeit gefehlt. (S. 17. Februar 1832.)

Wo du nun aber auch weilst, weiche zärtliche Seele, starre nur immer hinauf zu seinem Bilde, und weine Dich aus um ihn! Du besitzest ihn denn doch im Geiste noch jetzt! . .

Schleifer an Schurz.

Gmunden, am 19. December 1838.

Lieber Schurz!

..... Unlängst erhielt ich von einer jungen, sehr achtungswerthen Frau in Linz einen Brief, in dem sie mir vier Gedichte von Niembsch abgeschrieben mittheilt, und mit der höchsten Begeisterung über den letzten Band seiner Gedichte in schwärmerischem Lobe sich ergießt. Warum darf man so was nicht drucken lassen?! — Niembsch kennt sie persönlich, diese Frau.

Es war die gefühlvolle und gebildete Gemahlin des oberösterreichischen Dichters Kaltenbrunner. Niembsch achtete sie sehr. Ihr frühzeitiger Tod veranlaßte sein Gedicht: „Das Kind geboren, die Mutter todt.“ Schleifer konnte nicht ahnen, daß einst der gerühmten Pauline Nachfolgerin seine eigene ältere Tochter Therese, als nunmehrige zweite Gattin Kaltenbrunners, werden würde.

Seite	126	Zeile	8 von unten	lies:	malt statt: macht
„	132	„	12 „	„	ist wo ein Fruchtsack statt: ist mein Fruchtsack
„	132	„	15 „	„	heute statt: heuer
„	134	„	7 „	„	melancholischeste statt: melancholische
„	143	„	7 von oben	„	mein statt: ein
„	144	„	15 „	„	Momente, statt: Monate,
„	146	„	10 „	„	animae statt: animo
„	149	„	3 von unten	„	Kerners statt: Körners
„	158	„	2 „	„	von Chamisso, statt: an Chamisso,
„	159	„	10 von oben	„	als immanente Kunst, und Kunst ist nichts als transiente Religion,
„	159	„	6 von unten	„	den schönen, stillen, sinnenden statt: schönsten sinnenden
„	161	„	6 von oben	„	ließ meine statt: bis meine
„	161	„	7 „	„	herumschweifen, statt: herumschweiften,
„	163	„	1 von unten	„	vermindert? statt: verändert?
„	164	„	15 von oben	„	groß, paradiesisch statt: großparadiesisch
„	166	„	8 „	„	daran statt: davon
„	168	„	13 „	„	treulich statt: traulich
„	169	„	6 von unten	„	Matuschinski statt: Matussinski oder Matusbinski
„	176	„	16 „	„	Glückliche Reise! statt: Glücklicherweise!
„	188	„	1 „	„	redlich statt: endlich.
„	189	„	2 von oben	„	1. August 1832. statt: Im August 1832.
„	192	„	10 „	„	um von Stuttgart statt: nun von Stuttgart
„	194	„	10 „	„	gestellt haben, statt: gestellt,
„	204	„	2 von unten	„	wirklich statt: wörtlich
„	208	„	1 von oben	„	hervorgegangene, statt: durchgegangene,
„	209	„	4 von unten	„	Neunerianer statt: Neuerrianer
„	213	„	2 von oben	„	Ferner statt: Farmer
„	214	„	3 „	„	seines Faust, statt: jenes Faust,
„	228	„	18 „	„	Weisen, statt: Wiesen,
„	229	„	9 „	„	schreib statt: schrieb
„	242	„	12 von unten	„	Düsterniß. statt: Finsterniß.
„	243	„	7 von oben	„	Recken statt: Russen
„	249	„	5 „	„	wie statt: ein
„	249	„	11 von unten	„	Weinbergen statt: Weinsberg
„	255	„	12 „	„	Cesarevicz! statt: Cäsarovicz!
„	257	„	20 von oben	„	in der Trilogie statt: in Trilogie
„	260	„	22 „	„	(Nun folgt das Gedicht: Niagara.) statt: Niagara.
„	260	„	5 von unten	„	Der Naturpoesie statt: Die Naturpoesie
„	261	„	4 von oben	„	nachdem statt: welchem
„	261	„	16 „	„	in einen statt: in jenen
„	266	„	20 „	„	kann ich doch mit statt: kann ich mit
„	267	„	7 „	„	daß ich selbst gar statt: daß ich gar
„	269	„	5 „	„	Grabe, statt: Graben,
„	272	„	21 „	„	Schwarzbachs statt: Harzbachs
„	275	„	14 von unten	„	schrecklich statt: furchtbar
„	276	„	11, 16 von unten	lies:	Mürzsteg statt: Münzsteg
„	277	„	1 von oben	lies:	hinanzuschleppen statt: hinzuschleppen
„	277	„	10, 12 von oben	lies:	Niembsch statt: Lenau
„	284	„	4 von unten	lies:	Burgverließ, statt: Burg verließ,
„	285	„	2 von oben	„	unliebenswürdigen statt: liebenswürdigen
„	296	„	12 „	„	mich euch statt: mich auch
„	307	„	10 „		gehört die Linie weg.
„	310	„	8 von unten	lies:	fahren mir statt: fasern mir
„	311	„	17 von oben	„	„Pinkerl" — Rinnhofer statt: „Päckerl" — Reinhofer
„	315	„	5 „	„	Anno 1653 statt: Nr. 1653
„	317	„	12 von unten	„	Liebe Freundin! Max hat recht, statt: Max hat Recht,
„	320	„	6 „	„	Es zieht mich statt: Es geht mich

Liebe gute Schwester!

Mir ist sehr leid, daß dir meine Abreise so viel Kummer macht; ich sehe, daß du mir eine Schwester bist, wie wenige sind, so wie du mir überhaupt ein Weib bist, wie es wenige gibt auf Erden. Mit schwerem Herzen verlasse ich dich, du meine liebe, gute [illegible]. Ich komme gewiß bald zurück. Ich ver= spreche dir, daß ich nichts Außerordentliches unternehmen werde, daß ich mein Vaterland nicht auf immer verlasse, so lange du darin lebst, und daß ich die Erde nicht verlassen möchte, ging es mir auch noch so schlecht, so lange du sie mir durch deine Liebe verschönst. Ich umarme dich mit aller Liebe die du verdienst. Gott segne dich und die Deinigen!

Dein Bruder.

Lenau's Leben.

Lenau's Leben.

Großentheils

aus des Dichters eigenen Briefen.

Von seinem Schwestermanne

Anton X. Schurz.

Zweiter Band.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1855.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Inhalt.

Vierter Abschnitt.

Wanderjahre. — Zweites Fünf.

Niembsch an Emilie.

Wien, etwa den 15. Jänner 1839.

Einige lyrische Gedichte und vier Gesänge von meinen Albigensern sind Alles, was ich seit einem halben Jahre meinen körperlichen und geistigen Verstimmungen abgerungen habe. Eine sehr gründliche, geistvolle und rühmliche Recension meines Savonarola und gesammten Dichterstrebens findet sich im 27. Hefte der Bonner Zeitschrift für Philosophie und katholische Theologie.

Auch die erste Hälfte des Jahres 1839 ging Niembsch — er wohnte fortwährend bei seinem Freunde Max — ziemlich still vorüber; erst als Sophie um die Mitte Juni nach Ischl gereiset war, ward es wieder lauter, ja überaus stürmisch.

Niembsch an Sophie in Ischl.

Wien, den 25. Juni 1839.

Liebe Sophie!

Als ich noch ein Knabe war, ward ich immer traurig, wenn ich im Wald ein leeres Vogelnest gefunden, der ausgeflogenen Vögelein gedenkend und nach ihnen verlangend;[1] und jetzt, da ich ein Mann bin, ergeht es mir nicht anders, wenn ich, etwa nach der Uhr zu sehen, zuweilen in

[1] Hiemit verwandt ist auch „das Vogelnest" in den Albigensern.

Ihr Zimmer trete. Die Freunde fahren auseinander und rücken wieder zusammen, um abermals sich zu trennen, bis die Stunde schlägt, da sie vielleicht nicht mehr zusammenkommen. Fast sollte man dem verstorbenen Professor Daub beistimmen, der den Raum für ein Gemächte des Teufels hielt. Noch am Tage Ihrer Abreise fuhr ich nach Kirling. Ich fand meine Schwester in großer Verstimmung und Niedergeschlagenheit, und ward von ihr mit einem Strom von Klagen empfangen. Dem kleinsten Mädchen droht Blindheit; das ist freilich viel für eine Mutter.

Ich werde das Kirlingerthal, der Schmerzen und Klagen mancher Art halber,[1] aufgeben müssen, um mein Gedicht zu beendigen; es soll zugleich mit den Trauben reif werden. Trotz der schlimmen und guten Störungen der letzten Tage, als da waren eine Entzündung meiner Schwester, ein Besuch von Wolf, Münch und Karajan in Kirling, ist es mir doch gelungen, unterdessen ein paar hundert Verse weiter zu machen, und wenn es so fortgeht, werden meine Albigenser mit den Trauben, zumal mit den Kirlinger Trauben, wohl Schritt halten können. Die Krankheit Theresens ist gehoben. Ich ging mit meinen drei genannten Sonntagsgästen[2] nach Klosterneuburg zum Essen, und von dort Abends in die Stadt.

Die Tischgespräche in Klosterneuburg waren eben nicht die heitersten, einige Späße Karajans abgerechnet, wie z. B., daß er mir eine Knödelsuppe empfahl, indem er sagte: „Diese vortreffliche Leberknödelsuppe zu verachten, das thun Sie mir nicht an, Verfasser des Savonarola!" — Ich verachtete sie dennoch.

Münch theilte mir auf die unbefangenste und zutraulichste Weise mit, daß er einen von mir in einem früheren Gespräche hingeworfenen Gedanken zu einem Sonette verarbeiten wolle. Ich hatte nämlich geäußert: „Der Teufel ist doch eigentlich kein reales Wesen; der Kampf Gottes mit ihm ist nur ein scheinbarer, und die Weltgeschichte gleichsam eine Schachpartie, die Gott mit sich selber spielt, die Züge seines imaginären Gegners

[1] Therese war auch ihrer letzten Niederkunft sehr nahe; in der nämlichen Stunde vielleicht, als Niembsch diesen Brief schrieb, ward ihr eine zweite Kathi, ein Ersatz für die verstorbene erste geschenkt.

[2] Also Sonntags den 23.

so stellend, daß derselbe, aller seiner fingirten Vortheile ungeachtet, am Ende matt werden muß und die Partie von Gott gewonnen ist. Münch beichtete mir seine kleine Dieberei so liebenswürdig offenherzig, daß ich mich vielmehr darüber freute, als daß ich den zufälligen Einfall reclamiren mochte, dessen ich mich sonst vielleicht nie wieder erinnert hätte. Münch ist ein recht lieber, treuherziger Mensch. — Wolf verfiel plötzlich in Traurigkeit und sagte: er werde manchmal von dem schrecklichen Gedanken eines verpfuschten Lebens ergriffen. Das fand bei mir gehörigen Anklang; ich weiß auch davon zu erzählen. Allerdings ist dieser Gedanke schrecklich, und er wird zur Verzweiflung, wenn man sich nicht mit dem andern Gedanken hilft: Rette, was aus dem Schiffbruche noch zu retten ist. Wer sich solches nicht selbst zuruft, oder wohl gar nicht weiß, daß er ein Schiffbrüchiger, und sein ganzes Elend verschläft, dem mag es begegnen, daß er als Leiche ans Ufer geworfen wird, und zwar als totale Leiche.

Unser Hereingang an dem kühlenden Ufer der Donau war recht angenehm, und ich benützte ihn dazu, Münch zu bereden, daß er Philosophie studire. Es gelang mir, ihn zu überzeugen von der mißlichen und gedrückten Stellung eines Dichters, der, in seiner Zeit gar nicht philosophisch orientirt, ihren höchsten Fragen, um sich nicht zu compromittiren, aus dem Wege gehen muß, nur dort eine Stimme hat, wo das Vergängliche verhandelt wird; im hohen Rathe aber, wo der Menschheit Ewiges berathen wird, verstummen muß. Er bat mich angelegentlich um einige philosophische Bücher.

Gestern besuchte mich Graf Ch . . . und lud mich nach Penzing zu Mittag.

Ich speiste mit Fräulein Karoline und Graf H . . ., dem dramatischen Dichter. Karoline sang vor Tische unter H . . s Begleitung den „Wanderer“ und das „Grethchen“ von Schubert hinreißend schön. Es rollt wirklich tragisches Blut in den Adern dieses Weibes. Sie ließ in ihrem Gesang ein singendes Gewitter von Leidenschaft auf mein Herz los. Sogleich erkannte ich, daß ich in einen Sturm gerathe; ich kämpfte und rang gegen die Macht ihrer Töne, weil ich vor Fremden nicht so gerührt erscheinen mag; umsonst, ich war ganz erschüttert und konnte es nicht verhalten.

Da faßte mich, als sie ausgesungen, ein Zorn gegen das sieghafte Weib und ich trat ins Fenster zurück; sie aber folgte mir nach und zeigte mir bescheiden ihre zitternde Hand und wie sie selbst im Sturm gebebt. Das versöhnte mich, denn ich sah, was ich gleich hätte sehen sollen, daß es ein Stärkerer war als ich und sie, der durch ihr Herz gegangen und meines, und vor dem wir Beide gleichgebeugt dastanden, als es wieder stiller war. Wir setzten uns zu Tische. Karoline war sehr freundlich und gesprächig. „Ich bitte mir meinen Lenau zum Nachbarn aus," sagte sie, und so ward ich denn ihr Nachbar. Doch das Singen hatte mir den Appetit verdorben, und mich in mich selbst gekehrt, so daß ich weder den trefflichen Speisen meine gebührende verzehrende Würdigung, noch den Tischgesprächen meiner Nachbarin die gehörige Aufmerksamkeit und Theilnahme angedeihen lassen konnte. Nach dem Essen gings ans Kegelschieben. Karoline glänzte auch hier als Primadonna; sie warf fünf bis sieben Kegel mit robustem Schube.

Abends fuhr ich sammt H . . . mit ihr in die Stadt zurück. Um neun Uhr ging ich zu Ihren Eltern und traf Alle freundlich und heiter. Somit, liebe Sophie, haben Sie die Chronik meines dermaligen Lebens. Wie glücklich wäre ich, könnte ich bei den schönen Spaziergängen, die Sie mit der liebenswürdigen Rosalie machen, der Dritte seyn, oder der Vierte oder Fünfte!

Wie hab' ich Sie hergewünscht, als ich die schönen Lieder hörte! — Sie schreiben in Ihrem Briefe an Max von der entzückenden Abendbeleuchtung in Ischl. Ich erinnerte mich lebhaft an den schönen Zimitzweg, und wie oft wir ihn gewandelt. Das röthliche Licht auf jenen Bergen, während wir über die duftenden Wiesen schlenderten, war wohl die schönste Abendbeleuchtung auch meines eigenen Lebens. Leben Sie wohl, liebe Sophie! hüten Sie Ihre Gesundheit und vergessen Sie nie, wie viele Herzen dafür besorgt sind.

Tausend Grüße an die liebe gute Rosalie und die Kinder. Ihr Niembsch.

Welche überraschende Aehnlichkeit mit jenem Septembertage 1831 zu Stuttgart, als Lotte Adelaide so bezaubernd sang, daß Niembsch, um

seine Bewegung zu verbergen, mit Thränen ins harte Eisen biß. Seines Herzens Mauern sanken schönem Gesange, wie Jerichos Mauern Josuas Trompeten. Bezeichnend ist es, daß die kühne Karoline zum schüchternen Lottchen mit zitternden Händen zusammensinken mußte, um des stolzen Mannes und Dichters widerspänstiges Herz zu gewinnen. Aber behutsam! Wie sich des Weibes Schüchternheit verlöre, würde sich sogleich des Mannes Stolz wieder emporrichten!

Niembsch an Sophie.

Wien, den 5. Juli 1839.

Liebe Sophie!

Ihr Brief hat mich sehr erfreut und fast überredet, daß mein Leben wirklich so schön zu deuten sey, wie Ihr Herz es gedeutet hat. Die letzte Woche war für mich eine Zeit stürmischer Bewegung. Karoline ist ein wunderbares Weib. Nur am Sarge meiner Mutter hab' ich so geschluchzt wie jenen Abend, als ich die herrliche Künstlerin in Belisario gehört hatte. Da war es nicht das bestimmte Stück, die bestimmte Rolle, deren Tragik mich angegriffen hätte. Die Sängerin ging weit über jede Einzelheit hinaus, und ich hörte in ihren leidenschaftlichen Klagen, in ihrem Aufschrei der Verzweiflung das ganze tragische Schicksal der Menschheit rufen, die ganze Welt des Glücks auseinanderbrechen und das Herz der Menschheit zerreißen. Mich ergriff ein namenloser ungeheurer Schmerz, von dem ich noch ein heimliches Zittern durch mein innerstes Leben spüre.

Da war es zu hören, daß es dem Schicksal Ernst ist mit seinem Leide, daß dieß nicht ein wohlgemeinter Rathschluß unserer Herzenserziehung ist. Ich war viel mit Karoline zusammen; sie fühlte sich mir verwandt, wie eine Wetterwolke der andern. Nach der Vorstellung des Belisario ging ich, wie öfter, zu ihr, und sagte ihr, daß sie die größte tragische Wirkung auf mich gemacht habe, worüber sie erfreut war, und mir einige Tage später sagte, meine Ergriffenheit in genannter Oper sey ihr größter Triumph, den sie in Wien erlebt, so sehr sie auch erfreut sey über den Beifallssturm in ihrer letzten Vorstellung. Gestern ist sie nach Dresden abgereist. Ich freue mich ihrer Freundschaft, denn sie ist, was ich ihr

auch sagte, eine der höchsten Naturen, die wir auf Erden zu verehren haben. Im Umgange ist sie gewöhnlich lebhaft und heiter, oft kindisch und tändelnd, wobei sichtbar ihre Seele ausruht von den großen Erschütterungen, und die Natur wohlthätig wieder das Leben ins Gleichgewicht zu bringen sucht. Dann aber bricht zuweilen plötzlich die ernste Stimme ihrer Seele hervor, und was sie, wie z. B. über das Tragische und ihre Auffassung desselben gesagt, zeigte mir auch ihre Gedanken auf einer seltenen Höhe. Sie ist in den einsamsten und wildesten Gegenden der Leidenschaft heimisch und kennt das Angesicht des Schmerzes in allen seinen Zügen. Ich wünschte, daß sie, wie sie sich vorgenommen, in einigen Jahren sich dem deutschen Schauspiele zuwendete; da wäre es eine Freude, ein Trauerspiel eigens für sie zu schreiben.

Liebe Sophie! was sind das für traurige Worte in Ihrem Briefe? Sie wünschen, daß Ihre Gesundheit eine entscheidende Wendung nehme, so oder so? Freut Sie das Leben nicht mehr mit uns? Wissen Sie nicht mehr, was Sie sind und was Sie uns gelten? — Sie verstehen es so gut, mir mein Leben schön zu deuten und mir heilkräftige Worte ins Herz zu flößen, wenn Sie mich verstimmt sehen, und haben für sich selbst, Ihren hohen Werth und Beruf, kein Auge? Nicht so unmuthig, liebe Sophie! Sie machen mich sehr traurig dadurch. Eine Stelle Ihres Briefes ist mir dunkel. Sie sagen, ich werde bald fühlen, wie sehr mein Leben ein gelungenes sey. Wie meinen Sie das? Ich bin keiner von den glücklichen Dichtern, die ihrer selbst und ihrer Werke froh werden wie Goethe. Meine Schriften besitze ich nicht, und mich selbst verschenke ich auch gerne. Man hat meine Arbeiten zuweilen plastisch genannt. Daran ist wenigstens so viel wahr, daß ich wie ein plastischer Künstler zu Werke gehe und mich selbst zerschlage, wie der Bildhauer die Form, um den Gedanken heraustreten zu lassen. Vielleicht ist die Eigenschaft meiner Poesie, daß sie ein Selbstopfer ist, das Beste daran. Man verzeiht es mir darum, wenn mein Herzblut nicht so gleichmäßig und regelrecht abläuft, wie die Tropfen einer Wasseruhr. Ohne das Gefolge der Trauer ist mir das Göttliche im Leben nie erschienen. In Ihnen hat es mir seit fünf Jahren still geleuchtet, mich wohlthätig erwärmt; aber es war viel Schmerz und Kummer damit verbunden, und Ihre unsichere Gesundheit ängstigt mich

fort und fort. In Karolinen hat es mir ein heiliges Gewitter in die Seele geschlagen, aber an dem großen Glück haftet eine tiefe Klage.

Mit meiner Gesundheit geht es leidlich; doch hat sich in letzter Nacht mein Zahnschmerz wieder eingestellt. Therese ist gesund. Ich hab' ihr Ihren Gruß, den sie gewiß herzlich erwiedern wird, wegen des kalten Wetters noch nicht überbringen können. Schreiben Sie mir recht bald. Schöne Grüße an die schöne Rosalie und Ihre Kinder! Leben Sie wohl, liebe Sophie! Ihr Niembsch.

Niembsch an Sophie in Ischl.

Wien, den 11. Juli 1839.

Liebe Sophie!

Sie haben mir mit Ihren paar Zeilen das Herz zerschmettert. Ich bin nicht im Stande, Ihnen jetzt ausführlich zu schreiben. Karoline liebt mich und will mein werden. Sie sieht's als ihre Sendung an, mein Leben zu versöhnen und zu beglücken. Mein Gefühl für Sie bleibt ewig und unerschüttert, aber Karolinens Hingebung hat mich tief ergriffen. Es ist an Ihnen, Menschlichkeit zu üben an meinem zerrissenen Herzen. Karoline liebt mich grenzenlos. Sie hat mir geschrieben. Verstoße ich sie, so mache ich sie elend und mich zugleich, denn sie ist werth, daß ich sie liebe. Entziehen Sie mir Ihr Herz, so geben Sie mir den Tod; sind Sie unglücklich, so will ich sterben. Der Knoten ist geschürzt. Ich wollte, ich wäre schon todt! Gruß an Rosalie. Dein Niembsch.

Deßgleichen.

Wien, den 12. Juli 1839.

Liebe Sophie!

Ich werde das Mögliche thun, nach Ischl zu kommen.

Wenn ich nur eine Stunde mit Ihnen sprechen könnte! Sie waren mir immer das nächste Herz auf Erden, Sie kennen mich und meine tiefste Geschichte, Sie sind mein Stern, zu dem ich in jedem Sturm aufblicke. Heute ist es ruhiger in mir, denn gestern. Ich war die letzten

Tage her wirklich krank. Es muß sich mir ein Ausweg finden, bei dem kein Herz zu brechen braucht. Verlassen Sie mich nur jetzt nicht! Schreiben Sie mir sogleich! Ich grüße die liebe Rosalie herzlich! Ihr Niembsch.

Ebenso.

Wien, den 16. Juli 1839.

Liebe Sophie!

Ich reise noch diese Woche nach Ischl.

Was ich geantwortet, werde ich Ihnen mündlich sagen. Ich will das Gesetz meines Lebens und mein ganzes Schicksal von Ihrem Herzen empfangen, dessen Größe und Heiligkeit mir nie erschienen ist, wie in Ihrem letzten Briefe.

Es liegt ein Gebirg von Kummer und Traurigkeit auf meiner Brust. Der Ausweg, den Sie mir nannten, geht durch meine Todespforte. Ich habe Karolinen nicht verschwiegen, daß Sie meine höchste, entscheidende Rücksicht sind.

Sie wußte ja bereits durch die Gräfin, wie theuer Sie mir sind.

Diesen Brief schreib' ich im Zimmer Schwinds, der in der Nähe der Post wohnt. Ich mußte nach Empfang des Ihrigen zu Herz gehen, und es blieb mir nicht Zeit, mich noch vor Abgang der Post nach Hause zu begeben. Es ist schon spät. Schonen Sie Ihre Gesundheit, wenn ich Ihnen lieb bin, denn sie ist mir Lebensbedingung. Lieben Sie Ihr Leben, wenn Ihnen das meinige was werth ist. Gott sey mit Ihnen, liebes, theures, herrliches Herz!

Morgen schreib' ich wieder und mehr.

Die Papiere bring' ich mit. Ihr Niembsch.

Ebenfalls.

Wien, den 17. Juli 1839.

Liebe Sophie!

Wenn ich bei Nacht erwache, und das geschieht oft, so greift meine Seele gleich nach Ihrem Schmerze, wie die Mutter nach ihrem Kinde.

Ich sehne mich nach Ischl. Mit dem nächsten Eilwagen reise ich ab. Ich will heute noch auf die Post gehen und einen Platz bestellen. Es gibt kein Wort für meinen Zustand. Gott erhalte mir Ihr Herz, wenn er will, daß ich ihm dienen soll. Er hat Euch beide gemacht und mich, alle drei aus Einem Stücke. Ist ihm eines zu viel, so nehme er mich zurück. Ich habe sehr viel mit Ihnen zu sprechen, sehr viel, liebe Sophie! Ich will, wie immer, mein Herz vor Ihnen aufschließen, so weit es aufgeht. Das thut mir selbst noth zu meiner Beruhigung, und wenn ich einem Zustande entrissen werden soll, der mich in die Länge tödten müßte. Mein treuer Jugendfreund, der Schlaf, der beste Arzt meiner früheren Leiden, ist hin. Kaum drei bis vier Stunden leichten Schlummers, und der Schmerz nimmt wieder seinen Hammer zur Hand, und arbeitet fort den ganzen Tag. Wie geht es mit Ihrer Gesundheit? O liebe Rosalie, wie dank' ich Dir, daß Du bei Deiner Schwester bist! Freut Ihr Euch denn auf mich?

Ich will schließen, denn was ich auch schreiben mag, ich kann es mündlich viel besser sagen. Das Geschriebene hat keinen Ton, am wenigsten den Ton, der die jetzige Erschütterung meines Herzens geben könnte.

Auf Wiedersehen, liebe Sophie! Ihr Niembsch.

Ebenfalls.

Wien, 19. Juli 1836.

Liebe Sophie!

Leider bin ich mit den Vorbereitungen zu meiner Reise nicht fertig geworden, so daß ich erst nächsten Montag, den 22., mit dem Dampfschiffe abfahren werde, und folglich Mittwoch Abends in Ischl eintreffen. Wäre nicht Baron Münch den ganzen Morgen bei mir gewesen, so erhielten Sie einen ausführlicheren Brief von mir. So aber muß ich eilen. Ich habe noch vieles zu besorgen. Die Schneider brauchen Zeit meine herabgekommene Kleidung ein wenig präsentable zu machen. Max hat Münch bei mir getroffen. Gestern war ich in Kirling und habe meine neugeborne Nichte zum erstenmal gesehen. Mutter und Kind sind gesund. Die erstere war gekränkt über mein spätes Erscheinen; doch war ich die

letzte Zeit außer Stand, mich um irgendwen zu bekümmern. Das Kind ist recht hübsch, doch ist an seiner Kleinheit und Schwächlichkeit recht deutlich zu erkennen, daß es unter Kummer und Leid ausgetragen worden.

Ich reise mit dem Dampfschiff, weil es nur einige Stunden länger dauert, und ich mich bei meiner gegenwärtigen körperlichen Abspannung der staubigen Hitze im Eilwagen nicht aussetzen mag.

Könnten Sie mir nicht nach Ebensee entgegenkommen? Wenn Sie wissen, um welche Stunde das Dampfschiff von Gmunden dahin abgeht, so können Sie die Stunde bemessen, da wir uns treffen. Leben Sie wohl, liebes Sopherl! Grüßen Sie die gute Rosalie tausendmal! Ihr Niembsch.

Niembsch an Schurz.

Ischl, den 28. Juli 1839.

Seit vier Tagen bin ich wieder zwischen den Bergen Gottes. Wird's Dir auch so gut werden? Die Luft ist herrlich; mir ist, als hätte man mir Leben in alle Adern gegossen. Es wird auch meinen Albigensern wohl werden in diesen Wäldern, wo ich mir das schönste Holz zu Scheiterhaufen aussuchen kann. Was bis jetzt fertig worden, ist nicht übel gerathen; Du wirst Deine Freude daran haben, treuer Bruder! Wie geht's meiner lieben Resi und den Kindern, besonders der Pauline?[1]

Wenn Du Briefe für mich hast oder bekommst, so beliebe sie mir poste restante nach Ischl zu schicken; bis zu Deiner Abreise kann das geschehen, denn ich bleibe bis 15. August hier. In Steyermark besuch' ich Dich wahrscheinlich; Du sollst dann zwischen den Eisenhämmern auch meine Verse pochen hören; wenn nur jeder ein rechtes Herzpochen ist.

Meine Reise auf dem Dampfschiff ging trefflich. Alles sehr bequem; nur das Schlafen mit wildfremden Leuten in gemeinsamer Kajüte nicht, wo Alles durcheinander auf den Polstersitzen herumlag, und der Zufall mir den —schen Gesandten zu Füßen warf, einen kolossalen Bengel.

[1] Sie war augenkrank.

Teufel hinein! daß gerade
Zu meinen Füßen
Die schnarchende Ambassade
Hat sausen müssen!

Seine Frau war viel schöner als er, aber die lag fernab; indessen, vielleicht schnarchte sie auch. Dann gabs noch ein Halbdutzend Preußenjünglinge auf dem Schiffe, rechte Sandkerle; trocken, fein, flüchtig und sich an Alles ansetzend wie Flugsand. Die Donaugegenden sind außerordentlich; sie würden die gepriesenen Rheingegenden, wenn diese nebenher liefen, ohne Zweifel weit hinter sich zurücklassen. Man siehts den Bergschlössern in unserem Lande wohl an, daß hier der Haß mit nervigerer Hand die Steine gefügt und gethürmt. Dazu die düstere Waldumschattung; das ist prachtvoll. Auch den Traunsee überfuhr ich auf einem Dampfschiff. Durch das schnelle Vorbeifahren beständig verschoben, läßt sich keins der herrlichen Bilder vom Auge festhalten. Schleifer konnt' ich nicht besuchen, weil ich spät angekommen war, und von der Abfahrt des Dampfschiffes gedrängt, so daß ich nicht einmal ordentlich essen konnte, und die eine der beiden vortrefflichen Forellen im Stiche lassen mußte. Ischl ist vollgewienert. Witthauer ist da. Frau v. Pereira, Brenners u. A.

Leb' wohl, liebster Bruder. Dein Niembsch.

Niembsch an Sophie in Ischl.

Linz, den 22. August 1839.

Vorgestern Abends um neun Uhr ist sie nicht mit dem Eisenbahnwagen,[1] sondern mit Extrapost hier angekommen, als ich eben soupirte. Ihr Wagen hielt vor dem Hause, ich eilte hinaus und wir begrüßten uns. Sie war sehr ermüdet von der dreitägigen ununterbrochenen Fahrt; auch Freundin Clara, welche zu meiner Ueberraschung den Hund, den ich ganz vergessen hatte, an einer Schnur höchst gravitätisch ins Zimmer führte. Der Abend verging mit Soupiren der Damen und unter allerlei munteren Gesprächen. Wir saßen zu vier zu Tische: Karoline, Clara,

[1] Auf der Budweiser Pferdeeisenbahn.

die Stubenkatze und ich. Da konnten mithin keine Schicksalsworte gewechselt werden. Erst gestern Abends kam es zu solchen. Karoline stellte Alles meiner Entscheidung anheim. Ich erklärte ihr, daß ich, so lange sie der Oeffentlichkeit angehöre, und so lange ich meine eigenen Vermögensangelegenheiten nicht völlig geordnet habe, so daß ich einen gesicherten und nicht verächtlichen Beitrag zum Haushalte bringen könnte, daß ich so lange an eine Verbindung nur als künftig denken könne. Meinen Willen durchaus ehrend, nahm Karoline meine Erklärung mit schöner weiblicher Fügsamkeit entgegen. Es sind von ihrer Seite Verbindlichkeiten für neunzehn Monate eingegangen worden, deren Nichteinhaltung mit großen Opfern vertragsmäßiger Conventionalstrafen verbunden seyn würde, wogegen die Erfüllung derselben eine Vermögensvermehrung von 50,000 Gulden zurücklegen läßt. Daß ich ein solches Opfer, obwohl sie es mir mit Freuden zu bringen bereit wäre, nicht annehme, versteht sich von selbst. Die Partie nach Gmunden und weiter konnte bis jetzt wegen Regenwetters nicht unternommen werden. Vielleicht geschieht es, wenn der Himmel heiter wird. Clara hat keine große Sehnsucht nach den Gebirgen, wird sich aber der ihr aufgedrungenen Naturschönheit nicht entziehen können. Gestern aber waren wir im Theater und hörten das Nachtlager, musikalische Schneuzer von Conradin Kreuzer, unter dessen selbsteigener Leitung und Mitwirkung seiner debütirenden Tochter.

Wie geht es, liebe Sophie? Die unvergeßlichen Tage in Ischl stehen mir recht lebendig vor der Seele. Ich hoffe bald wieder dort zu seyn. Schöne Tage! Ich bin um so manchen Blick in Ihre liebe herrliche Seele und um die Freundschaft unserer Rosalie reicher geworden. Sprecht Ihr viel von mir? Haben Sie sich in meinem wunderlichen Wesen zurecht gefunden? Erscheint es Ihnen so, daß Sie sich von mir nicht abwenden mögen? O, wenn ich einen Genius habe, der sich meiner liebsten Angelegenheiten annimmt, so umschwebe er Sie, und lasse mein Bild in Ihrer Seele nicht untergehen oder sich entstellen! Derselbe, der mir in jenem Traum und Gedicht zurief: „Guten Abend, Freund und gute Reise!“ [1]

Ich freue mich sehr nach Gmunden, wo ich Briefe von Ihnen vorzufinden hoffe.

[1] S. „Die Albigenser,“ Nachtgesang II.

Ist Trutschi schon aufgestanden?

Die liebe Zoe soll auch, wenn sie gesund ist, mit mir Mariage spielen; ich bringe neue Karten mit.

Eine Beschreibung vieler Details meines hiesigen Lebens erhalten Sie nächstens. Eines der hübschesten war, daß Karoline beim ersten Eintritt ins Zimmer mir die beiden Kränze, welche sie am letzten Abend in Dresden, den einen von Tieck, den andern von der Schröder empfangen hatte, knieend zu Füßen legte. Sie ist nicht ganz wohl. Ein ziehender Schmerz in der Gegend des Herzens, der zuweilen nachläßt, aber seit längerer Zeit nie völlig weicht, ist ein etwas besorglicher Zustand und läßt bei den ungeheuren Anstrengungen, denen Karoline bald wieder entgegengeht, Schlimmeres befürchten. Ich bin gesund, und freue mich noch der guten Nachwirkung Ihrer trefflichen Bewirthung.

Leben Sie wohl, liebstes Sopherl. Tausend Grüße der schönen Rosalie. Ich küsse die Kinder. Auf Wiedersehen Ihr Niembsch.

Auf den eben berührten Besuch im Theater zu Linz nimmt jenes Bezug, was von Berthold Auerbach in seinem Aufsatze: „Der letzte Sommer Lenau's" im deutschen Museum von Robert Prutz, erster Jahrgang erstes Heft S. 58 erwähnt wird:

„Lenau erzählte, wie er einst drauf und dran war, sich mit einer berühmten Künstlerin zu verbinden, die ihn aber besonders durch die Forderung des kleinen Dienstes verscheucht habe. In einer Theaterloge zu V.[1] hieß es beständig: Niembsch, hänge meinen Hut auf, lege meine Mantille zurecht! Niembsch, reiche mein Perspektiv, bestelle Eis und dergleichen mehr."

Wenn man sich aus Niembschens Brief vom 25. Juni 1839 erinnert, daß Karoline nur durch zitternde Hände den aufwallenden Zorn des stolzen Mannes über das sieghafte Weib zu dämpfen vermochte, so ist es allerdings begreiflich, wie derlei kleine Forderungen, die sonst als Zeichen von Gunst gestellt und daher auch freudig gewährt zu werden pflegen, dennoch Niembsch verletzen und erbittern konnten. So können oft Kleinigkeiten nach Umständen und Personen unerwartet wichtig und

[1] Venedig? Niembsch war aber nie in Italien. Es sollte wohl heißen: zu L.

entscheidend werden, und eine der gehofften gerade entgegengesetzte Wirkung hervorbringen.

Niembsch an Sophie in Ischl.

Hallstatt, den 28. August 1839.

Liebe Sophie!

In Eile einige Zeilen durch Dr. B. Karoline hat mich zu einem Ausfluge im Salzkammergut eingeladen, und wir sind jetzt in Hallstatt vom Regen festgehalten. Morgen, wenn es etwas erträglich ist, gehen wir weiter. Krummnußbaum werd' ich nicht besuchen. Vielleicht später allein. Den 2. oder 3. bin ich wieder in Ischl. Gott sey mit Euch! Herzliche Grüße! Ihr Niembsch.

Vom Aufenthalte in Hallstatt ist bekannt, daß Niembsch und Karoline während eines Ganges durch das steinige zum Strubbach führende Thal von den ihrer Verbindung sich entgegenstellenden Hindernissen sprachen. Da rief plötzlich Karoline im Eifer der Verhandlung: „Sieh her, mein Freund! so steig' ich über alle diese Hindernisse hinweg!" — Und vor ihres Freundes erstaunten Augen stieg sie rasch, und eben so glücklich als kühn, über einen mächtigen rauhen Steinhaufen, der dicht am Wege lag, ohne weiteres hinweg.

Auf dem bergumschlossenen See wurde bei Mondbeleuchtung gefahren, und sie sang sicilianische Fischerlieder. Damals nahmen sich aber auch Beide sehr warm des Wiener Dichters Ferdinand Sauter an, der sich durch den Sturz von einem Felsen bei Hallstatt den Fuß gebrochen hatte.

Am 3. September traf Niembsch richtig wieder in Ischl ein.

Niembsch an Schurz in Wien.

Ischl, den 28. September 1839.

Geliebtester Bruder!

Späten, aber herzlichen Dank für Deine treuen Wünsche zu meinem Geburtstage! Wir rücken auch den Vierzigen zu, die Haare werden grau

— und noch immer ledig! Was glaubst Du, sollt' ich nicht ein Weib nehmen? Wenn mir auch kein alter Vater, wie in jenem Bergmanns-liedl zuruft:

„Nimm dir ein Weib
Für deinen Leib!"?

Willst nicht Du so gut seyn und solchen Ruf an mich ergehen lassen? Zu Dingen, welche Glück brauchen, soll man sich immer auffordern lassen: Rogatus lude! Man gewinnt im Spiel, wenn Einem die Karten aufgedrungen werden, und der heilige Altar, sit venia verbo! ist, wenn davor kopulirt werden soll, wohl auch so eine Art Spieltisch. Unbegreiflich leichtsinnig heirathen die Weiber ins Gelage hinein; ich bewundere die Entschlossenheit, womit sie das Schauerliche beginnen. Also, Bruder! überleg' Dir's und sage mir im Oktober, wo ich Dich sehen werde, was Du denkst. Der Gegenstand meiner kühnen Schicksalshypothese ist — die fleißige Briefstellerin.

Meine Albigenser rücken vor. Ich wollte auf drei Monate nach Stuttgart, um sie dort zu beendigen und in Druck zu geben, erhielt aber nichts, was einem Passe ähnlich sieht. Leeres Bedauern und Entschuldigungen des Herrn Staatskanzleihofraths v. *..... war Alles, was auf mein Gesuch erfolgte.

Meine Gesundheit ist vortrefflich; meine Liebe zu Dir, der lieben Tertschi und den Kindern die alte. Dein treuer Bruder Niembsch.

Niembsch fuhr am 2. Oktober mit Sophie, ihrer Schwester Rosalie und den Kindern von Ischl wieder nach Wien ab.

Mein mündlicher Rath war keineswegs gegen eine Heirath Niembschens mit Karoline, vorausgesetzt, daß er nach genauerer Bekanntschaft sollte hoffen dürfen, mit ihr menschenmöglich glücklich zu werden. Ich hütete mich jedoch auch, ihm dazu scharf zuzureden, weil dieß zu Heirathen einmal überhaupt nichts taugt, und weil mir auch seine Schauerschen dießmal davor schon einigermaßen, als auf bereits eingetretene Ernüchterung hinweisend, bedenklich erschien. Uebrigens stimmte ich ihm unverhohlen darin bei, daß seine äußere Lage vor der Hand zur Gründung eines nicht zu armen und schmalen Herdes, woran er nicht bloß Nebensitzer würde seyn

wollen, noch unzulänglich wäre; wie nicht minder auch bezüglich des Rücktrittes Karolinens von der Bühne, weil ich in meinem Herzen überzeugt war, daß die feine kunstriesige Gemahlin umlärmenden Lobfeierungen, wie schmeichelhaft auch einerseits — gegenüber jenen stilleren Huldigungen, wie sie auch dem größten lyrischen und epischen Dichter nur zu Theile zu werden pflegen — ihm bei seinem großen Ehrgeize bald würden ärgerlich werden müssen; endlich hielt ich auch Niembsch sehr geneigt zu böser, bei solchem Ansturm der Bewunderer seiner Gattin leicht aufflackernder Eifersucht. Eine gefährliche Klippe für Karolinens Glück an Lenau's Seite wäre wohl auch noch ihre, von ihm so bewunderte Darstellungsgabe, gegenüber seiner eingefleischten Zweifelsucht, geworden. Seinem Freunde Evers sagte er wirklich einmal in späterer Zeit: „Eben weil sie eine große Schauspielerin war, und je mehr ich es erkannte, um so furchtsamer wurde ich vor einer Verbindung mit ihr. Ich wußte nicht mehr, was ächt, was falsch an ihr sey."

Niembsch an Hermann Marggraff in Berlin.

Wien, den 1. November 1839.

Man hat mich hier und dort des Mysticismus bezüchtigt. Unverständiges gehässiges Unrecht! Daß in meinem „Savonarola" mancher mystische Passus mit unterlauft, ist dem Helden, nicht dem Verfasser des Gedichtes beizumessen. Mystik halte ich für Krankheit. Mystik ist Schwindel. Die religiöse Speculation kann allerdings eine Höhe erklettern, wo ihr, wie der Sophia Achamoth die Augen vergehen und sie von unwiderstehlicher Sehnsucht getrieben wird, sich in den Abgrund des Göttlichen zu stürzen; allein solcher Zug nach der Tiefe ist eben ein Symptom des geistigen wie des körperlichen Schwindels. Auch habe ich den „Savonarola" nicht geschrieben, um eine antihegel'sche Christologie in Jamben zu geben. Wenn ich mir ingenium zutrauen darf, so war der Ausfall des prophetischen „Savonarola" gegen die Hegelschule nichts weiter als ein pruritus ingenii. Die muthwilligen Strophen haben mir viel Verdruß gemacht; doch ich bereue sie nicht.

Gegenwärtig arbeite ich an einem epischen Gedichte: „Die Albigenser"

— contra pontificem — wie sich von selbst versteht. Der Held des Gedichts ist der Zweifel, der von Innocenz blutig gejagte und in Ketten geschlagene, den aber eben das Klirren seiner Ketten und deren harter Druck nicht einschlafen ließen.

Durchaus ungegründet ist die umlaufende Meinung von einem innigeren Verhältnisse zwischen Menzel und mir, als wäre ich dessen versificirender Schildknappe. Ich habe alle meine Schriften ohne Rath, ja ohne Wissen des Dr. Menzel concipirt und ausgeführt. (S. Blätter für literarische Unterhaltung, Nr. 7 vom 9. Februar 1854, S. 125.)

Niembsch an Emilie.

Wien, den 5. December 1839.

Meine Gesundheit ist leidlich bis auf gewisse Anfälle von Hypochondrie, die nun häufiger wiederkehren, und oft einen gräßlichen Grad erreichen. Dann ist mir zuweilen, als hielte der Teufel seine Jagd in dem Nervenwalde meines Unterleibes; ich höre ein deutliches Hundegebell daselbst und ein dumpfes Halloh des Schwarzen. Ohne Scherz; es ist oft zum Verzweifeln.

Das Londoner Foreign Monthly Review hat eine ausführliche Besprechung meiner Gedichte und des Faust.

In der Neujahrsnacht 1839—1840 sang Lenau:

Fahr' wohl, fahr' hin, o Jahr! nimm fort mit dir im Scheiden
All deine Lust; nur laß nicht liegen mir die Leiden!

und weiter:

Fahr' hin, unholdes Jahr! mir warst du von den schlimmen;
Es mögen Andre dir ein Liedlein Dankes stimmen!

Wahrlich, die Gefahr war in diesem Jahre sehr groß, größer noch als im Winter 1831—1832 nach der Entsagung auf Lotte. Ohne die Reise nach Ischl und ohne Sophiens sowohl als Karolinens beschwichtigende Gegenwart und edel verzichtendes Benehmen wäre das Unheil von 1844 wohl schon damals ausgebrochen. Sollte Niembsch und sein späteres Unglück verstanden werden, und wer wünschte wohl solches nicht? so durfte

ich diese Auftritte nicht verschleiern und noch minder ganz verschweigen. Zwar las ich freilich irgendwo: „Herzensneigungen der Dichter gehören nicht für die Oeffentlichkeit; sie spiegeln sich nur in ihren Liedern uns ab." Solcher Ansicht bin ich aber nicht; der dunkle Einzelne im Schooße des großen Haufens behalte sein enges Herz nur immerhin ganz für sich; nicht jedoch so der öffentliche Mann, der allen Blicken offen und frei steht. Und selbst der mag es zum Theile noch thun, wenn nicht zugleich sein Herz zur Hauptsache wesentlich mitgehört. Dieß ist aber, wie bei keinem Andern in diesem Grade, beim lyrischen Dichter, der sich selbst singt, der Fall. Was da gesungen wird, mag auch gesagt werden. Wie denn erst bei Niembsch, dem anerkannt größten lyrischen Dichter der vor allen andern Völkern lyrischen Deutschen! Ich gab daher ohne Bedenken, was ich darüber hatte, und zugleich ohne Besorgniß, die beiden noch lebenden, aber ungenannten Mitschauspielerinnen dadurch zu beleidigen oder zu kränken; denn meines Bedünkens bringt es keine Schmach, sondern eher Ehre, von einem Geiste und Manne wie Niembsch so geliebt worden zu seyn, und zwar nach Gestalt und Lage der Sache mit so vollem Rechte und Grunde.

Viele Erheiterung gewährte Niembsch während des Vorwinters 1840 die Anwesenheit seines Freundes, des Grafen Alexander von Württemberg, zu Wien, der ihn fleißig in der Johannisgasse besuchte.

Niembsch begleitete diesen dafür am 15. Hornung 1840 in einer Bewerbungsangelegenheit desselben nach Stuttgart, das er aber bereits am 2. März, wo er noch der Trauung seiner Freundin Lotte Hartmann mit Regierungsrath Weisser beiwohnte, wieder verließ, daher seine Abwesenheit von Wien dießmal nur eine dreiwöchentliche war.

Niembsch an Sophie in Wien.

Stuttgart, den 23. Februar 1840 (Sonntag).

Liebe, theure Sophie!

Beschwerlich war unsere Reise durch schlechte Wege, große Kälte und einen etwas unbequemen Wagen. Die erste Nacht rasteten wir in Mölk. Alexander ließ sein Bett auswärmen; das meinige glich einem großen

Eisumschlag über den ganzen Körper, und erst der vortreffliche Caravanenthee zum Frühstück konnte mich wieder ein wenig warm machen. Den zweiten Tag ging es bis Wels. In St.... erlebte ich einen wehmüthigen Spaß. Die dortige, in den Grafen Alexander verliebte Postmeisterin, nach welcher von diesem gleich gefragt wurde, lag eben krank darnieder. Doch kaum hatte sie seine Ankunft vernommen, als sie, aus dem Bette gesprungen, mit einer zierlichen Haube auf dem Kopfe, zum Fenster herausguckte, und mit Alexander, der unterdessen mit aller Eile seine Pelz- und Schlafhaube abgethan, und dafür eine blaue, goldverzierte Prachtmütze aufgesetzt hatte, eine zärtlich kokettirende Conversation hielt. Bald fuhren wir weiter. Alexander sank in seine Schlafhaube, die Postmeisterin wahrscheinlich eben so schnell in ihre Federdecken zurück, und ich dachte noch eine Weile der Scene nach, wie da gleichsam zwei Krankheiten in eitler Gefallsucht einander die Kur machten. Hinter Strengberg, als wir den sehr kothigen Weg bergan fuhren, hörten wir plötzlich eine gewaltige Stimme unserm Postillon zudonnern: „Viehkerl, verfluchter! kannst Du nicht wo anders fahren, als wo die Leute gehen?" Die Prätension, daß die Extrapost einem Fußgänger ausweichen solle, war originell und interessirte mich für den Seltsamen. Es war ein schmundiger, einen Knotenstock zornig schwingender, schwarzhaariger, blasser Handwerksbursche mit aufgestülpten Beinkleidern, auf deren Grundfarbe, dem Straßenkothe, sich spärliche blaue Flecken zeigten. Wir ließen den kothpatschenden Propheten einer demokratischen Zukunft hinter uns, hörten ihn aber noch lange hadern und fluchen. Ein prächtiger Kerl! In Wels hing das Bildniß Judas, des Apostels, zwischen unsern Betten; doch der Mann Gottes machte sie nicht warm; eine Portion Wärme, und hätte sie mir der Teufel aus der Hölle gebracht, wäre mir lieber gewesen. Montag fuhren wir bis Neumarkt. Zwischen letzterem Orte und Frankenmarkt ward Alexander in Wirkung zu häufig genossenen schlechten Bieres von einer heftigen Kolik befallen.

Auf der Station wärmte ich dem Leidenden, während sein Jäger mit Auspacken der Nachtrequisiten beschäftigt war, am eisernen Ofen Umschlagetücher und verbrannte ihm beim Auflegen derselben einigemal den Leib, indem ich dachte: je wärmer, desto besser! Dann suchte ich das äußere

Verbrennen durch ein innerliches ins Gleichgewicht zu bringen, und nöthigte meinem Kranken einige Tassen siedendheißen Thees in seine Geweide. Nach einigen Stunden war er geheilt.

Dienstag war große Kälte eingetreten. Zu Wasserburg in Bayern wurde übernachtet. Mittwoch fuhren wir spät in die Nacht bis Augsburg. Die Kälte war so grimmig, daß wir befürchteten, der auf dem Kutschbocke sitzende, von Zeit zu Zeit einnickende Jäger könnte erfrieren, wie im vorigen Winter in derselben Gegend die Kammerjungfer einer englischen Herrschaft auf dem Bocke erfroren ist.

Mit dem Aberglauben hat es doch manchmal seine Richtigkeit. An diesem Tage war uns ein mit Schweinen vollbefrachteter Leiterwagen zum großen Schrecken meines Freundes begegnet; die ominosen Schweine bedeuteten aber die Personalnachrichten der „Allgemeinen Zeitung," welche wir in Augsburg antreffen sollten, deren eine meinem Freunde zugrunzte, daß die gehoffte Oberstenstelle bereits ein Anderer habe. Die Säue lagen auch so gereiht im Wagen, wie jene Zeilen auf dem Papiere. Das war eine schlimme Neuigkeit!

Donnerstag hielten wir unsere Nachtruhe in Göppingen, und Freitag Abends sind wir hier angekommen. Gerne, liebe Sophie, hätte ich Ihnen von München aus einige Zeilen zugeschickt, doch haben wir uns dort nicht länger als zum Pferdewechseln aufgehalten, und gar nicht aus dem Wagen begeben.

Wir werden uns wohl sehr bald wieder nach Wien aufmachen. Leider ist Cotta verreist und wird erst in vierzehn Tagen zurückkehren. Ueber den Gang meiner Geschäfte erhalten Sie in meinem nächsten Briefe Nachricht. Mein Befinden ist von der Reise etwas mitgenommen. Meinem Freunde Max schreibe ich nächstens.

Das freundliche und herzliche Begegnen Ihres Vaters beim Abschiede hat meinem Leben, in welchem durch mein Zerwürfniß mit diesem von mir so hoch verehrten Manne ein Riß entstanden war, eine unendlich wohlthuende Beruhigung gegeben. Grüßen Sie ihn, so wie Ihre verehrte Mutter und lieben Schwestern, von mir auf das Allerherzlichste. Sagen Sie auch Ihren lieben Kindern, daß ich ihrer oft gedenke.

Die Freude im Reinbeck-Hartmannschen Hause war groß, als ich

plötzlich und ganz unerwartet eintrat. Auch ich war sehr erfreut, Alle, und namentlich die beiden alten Herren, so gesund und aufrecht zu finden. Alexander hat seine Wohnung in einem hiesigen Gasthofe genommen.

Besonders hab' ich Ihnen, liebe Sophie, für Ihren vortrefflichen Teppich zu danken. Derselbe hat mich treulich geschützt gegen den abscheulichen Frost, und wenn es auch geschmacklos ist, Ihre Freundschaft mit einer Wollendecke zusammenzustellen, so sage ich doch: diese hat meine Füße vor dem Froste, wie jene oft mein Herz vor dem Erkalten gegen die Welt und mein eigenes Leben bewahrt. Eine so abscheuliche Kälte ist auch geschmacklos, und natürlich ist es, daß ich, indem ich Ihnen für etwas danke, was meinem Leibe frommt, dabei der verwandten Wohlthat gedenke, die meiner Seele widerfahren ist. Leben Sie wohl, theure Sophie! Viel schöne Grüße an Max. Niembsch.

Den versprochenen weitern Brief brachte Niembsch auf den Lippen mit; und leider nicht das gesprochene, das geschriebene Wort nur beharrt.

Philipp Huber an seinen lieben Herrn Nikolaus von Niembsch, genannt Strelnauer.

Wheeling, den 24. Jänner 1840.

Ich, Ihr unterthänigster Diener, Philipp Huber, ersuche Sie bei guter Gesundheit, und wünsche Ihnen unterthänigst ein glückseliges neues Jahr zum Gruß. Ich war zwei Monate hart krank, jetzt bin ich wieder gesund. Da ich Ihren Brief erhalten habe das letzte Frühjahr 1839, haben Sie mich gefragt um eine balde Antwort; ich habe aber auf diese bisher noch keine von Ihnen erhalten. Die Taxen habe ich bezahlt für 1838 und 1839, erstes Jahr 6 Thaler und 72 Sint,[1] das zweite Jahr 12 Thaler und 80 Sint; ich habe die Quittungen dafür vom Affis.[2] Die Ansicht von Ihrem Landbesitz guckt sehr schlecht. Ich habe dem eingedrungenen Mann gesagt: „Der Eigenthümer befiehlt mir, Ihr sollt von seinem Eigenthum abziehen.“ Er sagt: „Ich will mich nicht streitig stellen,

[1] Cents.

[2] Office, Amt.

aber ich gehe nicht hinweg, bevor nicht der Eigenthümer oder Sie mir eine Vollmacht weisen, die von der Beamtung oder von der Kort[1] versiegelt ist." Die muß mit Ihrem Namen unterschrieben seyn: Nikolaus von Niembsch. Wenn Sie mir das schicken, so hab' ich ihn gleich hinweg; ich weise ihn selbst weg. Will er nicht, so schicke ich ihm einen Polizeibeamten, der sagt ihm, daß er in Zeit von zehn Tagen hinweg ziehen soll. Will er nicht, so kommt ein höherer Polizeibeamter, der wirft ihn raus. Sollte er aber gutwillig gehen, so braucht man das nicht. Er ist ein Amerikaner-Deutscher, die man beim Recht packen muß, man darf nicht weichlich kommen zu ihnen. Ich habe gehört, daß Dem sein Weib und Lui H. sein Weib die nächsten Freunde sind; ich denke selbst, daß dieser Kerl ein H.-Spigelant ist, um auszuforschen, was jetzt und die ganze Zeit her passirt. Ich würde bald Ihr Land in guten Stand stellen; Ihr Bedienter Philipp Huber thut, was er versprochen hat. Es sollte einmal heißen, daß ich auch etwas erobert hätte für meinen Herrn. Seit ich geheirathet bin, hab' ich mir einige Hundert Thaler erspart. So lang ich ledig war, hab' ich, wenn ich mir Geld verdient, es wieder verreist. Nun aber geheirathet, wünsche ich auf Ihr Land zu ziehen, bis Sie selber kommen. Jetzt hätten Sie mehr Vergnügen hier, ich könnte Ihnen mehr Bescheid geben, und zur Sommerszeit ist es auch schöner hier; Sie waren just im Winter hier. Ich bitte Sie unterthänigst um eine balde Antwort; ich wünsche dieß Frühjahr auf Ihren Besitz zu ziehen auf Befehl. Ich, Ihr unterthäniger Diener, Philipp Huber.

Adresse: Philipp Huber, Wheeling, Va.,[2] North-America.

Niembsch an Sophie in Wien.

München, 27. Mai 1840.

Liebe Sophie!

In gräßlicher Eile halte ich mein Wort und schreibe von München. So eben sind wir angekommen, so eben fahren wir weiter. Bisher ging es, kleine Widerwärtigkeiten des Himmels und der Erde, und deren die

[1] Court, Gericht.

[2] Virginia.

irdisch sind, abgerechnet, ganz leidlich. Tausend schöne Grüße an den lieben Max und alle die Ihrigen. Niembsch.

Gleichfalls.

Stuttgart, 30. Mai 1840.

Liebe Sophie!

Müde von der gestern beendigten Reise, sitze ich hier auf meinem Divan, vor mir stehen schöne frische Blumen und ich rieche sie nicht; ich rauche eine feine Cigarre und rieche sie nicht; schmecke sie wenig; in meinem Kopfe ist ein Sausen und der Gedanke: „Wäre ich doch auf der Donau gereist!" denn im schlechtverwahrten Wagen Alexanders am zerbrochenen Fenster sitzend, und eine ganze Nacht hindurch von Wind und Regen bestrichen, hab' ich einen tüchtigen Husten und Schnupfen abbekommen, womit ich wohl eine Woche lang mich werde schleppen müssen.

Sobald ich wieder fahrbar bin, soll es mein Nächstes seyn, den armen unglücklichen Justinus Kerner zu besuchen. Er ist in größter Gefahr staarblind zu werden. Seine ohnehin geschwächten Augen wurden es durch das anhaltende heftige Weinen um den verstorbenen Bruder noch mehr, und in einem Grade, daß die Bildung eines grauen Staars bereits eingetreten ist und totales Erblinden bevorsteht. Schauerliche Ironie! Dafür, daß Kerner niemals ein Genügen auf Erden fand und stets darüber weg mit geisterseherischem Auge in eine andere Welt hinaustrachtete, dafür, so scheint es, will die reale Sinnenwelt, eifersüchtig und rächend, sich seinen Blicken für immer entziehen. Der beiden Welten, Mensch, darfst du nur Eine schauen! Diese Nachricht hat mich sehr erschreckt. Wenn ich mich des Spazierganges erinnere, den ich mit Ihnen und Ihren lieben fröhlichen Kindern an jenem herrlichen Frühlingsabende auf dem Gartenberg bei Hiezing gemacht, und wenn ich dabei gedenke, wie die Erde an mancher Stelle und zu mancher Stunde so schön ist, so erfüllt mich die Vorstellung, daß der gute liebe Kerner blind werden soll, mit großer Traurigkeit.

Meine Geschäfte hier will ich sogleich in Gang bringen. Noch habe ich Cotta nicht gesprochen; doch Reinbeck sagte mir, daß nicht nur von

meinem Faust, auch von Savonarola eine neue Auflage zu machen sey. Wenn Sie, liebe Sophie, Zeit finden, diese beiden Bücher nochmals zu lesen, so bitte ich Sie darum und zugleich um einen ausführlichen Brief, worin Sie mir Alles angeben, was Sie in den beiden Gedichten anders wünschen. Versagen Sie mir das nicht. Ich verlange durchaus keine Gründe für Ihre Bemerkungen; der Ausspruch Ihres feinen und sichern Gefühls, des von mir schon oft als Leitstern erprobten, genügt mir. Das dürfen Sie mir nicht versagen. Weisen Sie dießmal Ihre Bescheidenheit zurecht, und seyen Sie überzeugt, daß meine Bitte nicht ein Compliment für Sie seyn soll, sondern aus meinem eigenen wohlverstandenen Interesse entsprungen ist. Kein Tadel wird mich verletzen; seyn Sie ganz offen! Ich bitte Sie sehr, liebe Sophie!

Den Druck meiner Bücher werde ich hier nicht abwarten. Es kommt mir so viel zusammen, daß ich mit der Wiederauflage meiner neuern Gedichte vielleicht bis zum Verschluß des letzten Exemplars der ersten Auflage werde warten müssen. Ueber meine Reise werd' ich Einiges an Max schreiben. Grüßen Sie mir die Mutter, deren elastische Uhrschnur mir sehr bequem ist, herzlich. Sie möchte doch nach Gastein kommen, und mir dort eine oder mehrere Tassen Kaffee einschenken. Sagen Sie meiner verehrten Freundin, daß ich ihrer Güte gegen mich dankbar gedenke. Auch Ihre lieben Schwestern und Kinder grüße ich schönstens.

Leben Sie wohl, liebe Sophie. Ihr Niembsch.

Ebenfalls.

Stuttgart, 6. Juni 1840.

Liebe Sophie!

Wohl könnte jetzt schon eine Antwort auf meinen Münchner Brief gekommen seyn, doch scheint derselbe einer solchen nicht werth befunden worden zu seyn seiner Flüchtigkeit und Kürze wegen. Ich muß mich also gedulden, bis meinem zweiten Brief, den ich hier vor acht Tagen an Sie geschrieben, ein besseres Schicksal widerfährt. Unterdessen will ich fortfahren, Sie von meinem Leben zu benachrichtigen.

Dem dießmaligen Aufenthalte in Stuttgart verdanke ich einige

interessante Bekanntschaften. Eine Gräfin P... aus München und ihre Cousine Fräulein Agnes v. G. So eben wollte ich Ihnen eine genaue Beschreibung dieser Damen und der Gesellschaften, in denen ich sie getroffen, niederschreiben, allein ich merke, daß mich der unbeantwortete Brief doch zu sehr ärgert, als daß ich für Ihre Unterhaltung sorgen möchte, während Sie sogar versäumt haben, mich über Ihr und der Ihrigen Befinden mit ein paar Zeilen zu beruhigen. Also vor der Hand nichts weiter, als daß ich mich wieder wohl befinde, übermorgen mit Graf Alexander zu Kerner fahre und dann, von Weinsberg zurückgekehrt, meine Geschäfte beginnen werde, deren Beendigung ich übrigens hier nicht abwarten werde. Mein Sinn steht nach Baden. Dort ist bessere Luft; hier rückt einem schon wieder die lästige Sommerschwüle auf die Brust, daß man nie Luft bekommt zu einem ordentlichen Athemzuge oder Fluch.

Aber auch in Baden werde ich nicht lange bleiben, sondern in unsere Alpen hineinziehen. Vielleicht daß ich dann im Spätherbst wieder nach Stuttgart und von da nach Paris reise. Eine Cigarre im Mund und einen Plan im Kopfe muß ich fast immer haben. Oft ist der letztere mit der ersteren schon ausgeraucht. Neulich waren wir in Serach bei Alexander. Dort steht eine große Schaar von Blumen in voller Blüthe, aber .... Leben Sie wohl, liebe Freundin. Beste Grüße an Freund Max, Ihre Eltern und Kinder und Schwestern. Niembsch.

Ebenfalls.

Stuttgart, 13. Juni 1840.

Gestern Abends bei meiner Ankunft von Weinsberg wurde mir der sehnlich erwartete Brief überreicht. Meine Hauswirthe nebst einigen Fremden waren eben im Garten am Thee; ich mußte mich beigesellen und las die guten Nachrichten mit einer Freude, die durch das Tassengeklirr und Redegeräusch um mich herum sich nicht stören ließ. O diese leidige Entfernung! Könnte ich nur die Erde umstülpen und so mir alles nahe bringen, was zu meinem Leben gehört, wovon mein Herz eigentlich lebt!

Auf meinen unglücklichen Freund Kerner hat meine Anwesenheit über alle Erwartung und wunderbar erheiternd gewirkt; denn ein Wunder ist es mir, daß ich im Stande bin, eine Sorge zu lichten und einen Gram zu mildern. Für Kerners Augen hat man leider das Schlimmste zu fürchten; das rechte ist bereits grau überzogen und nur noch für einen schwachen Schimmer empfänglich; das linke hat auch schon eine leichte Trübung und ist äußerst matt. Er entließ mich mit schwerem Herzen und nur gegen das Versprechen, daß ich wiederkomme, und ich ließ ihm dessen zum Pfande meinen Mantel zurück. Ich hole den Mantel ab, wenn ich nicht, wie Elias, in den Himmel fahre. Nun noch Einiges über mein hiesiges Treiben oder Getriebenwerden. Ich konnte mich einigen größeren Gesellschaften nicht entziehen, wobei ich, wie Sie bereits wissen werden, die Gräfin Fernanda P.., ein Fräulein von etwa 28 Jahren, kennen lernte. Sie ist sehr gebildet, ihr ganzes Wesen hat das Gepräge des hohen Adels, der für mich dadurch genießbar wurde, daß ihr Herz nicht davon ausgeschlossen ist, wie dieß bei einer gewissen anderen Gräfin der peinliche Fall ist. Zugleich lernte ich Fernanda's um einige Jahre jüngere Cousine, Agnes v. G., kennen.

Sie ist sehr liebenswürdig, besonders durch ihren ganz eigenthümlichen sehr schönen Gesang. Ein weiblicher Schönstein.[1] Die dritte im Bunde ist Agnesens Schwester, Frau v. S.., von der Sie unter dem Namen Niendorf „Die Villeggiatur bei Kerner in Weinsberg" gelesen; eine äußerst gutmüthige Frau. Mit diesen und andern Damen habe ich einige Abende zugebracht. Unter den letzteren befand sich auch Gräfin Marie. Sie trat mir mit dem alten Wohlwollen und lebhafter Freude über unser Wiedersehen entgegen.

Sie fragen um meine Eßlust? Die ist schlecht. — Das Wetter? Das ist gut. Des Lokomotivs gedenk' ich freilich. Ich habe überhaupt Heimweh.

Ueberwinden Sie die letzte Scheu und recensiren Sie mich. Von Beethoven, dem Meere, dem Hochgebirg und Ihnen habe ich ja das Beste und Meiste gelernt oder vielmehr durch Euch vier von Gott. Es ist kein

[1] Ihr gilt Lenau's Gedicht: „An Agnes", das er ihr am 6. Juni 1840 in ihr Stammbüchlein geschrieben. Baron Schönstein in Wien sang ausgezeichnet.

Hochmuth, wenn Sie daran glauben. Wenn ich einst meine gesammelten Schriften herausgebe, widme ich sie Ihnen. Darf ich?[1]

Der Karoline hab' ich einmal geschrieben, aber noch keine Antwort erhalten. Dem lieben Arthur werde ich keinen eigentlichen Pinscher, aber doch etwas mitbringen, was man, ohne der Sprache Gewalt anzuthun, füglich auch so nennen könnte. Ich grüße den Vortrefflichen, wie auch Zoe und Ernst, aufs allerschönste. Auch Ihre Eltern und Schwestern ebenso. Leben Sie wohl, liebe Sophie! Wenn meine Briefe Ihnen Freude machen, so will ich in meiner unerhörten Pünktlichkeit fortmachen. Hüten Sie Ihre theure Gesundheit. Gott küsse Sie! Niembsch.

Zu seinem damaligen Treiben hätte Niembsch auch noch oben zählen können, daß er eine Weile mit großer Geduld Chiromantie studirte, die im Buche enthaltenen Nachbildungen von Händen fleißig nachzeichnete und sich alle Regeln geläufig machte, dabei aber staunte über ihr Eintreffen. So betrachtete er z. B. stillschweigend die Linien in der Hand von Graf Alexander, und fand darin alle seine Geschicke vorausgezeichnet und bestätigt.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, den 20. Juni 1840.

Was Ihr letzter Brief mir von meinen interessanten neuen Freunden zu erzählen weiß und von der Entbehrlichkeit, in welche dadurch meine älteren Freunde zurücksinken sollen, das ist eitel Fabelei. Ich bin zu alt geworden, als daß mein Leben noch einen neuen Kern ansetzen möchte, und diejenigen meiner Freunde, die sich bei mir so leicht verdrängbar erachten, mögen wissen, daß gerade eine Verbindung mit ihnen zur innersten und gediegensten Substanz meines Lebens gehört, die sich nicht von mir abstreifen läßt durch die nächste beste leichte Berührung mit neuen Bekanntschaften.

Ich habe Ihrer freundlichen Sorgfalt gemäß wieder einige Tage auf

[1] S. „Zueignung.“

dem Lande, und zwar bei Alexander in Serach, zugebracht. Wir waren in köstlicher Ruhe und bei herrlichstem Wetter allein.

Unter Ruhe verstehe ich aber hier nur die Entfernung von aller Gesellschaft, denn im Uebrigen war ich in beständiger Bewegung, und bin so zu sagen, außer dem Essen und Scheibenschießen, gar nicht vom Pferde gekommen, das Schlafen natürlich mit eingerechnet. Alexander hat ein Pferd, das mir besonders angenehm ist und mich sogar zum passionirten Reiter machen könnte. Die Gräfin sah ich sehr selten. Gestern wollten wir im Walde etwas schießen, doch dieses etwas „was" nicht zu sehen.

Meine Hausfreunde haben mich mit der alten Herzlichkeit aufgenommen. Es wundert mich, daß ich Ihnen das nicht früher geschrieben habe. Meine Gesundheit ist recht gut und die Leute rühmen mein Aussehen, obgleich mein Stuttgarter Friseur mich wieder schändlich zugeschnitten hat. Alexander ist so eben bei mir eingetreten und hindert mich am Verlaufe dieses Briefes; ich muß schließen, um bald wieder und mehr zu schreiben. Auch Maxen würde ich, hätte ich nicht Besuch bekommen, einige Zeilen schreiben. Schon ists fünf Uhr und die Postzeit auf der Neige. Tausend Schönes! Alexander trägt mir viele Grüße an Sie und Freund Max auf. Ihr Niembsch.

Niembsch an Kerner.

Stuttgart, 21. Juni 1840.

Mein innigst geliebter Freund!

Alexander sagte, es sey leicht möglich, daß er mich nach Weinsberg bringe, und bat mich, meine Reise deßhalb aufzuschieben; auch wollen wir das Buchdruckerfest mit ansehen, und kommen daher erst morgen über acht Tage, d. i. Montag, zu Dir.

Daß die wenigen mit Dir verlebten Tage mir sehr glückliche waren, und daß ich mich nach einer Wiederholung solchen Glückes von Herzen sehne, ist alles, was ich Dir zu schreiben habe. Das übrige geht besser durch den Mund als durch die Feder.

Die Stunde meiner Ankunft in Heilbronn ist noch nicht gewiß, weil

es auch die Gelegenheit nicht ist, mit der ich komme; ob Alexander, Eilwagen oder Hauderer mich bringt, das muß erst reif werden.

Das Wahrscheinlichste ist bis jetzt ein Hauderer. Ich umarme Dich. Schönste Grüße Deiner lieben Frau, Deinen vortrefflichen Kindern.

Immer und recht Dein Niembsch.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, den 27. Juni 1840.

Liebe Sophie!

Wie freundlich und erfreuend, daß Sie mir den Eingang Ihres Briefes mit einer Blume schmücken, und das theure Blatt noch werthvoller machen. So schön wächst in ganz Schwaben keine Rose, wie die gemalte da. Dafür setze Ihnen der Himmel seine schönsten Freudenblumen ins Herz! Die Entfernung, liebe Freundin, ist ein gar zu unbehülfliches Ding, oder macht wenigstens mich dazu; denn oft ist mir nicht anders, als müßten Sie alles, was, mich betreffend, um mich vorgeht, schon von selbst wissen, bis Ihre Briefe mich erinnern, daß ich es Ihnen erst zu schreiben habe. Die hiesigen Drucker und Buchhändler waren Alle bisher wie besessen über das bevorstehende Buchdruckerfest, so daß sie vor lauter Jubel über den erfundenen Druck diesen selbst vergaßen. Dadurch wurde meine Angelegenheit verzögert. Auch mußte die Rückkunft der Cotta'schen Geschäftsführer von der Leipziger Messe und mit ihnen das Resultat des Verschlusses meiner Schriften abgewartet werden, ehe man über die Nothwendigkeit einer neuen Auflage im Gewissen seyn konnte. Das Fest ist vorüber, Cotta's Leute sind da mit der Nachricht, daß mein Faust bis auf einige Exemplare vergriffen sey. Nachtheilig ist es für die Verbreitung meiner Schriften, daß die Cotta'sche Buchhandlung mir nun schon zum zweitenmale mit der neuen Auflage so lange gezögert hat, bis die alte mit Rumpf und Stumpf hinaus war. Mein Faust fehlt seit einiger Zeit im Buchhandel. Dem soll aber für's Künftige vorgebaut werden. Von meinem Savonarola ist ein verhältnißmäßig geringer, doch für dieses Jahr noch ausreichender Vorrath übrig. Die neueren Gedichte sollen zur Herbstmesse wieder aufgelegt werden. Unterdessen hab' ich mich in Serach herumgetrieben.

Ein paar köstliche Ritte mit Alexander waren mein Hauptvergnügen. Da ging es einmal am Johannis-Vorabend bei wunderschöner Beleuchtung durch herrliche Wälder im flüchtigsten Trabe fort, ganz faustisch. Die festlich beleuchteten, vorüberschwindenden Bäume waren eine schöne Frühlingsprocession, und eben auch zu Johannis.

Ich habe zu viel Zeit hier müßig verpassen müssen, als daß ich nach Baden reisen möchte. Zudem wird, der getäuschten Savonarola-Hoffnung wegen, meine klingende Ernte um ein Bedeutendes geringer ausfallen, wodurch der Reiseteufel in etwas gebannt ist.

Nach unserem Oberösterreich aber ziehen mich gewisse steinerne Leute, nämlich die Hochberge, so gewaltig, daß ich bald aufbrechen, und mir Correkturen dahin nachschicken lassen werde.

Sie fragen um die Gesellschaften, in welchen ich alle die interessanten Damen gesehen habe? Solches ist geschehen bei Reinbeck, bei Madame H.., bei Weisser, S., in Serach. Eine dieser Damen hab' ich nachträglich noch zu nennen, das Hoffräulein der Gräfin Marie, v. B., ein sehr hübsches und artiges Mädchen. Sie hat etwas Birkenartiges. Die P. und Agnes sind wieder fort. Von allen diesen Schönheiten ist jedoch in dem bewußten „Strohmagazin" auch nicht ein Halm entzündet worden; weit eher dürften die überaus trefflichen Cigarren, die ich hier rauche, diesem Magazin gefährlich werden, auch meinen Kopf leichter betäuben, als das mir von Ihnen aufgemutzte „Rauchfäßlein," das viel weniger narkotisch ist, und würde es auch von den schönsten und aristokratischesten Händen geschwungen. Der von Karoline mit mir besprochene Trauerspielstoff ist Ihnen längst bekannt, und jene Mittheilung durchaus kein Grund, daß Sie mir Ihre versprochene Recension vorenthalten; suchen Sie aber einen solchen, so will ich mich bescheiden. Ich gedenke den 12. Juli von hier abzureisen; bitte daher, mir Ihren nächsten Brief post restante nach Ischl zu adressiren. Dort bleibe ich einige Tage und werde sodann nach meinem geliebten Aussee und vielleicht weiter ins Steierische gehen. Könnt' ich nur das treffliche Reitpferd von Serach mitnehmen!

Meine Gesundheit ist leidlich; der Appetit will erst in unsern Bergen geholt werden. Das Stuttgarter Klima ist abscheulich; ich liege in diesem Thal wie auf einer Bratpfanne. Ich habe Alles gethan, was mir leiblich

frommen sollte, auch das Baden nicht vergessen. Doch die Luft ist gar zu lax und erbärmlich. Ich grüße Ihre ganze Familie herzlich. Leben Sie wohl, innigst verehrte Sophie! Niembsch.

Ebenfalls.

Stuttgart, den 5. Juli 1840.

Liebe Sophie!

Wieder hab' ich meinem armen Freund Kerner auf sein dringendes Verlangen einige Tage geschenkt, und zwar in Gesellschaft Reinbecks und Emiliens. Abermals neue Bekanntschaften wurden gemacht und hiemit Fäden aufgenommen, die ich jedoch bald wieder fallen lasse, denn nicht allzuviel Fäden kann man in der Hand behalten, wenn das Gewebe des Lebens nett, klar und unverdrießlich ablaufen soll. Dießmal will ich Sie mit Beschreibung meiner Damennovitäten nicht unterhalten oder langweilen; wohl aber ein paar Worte von einem sehr interessanten Ausfluge nach Wimpfen machen. Dieß ist ein Städtchen und Badeort im Großherzogthum Hessen. Höchst anmuthig nimmt sich der Ort aus am linken Bergufer des Neckars; mit Gartenanlagen, gothischen Kirchen, Römerthürmen und einigen Resten weiland prächtiger Imperatorenbehausungen. Die Aussicht ins flache Land hinab ist ganz herrlich. Mir das Liebste, und was mich wahrhaft ergriffen, war die uralte Katholikenkirche im Thale. Es war eben die schönste Abendbeleuchtung im letzten Ausglühen, als ich in den Kreuzgang des Klosters trat. Beiliegendes Epheublatt hab' ich für Sie dort genommen zum Andenken der schönen halben Stunde, die ich in dem stillen Klostergemäuer zugebracht. Dieses schließt den Kirchhof so traulich ein, das frischgemähte Gras lag so schmiegsam und duftend über den hingemähten Menschen einer alten und bessern Zeit, und so hell und fromm schien die untergehende Sonne herein, daß ich wunderbar bewegt, und von den höchsten Stimmungen, worin ich meinen Savonarola gedichtet, wieder ergriffen wurde. Das herrliche gottdurchdrungene Mittelalter umschlang mich mit seinen Armen, und reichte mir einen Trunk Frieden aus seinem tiefen Brunnen herauf. O wären Sie dagewesen! Sie verstehen diese Lichter, diese lieblichen Schwärmereien des Todes.

Nehmen Sie wenigstens das Blättchen und legen Sie es in meinen Savonarola.

Gestern Abends sind wir zurückgekommen. Meine Geschäfte sind jetzt im lebhaftesten Gange und bald beendigt. Das Resultat erfahren Sie durch meinen nächsten Brief. Cotta war heute bei mir und von großer Freundlichkeit. Eben so war Hallberger bei mir und von großer Unzufriedenheit, als er hörte, daß ich im Laufe des nächsten Jahres meine beiden Gedichtsammlungen in der Cotta'schen Buchhandlung vereint wolle erscheinen lassen. Diese beabsichtigt eine Sammlung deutscher Lyriker in elegantester Taschenausgabe, bestehend aus den Gedichten Schillers, Goethe's, Uhlands, Herders, Platens und meiner Wenigkeit. Doch da bin ich ja bereits im Zuge, Ihnen das Geschäftsresultat mitzutheilen, wenigstens wie ich es wünsche und betreibe. Unterdessen sollen meine „Neueren Gedichte" in Octavo bei Hallberger in zweiter Auflage kommen.

Mit dem Druck des Faust wird nächstens begonnen werden. Am 12. d. will ich abreisen. Daß Sie mir nicht nur die erbetenen Recensionen versagen, sondern auch die Dedication so unfreundlich abweisen, ist eben auch beides wieder auf dem bewußten rauhen Fleckl gewachsen.

Mit Kerners Augen geht es leider um nichts besser, vielmehr scheint die Verdunkelung derselben, zwar langsam, doch unaufhaltsam, fortzuschreiten.

Auf das schöne Arthursbild freue ich mich sehr. Fahren Sie fort, liebe Sophie, mir fleißig zu schreiben. Auch die schönen Initialblumen lassen Sie nicht abkommen. Jede Zeile von Ihnen ist mir eine große Lebensfreude, denn auch aus Ihren Distel- und Stachelbriefen ersehe ich, daß ich Ihre Freundschaft, mein bestes Hab' und Gut auf Erden, nicht verloren habe. Tausend Grüße dem lieben Max und allen Ihrigen.

Von Karoline hab' ich kein Lebenszeichen, und sie mithin von mir auch nur ein einziges erhalten. Niembsch.

Von Lenau's dießmaligem Aufenthalte bei Kerner erzählt Emma Niendorf:

„Damals saßen auch einmal noch Alle bei Tische in voller Gemüthlichkeit, da ging die Thüre auf und zwei junge, hübsche, schwarzäugige Männer traten herein; der Eine stellt sich als Graf Crivelli vor, der

Andere murmelt etwas von einem Herrn von Starkenstein. Emilie erkannte ihn sogleich als Prinz Jerome von Montfort, konnte aber ihre Entdeckung den Uebrigen nicht einflüstern. Beide sprachen geläufig deutsch. Man kam auf italienische Poesie und Philosophie. Niembsch, dem es überhaupt nicht behagte, daß die fremden jungen Leute mit gar so viel Sicherheit auftraten, und so keck weg über Dichtkunst u. s. w. absprachen, äußerte, weil er nicht wußte, wen er vor sich hatte, von italienischer Philosophie könne überhaupt gar nicht die Rede seyn; sie haben keine, weil die Italiener Flachköpfe sind, und eben so die Franzosen und dergleichen mehr. Beide wurden roth. Reinbeck wollte auch mit einstimmen; aber seine Gattin fand Gelegenheit, ihn mit dem Arme anzustoßen. Später war man höflich, ging zusammen auf die Burg und dann entfernten sich die jungen Herren. Sie kehrten nach Schweigern zurück, wo sie vom Schlosse des Grafen Neipperg den nachbarlichen Ausflug in das Dichterhaus unternommen hatten. (Niendorf S. 34.)

Bei der Wanderung im Kreuzgange zu Wimpfen entdeckte Emilie an den reichen Skulpturen der schlankgewölbten Bogen, verborgen im Schmuckwerke, auch ein kleines steinernes Vogelnest, auf welchem der alte Vogel saß — nur leider mit abgeschlagenem Kopfe — und blieb gefesselt vor solchem holdseligen kindlichen Spiele der alten Kunst stehen. Dieß Vogelnestlein nun, das jene ihren Reisegefährten wies, finden wir in den Albigensern wieder (Niendorf 39). Ebenso kam Lenau die Idee in seinen Albigensern: „Schreckliche Zeiten, wenn sogar Tauben mit Menschenblut gefärbt sind!" durch ein weißes Täublein unter Emiliens Tauben, an dessen Fittig ein Blutstropfen sichtbar war (Niendorf 287).

Niembsch an Max.

Ischl, 15. Juli 1840.

Wundre Dich nicht, mich schon hier zu sehen. Mir lag Alles daran, mit Karoline noch zusammenzutreffen. Da ich ohne alle unmittelbare Nachrichten von ihr geblieben war, wie lange, und ob überhaupt sie in Ischl verweile, besorgte ich schon, sie möchte nach Italien gezogen seyn, oder doch bald dahin verschwinden, und es möchte mir dadurch vereitelt

seyn, wornach ich seit meiner Abreise von Wien mit wahrer Leidenschaftlichkeit verlangte: die Zurücknahme aller meiner an Karoline gerichteten Briefe. In Wien wollte sich nie die rechte Stunde dazu finden, und mußte ich bei ihrer damals noch bedeutenden Gemüthsbewegung befürchten, daß sie mir die Auslieferung meiner documentirten Narrheiten verweigere. Du hast recht, Freund: „Nur nichts Schriftliches!"

Mein Brief aus Stuttgart an Karoline blieb unbeantwortet, und ich schloß daraus, es sey nunmehr ruhiges Wetter bei ihr eingetreten und die Zeit gekommen zu einem Angriff auf ihre Brieftasche. Da war nicht mehr zu säumen. Ich ließ in Stuttgart Alles im Stich und machte mich auf und davon. Den 13. Abends bin ich nach schnellster Reise hier eingetroffen, und den 14. Morgens hatte ich alle meine Briefe in der Tasche. Wohl mochte sich eine so natürliche wie verzeihliche Eitelkeit gegen den Verlust so werther Trophäen sträuben; doch hatte ich einen scharfen Anlauf genommen, und ich war fest entschlossen, das Zimmer ohne meine Papiere nicht zu verlassen. Ich hatte sie gleich vornherein bei ihrer ganzen weiblichen Würde, Delikatesse und Ehre aufgefordert, mir zu willfahren; da war kein Entrinnen. Natürlich gab ich ihr dagegen ihre Briefe zurück, die sie verbrennen zu wollen erklärte. Jetzt erst ist der dumme Streich maustodt geschlagen, und mir ist unbeschreiblich wohl zu Muth darüber. Uebrigens benahm sich Karoline edel und hegt keinen Groll gegen mich. Sie bat mich um die Fortdauer meiner Freundschaft, die ich ihr aufrichtig zusicherte.

Ich finde hier nur beizusetzen, daß Niembsch später seinem Freunde Evers gestand: er habe gezittert vor Freude beim Anblicke seiner Briefe. Als er wieder in deren Besitz war, so soll er — wie ich anderwärts erfuhr — dieselben in seinem Zimmer bei Nacht durchlesen, und dabei über seine daraus hervorleuchtende hohe Aufregung in immer höhere Aufregung gerathend, und seinen eigenen Augen kaum mehr trauend, oftmal ingrimmig mit flacher Hand vor die Stirne sich geschlagen und laut ausgerufen haben: „O du Esel, du!" — Nach einiger Zeit verbrannte er sie. Ewig Schade darum!

Ich weiß von Jemand, der sie kannte, und wie niemand Anderer sie zu würdigen verstand, daß sie zu dem Allerschönsten gehörten, was

nur jemals geschrieben worden seyn mochte; zumal waren zahlreich dichterische Bilder darin, wie sie selbst einem Lenau, dem „Gedanken-Bildhauer" nur in höchster Entzückung vor die Seele treten konnten. Diese Briefe wünschte Niembsch um so mehr zurück, als er erfahren hatte, daß einer derselben bei Tieck in Dresden vorgelesen worden war. Nach jenem Auftritte speisten noch Beide zusammen, und spazierten dann in einen Wald, der früher ihr Lieblingsgang war. Dieser Abschied gestaltete sich noch ganz sentimental; die Sängerin grub in einen Baumstamm ihren Namen und dazu: geboren den 24. Juni 1839 (das war der Tag, wo sie Niembsch zum erstenmale sah) und gestorben den 14. Juli 1840 (der Tag, wo sie sich trennten). Sie lebte also nur etwas über ein Jahr.

Ich weiß ferner (berichtet Niendorf S. 121) von dem Portrait, das sie ihm geschenkt. Es ist kein schönes Gesicht, versicherte Jemand, der es gesehen. Sie war schon vierzig Jahre alt. Oben hatte sie darüber geschrieben: „Weil' auf mir, du dunkles Auge" und unten heimlich in den ganz dunklen Grund: „Karoline von Strehlenau, geb. . . ." Sie ließ sich malen wie die Maria im Faust; auf den finstern Gewitterhimmel, hinten das wilde Meer; und da sticht denn die Gestalt gar schön ab.

Aussee, 19. Juli 1840.

Liebe Sophie!

Ihren Brief hab' ich auf dem Kupferschmiedschlössel im Angesichte unserer grauen Berge und des Dachsteins gelesen, und ich ließ Ihren Namen rings herum schauen, und von der herrlichen Alpenluft anwehen. Nur auf wenige Minuten waren die grauen Berge sichtbar, und sonderbar war es, daß sie sich im nämlichen Augenblick wieder verhüllten, als ich Ihren Brief einsteckte. Das schlechte Wetter hat nur spärliche helle Zwischenträume. Regen und Regen! Bis jetzt haben Sie wenig versäumt; doch kommen Sie mit Max und Rosalie für bessere Zeit! Bedenken Sie die Flüchtigkeit des Lebens, und wie bald Eines von uns dort liegen kann, wo ihm alle Berge versinken, und sich der Himmel für immer verfinstert. Kommen Sie!

In Ischl ist es so schön, doch kann ich dießmal dort nicht so recht heimisch werden. Meine Wohnung ist sehr angenehm. Ich sehe von

meinem Fenster auf die Zimitz, das Kattergebirg und den Dachstein. Meine Wirthin ist eine gute, brave alte Frau. Ich werde nicht lange in Aussee bleiben, denn ich bin hier weniger einsam und ungestört als in Ischl. Zudem kommt in diesen Tagen der Erzherzog Johann her, und da gibt es Triumphpforten und Huldigungen und Festschießen und hundert andere Antipathien für mich.

Baron F. ist viel um mich. Ein durchaus origineller Mann, doch zu sehr Lachen erregend, als daß ich hier in die Stimmung kommen könnte, die ich zu einigen Abänderungen in meinem Faust brauche. Gleichwohl hab' ich in Aussee bereits eine ganze neue Scene gedichtet, die zur Vermittlung und zum Verständniß der Katastrophe wesentlich helfen wird.

Nachträglich soll ich Ihnen meine Damenneuigkeiten beschreiben? Meinetwegen. Die Eine, Fräulein L. v. G., Tochter des Hofmarschalls, ein nettes, lebhaftes, freundliches und sehr gebildetes Mädchen. Ich lernte sie in Heilbronn kennen im Hause des Banquiers v. R., dem ich einen Besuch schuldete, weil er mit Frau und Tochter mich voriges Jahr, während ich in Ischl war, in Wien aufgesucht hatte. Diese Frau und Tochter aber sind beide sehr artige Damen, letztere überdieß recht hübsch. Besonders Merkwürdiges weiß ich nicht von ihr, noch von den Andern zu berichten.

Mein Antrag der Dedication war nicht im Scherz gemeint. Diese Ehre ist doch zu erheblich, als daß ich sie Jemanden im Spaß anbieten möchte; denn meine sämmtlichen Schriften sind, da ich für Thaten keinen Raum finde, mein sämmtliches Leben, und ich hätte auf meine Anfrage eine ernstere, ich möchte sagen eine feierlichere Entgegnung von Ihnen erwartet; so aber antworten Sie, als wären meine Bände — Nüsse.

Den Tag vor meiner Abreise von Ischl hab' ich bei W...s gespeist. Sie waren sehr herzlich gegen mich. Eine Flasche trefflichen Gebirgsweins stand und Frau W. saß mir zur Rechten, Therese zur Linken, Marie gegenüber. Wir aßen Fische und Wildprät nebst andern guten Gerüchten.

Ihre Anfangsblumen freuen mich freilich, liebe Sophie. Der Postexpeditor trug mir lebhafte Grüße an Fräulein v. K. auf. Ich aber grüße Rosalien ebenfalls, und lasse sie bitten, sie möchte Sie und Max bereden, daß Ihr Alle nach Ischl kommt. An Trauerspiele kann ich vorerst nicht denken. Die Schusterfamilie will ich besuchen.

Eure projectirten Landpartien sind gegen das, was Ihr hier haben könntet, wahre Schandpartien.

Aussee bleibt mir das Schönste. Gestern that ich allein einen Spaziergang, den ich nie vergessen werde. Es ist zehn Uhr Abends und starker Regen rauscht mir in die Ohren. Leben Sie wohl, liebe Freundin! Schreiben Sie bald wieder, und ob Ihr kommen wollt.
Niembsch.

Damals vielleicht hat sich zugetragen, was Frankl im „Wanderer" vom 19. April 1851, Z. 184, meldet:

Niembsch wohnte in dem Gasthause „zu den Hackeln." Er verlangte statt der ihm unangenehmen Unschlittkerzen zwei Wachskerzen auf den Tisch. Die Wirthsleute waren gar sehr in Verlegenheit und entschuldigten sich, keine zu besitzen; auch seyen keine in Aussee zu haben.

Die fromme Wirthin kam, bis ins Herz erschrocken, zu ihrem Manne, und erzählte ihm, der fremde Herr habe sie ganz zornig mit den Worten angeschrieen: „Ich kann den Geruch Eurer Unschlittkerzen nicht vertragen; zum Teufel! gibt's denn bei den Pfaffen hier keine Wachskerzen? Ich werde mir selbst welche aus der Kirche holen!"

Schleifer an Schurz.

Gmunden, den 21. Juli 1840.

Mein treuer Freund!

Das Urtheil des britischen Recensenten über unsern Niembsch ist nur gerecht, und ich habe es mit stolzer Freude gelesen.

Es konnte übrigens nur in England, der Heimath des gottlosen Byron, oder allenfalls noch in Frankreich, dem Vaterlande Victor Hugo's, eine Recension ans Licht treten, die ganz allein mit dem Genie des Dichters sich beschäftiget, ohne über die beklagenswerthe Richtung der Gedichte zu trauern. Wie sonderbar! Wenn ich jetzt zu Niembsch spräche: „Freund! kehre Dich aufwärts und vertraue!" Wenn ich, ihn beschwörend, all mein Herzblut dafür vergöße, es würde vergebens seyn. Wenn mir aber von dem Sterne aus, wo ich nun bald, sehr bald mein Zelt aufschlagen werde,

ein Wort an ihn zu richten vergönnt wäre, das hätte Kraft, das fiele auf guten Boden. Und doch kann auch dort für ihn mein Herz nicht wärmer, nicht treuer schlagen, mein Glaube und mein Vertrauen nicht fester seyn.

Hier hat man übrigens von ihm nichts gesehen oder gehört.

Niembsch an Sophie in Wien.

Ischl, den 2. August 1840.

Liebe Sophie!

Ihr Schreiben vom 24. Juli habe ich hier erhalten, und es kann nun doch wieder Red' und Antwort in ordentlicher Abwechslung zwischen uns geschehen.

Die lebendige Gebirgsluft Ischls bewährt sich an mir auch diesen Sommer aufs Wohlthätigste. So sehr auch Münch mir jedes Aendern an meinem „Faust“ mißrathen hat, indem ich, nach Jahren nothwendig ein Anderer geworden, die alte Stimmung mit dem alten Ton nicht mehr würde finden können, und somit Gefahr liefe, nur Fremdartiges und Einheitswidriges in mein Gedicht hineinzuarbeiten; ich habe mich dennoch daran gemacht und, wie ich glaube, mit gutem Glück. Manches allzu Skizzenhafte und nur Angedeutete ist weiter ausgeführt, mancher Uebergang geebnet und viele zerstreute Lichter sind in die rechten Brennpunkte gesammelt worden, wodurch das Gedicht an Zusammenhang und Motivhaftigkeit bedeutend gewonnen hat. Mein Geist ist hier in beständigem Produciren, und der von herrlicher Gebirgsluft stets lebendig angefachte Körper läßt jenen nicht im Stiche.

Es geht gut. Mephistopheles hat einige tiefere Evolutionen des Bösen gemacht, und besonders ist „Fausts“ Stellung zum Christenthum schärfer gezeichnet.

Sie fragen, wann ich in Heilbronn gewesen sey? Einigemal mit Kerner hab' ich das von Weinsberg nur eine halbe Stunde entfernte Städtchen besucht.

Ich wohne hier in der sogenannten Kleienkammer, dem ersten Hause links, wenn man auf der Salzburger Straße hereinkommt, fast gegenüber

dem ehemals von Kriehuber bewohnten. Dicht unter meinem Fenster führt der Pfad zur Ischler Brücke hinab. Sollte diese Beschreibung nicht genügen, so will ich eine Zeichnung für Sie wagen; genügt sie aber, so bitte ich, mir solche Prostitution zu erlassen. Meine Wirthin ist eine alte Wittwe, Frau Rößler.

Allerdings, liebe Freundin, liegt das Erscheinen meiner sämmtlichen Werke vielleicht noch ferne, und ich hätte darum besser davon geschwiegen, als daß ich mir durch vorzeitiges Gerede abermals einen Beweis zuzog, wie wenig Sie an mich glauben. So lange dieß der Fall ist, will ich meine Zukunft und Alles, was darauf Bezug hat, auf sich beruhen lassen und schweigen. Meine Gesinnung gegen Sie wird sich niemals ändern; das sey das Einzige, womit ich meine Zukunft noch berühre.

Daß Ihr nicht nach Ischl kommt, muß ich beklagen. Schade, Schade! Karoline ist gestern nach Italien abgereist. Sie hat ihre Briefe an mich bereits verbrannt. Es ist nicht so leicht, mich zu beglücken, daß jeder beliebige Rest jenes aufgehobenen Verhältnisses dieß im Stande wäre.

Die übersetzte englische Recension der Allgemeinen Zeitung hat dahin gehört. Nachdem dort von der Anerkennung die Rede gewesen, welche Freiligrath in England gefunden, mußte ein Gleiches auch in Betreff meiner Schriften geschehen, wenn das deutsche Publikum über die Geltung deutscher Dichter in England richtig und der Wahrheit gemäß unterrichtet werden sollte. Es ist mir dadurch nur ein gutes Recht geworden. Die Uebersetzung ist im Ganzen gut. Auch hier hat der Artikel Aufsehen gemacht; was mich aber eher ärgert als freut, denn nur das Unerwartete macht Aufsehen. Ihr Name hat sich im Angesicht der hohen Freunde, der Gamsberge, schön ausgenommen; noch viel schöner würden Sie selbst sich ausnehmen. Die W . . . . schen sind sehr gut gegen mich. Sie schreiben schon an der Antwort an Max. Gestern gab Madame B. ein Concert im hiesigen Theater, wobei Karoline vor ihrer Abreise noch sang. Es fiel gut aus. Neue Bekanntschaften: Frau v. P . . ., das Idol Witthauers; Frau v. D . . ., Fräulein P. und L., Dr. Z. Erneuerte Bekanntschaften: Baron W. und Frau v. J., von der ich eine Geschichte erzählen werde.

Ich grüße Alle von Herzen. Daß ich sie ausdrücklich nicht grüßen

ließ, war ja eben ein eindrückliches Grüßenlassen. Leben Sie wohl, ungläubige Freundin! Niembsch.

Jakob Huber an Niembsch.

Wheeling, 2. August 1840.

Jetzt will ich Sie berichten, daß ich den Brief, so Sie den 26. März 1840 geschrieben, den 26. Juni erhalten habe, nach meines Bruders Philipp Tod. Er ist gestorben den 3. Juni 1840. Sie schreiben in diesem Brief, daß unser Bruder Philipp den eingedrungenen Mann vertreiben soll; aber das ist zu spät, weil unser Bruder Philipp gestorben ist. Jetzt bitten wir Sie, ich Jakob Huber und Friedrich Huber und des Philipp Frau, was wir thun sollen? Der Friedrich Huber ist verheirathet, und ich Jakob Huber bin Gottlob noch ledig. Auf die Vollmacht, die Sie dem Philipp geschickt, haben wir zwei Brüder keine Erlaubniß. Ich wünschte, Sie kämen selbst; dann könnten Sie machen, was Ihnen beliebt. Nun will ich Sie berichten, was unser Bruder Philipp für einen Tod gehabt hat. Er ist frisch und gesund an die Arbeit gegangen, und er arbeitete in der Kohlpinge bis nach halb neun Uhr; da fällt ein Stein auf ihn und schlägt ihm den linken Fuß ab, und das wäre noch das Aergste nicht, aber sein ganzer unterer Körper ist ihm verschlagen und ganz blau, und da lebte er in großen Schmerzen von halb neun Uhr bis Nachmittag 2 Uhr, und da gab er seinen Geist auf unter vielen Thränen seiner Frau, seines Sohnes und seiner zwei Brüder, Jakob Huber und Friedrich Huber und vieler anderer Menschen in Wheeling. Jetzt will ich mein Schreiben schließen mit vielen Grüßen. Sein getreuester Bruder, Jakob Huber und ich werde besorgt seyn für Ihr Land, wie mein Bruder Philipp.

Also erlitt der brave Philipp wirklich den bitteren Tod, welchen er schon laut seines Briefes vom 16. April 1837 ihm in Aussicht stehen sah; und zwar in demselben Monate, worin Niembschens Vollmacht für ihn in Amerika anlangte, den Eindringling in die Ländereien seines früheren geliebten Herrn daraus zu vertreiben, und sich selbst als Pächter darauf

niederzulassen. Kam der Brief Niembschens nur einige Wochen früher, so verließ Philipp die böse Kohlenpinge heil und frisch, kein mörderischer Stein hätte ihn getroffen, er lebte wohl noch, vielleicht jetzt wohlhabender Herr des Besitzthums Niembschens, nachdem er solches durch redlichen Fleiß auf einen namhaften Werth gehoben.

Hätte Lenau im Jahre 1844 bereits eine hübsche Rente von seinen Ländereien gezogen, wer weiß, wie damals Alles anders gekommen wäre, wenn er mindere Sorgen um seine Zukunft, die ihn vorzüglich mit in den Abgrund stürzen halfen, hätte hegen dürfen.

Es sollte nun einmal nicht so seyn. Lenau fühlte den schweren Stein, den das Schicksal auf seinen geliebten treuen Diener warf, ihn selbst treffen. Der Wurf, dünkt' ihm, galt ihm. Von diesem Augenblick wollte er von Amerika — schon früher darauf erbittert wegen der Enttäuschung, die ihm daselbst geworden, wegen der Kränklichkeit, die er sich dort geholt, und wegen des ewigen Verdrusses, den ihm seine verwaisten Ländereien als Pachtzins abwarfen — schon vollends nichts mehr wissen, selbst Sophie durfte davon kaum reden, ja er wollte ihr einmal, um nur der Quälerei auf immer und ewig los zu werden, sein ganzes Besitzthum dort mit Gewalt schenken, wie sie sich auch dagegen wehrte. Er entrichtete nun auch keine Taxen mehr, und die Folge davon blieb nicht aus.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, den 18. August 1840.

Liebe Sophie!

Ihr letztes schwindsüchtiges Briefchen hab' ich hier erhalten. Gleich am Kopf desselben fehlt die gewohnte Blume, die Sie wahrscheinlich dießmal nur darum weggelassen haben, um meinen beglückwünschten Geburtstag in keinerlei Weise mit Blumen in Verbindung zu setzen. Ich danke Ihnen für diese sinnig-schweigende Anspielung auf mein ödes Leben; wie für die Erinnerung an den Tag, wo es seinen Anfang genommen.

Hier habe ich viel zu thun. Eben wird mein Faust gedruckt, dessen Castigirung ich in Ischl beendigt habe, worüber dort größere Partien unterlassen werden mußten. Der Umgang mit Ihren Orchidäen mag

auch nicht um vieles lustiger seyn, als der meinige mit den Wienern in Ischl; mir kämen dabei gewiß Schnarchideen. Die Geschichte mit der J. wird mündlich folgen; ist übrigens nicht viel daran.

Ich bleibe vier Wochen hier und kehre dann nach Wien zurück über Ischl, wo ich noch ein paar schöne Tage einschieben will.

Leben Sie wohl! Mir ist etwas flau und verdrießlich zu Muthe. Die hiesige Luft hat mich bereits zur Medicinflasche gebracht. Gastrische Störungen. Gruß an Max und die Ihrigen Alle. Max antwort' ich bald. Niembsch.

Am 18. August 1840 kam zwischen Niembsch und der Hallberger-schen Buchhandlung zu Stuttgart ein Vertrag zu Stande, gemäß dessen dieselbe das Verlagsrecht der im Jahre 1838 bei ihr erschienenen „neueren Gedichte Lenau's" noch bis 1. Jänner 1844 behielt, wessenungeachtet solche vom Herbstmond 1841 an auch bei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in was immer für einem Formate in Druck gelegt werden durften, jedoch in der Art, daß diese Buchhandlung dieselben nicht abgesondert für sich, sondern nur als zweiten Band der Gedichte von Nikolaus Lenau, in Verbindung mit dem ersten Bande, verkaufen oder absetzen konnte.

Niembsch an Max in Wien.

Stuttgart, 30. August 1840.

Neulich spielte mir mein übler Humor einen verdammten Streich. Cotta hatte mich zu Mittag geladen. Zur anberaumten Stunde, Schlag zwei Uhr, erschien ich in schwarzem Frack, mit neuen Pariser Handschuhen (unterwegs angekauften) aufs Eleganteste und Feierlichste herausgeputzt. Er und seine Tochter empfingen mich huldfreundlichst. Da machte ich mit ihm einen Gang durch seine lange und prachtvolle Zimmerflucht und im Speisesaale, weh mir! erblickte ich den Tisch mit zahlreichen Gedecken für mancherlei Gäste. Zum erstenmal in meinem Leben befiel mich plötzlich eine wahre Menschenscheu und mit einer Indisposition mich entschuldigend, lief ich auf und davon. Reinbeck empfing mich zu Hause mit überraschten und bedenklichen Blicken, wie man etwa einen Närrisch-

gewordenen ansehen mag. Ich hoffe zu Gunsten meiner Muse, daß solche Anfälle bei mir nicht sich wiederholen. Cotta ist freundlich genug, mir den Streich nicht nachzutragen.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, 7. September 1840.

Liebe Sophie!

Vor allen Dingen hab' ich Ihre Fragen zu beantworten.

Ich bin von Ischl am 10. August abgereist. Den Entschluß dazu hatte mir die Nothwendigkeit diktirt, mit meinen beiden Verlegern jene Uebereinkunft zu treffen, deren Inhalt ich Maxen in meinem letzten Schreiben mittheilte. Es setzte mit Herrn Hallberger so weitläuftige Erörterungen, daß ich auf schriftlichem Wege vor einem halben Jahre nicht damit ins Reine gekommen wäre; so aber sind die „neueren Gedichte" bereits gedruckt.

Als ich mit Frau v. S. sprach, war ich noch nicht entschieden, ob ich nach Stuttgart oder Wien reisen würde. Auch äußerte ich mich meines Erinnerns gegen dieselbe nicht bestimmt, sondern nur die Reise nach Wien als die wahrscheinlichere bezeichnend, weil sie mir die liebere gewesen wäre, und ich meinen Geburtstag gern mit Euch zugebracht hätte. Unterdessen wartete ich immer vergebens auf einen Brief von Hallberger. Der Brief kam aber nicht, und beim Heranrücken der Herbstmesse war keine Zeit zu verlieren. Darum bin ich hieher gereist. Daß über meine Reise der geordnete Gang unsers Briefwechsels etwas gestört wurde, habe ich am meisten zu bedauern, dem Ihre Briefe so theuer sind.

Ich habe am Drucke meiner beiden Bücher mit so rastlosem Eifer gearbeitet, daß ich nicht einmal nach Serach gekommen bin, und dort das Pferd stehen und die Hasen laufen ließ. Mein Faust ist fertig und ich werde so glücklich seyn, Ihnen ein Exemplar an Ihrem Geburtstage persönlich zu überreichen. Die Beendigung der Gedichte aber werd' ich hier nicht mehr abwarten, sondern so bald sie nur gesetzt und revidirt sind, Stuttgart verlassen.

Mein Befinden ist, seitdem es hier kühler geworden, besser. Große

Freude macht mir das Einstudiren steierischer Ländler, die ich von Aussee mitgenommen.

Ich lebe jetzt ziemlich einsam. Mein menschenscheulicher Paroxysmus bei Cotta hat nicht weiter Gelegenheit gefunden, sich zu wiederholen. Schönen Dank für die schöne Rose, liebe Sophie. So etwas macht einen gar wohlthuenden Eindruck auf mich, wie ein ganzer Frühlingsgarten. Die vier dürren Blätter am Stiele, das eine davon noch nicht völlig dürr, gemahnen mich an meine vier Lebensdecennien, deren letztes noch nicht voll ist, aber bald seyn wird. Darüber steht der grüne blühende Segen Ihrer Freundschaft sehr tröstlich und erheiternd.

Neues fällt hier wenig vor.

Den Tag meiner Abreise von hier kann ich noch nicht wissen. Ich bitte es so zu machen, daß mir der Posterpeditor in Ischl bei meiner Ankunft einen Brief von Ihnen überreichen kann. Dort hab' ich noch einen Theil meiner Bagage, muß also hin. Leben Sie wohl!

Ich grüße alle die Ihrigen herzlich. Auf frohes Wiedersehen.
Niembsch.

Schleifer an Schurz.

Gmunden, den 25. September 1840.

Mein liebster Freund!

Ungemein hat es mich erfreut, unsern Niembsch so frischkräftig, so heiter und frohgelaunt zu sehen. Nimmer hätte man glauben sollen, daß das der Vater jener Gedichte sey, bei deren Lesung ich in den Haaren ein Rauschen spüre, als ob sie mir zu Berge ständen....

Niembsch an Emilie.

Wien, den 16. December 1840.

Mit meinen poetischen Productionen geht es spärlich. Man fühlt sich oft matt und niedergeschlagen, wenn das elektrische Fluidum in der Luft verstimmt ist; und so fühlen jetzt gewiß alle Dichter, daß das poetische Fluidum in unserer Zeit verdorben ist. Ich fühle die schlechte

Geisteswitterung deutlich, und oft will mich's gemahnen, als hätt' ich auf Erden nichts mehr zu thun.

Ebenso.

Wien, den 15. Jänner 1841.

Ich hatte wieder schlechte Tage. Häufiges Uebelbefinden und namentlich der böse Hypochonder! Gedichtet wird wieder fleißig, gegeigt noch fleißiger. Meine Passion darin ist hier schon berüchtigt. Sogar einen Lehrer hab' ich mir genommen. Der vortreffliche Mann heißt Karl Groß, und ist so recht nach meinem Herzen, ein vollkommenes Geigengesicht und sein rechter Arm gleichsam selbst ein Fidelbogen. Großer Beethovenspieler. Ein falscher Ton erscheint ihm als ein großes Unglück. Meine Geige grüßt Sie mit ihrem schönsten, weichsten Tone.

In einem Beethoven'schen Geigenstücke muß man mit entsetzlichem Sprunge einen Ton in höchster Höhe haschen. Wehe dem Ohre, wenn's mißlingt! Als Groß dieß Niembsch vorspielte, sprach er zu ihm: „Sehen's, Herr v. Niembsch! Wenn man das spielt, sollte gleich ein Abgrund neben einem seyn, um sich hineinzustürzen, wenn man falsch greift!" Niembsch gefiel diese Vorstellung ungemein, und er sprang den Halsbrechsprung wohl hundertmal. — Später wieder schrieb Niembsch ohne Zeitangabe:

„Ich spiele jetzt wieder fleißig die Violine, und wenn es mit meinen Fortschritten darin so fortgeht, wie bisher, so könnte mit der Zeit noch wahr werden, was im Morgenblatte: „Villegiatur in Weinsberg" von mir gerühmt wird, daß ich die Geige mächtig phantastisch spiele."

Niembsch an Emilie.

Wien, den 13. März 1841.

Der Gang unseres Briefwechsels hat durch meine Krankheit eine Unterbrechung erlitten, die mir selbst schmerzlich ist, wie Ihnen, meine treue, geliebte Freundin. Der abscheuliche Winter mit seiner Ausgeburt, der Grippe, hat mich ordentlich gepackt. Ich bin seit vier Wochen nicht mehr der Alte. Ich mußte mehrere Tage das Bett hüten, mit einem

tüchtigen Fieber behaftet, von welchem meine Umgebung schon besorgte, es würde in einen bedenklichen Charakter ausschlagen. Jetzt ist es damit vorüber, doch bin ich noch immer sehr abgemattet, habe Schnupfen, ab und zu auch Halsschmerzen, ein molestirtes Kinnladengelenk und dergleichen kleinere Miseren. Dazu kommen noch hypochondrische Anfälle und ganz garstige, stockfinstere Gedanken, wie denn der Teufel ein ganz gemeiner Kerl ist ohne alle Großmuth, und gerade mit dem leidenden Menschen am liebsten anbindet und ihn mit seinen Aufhetzereien plagt.

Den Winter über hatte Niembsch zwei Zimmer bei einem Schwestermanne Sophiens, Freiherrn v. S., mit dem er auch selbst sehr befreundet war, in der Stadt im Hause „zum kleinen Greifen," hinterhalb des Gasthofes „zum Erzherzog Karl," in der Kärnthner-Straße, Z. 968, und zwar im zweiten Stockwerke, innegehabt. Zu dieser Zeit machte er zwei anziehende Bekanntschaften, wovon die eine ein dichterischer und die andere ein tonkünstlerischer Jüngling war. Jener berichtet in den „Grenzboten" von 1843, 3. Bd., S. 185 u. w.:

„Von der Verschlossenheit und Schroffheit in Lenau's Umgang, von denen man mir so viel erzählt hatte, fand ich keine Spur; im Gegentheil war er damals, wie oft noch in der Zukunft, voll Humor und heiterer Laune. Ich werde es nie vergessen, wie er einst im Gasthause an der offenen Tafel zwischen preußischer und österreichischer Politik mit wahrhaft Börne'schem Witze die Parallele zog, und das Porträt des Kaisers Franz, von Ammerling gemalt, schilderte. Ihm war das faltenreiche Gesicht ein Buch, daraus er die komischsten Geschichten mit den erschrecklichsten Pointen vorlas. Die Hofräthe und hohen Beamten, welche in der Nähe saßen und ein unfreiwilliges Auditorium bildeten, entsetzten sich über ihr eigenes Lachen, das sie nicht unterdrücken konnten. Doch war sein Witz nur immer die Schale des tiefsten Ernstes.

Wenn man in Deutschland Freiheitslieder nennt, hört man Namen wie: Herwegh, Prutz, Fallersleben xc., aber Lenau, bei dem das Wort Freiheit am seltensten vorkommt, mag doch wohl unser größter Freiheitsdichter seyn. Er besingt keine Tagesereignisse, er schreibt keine Abhandlungen in Versen, auch sind wenige seiner Lieder dazu geeignet, bei Zweckessen abgesungen zu werden; aber er ist ein freier und unabhängiger Geist,

der für die innere Freiheit, für die Rechte der Natur gegen alle Gräuel der Weltgeschichte kämpft und Blut und Leben auf dem Kampfplatze läßt. Das sieht man wohl seinen Polenliedern, seinen Albigensern an. Diese Freiheitslieder berauschen nicht, machen nicht schwindeln und reißen nicht hin; aber hast Du sie gelesen, bist Du zu jedem Märtyrthum bereit, wie Leonidas, die Cevennenstreiter, Huß und Hutten; fühlst Du Dich Eins mit dem Geiste Gottes, der durch die Weltgeschichte geht, und Du bist erstarkt durch das Bewußtseyn, daß Du Eins bist mit dem großen All und ein Glied in der großen Kette.

In unserer Zeit, wo Jeder entweder sich selbst in den Strudel stürzt oder willenlos mitfortgerissen wird, wo Keiner, der Augen hat zu sehen und Ohren hat zu hören, von der Zeit unberührt bleiben kann; da gibt es wenige, die sich in der Wirrniß und im Gedränge von jedem Makel rein halten können, und die Gestalten sind selten geworden, zu denen die Nation wie zu unbefleckten Heiligen vertrauensvoll aufblickt. In ihrem Bedürfnisse nach Liebe und Vertrauen muß sie bei Manchem Manches vergessen, um in ihren Illusionen nicht gestört zu werden. Lenau ist einer der wenigen, die rein und makellos dastehen, vor denen die Parteien mit Ehrfurcht zurücktreten, und welchen sie kein Blättchen aus dem Kranze zu rauben wagten. Er ist noch eine von den schönen Dichtergestalten, die selbst wie ein Gedicht durch das Leben gehen. Auch in seinem persönlichen Umgange hatte man die schöne Genugthuung, ganz denselben Lenau zu sehen, den man in den tiefmelancholischen Herbstliedern lieben gelernt, und denselben Lenau, der im Faust ein erschütternder Skeptiker, im Savonarola und den Albigensern ein zürnender gottbegeisterter Redner ist... Lenau liebte sein Wien und vertheidigte es immer gegen die Anschuldigungen, als ob in seinem Schooße keine edle Frucht gedeihen, als ob sich aus seinem Volke kein edler Geist erheben könnte, ja er behauptete immer, daß die Oesterreicher mit zu jenen deutschen Stämmen gehörten, die für das Schöne und Edle am empfänglichsten sind."

Dieß die eine der anziehenden neuen Bekanntschaften Lenau's, der Dichter Moritz Hartmann; und nun die andere: der Tondichter und Meister, Karl Evers. Dieser erfreute mich am 2. Hornung 1851 mit

folgender schriftlichen „Erinnerung an Lenau": „Es war im Winter 1840 bis 1841, als ich nach Wien kam und Lenau kennen lernte. Ich wurde durch einen Brief der Frau v. Reinbeck bei ihm eingeführt, und obgleich ich um die Hälfte Jahre jünger war als er, so entspann sich doch eine so innige Freundschaft zwischen uns, daß er mir nach einigen Monaten das trauliche Du antrug. Ich verehrte und liebte Lenau so sehr, daß unter seinen Freunden nur die Frau v. Reinbeck meine Rivalin in dieser Beziehung seyn konnte. Lenau war empfänglich für wahre anhängliche Freundschaft, weßhalb er mir auch meine Zuneigung zu ihm durch Violine und Freundschaft vergalt. Lenau liebte, wie bekannt, Musik mit aller Leidenschaft und spielte damals sehr viel Violine. Sein Spiel war wild, unregelmäßig, oft aber ergreifend und im höchsten Grade genial. Er war schüchtern und spielte fast nie mit Fremden, mit mir jedoch sehr oft. Sein Liebling war die sogenannte Kreuzerische Sonate in A dur von Beethoven. Die Variationen darin spielte er bisweilen sehr schön. Die Akkorde im Anfange wurden ihm sehr schwer; er übte aber manchen Tag acht Stunden Violine mit solcher Leidenschaft, daß es ihm in der Gesundheit Schaden brachte, und ich ihn oft davon abhielt. Endlich gingen die Akkorde so ziemlich, jedoch beim letzten Satze der Sonate, welcher sehr feurig ist, ging er gewöhnlich mit seiner Phantasie durch; er hörte dann nicht mehr auf mich am Fortepiano, überstürzte sich, beachtete gar keine Pausen mehr, arbeitete zugleich mit den Füßen immerfort, kaum daß ich ihm im Tempo folgen konnte, bis er, im Angesichte die hellen Schweißtropfen, erschöpft innehielt. Er sah wohl seinen Fehler ein, aber umsonst; er war nicht zu bändigen, wenn er ins Feuer kam. Die steyerischen und auch oberösterreichischen Ländler spielte er ganz ausgezeichnet. Ich schrieb mehrere seiner Lieblingsstücke, welche er vom Volke gelernt hatte, und nur nach dem Gehör nachspielte, in Noten auf. Es ist merkwürdig, daß er bei dieser Musik sich niemals im Tempo übereilte, sondern mit einer ruhigen Heiterkeit auf und nieder im Zimmer tanzte.

Auch wenn er saß, so tanzten seine Füße. Selbst bei ungarischen Melodien blieb er im gehörigen Takte, obgleich sein Gesicht finsterer wurde. Nur bei Beethoven verließ ihn alle Besinnung. Sein Urtheil über Musik war aber sehr einseitig. Für ihn war nur Einer, nämlich Beethoven,

alle andern verachtete er; ja es ging so weit, daß er Mozart förmlich ins Lächerliche zog. Eines Nachmittags tranken wir in seinem Zimmer Kaffee, jeder von uns rauchte eine Cigarre, er lag in Hembärmeln auf dem Bett, ich auf dem Kanapee; es entspann sich ein Streit über Musik, namentlich über Mozart und Beethoven, welcher damit schloß, daß er behauptete: „Letzterer sey der Chimborasso und Ersterer der Bobzer bei Stuttgart" (ein kleiner Berg). Ueber diesen Vergleich lachte er herzlich obendrein, so daß ich zornig davonlief. Sein gutes Herz zeigte sich aber, denn als wir zwei Stunden später zusammenkamen, bot er alle seine Freundlichkeit auf, mich wieder zu versöhnen, was ihm auch leicht gelang.

Er war nicht unempfänglich für delikate Speisen. Ich erinnere mich, daß er mich mit einer sehr wichtigen Miene im Gesichte in ein kleines Gasthaus[1] zu Mittag führte, wo man einen vortrefflichen gemischten Salat, Rebhuhn am Spieß gebraten (seine Lieblingsspeise) und einen herrlichen alten Weidlinger erhielt (von Weinen trank er in Oesterreich niemals einen andern); die übrigen Speisen und Getränke waren jedoch unter der Mittelmäßigkeit in diesem Gasthause; also ein Beweis, daß er die Speisen, welche er genießen wollte, sogar in gewissen Restaurationen aufsuchte. Auch Cigarren konnten nicht gut genug seyn, und er zahlte den höchsten Preis, wenn sie nur ächt und ausgezeichnet waren. Sehr oft ließ er sich aber schlechte Waare anpreisen und glaubte den Leuten aufs Wort. Bei solcher Gelegenheit erlebt' ich mit ihm eine komische Scene auf einer Reise von Wien nach Stuttgart. Wir fuhren per Dampfschiff nach Regensburg. Da Niembsch sehr gerne bequem und mit größtem Zeitaufwand reiste, so blieben wir dort einen Tag und eine Nacht. Kaum angekommen in „den drei Helmen" ging er sehr vergnügt aus, in der festen Ueberzeugung, dort ausgezeichnete Cigarren zu finden, und hieß mich auf seine Rückkehr warten, er wolle gleich wieder kommen. Jedoch einen halben Tag blieb er fort und trat dann ermüdet ins Zimmer, hinter ihm her ein Knabe, beladen mit Cigarrenkisten, alle mögliche Sorten. Er versicherte mit Wichtigkeit, er würde viele Tausend davon mitnehmen nach Stuttgart. Als ich nun mein Urtheil abgeben sollte und wir lange

[1] Beim Pfauen in der Kärnthnerstraße zu Wien.

hin und her kosteten, sagte ich ihm, daß gar nichts daran sey und in Stuttgart viel bessere und wohlfeilere zu haben wären. Wie leicht er sich oft etwas einreden ließ, eben so geschwind konnte man ihn auch wieder davon abbringen. Er wurde sehr böse auf den Cigarrenhändler, indem es sich nun herausstellte, daß er schon eine Kiste mit tausend Stück gekauft und bezahlt hatte. Wie gewöhnlich bei solcher Gelegenheit mußte ich auch hier helfen, ging mit dem Buben zum Kaufmann und erhielt mit Mühe und mit Verlust von einigen Gulden das Geld wieder, worüber sich aber Lenau sehr freute. Wie ich schon erwähnte, war er kein Freund vom eiligen Reisen. Sogar in Linz wurde schon ein Tag Rasttag gehalten, die Geige herausgenommen und Ländler gespielt.

Bei einem solchen Aufenthalte war er immer sehr lustig und gesprächig, während der Reise aber wortkarg. Auf der Fahrt von Linz nach Regensburg frug ihn eine Dame, ob ich sein Sohn sey? (Damals sollen wir uns ähnlich gesehen haben.) Er wurde darüber im Ernst melancholisch und frug mich später, ob er denn wirklich schon so alt aussehe? Bagage hatte er gewöhnlich übermäßig mit; ich zählte 25 Stück; meine vier Stück abgerechnet, hatte Lenau also 21 Piecen mit, worunter zwei Koffer mit Büchern (obgleich er nur acht Wochen in Stuttgart bleiben wollte), eine Menge kleiner Kästen, Necessaires, Stöcke, Schirme, kurz, woran er gewöhnt war, das mußte auch mit auf die Reise.

In Regensburg erklärte er, nicht mit dem Eilwagen, sondern mit einem „Hauderer“ weiter zu reisen; „da streckt man sich bequem aus, raucht Cigarren, schaut in die Wolken und läßt sich so angenehm weiter schleifen.“ Dieß waren seine Worte. Da man uns aber in Stuttgart schon lange erwartete, so überredete ich ihn, es bis Augsburg per Eilwagen zu versuchen. Er war während dieser Fahrt sehr verdrießlich und sagte, dort angekommen, bestimmt, er fahre nicht weiter, sondern wolle wieder zwei Tage rasten und dann „haudern.“ Mir ging aber die Geduld aus und ich ließ mich weiter einschreiben. Da man dort aber einige Stunden warten muß, so begleitete ich ihn mit seinen 21 Stück Gepäck ins Gasthaus, wo man um 1 Uhr zu Mittag aß. Es war aber erst 12 Uhr, Lenau hungrig, und als er noch auf der Flur des Hauses war, bestellte er sich schon ein Essen auf sein Zimmer, worauf aber die Frau

Wirthin nicht höflich antwortete und ihm bedeutete: um 1 Uhr wäre table d'hôte, früher könne er jetzt nichts erhalten. Diese Antwort und die Manier derselben erschreckte den gutmüthigen Lenau so, daß er mich bat, augenblicklich auf die Post zu gehen und einen Platz für ihn nach Stuttgart zu nehmen, und eine Viertelstunde später kam er wieder mit allen seinen Sachen auf die Post zurück.

Es war ein Glück, daß ich damals so eilte, denn zwei Tage nach seiner Ankunft in Stuttgart bekam er das Scharlachfieber.

Lenau glaubte wohl nicht selbst an alles, was er so schön in religiöser Beziehung gedichtet hat; denn als wir eines Nachmittags recht viel über diesen Punkt gesprochen hatten, machte ich die Bemerkung gegen ihn, daß er aber in seinen Werken ganz anders denke und fühle, namentlich im „ewigen Juden," „Savonarola," in den „Albigensern." Er sah mich lange an, lächelte und sagte: „Lieber Evers, du hast recht!" ging zum Fenster, trommelte an die Scheiben und sagte: „Es ist halt nichts." [1]

Von Lenau's Gedichten wurden einige von mehreren Componisten in Musik gesetzt, jedoch meistens nicht glücklich. Zu meiner großen Freude gefiel ihm meine Composition seiner Gedichte, von denen er die Bitte: „Weil' auf mir, du dunkles Auge!" fast täglich auf der Geige spielte, so wie auch die „Schilflieder." Ich setzte noch in Musik: An *; „O wärst du mein!" „Einsamkeit;" „Traurige Wege;" „Herbstklage;" „Holder Lenz, du bist dahin!" „An die Entfernte;" „Vision;" „die Thränen;" „Lied eines Schmiedes;" „An den Wind."

Der anziehenden und getreuen Mittheilung des gefälligen Evers sey bloß beizufügen erlaubt: Daß Lenau in mancher finstern Stunde an Gott und der Seele Fortdauer verzagte, bezeugen leider allerdings manche Stellen seiner Gedichte; dagegen aber auch andere wieder noch weit deutlicher, daß alle seine unselige „schwarze Galle" (Melancholie) ihm gleichwohl jene nie ganz aus dem Herzen, worin sie unausrottbar wurzelten, fortzuschwemmen vermochte. Sein edles Leben endlich spricht solches noch

[1] Mit diesen Worten schloß Lenau auch seine Sage: „Der Raubschütz."

viel lauter aus, als dieß jemals Worte, gedruckte und ungedruckte, im Stande seyn könnten.

Uebrigens hatte Niembsch im Laufe der Zeit auch noch mit andern jungen Männern, besonders mit jungen Dichtern, denen er sehr freundlich entgegenzukommen pflegte, Umgang gehabt. Ein Näheres hierüber, so wie einige gelegentliche Aeußerungen Lenau's über ältere Sangesgenossen, gibt Frankls Buch S. 78—89 und 67—72.

Niembsch an Sophie.

Linz, 6. April 1841.

Liebe Sophie!

Ich habe die Freude am Reisen, so wie manche andere, völlig verlernt; auch das bequemste, und wenn es durch die schönsten Gegenden geht, hat für mich sein Lästiges und Absurdes. So bin ich denn mürrisch und verstimmt gestern Abends hier angekommen und bewohne dasselbe Zimmer im Adler an der Donau, welches Sie mit Ihren Schwestern innehatten.

Kaum angekommen, wurden wir von B. empfangen, und Evers mußte nolens volens heute Vormittag der Gemahlin desselben etwas vorspielen. B. wurde mir dießmal etwas lästig, denn mir kommt vor, als seyen seine Aufmerksamkeiten mehr ein Wunsch, mit celebren Leuten in Linz zu paradiren, als wahrhafte Neigung.

Wir tragen solche Bekanntschaften, die unser Leben nichts angehen, gleichsam als todte Massen mit fort, und früher oder später wird sie unser Leben, wenn es anders ein fließendes, bewegtes ist, hinauswerfen, wie der Wasserstrom die Leichen, womit er sich eine Strecke weit schleppen mußte. Darum wird man je älter, je ausschließender und unduldsamer. Das Todte muß hinaus ohne Complimente.

Morgen früh reisen wir weiter nach Regensburg. Die Dampfschiffe des Königs von Bayern sollen fast seinen Versen gleichen.

Zum Glück wird Abends gelandet. Auf dem Dampfschiffe „Sophia" traf ich mit Betti H.. zusammen. Sie erneuerte die alte Bekanntschaft und theilte mit mir die Langeweile und eine Pomeranze.

Die liebste Figur unter den Reisenden war mir ein italienischer Matrose. Ein antiker, echt römischer Kopf, mit der reinst erhaltenen römischen Derbheit und usurpirenden Insolenz. Die Augen nicht größer, als nöthig, um in die Welt zu schauen und sich die Leute darin zu suchen. Ein ganz kräftiger, von hundert Stürmen hart gehämmerter Kerl, neben dem sich ein österreichisches, aus Eitelkeit, Wahn und Arroganz zusammengeblasenes Officierle kläglich genug ausnahm, daß es trotz seiner Widerlichkeit nicht ohne Mitleid betrachtet werden konnte.

Dann war ein Bauer an Bord, der beständig durch das Gitter auf die Maschine hinunterspähte und herumschlich, wie die lauernde Dummheit. Die Kajüte stack auch voll Dummheit, theils schwatzender, theils schnarchender; der Teufel hole das Reisen! Leben Sie wohl, liebe Sophie, und grüßen Sie Max und die Kinder schönstens. Niembsch.

Ebenfalls.

Stuttgart, den 13. April 1841.

Liebe Sophie!

Vorgestern Abends bin ich, und zwar in einem schlechten Zustande, hier angekommen. Das übelste Wetter traf mit der Erbärmlichkeit der Kajüte zusammen, um mir einen beträchtlichen Schmerz im Rückgrat anzuhängen.

Den ersten Tag fuhren wir bis Fitzhofen,[1] oder wie das Nest heißt; dort ward übernachtet. Um vier Uhr früh ging's weiter bei großer Kälte und einem garstigen Schneesturm.

Ich legte mich in der sogenannten Kajüte auf die Bank und schlief, während Wind und Wasser auf mich hereinspülten und hinter meinem Rücken und in demselben ein hübsches Rheuma zusammenbrachten. In Regensburg schlich ich bereits gekrümmten Leibes umher, und die Fahrt von da nach Augsburg im Eilwagen die Nacht durch war eine wahre Folterfahrt. In Augsburg wurde ausgeruht von zehn Uhr Vor- bis vier Uhr Nachmittags, dann bestieg ich einen neuen Folterkasten und kam nach einer Nacht und einem Tage voll Schmerzen und Verwünschungen in

[1] Vilshofen.

Stuttgart an. Gestern rastete ich total. Die Ruhe und ein Zugpflaster haben so weit gewirkt, daß ich heute, obschon mit Beschwerde, ausgehen konnte.

Der erste Weg war zu Hallberger.

Es ist mir gelungen, ihn etwas mürbe zu machen. Er wird wohl abstehen von seinem Projekt. Von ihm ging ich zu Cotta. Der war, wie gewöhnlich, ganz Artigkeit und Gefälligkeit. Im Herbste wird die Taschenausgabe meiner sämmtlichen Lyrereien in zwei eleganten Bändchen mit zwei Stahlstichen erscheinen. Das Weitere der Bedingungen wird nächstens abgemacht werden. Nun will ich mit Energie an meine Albigenser dran. Vielleicht bring' ich sie fertig bis zu meiner Abreise, die unwiderruflich festgesetzt ist auf den 20. Juni.

Mein verblichenes Latein wird mit Lust und Liebe wieder aufgefrischt. In Regensburg kaufte ich von einem Antiquar in seiner Straßenbude ein paar Bücher von großer Brauchbarkeit. Mein Aufenthalt in Ischl soll nicht nur für mich ein angenehmer, sondern auch für Sie und Ernst ein nützlicher werden. Ich will mir wenigstens meinen Kaffee und meine Erdbeeren mit Schulmeisterei redlich verdienen.

Reinbecks und Hartmanns hab' ich Alle vergnügt und gesund angetroffen. Auch Mariette mit ihren Kindern. Als ich vor Alexanders Haus vorbeifuhr, ward ich von einem seiner Bedienten erblickt, und der treue Freund fand sich bald nach meiner Ankunft bei mir ein. Er ist durch seine Wasserkur wunderbar hergestellt. Außer ihm sah ich noch Pfizer, den ich zu mir bitten ließ, nämlich den Gustav. Evers ist eine gute, liebe Haut. Ich werde hier viel arbeiten.

Alexander und Evers haben bereits meine bestimmte Erklärung, daß ich Vormittags nie einen Besuch annehmen werde; ich aber werde weder Vor-, noch Nachmittags mich viel damit abgeben. Die Albigenser, die Römer und die Geige brauchen viel Zeit, und meine Hausgenossen wollen auch etwas von mir haben. Doch einige Gänge sind freilich unerläßlich. Uhland ist hier und Schwab wird erwartet. Mit Kerners Augen geht's immer schlechter. Ich werde ihn bald besuchen, wie Mayer in Waiblingen.

Noch immer bin ich etwas kreuzlahm. Das Reisen wird Einem je lästiger, je näher man der großen Reise rückt.

Bei Euch wird es jetzt schon lebhaft hergehen. Die Theatervorstellung sollte doch durch den Trutsch als Mönch beschlossen werden. Ich lasse dem lieben Buben sagen, daß ich von meiner Bagage nichts verloren habe, und ihm für seinen herzigen Abschied etwas Schönes mitbringen werde. An Freund Max werde ich schreiben, sobald ich mit Moritz gesprochen. Ich will seiner Angelegenheit mit Eifer gedenken. Grüßen Sie auch Zoe und Ernst und schreiben Sie recht bald. Ihr Niembsch.

Gleichfalls.

Stuttgart, den 20. April 1841.

Liebe Sophie!

Dießmal schreib' ich Ihnen im Bette. Mein Unstern hat es bei einem Rückenschmerz nicht bewenden lassen, sondern mit malitiöser Ausführlichkeit eine Halsentzündung hinzugefügt, an der ich seit vier Tagen zu leiden habe; heute aber noch einen Scharlach darauf gesetzt. Hoffentlich wird der niederträchtige Cyklus, wenigstens fürs Erste, damit geschlossen seyn. Beim Aufstehen sah ich heute meinen Hals so roth, wie österreichische Generalshosen, und fand die Röthe auch über Brust, Schultern und Unterleib verbreitet. Die Eruption ist eine rasche, allgemeine, und sie läßt nach der Aussage meines Arztes, des Medicinalrathes Becher, einen leichten und günstigen Verlauf erwarten. Daß meine Krankheit ungeselliger Natur, und mir hoffentlich alle Besuche vom Leibe halten wird, das ist wohl noch das Beste daran; ihr Schlimmstes ist, daß sie mich um den Frühling verkürzt. Fieber stellt sich des Abends bereits seit einigen Tagen ein, wurde aber von mir, indem ich es lediglich für ein Attribut der Halsentzündung nahm, wenig beachtet. Nun hat es freilich eine edlere Bedeutung. So ein Menschenkörper ist eben eine gar unruhige, unsichere Wohnung. Sehr traurig wäre mir's, wenn sie mir fern von Ihnen, liebe Sophie, gekündigt würde.

Außer Cotta, Hallberger und Alexander habe ich hier noch Niemand besucht, meines übelzugerichteten Leichnams wegen. Mir ist die Geselligkeit zum Greuel geworden, und ich habe auf das Bestimmteste erklärt, daß ich gar keine Gesellschaft besuchen werde; und daß ich Wort halten werde,

schwöre ich bei meinem Scharlach, und so wahr ich dessen glückliches Ende und Sie in Ischl wiederzusehen wünsche.

Die Donauzimmer im Adler zu Linz hab' ich ausdrücklich verlangt. Ich war dort am besten beherbergt während der ganzen Reise, nur daß mir das Dampfschiff, zum Rückzug versuchend, den ganzen Tag vor Augen lag. Ja, wir haben uns recht zusammengelebt, und daß mir Ihre Kinder, wie Sie schreiben, noch immer gute Nacht wünschen, als wäre ich da, hat mich wehmüthig ergriffen. Auch mein Freund Max, obgleich ihm unser Abendessen manchmal zu still dünkte, wird mich zur gewohnten Stunde gewiß auch ein wenig vermissen.

Nun ist Euer Polterabend und Jetti's Hochzeit auch vorüber. Wenn sie Glück hat, wird sie glücklich seyn; die inneren Bedingungen einer guten Zukunft sind auf beiden Seiten der jungen Ehe vorhanden. Gott segne sie!

Daß Ihre Brüder in der Nähe wieder für Sie erwarmen, freut mich. Sind auch beide jetzt mit ihrem Glück viel zu sehr beschäftigt, als daß sie der Liebe viel Raum geben könnten, so wird doch beiden einst gewiß die Erkenntniß werden, daß es ohne die Grundlage der Liebe kein wahres Glück gibt, und daß von aller Gunst des Geschickes, die sie erfahren haben, eine Schwester wie Sie, die seltenste ist.

Während ich dieses schrieb, hat sich der Ausschlag auch über die Hände gezogen, und er reicht mir beinahe bis an die Feder. Im Zimmer ist's recht warm, daß ich die Hände wohl ausstrecken kann. Das gutmüthige dicke Stubenmädle heizt wacker ein, und wenn ich klingle, springt sie „tapfer" (schwäbisch für „schnell") zu. Meine freundlichen, theilnahmsvollen Hauswirthe werden es an sorgfältiger Pflege eben so wenig fehlen lassen, als ich an Gehorsam. Höchst fatal wäre mir's, Mariettens Kinder anzustecken; das könnte zur Vervollständigung des obigen Cyklus noch fehlen.

An den Albigensern hoff' ich weiter zu arbeiten, auch während der Krankheit. Dieser Tage hab' ich einen angefangenen Gesang beendigt, den Comminges. Die Latinität wird aber jedenfalls mein Lager theilen.

Leben Sie wohl, theuerste Sophie! Mein Zustand ist ganz unbesorglich. Grüßen Sie Max und die Kinder herzlich. Ihr Niembsch.

Niembsch an Schurz.

Stuttgart, 22. April (eingelangt erst am 5. Mai) 1841.

Lieber Bruder!

Hat mich der Himmel oder die Hölle damit heimgesucht? ich weiß es nicht; ich habe den Scharlach. Plötzlich ist dieser Feuerteufel hervorgebrochen mit einer Vehemenz, daß ich schon am ersten Tage ganz und gar bedeckt war. Heute ist's der dritte Tag, daß ich liege. Aber eben die Raschheit und Allgemeinheit der Eruption sind Bürgschaft für einen guten Verlauf der Krankheit. Meine Haut ist rüstig aufgetreten und scheint den ganzen Handel allein ausfechten zu wollen. Kopf und Brust sind frei, das Fieber ist gering. Ihr könnt ganz ohne Sorgen seyn. Der Doctor rühmt die Productivität meiner Haut und das energische Verhalten meiner Natur überhaupt. Ich glaube nicht, daß ich die Krankheit durch Ansteckung überkommen habe, indem man hier vom Scharlachfieber gegenwärtig keinen Fall hat, außer den meinigen. Wahrscheinlich hat sich die Krankheit in meinem geschwächten, von der Grippe noch immer nicht freigelassenen Körper durch die Beschwerden der Reise, Kälte, Wind, Schneegestöber und Regen, Mangel an Schlaf und Eilwagenermüdung von selbst erzeugt: generatione aequivoca. Hoffentlich stoßt die Natur alles Kranke in diesem Proceß heraus, wenigstens das physisch Kranke, und ich werde dann um so gesunder seyn und mit einer nagelneuen feinen Epidermis (Oberhaut) und einer heitern Seele unsere geliebten Berge in Oberösterreich besuchen. — Ich bitte dich, den eingeschlossenen Brief sogleich zu befördern; versäume es nicht.

Hallberger hat mir vor einigen Tagen zwölf Freiexemplare Deiner Gedichte in hübschem Umschlage für Dich überschickt. Schreibe mir umgehend, was ich damit beginnen solle.

Reinbecks lassen Dich und Theresen bestens grüßen. Mayer hab' ich noch nicht gesehen. Kerner leidet an einem zunehmenden Augenübel; er geht leider der Blindheit entgegen. Alexander ist durch eine heroische Wasserkur gründlich hergestellt und wandelt als ein Wunder für Alle, die ihn früher kannten, und als ein schreiender Triumph für alle Hydropathen wieder ganz rüstig umher.

Ich umarme Dich und meine geliebte Schwester Therese sammt Euern Kindern herzlich. Dein treuer Bruder Niembsch.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, 22. April 1841.

Gestern besuchte mich noch der Geheimrath Schelling, einer der besten Aerzte hierorts und fand Alles vortrefflich, doch müsse ich vier bis fünf Wochen das Zimmer hüten. Schlechte Frühlingstage! Schurz soll Ihnen meinen an ihn geschriebenen Brief mittheilen, wenn Sie über meine Krankheit was Weiteres zu erfahren wünschen. Leben Sie wohl, theuerste Freundin! Grüßen Sie Max und Kinder. Ihr Niembsch.

Ebenfalls.

23. April.

Liebe Sophie!

Schonung meiner Augen ist mir zwar auf's Strengste geboten, indem sie angegriffen sind, und man befürchtet, es könnte sich etwas auf dieses Organ werfen; doch ich kann Sie, theuerste Freundin, nicht ohne Nachricht lassen. Der Verlauf meiner Krankheit ist fortwährend so günstig wie möglich. Das Fieber hat heute schon ganz aufgehört; das Exanthem beginnt bereits seinen Rückzug. Ich habe heute Nacht gut geschlafen.

Leben Sie wohl, liebe Sophie, und schreiben Sie mir recht bald. Mit Grüßen an Max und Eure lieben Kinder. Ihr Niembsch.

Ebenfalls.

Stuttgart, 25. April 1841.

Liebe Sophie!

Sie verweisen es meinem ersten Briefe von hier, daß er eine Krankengeschichte enthalte, und beinahe erschrocken muß ich Sie um Vergebung bitten, daß ich jenem unangenehmen Briefe, Ihre Theilnahme vielleicht

überladend, eine Reihe anderer habe folgen lassen, welche ebenfalls Krankengeschichte enthalten. Ich bin eben krank, und wenn ich krank bin, kann ich nicht an meine Freunde als ein Gesunder schreiben. Freilich gibt das eine gar langweilige Lectüre, mit einem Sand'schen Roman verglichen; doch will ich Sie lieber langweilen, als bekümmern, gar nicht schreibend. Meine Briefe enthalten Ihnen überhaupt zu viel Geschichte, namentlich von Freunden, die für Sie keine sind. Etwas scharf sondern Sie Ihre Interessen von den meinigen und deuten mir an, daß Ihrer Theilnahme auch hierin zu viel zugemuthet werde. Der Tag, an dem Sie sich solcherweise gegen mich geäußert, war nun gewiß keiner von den freundlichen, noch die Stimmung eine von den sympathischen; immerhin aber hätte Ihnen die nöthige Unverdrossenheit zu der Bemerkung erübrigen sollen, daß es dem fernen Freunde nicht wohlthun könne, sehen zu müssen, wie seine Briefe mit mehr Kritik als Freude aufgenommen werden. Was die Geschichte mit dem Philologen betrifft, so bedaure ich, daß Sie etwas unzart darauf hingewiesen sind, ihn nunmehr bloß als ein Lexikon zu benützen, so wie ich nicht weniger bedaure, daß Sie auf sothane Benützung sich nicht früher schon von selbst beschränkt haben. Ihr erster Brief war am fraglichen Dienstag noch nicht angekommen. — Schönen Dank für die Blumenblätter. Ich schicke Ihnen dafür ein Maiblümchen, das durch zwei Tage mich erfreute und freundlich den ganzen Frühling bei mir vertrat.

Ich grüße Max, Kinder und Schwestern, die so freundlich waren, mich grüßen zu lassen. Ihr Niembsch.

Meine Krankheit verläuft ordentlich.

Ebenso.

Stuttgart, 28. April 1841.

Liebe Sophie!

Heute ist's der neunte Tag, daß ich liege, und daß ich die Krankheit habe, nach meines Arztes Behauptung, wenigstens der elfte. Nunmehr ist die Periode der Abschuppung eingetreten, und ich habe Hoffnung, wenn das Wetter so schön bleibt, binnen vier bis fünf Tagen wenigstens

dem Bette zu entrinnen, wenn ich auch dem Zimmer noch einige Wochen lang verfallen bin. Unglückselige Reise! Hätte ich sie nur später unternommen, vielleicht daß ich dann nicht erkrankt wäre! Höchst störend bin ich den beiden hausgenössischen Familien und ihrem glücklichen Zusammenleben dazwischen gefahren. Der zweite Stock ist vom ersten ganz abgeschlossen; man kommt nicht zusammen der Kinder Mariettens wegen, die bis jetzt zu meiner Beruhigung gesund geblieben. Ueberhaupt hat man in Stuttgart großen Respekt vor dem Scharlachfieber. Alexander, Evers, Pfizer und Andere sind für mich verschollene Leute. Da ich wieder lesen und schreiben darf, bin ich vollkommen damit einverstanden. Wenn Sie wüßten, liebe Sophie, welche Freude mich belebt, wenn mir ein Brief von Ihnen gebracht wird, würden Sie mir oft, und nie ein unfreundliches Wort schreiben. Leider hab' ich in den neun Tagen meines Krankenlagers nur Einen Brief, und zwar einen solchen erhalten, daß er mich noch immer wurmt. Ja, so ein unfreundliches Wort von Ihnen bleibt mir lange in der Seele sitzen, und nagt darin fort, als ein böser Wurm, den ich nicht zerdrücken kann. Vorgestern hab' ich ein Lied gedichtet von zwölf Strophen. Es wurde just um Mitternacht fertig, als das Glockenerz zwölfmal erklang.[1] Die Albigenser beschäftigen mich angelegentlich. Ich habe drei Gesängen einen Schluß gegeben. Bald werden sie zum Druck reif seyn. Wegen zu befürchtender Monotonie dürfen sie keine zu große Ausdehnung erhalten. Ich muß diese Arbeit so bald als möglich abschütteln, um mit frischer Kraft und Lust an eine neue zu gehen. Ich habe mir aus der hiesigen Bibliothek den Gregorius Turonensis bringen lassen, und will darin nach Stoffen suchen. Leben Sie wohl, liebe Sophie!

Lebt wohl, mein Freund Max, und Ihr, liebe Kinder! Euer Niembsch.

Stuttgart, 1. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Daß Sie so besorgt und geängstigt sind, ist mir tausendmal herber als meine Krankheit selbst. Wir werden uns in Ischl wiedersehen. Noch

[1] S. „Einklang" im dichterischen Nachlasse.

halten die Bande, die mich an dieses Leben knüpfen. Meine Natur scheint sogar durch diese Krankheit, als durch einen kräftigen Ausstoßungs- und Reinigungsakt Anstalten zu einem gesicherten und recht arbeitsfähigen Wohlseyn treffen zu wollen. Allerdings ist der Scharlach eine tückische Krankheit, und mir ist der Dämon des Verderbens, der neben der heilkräftigen Macht in meinem Körper lauert, keineswegs unspürbar und unbewacht. Als ich neulich das Lied dichtete, regte sich jener deutlich, und ich enthalte mich jeder Arbeit, seitdem ich wahrgenommen, wie schon ein lebhafter Gedanke im Stande ist, meinem Pulsschlag ein schnelleres Tempo zu geben. Eine große Mattigkeit und Niedergeschlagenheit ist gegenwärtig meine Klage. Die Abschälung geht ziemlich rasch von Statten. Kopf und Brust sind immer frei geblieben. Mein Aussehen ist, besonders Dank meinem unbeschränkten Bartwuchs, nach der Aussage Reinbecks, schauderhaft.

Der Verlust eines so schönen Frühlings ist zu bedauern. In hiesiger Gegend gibt es schon blühende Kastanien, grüne Weinberge und viele Nachtigallen; aber seltsam genug, noch keine Schwalbe. Sollte der April die Natur so gelockt und gekirrt haben, um sie an einen rauhen Mai zu verrathen? Herzlichsten Dank auch Dir, mein getreuer Max, für Deine besorgte Theilnahme! Am dritten Tage meines Krankseyns schrieb ich an Schurz; er wird aber meinen Brief erst am 5. Mai erhalten. Durch ein Versehen unserer Magd wurde das Schreiben unfrankirt in den Briefkasten geworfen, und erst vorgestern zufällig von Jemand, der meine Schrift erkannte, unter dem Gitter erblickt, wo die nicht expedirbaren Briefe ausgestellt werden.

Schurz wird Euch den kleinen Einschluß an Sophie wohl überbringen. Lebt wohl! Grüßet die lieben Kinder, Schwestern und Eltern herzlich. Euer dankbarer Niembsch.

Eine Bitte: W., der unbarmherzige Agent der barmherzigen Schwestern[1] hat mir hieher geschrieben.[2] Möchte doch Max ihm die paar Worte sagen, schreiben oder sagen lassen: „Ich bedaure sehr, daß ich

[1] In Wien.

[2] Wohl wegen eines dichterischen Beitrages für eine Feier zum Besten jener Schwestern.

mein Versprechen nicht habe einlösen können. Im Winter die Grippe, sodann meine Abreise und jetzt der Scharlach sind gewiß ein ganzes Bündel voll bündiger Entschuldigungen! W. sey billig und verzeihe!..."

Stuttgart, 3. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Gestern sind die Schwalben, das erste Gewitter und ein Brief von Ihnen gekommen. Es war ein schöner erquickender Tag für die Natur und mich. Mir geht es heute ganz gut. Ihre freundlichen Vorschriften will ich auf das Gewissenhafteste befolgen, und sogar um eine Woche länger im Zimmer bleiben, als es der Arzt für nöthig erklären wird. Den Mai will ich gern noch daran geben, damit mich der Juni um so sicherer gerüstet finde. Mein Arzt, ein denkender, erfahrener, behandelt mich ganz vernünftig, Reinbecks pflegen mich mit größter Sorgfalt, und ich selbst schone mich mit nicht geringerer, die Krankheit hat den gutartigsten Verlauf genommen, — was wäre da noch zu besorgen? — (Unberufen!!!!) Die Fabrikation einer neuen Oberhaut geht recht eifrig von Statten, und ich hoffe das neue Gewand dann eine ziemliche Zeit lang zu tragen. Die Natur wird sich doch nicht umsonst damit geplagt haben wollen?!

Meine Augen waren bloß angegriffen und geröthet, nicht eigentlich krank und entzündet. Das ist auch völlig wieder gut. Die große Erregbarkeit zu fieberhaften Wallungen hat sich ebenfalls verloren; mein Puls ist wie in gesunden Tagen, doch meide ich Alles, was dahin führen könnte.

Sie hatten zwei Tage keinen Brief von mir, bis Sie jenen gereizten und bissigen erhielten; doch ich habe für jeden dieser Tage an Sie geschrieben, nur die Briefe nicht abgeschickt, weil sie mir zu rauh waren. Der dritte war es zwar auch mitunter, aber doch schon viel geschmeidiger und gehaltener. Ich war in der That gekränkt und aufgebracht.

Könnte mich ein unfreundliches Wort von Ihnen nicht so verletzen, so könnte auch ein freundliches mich nicht so beglücken.

Das ist die Schlüsselgewalt, die Sie über mein Herz haben.

Wo in Ischl hat denn Sandmann die Wohnung für Euch genommen? Mich freut es wohl, daß der gute Waldmeister dafür gesorgt hat, und ich will dafür eine Aufschrift auf sein Haus machen, wie er sie wünscht.

Nächstens werd' ich Ihnen ein neues Kind schicken.

Schönste Grüße an Vater, Mutter, Schwestern und Schwäger. Den guten S., meinen angenehmen Stubengesellen von Penzing, möchte ich gerne wiedersehen, sowie seine Kinder, das herzige Mathildchen. Grüßen und küssen Sie mir Ihren Liebling, die kleine Metze, und erschrecken Sie nicht an diesem Namen, denn Metze ist auch die altdeutsche Abkürzungsform für Mechtild oder Mathilde.

Das Diminutiv Mazzeka ist nicht übel.

Mich freut's, daß das gute Minerl in der Heimath wieder aufblüht.

S. soll eben nach Wien transferirt werden. Leb' wohl, lieber Max, Ernst, Zoe und Trutschi!

Gott umgebe Sie immer und überall, liebe Sophie! Ihr Niembsch.

In Ischl ließ Einer auch einmal einen Bergquell fassen, und wollte den Brunnen „den Rothschildsbrunnen" taufen und plagte Niembsch um eine Inschrift. Dieser hatte keine Lust. Endlich einmal zu Wien, in der „Stadt Frankfurt," wo ihn der Ischler wieder quälte, äußerte er gegen ihn, er wolle ihm einen Vers sagen, wenn er ihn benützen möge:

„Nicht der Quell allein, der klare,
Der vom Berge kommt geronnen,
Auch der Zeitenstrom, der trübe,
Nenne sich den Rothschildsbronnen."

(Niendorf, S. 213.)

Stuttgart, 4. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Heute befinde ich mich um ein Unbegreifliches besser; ich fühle die Wiederkehr meiner Kraft und Heiterkeit. Das machen die Schwalben und Consorten. Der Arzt hat mir erlaubt, einige Stunden außer Bett zu bleiben.

Der Appetit ist vortrefflich, der Schlaf so gut, daß sich Arthur dessen

nicht zu schämen hätte. Das Rauchen schmeckt herrlich, so daß ich die Wolken bis an die Decke blase mit orientalischem Behagen. Aber besorgen Sie nicht, theuerste Freundin, daß ich mich durch mein Wohlgefühl auch nur zur kleinsten Unbesonnenheit verleiten lasse. Ich füge mich der zum Theil wirklich ekelhaften Scharlachdisciplin mit der pünktlichsten Unterwürfigkeit. Schon habe ich mich zum kompleten Bärenhäuter herangebildet. Meine Wäscherin muß verhungern und ich habe so unreine Hände wie der ärgste Gassenbub. Ich stecke recht tief im Genesungsschmutze, auf den manche Aerzte, wie z. B. der große Ludwig, großes Gewicht legen. Und vollends der Bart! Ich bin ein wahres Scheusal. Meine Hausgenossen sahen den Scandal allmälig heranreifen und gewöhnten sich kleinweise an das Greuliche; sonst könnten sie mich ohne Entsetzen nicht anschauen. Das Stubenmädle vermeidet sorgfältig mich anzublicken, denn die müßte wenigstens in ein respectwidriges Lachen ausbrechen. — Sie werden nun schon wieder einige Briefe von mir erhalten haben. Ich lass' es nicht daran fehlen; auch in Zukunft. Sie haben mich von Ihrer Theilnahme so überführt, daß ich jetzt ganz keck mit meinen Krankengeschichten herausrücke. Und bin ich einmal gesund, so werden Sie auch das oft genug zu hören bekommen.

Die Besucher halten sich noch immer ferne. Graf Alexander schreibt mir zuweilen. Ich antworte sparsam, indem ich besorge, daß ihm meine Zettel ansteckungsverdächtig sind, und er wer weiß welche Räucherungsproceduren damit vornimmt, bevor er sie berührt. Ein großartiger Hasenfuß in diesem Punkte! Die Wittwe des berühmten Theologen ..... auf der Durchreise wünschte mich kennen zu lernen, und hätte meine Krankheit gar nicht gescheut. Doch ich will daraus nicht folgern, daß weibliche Neugier stärker sey als männliche Freundschaft. Ich dankte für die Ehre.

Es bleibt bei der Unwiderruflichkeit des 20. Juni. Jetzt kann ich schon sprechen, denn ich fühle mich bereits dampfschiff- und eilwagenfest.

Tausend Grüße an Max und die Kinder! Ihr Niembsch.

Stuttgart, 6. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Diesen Brief schreib' ich Ihnen mit gewaschenen Händen und gewaschenem Kopfe. Der letztere ist es nur figürlich, und zwar durch Ihren Brief, für welchen ich Ihnen nicht genug danken kann. Er ist heilsam, o heilsam!

Mir geht es fortwährend vortrefflich. Das Wetter ist schön und so warm, daß man mit dem schlimmsten Willen sich gar nicht verkühlen könnte. Meine Gesellschaft beschränkt sich fast allein auf Reinbeck und Emilie. Ein guter Zeitvertreib hat sich mir im Damenspiel geboten. Ein kolossales Spielbrett wird auf mein Bett gelegt, und abwechselnd wird von mir bald dem guten Reinbeck, bald Emilien eine Niederlage beigebracht. Reinbeck, der als Schachspieler nicht unbedeutend zu seyn behauptet, fühlt als solcher seinen Stolz gekränkt, daß er im gemeinen Damenspiel nicht aufkommen kann, und Emilie bricht oft in Klagen aus über ihre Bornirtheit, wie sie es nennt. Das unterhält mich. Des Abends wird mir zuweilen Musik gebracht von musikalischen barmherzigen Schwestern. Wenn das Clavierzimmer offen steht, so kann ich durch meine etwas geöffnete Thüre, vor der mich eine spanische Wand schützt, jeden Ton hören. Diese unsichtbar hörbaren Spenderinnen sind: Fräulein Leibnitz, Zumsteeg, Evers und Madame Heinrich. Die Leistungen an Clavier und Gesang waren bis jetzt sehr dankenswerth. Die Evers, welche ich noch nicht kenne, hat eine sehr frische und gute Jugendstimme, und, so viel ich aus dem Vortrage einiger Lieder entnehme, auch gute Methode. Besonders angesprochen hat mich mein von Evers in Musik gesetztes Gedicht: „Ach wärst Du mein, es wär' ein schönes Leben!“ [1]

Heute sagte mir der Arzt, daß wir diese und noch die folgende Woche wichtig nehmen müßten, sodann aber ein kleiner Ausflug mir schon gestattet seyn werde. Dann sind vier Wochen vorüber. Ich will übrigens gerne noch freiwillig einige Tage zulegen, um alle Möglichkeit einer nachzügelnden Kränklichkeit abzuschneiden. So etwas würde mich als ein wahres Unglück treffen.

Noch einmal Dank für den letzten Brief. Ich habe jedes Wort

[1] „An *.“ Es ist an Sophie selbst gerichtet.

Ihrer schönen, mir so befreundeten Seele in die Schatzkammer lieber Erinnerungen niedergelegt, deren ich von Ihnen viele bewahre und bewahren werde mit meinem letzten Gedanken.

(Nun folgt im Briefe Lenau's Gedicht: „Am Sarge eines Schwermüthigen, der sich selbst den Tod gegeben.")

Wenn ich nur schon wüßte, wie es Ihnen gefällt, liebe Sophie! Mir ist dieses Gedicht so recht warm und stetig aus der Brust gequollen, wie schon lange keines mehr. Es ist Ihnen geweiht. Leben Sie wohl! Bin ich auch manchmal unartig, so glauben Sie mir doch: ich stelle Sie hoch, oder vielmehr: ich erkenne es freudig, wie hoch Sie Gott gestellt hat. Grüßen Sie Freund Max und Kinder.

Unwandelbar Ihr Niembsch.

Es ist das eben bezeichnete Lied eine Erinnerung Lenau's an den hochachtbaren Dichter Johann Mayrhofer in Wien, dessen sinnvolle Lieder durch die Tonsetzung seines Freundes Schubert eine größere Verbreitung erlangten, und der sich am 5. Hornung 1836 aus Schwermuth freiwillig den Tod gegeben hatte. Oder war dieß Lied zugleich ein geahnter Vorlaut der eigenen furchtbaren Oktobertage des Jahres 1844? Fast sollte man es glauben dürfen, nachdem, als er es dichtete — Zeuge seines Briefes vom 1. Mai 1841 — der Dämon des Verderbens deutlich in ihm sich regte.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, 9. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Gar nicht recht ist es mir, daß Sie Ihre Briefe an mich nicht mit der vollsten Zuversicht schreiben, mir damit große Freude zu machen, denn ich befürchte von diesem Mangel an Selbstvertrauen ein Seltnerwerden Ihrer Briefe, der immer mit Sehnsucht erwarteten, mit größter Freude empfangenen. Darum soll es mir lieb seyn, wenn Sie, so lange ich hier bin, immer noch ein Restchen Besorgniß über meine Gesundheit und damit den Wunsch behalten, häufige Nachricht von mir zu bekommen.

Dann schreiben Sie selbst auch fleißig. Mir geht es immer gut und besser, doch mit der Häutung zu langsam. Warum nimmt die Natur nicht ein paar Gesellen auf, um schneller damit fertig zu werden? Oft befällt mich eine Ungeduld, daß ich zum Fenster hinausspringen möchte. Mir ist mein Zimmer schon unerträglich geworden. Zum Glück darf ich doch wieder etwas meine Geige streichen.

Im Gregorius Turonensis, dessen Geschichte der Franken ich mit Interesse durchlese, hab' ich noch keinen Stoff gefunden, vielleicht stoß' ich aber noch auf einen solchen. Im dritten Buche traf ich die Anekdote, woraus Grillparzer sein „Weh dem, der lügt" gemacht hat. Es ist mir unbegreiflich, wie ihn dieß schale Zeug zu einer größeren Arbeit erhitzen konnte.

Heute erhielt ich folgende Stegreifverse von Kerner:

Berlin, wie verständig, wie weise bist du!
Ich steh' vor dem Thore und höre dir zu.
Heraus fährt ein Windstoß und hebt mich empor,
Ich friere, ich falle nach Wien vor ein Thor.
Draus strömt es wie Sonne und wärmt mir die Brust;
Wie wird mir's gemüthlich! O Wien, meine Lust!
Wie möcht' ich dich preisen, wie singen allwärts:
Berlin ein Gehirn ist, doch Wien ist ein Herz!

Die Gräfin Helene hat das Schleimfieber. Die Reinbecks haben den Ausschlag schon gehabt und pflegen mich treu und ohne Scheu.

Gestern Abend spielten die Zumsteeg und L. mir ein Beethoven'sches Quintett vierhändig. Sodann spielte die L. den Trauermarsch, den ich so sehr liebe. Plötzlich aber brach er ab, und ich wußte nicht warum, und ärgerte mich, bis Emilie herüberkam und mir erzählte, die L. sey mit einemmal vor Trema ohnmächtig geworden, kalt wie eine Leiche und habe müssen gelabt werden; ich aber habe lachen müssen. Doch was hilft das alles? Ich wollt', es wäre Reisenszeit und alles schon vorüber. Mit meiner Kinderkrankheit muß ich auch etwas von der Kindernatur abbekommen haben, denn ich freue mich in der That wie ein Kind nach Ischl. Der Kutscher, der mich da hineinfahren wird, soll ein herrliches Trinkgeld haben. Wäre es mit meiner Krankheit schief gegangen, so könnt' ich

jetzt schon draußen liegen, wo man kein Posthorn mehr schallen hört und die Ungeduld im Herzen ausgeschlagen hat. Leben Sie wohl, liebe Sophie, und grüßen Sie mir die Unsern herzlich. Ihr Niembsch.

Stuttgart, 12. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Meine völlige Genesung ist das Einzige, was ich hier abwarten werde. Ueber meine Gedichte ist noch nicht contrahirt worden, da Cotta abwesend war und es wahrscheinlich noch ist; doch hat er mir vor seiner Abreise Vollmacht gegeben, in seiner Officin drucken zu lassen, was und wann ich wolle. Ich kann mir die Correctur meiner Gedichte nach Ischl schicken lassen oder auch ganz ersparen. Die Albigenser will ich, so lang ich noch hier bin, druckbar machen, gut oder übel, gleichviel; ich streife sie mit meiner alten Haut ab für immer!

Der Doktor hat mir erlaubt, heute mein Zimmer zu verlassen und eine Stunde in den Gemächern meiner Hauswirthe herumzuwandeln, allein ich thu's nicht. Ich wage nicht das Geringste, denn mir liegt alles daran, bald ganz hinauszukommen. Was ist daran gewonnen, das Zimmer zu wechseln, wenn ich das Land nicht wechseln kann?

Sie fragen nach meiner Kost und Eßlust. Ich darf alles essen und es schmeckt auch. Die Schwestern Emiliens wechseln mit ihr ab, mir was Gutes zu kochen. Die Kräfte sind wieder da und mit ihnen wächst meine Ungeduld. Das Arbeiten greift mich nicht mehr an, freut mich aber nicht, selbst Musik, selbst Beethoven nicht. Ich bin mißmuthig, das können Sie schon aus meiner Schreibart sehen. Es sind lauter Hacksätze. Fahren Sie nur recht oft nach Weinhaus und bleiben dort viel im Garten, liebe Sophie! Die Angegriffenheit Ihrer Brust hat mich sehr erschreckt. Wenn Sie die Reise nach Ischl vorbereiten, so beschwöre ich Sie, es gelassen und langsam zu thun.

Mein erlauchter Hasenfuß hat sich noch immer nicht blicken lassen. Der wird sich wundern und sehr getäuscht finden, wenn er glaubt, ich werde nach meiner Genesung noch zu haben seyn. Die Gelegenheit zu schwatzen mit mir ist ihm für dießmal unwiederbringlich verloren. Kaum

genesen, bin ich auch dagewesen. Ich lasse mir für meine Reise einen tüchtigen Mantel machen, und will, sobald es sich thun läßt, in kleinen Stationen ohne Anstrengung fortwandern. Vierzehn Tage von heut werd' ich noch im Hause bleiben müssen, dann gewöhn' ich mich allmählig an die Luft und sehe mich nach einem Hauderer um. Ja, nach einem Hauderer; dießmal will ich bequem reisen. Im Juni sehen wir uns. Mir ist mein hiesiger Aufenthalt dießmal so ganz verleidet, daß ich gern mit jedem gesunden Handwerksburschen tauschen und zu Fuß davonlaufen möchte. Nun ich aber ein armer, reconvalescirender Teufel bin, muß ich schon mit einem Hauderer anbinden. Da fahr' ich den ersten Tag bis Ulm, den zweiten nach Augsburg, dann München, Wasserburg, Salzburg, Ischl. Oder: 1) nach Ulm; 2) und 3) bis Regensburg zu Wasser; 4) nach Linz; 5) nach Ischl. Auch ich hoffe in der ersten Juniwoche flügg zu seyn. In fünf oder sechs Tagen bin ich schon wieder gut Freund mit der Luft, wenn ich einmal ausgehen kann. Schreiben Sie mir fleißig, ich bitte Sie herzlich. Sie erhalten in diesem Monat noch sechs Briefe von mir.

Nehmen Sie Ihre bisherigen lateinischen Aufgaben alle mit nach Ischl, damit ich beiläufig sehen kann, auf welcher Stufe Sie stehen. Ernst hat wohl dieselben Pensa. Nur langsam einpacken und sich schön dabei helfen lassen! hören Sie? Nichts Schweres heben, den häuslichen Eifer bezähmen und nicht zum Räumfieber steigen lassen! Leben Sie wohl, theure Sophie! Grüßen Sie Max und die Ihrigen alle. Ihr Niembsch.

Stuttgart, 14. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Sie sind nicht wohl. O, werden Sie nicht krank, sorgen Sie dafür, werden Sie nicht krank! Lieber würde ich meine Muse todt daliegen sehen, als Sie in Lebensgefahr. Daß ich selbst lieber in Freuden mich begraben ließe, um Sie zu erhalten, versteht sich von selbst, viel weniger sagen! Sie, theure Freundin, haben — was an meinem Talente das Beste ist — Sie haben mein Herz gebildet; dafür gibt es keinen würdigen Dank, als den ich so eben ausgesprochen. Soll ein Baum kräftig und

sicher zum Himmel gedeihen, so muß er fest und beharrlich im Boden wurzeln. Ich stehe und wachse in Ihrer Freundschaft. Jedes hochwallende grüne Blättlein an mir zeugt von einer heimisch und wohlgeborgenen Wurzel. Einst scheide ich von dieser Welt mit dem freudigen Bekenntnisse, daß Sie, theure Frau, es waren, die mir den Wurm des Zweifels geknickt und den Sturm des Hasses gestillt, die — an Geist und Herz mächtig wie wenige Ihres Geschlechtes — in einem höhern Lebenskreise das für mich gethan, was jene längst modernde andere theure Frau so gerne gethan hätte. O, liebe Sophie, beruhigen Sie mich doch bald mit besserer Nachricht! So sehr bin ich von diesem Gedanken eingenommen, daß ich keinen andern für Sie haben und schreiben kann, wenn es nicht der ist, den Sie gerne vernehmen: daß es immer besser geht.

Leben Sie wohl mit herzlichen Grüßen an Max, die Eltern und Ihre Kinder. Ihr Niembsch.

Schonen Sie sich beim Einpacken und bei allen Reiserüstungen; hören Sie!!! Ich bitte Sie!!! Nicht zu viel Abschiedsbesuche auf einmal; nur Alles langsam, langsam mit Würde und Anstand! Es schickt sich ja nicht einmal, so herumzufahren! Hören Sie!!!

Stuttgart, den 16. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Sehr freut es mich, daß Ihnen mein Lied gefällt. Das ist gut, das muntert auf. Ihre Lobsprüche sind Hafer für meinen Pegasus, der beste, der für ihn gewachsen ist. Kann gar nicht schaden, wenn Sie zuweilen davon aufschütten. Sie können mein Siegel schon wieder ohne alle Sorglichkeit brechen, liebe Sophie! Meine Briefe sagen Ihnen alle, daß ich seit dieser Krankheit gesunder bin, als lang vorher. Gestern war Dr. Schelling bei mir, unter allen mir bekannten Aerzten mir der liebste. Als er so neben mir dasaß, und ich ihn mit großem Wohlgefallen betrachtete, mußte ich mir denken: wärest du doch in Wien für meine liebe Sophie! Dieses Mannes Gesicht ist eine so überaus einnehmende Mischung von Weisheit und Kindlichkeit, wie ich noch nie gesehen. Ich stellte mancherlei Fragen an ihn, die angelegenste unter andern: ob ich bald reisen

dürfe? Der Herrliche antwortete mir, daß ich nach vier oder fünf Ausgängen sofort mich ohne Gefahr auf die Reise begeben könne; nur keine Nachtfahrten!

Das stimmt ja trefflich mit meinem Hauderer zusammen. Seyen Sie nur nicht traurig, liebe Sophie; ich will es an „recht vielen guten, freundlichen Worten, die Sie brauchen," so lang ich lebe, nicht fehlen lassen. Sie spenden dafür zuweilen von Ihrem köstlichen Haber; nicht wahr?!

Im Herbst nach Wien.

Noch ist mein Stübchen still und keineswegs zu einer Rauch- und Schwatzstube geworden, wenigstens das Letztere nicht. So wohlgethan hat mir die Einsamkeit meiner Krankheit, daß ich wünschen muß, ich hätte für die meisten Besucher immerdar so etwas abschreckend Unnahbares.

Die Welt wird nicht auf mich hereinbrechen, sondern ich werde sobald als möglich von hier hinausbrechen. Noch diesen Monat muß ich mich hüten, dann bin ich frei und flügg. Mein großer grauer Ischler Regenmantel ist bereits in der Mache.

Ich war nicht sehr matt als ich aufstand, und bin es jetzt gar nicht mehr. Der Appetit ist vortrefflich; viele hundert Spargeln waren sein Opfer. Der liebe Arthur, daß er nach mir gefragt hat! Ich grüße ihn schön dafür. Leben Sie wohl, theure Sophie! Grüßen Sie! — Ihr Niembsch.

Stuttgart, den 18. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Meine angenehme Gewohnheit, abwechselnd den einen Tag einen Brief zu bekommen, den andern einen zu schreiben, hat, was das Bekommen betrifft, schon wieder einen Stoß erlitten. Nur in der sichern Erwartung, daß sich der heutige Abend besser bei mir einstellen wird, schreibe ich Ihnen schon wieder.

Ich schreibe dießmal gar zu gerne. Der Briefknopf scheint mir eben erst in der letzten Krankheit aufgegangen zu seyn; doch ist er es nur gegen Sie, liebe Sophie!

Ich bin jetzt über die Albigenser her. Der Wille ist lebhaft, und das ist schon sehr viel. Zwei Gesänge, von den ersten, und gerade die fatalsten, habe ich umgearbeitet, und in einen Gesang umgesungen. Jetzt klingt es; doch behält der Stoff allzeit eine gewisse Widerhaarigkeit, und meine Muse, die ärmste, muß schon gegen den Stachel lecken. Das kann ihr aber nur nützen, indem es ihr die Zunge stärkt. Mir geht es recht gut, liebe Sophie, und nach Ihrem Briefe glaube ich mit Freuden das Nämliche von Ihnen. Doch wiederhole ich meine Bitte um Schonung Ihrer Gesundheit, namentlich bei den Reisebereitungen auf das dringendste. Wenn man sich nicht gehütet hat, Andern so lieb und theuer zu werden wie Sie, so hat man sich dadurch die Verpflichtung zugezogen, auch Andern zu liebe auf sich selbst Acht zu haben. Also gelassen, gelassen!

Das Wetter hier ist fortwährend herrlich. Man hat schon Heuernte gemacht.

Meine Gesundheit bessert sich fühlends mit jedem Tage. Schon kann ich mit großer Anstrengung arbeiten ohne allen Nachtheil. Hauderer, sey mir gegrüßt, sey mir geküßt!

Mein Freund Max soll mir doch auch einmal antworten. Daß Karl Groß bei Ihnen war, freut mich sehr; ich werde ihm nächstens schreiben. Bringen Sie doch dem Brautpaare L. C. meine Glückwünsche, und meinem lieben Nachbarn, wie allen den Seinigen, meinen lieben Gruß. Gott sey um Sie, wie er in Ihnen ist, liebe, gute, einzige Sophie!

Grüßen Sie meine Freunde. Niembsch.

Stuttgart, den 20. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Wer weiß, ob Sie dieser Brief noch in Wien antrifft. Daß Sie der Hochzeit entwischen wollen, ist natürlich. Die Verwandten des Bräutigams sind Ihnen zu unnatürlich. So ein Aristokratenweibel, das sich Ihnen, liebe Sophie, entgegenspreizt, muß Einem Herzweh machen.

Wann wird die Welt vom Adel genesen? — Alte Klage, alte Frage!

Mir geht es halt noch immer sehr gut. Sie werden an meinem Appetit eine Freude haben. Ich lasse vorläufig die Kathi grüßen, um mich

bei ihr gut anzuschreiben. Bei uns ist das Wetter gar nicht rauh; gestern Nacht um ein Uhr wies mein Thermometer 20 Grad.

Meine Abschuppung ist beinahe vorüber, nur an den Händen bin ich noch ein Zerrissener.

Max, dem ich nächstens wieder schreiben werde, macht mir einen schmeichelhaften, zugleich komischen Vorschlag. Ich soll N—s Hofmeister seyn, d. h. mein Honorar in Gastein an meinen Zögling verlieren. Die erste Frage: „Wo sind die Karten?" Die zweite: „Wo sind die Würfel?" Die dritte: „Ist Niemand da, dem man die beiden alten Kindsköpfe zur Aufsicht geben kann?" Ich freue mich jetzt viel zu sehr nach Ischl, als daß ich einem anderweitigen Reiseplan auch nur scherzweise Raum geben könnte. Wenn dieser Brief noch in Wien erbrochen wird, so lassen Sie meine ernstliche Bitte nicht verloren seyn: schonen Sie sich vor und auf der Reise sorgfältigst!

So hat der arme Arthur schon wieder einen Unfall gehabt? Er soll, was er tanzen gelernt hat, fleißig üben, um seinen Füßlein, die ein etwas schweres Corpusculum zu tragen haben, mehr Festigkeit und Sicherheit zu geben, der liebe herzige Spitzbub. Meine Zoe bekommt ein schönes Tüchel, das ich ihr an meinem ersten Sonntag in Ischl umhängen werde. Auf das Roserl freue ich mich sehr; das bekommt auch ein Tüchel.

Gestern hat sich hier ein junger, talentvoller Maler, Namens B., mit Kohlen erstickt. Auf seinem Tische lag ein Brief an August Wilhelm Schlegel, dessen natürlicher Sohn er war. Besonders glücklich soll er Bettelbuben gemacht haben im Geschmacke Murillo's.

Ich werde nicht lange auf mich warten lassen. Die Albigenser müssen gut thun. Das himmlische Ischl soll mich zu einer neuen Arbeit ermuntern.

Leben Sie wohl, liebe Sophie; leb' wohl, Max; lebt wohl, Kinder! Ihr Niembsch.

Stuttgart, den 23. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Mißlich ist es, an Jemand zu schreiben, von dem man nicht weiß, wo er ist. Fixire ich Sie in Wien, so schnellen Sie mir nach Isc[illegible]

hinüber; und rede ich Sie hier an, so entweichen Sie nach Wien zurück. Ich stelle mich mit meinen Fragen, Wünschen und Grüßen also zwischen Wien und Ischl auf, und lasse Sie vorüberfahren. Wie geht es, liebe Freundin? Warum schreiben Sie so selten? Warum hat sich Ihre Schreiblust bereits zu einem viertägigen Fieber herabgestimmt? Das sind so Fragen, die ich der Ferne, der unzureichenden Bestie übergebe, ohne eine Antwort zu bekommen, die ich doch auf der Stelle haben möchte. Den Raum hat der Teufel erfunden, sagt Karl Daub, und o wie hat Karl Daub recht! Die Zeit hat der Teufel zwar auch erfunden, doch die ist schon besser, weil flüssig und sich selbst auffressend. Heut ists die fünfte Woche vorbei, daß ich so verflucht erröthen mußte, daß ich leicht hätte erbleichen können, wenn ich anders fern von Ihnen sterben dürfte. Das aber darf nicht geschehen, und ich werde Ihnen einst in meiner letzten Stunde gewiß sehr überzeugende Worte von der Unsterblichkeit sagen, und von unserem Wiedersehen im väterlichen Hause.

Leben Sie wohl, liebes Sopherl! Niembsch.

Stuttgart, den 26. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Ich sitze ganz stolz an meinem Schreibtische. So gut ist es mir zum erstenmal geworden, daß ich drei Briefe von Ihnen zugleich zu beantworten habe. Dank, Dank, liebe Sophie, für die schönen beglückenden Blätter! Nun will ich aber auch gewissenhaft und genau Alles sagen, was Sie wissen wollen. Dr. Schelling hab' ich allerdings erst während meiner Krankheit in seiner vollen Liebenswürdigkeit kennen gelernt. Mein Ordinarius war Dr. Becher, auch ein geschickter Arzt, der mich schon früher behandelt hatte. Cotta ist seit einem Tage von Dotternhausen zurück. Er hat im voraus allen Bedingungen zugestimmt, welche ich ihm in Betreff meiner Albigenser machen würde. An diesen habe ich die Tage unablässig gearbeitet, und sie bis auf weniges ganz wieder abgeschrieben, und dabei hier und dort Verbesserungen angebracht. Alles werd' ich thun, um das Manuscript hier lassen zu können. Sie haben recht; diese Albigenser sind ein wahrer Hemmschuh. Beim Abschreiben hab' ich die Arbeit genau

geprüft und gefunden, daß der Stoff selbst durchaus fragmentarischer Natur ist, und sich nicht anders als in einzelnen Schilderungen poetisch bearbeiten läßt. Mehrere von meinen Gesängen find' ich gut, und zwar so gut, daß die schwächeren schon mitlaufen können. Ueberhaupt will ich an meinem Motto festhalten: „Sie sollen's fressen!" Es wird doch zur Zeit in Deutschland nichts Besseres gemacht. Die Taschenausgabe meiner Gedichte wird bis zur Herbstmesse gedruckt und die Correctur von mir in Ischl gemacht werden.

Sie reisen morgen ab? Reisen Sie glücklich. Mir ist bange. Zöppritz hat vor einigen Tagen eine Fracht Wolle in der Donau verloren; das Schiff scheiterte bei Linz. Der Unfall des Dampfschiffes Sophia kommt noch dazu, um mich zu beunruhigen.

Könnt' ich Sie doch in Linz erwarten! Gott gebe Ihnen und den lieben Kindern und der Schwester seine verläßlichsten Schutzgeister bei. Ich bete zu den Wellen und zu den Felsen.

Auf ausdrückliches Verlangen meines Arztes und aufgemuntert durch das wärmste Wetter bin ich bereits vor acht Tagen im Garten gewesen, und zeither auch schon einigemal in der Stadt herum. Ich schreibe Ihnen das erst heute, weil ich der Nachricht gleich die beruhigende Versicherung beigeben wollte, daß mir die Ausgänge vollkommen gut bekommen sind. Ich bin freigesprochen. Nun reise ich auch bald. Den Tag zeige ich in meinem nächsten Briefe an.

Ich hoffe am 15. Juni bei Ihnen zu seyn. Ja, der Trutschi ist ein sehr liebes Kind, und ich will ihn noch besonders an mein Herz ziehen, und, wenn ichs im Stande bin, ihm auch noch nützlich werden. Sie haben recht, die Zahnlücke ist traurig. Ein Göttersommer soll das werden in unserem schönen Ischl. Ich freue mich unbeschreiblich darauf. Wir wollen wandeln, liebe Sophie, auf- und abwandeln. Der liebe Ernstl soll mir schön übersetzen, und Sie, theure Schülerin, sollen mir recht tief in die lateinische Grammatik schauen. Sie werden solche noch sehr anziehend finden. Der dumme Schneider hat mir mit meinem Mantel eine Confusion gemacht, und bringt ihn mir erst dieser Tage. Dann hab' ich nur noch mit Cotta über das Irdische zu verhandeln, um sofort dem Himmlischen zuzureisen. Grüßen Sie Liebroserl und Kinderlein. Ihr Niembsch.

Stuttgart, den 1. Juni 1841.

Liebe Sophie!

Leider kann ich wegen der rauhen Witterung und meiner abermaligen Zahngeschwulst den Tag meiner Abreise heute noch nicht bestimmen, zweifle aber nicht, daß ich bis 15. d. M. in Ischl seyn werde. Indem ich dieses schreibe, seyd Ihr, meine Lieben, wohl schon an Ort und Stelle, und Sie werden mir mein Kämmerlein vielleicht schon gewählt haben. Ich bin sehr mißmuthig über diese Möglichkeit einer Verzögerung, doch glaube ich nicht, daß die ganze rheumatische Geschichte mehr als drei Tage verderben wird. Einstweilen bin ich aber höchst verdrießlich. Cotta, der Schuß, war kaum hier angekommen, als er auch schon wieder nach seinem Landgute Hipfelhof abfuhr. Wenn ich ihn nicht habhaft werden kann, so fahre ich auch so davon. Die Hauptsache ist doch schon im Allgemeinen festgesetzt: die Gedichte (Taschenformat) werden gedruckt, sobald ich sie hergebe. Hallberger fügt sich, also bin ich quasi im Reinen; ich sage mirs wenigstens selbst vor, um nur fort zu können. Meine Ungeduld ist die ärgste Krankheit. Bis 15. muß ich bei Euch seyn. Lebt wohl. Ihr Niembsch.

Stuttgart, den 4. Juni 1841.

Liebe Sophie!

Schelling erklärte heute, daß bei der großen Empfindlichkeit meiner neuen Haut, die sich bereits durch eine Zahngeschwulst ausgesprochen hat, und bei der etwas rauhen Witterung — vor acht Tagen schlechterdings ans Reisen nicht zu denken sey. Das ist das Letzte, was ich mir gefallen lasse, dann aber versteh' ich keinen Spaß mehr und reise.

Also am 12. d. M. reise ich ab.

Sie haben aus einem meiner Briefe herausgelesen, daß ich eine Lust nach Gastein hätte, trotz meiner ausdrücklichen Erklärung, daß ich nicht einmal im Scherz einen andern Reiseplan als den nach Ischl fassen könnte. So sehr freue und sehne ich mich nach Ischl, daß ich einen andern Weg, der von dort noch weiter führt, nicht einmal zu einer kleineren Spazierfahrt einschlagen mag, und weder nach Weinsberg fahre, noch

nach Waiblingen, ja nicht einmal zu bewegen bin, Alexander einmal nach Serach zu begleiten. Gestern hab' ich mir den bösen Zahn, weil er mich am Reisen hätte hindern können, ausziehen lassen; kurz, ich lebe ganz in dem Gedanken bald bei Euch zu seyn, und muß nun sehen, daß Sie, liebes Sopherl, mich verkennen! Ich bin auch verdrießlich, verdrießlich wie Sie, und wohl noch etwas mehr.

Gott sey mit Ihnen! Der lieben Rosalie wünsch' ich herzlichst die wohlthätigste Wirkung der Gebirgsluft auf ihr theures schönes Leben. Tausend Grüße an die Kinder. Erholen Sie sich und freuen sich lieber auf unser Wiedersehen, als daß Sie mir grollen. Leben Sie wohl, theuerste, liebste Freundin! Ihr Niembsch.

Niembsch an Sophie in Ischl.

Stuttgart, den 8. Juni 1841.

Liebe Sophie!

Samstag den 12. reise ich ab. Noch hab' ich zwar rheumatisches Leiden, einen Schmerz im Hüftgelenke, wogegen ich einen ausgedehnten Zugpflasterfleck applicirte, doch am festgesetzten Tage setze ich mich, wenn es auch bis dahin mit meinen Leiden nicht abgethan seyn sollte, sammt Schmerz und Pflaster in den Wagen, und fahre zu Ihnen. Diese letzten Tage sind für meine hiesigen Freunde die verlorensten von allen, denn meine Ungeduld wächst mit jeder Stunde. Wahrscheinlich reise ich zu Lande des abscheulichen Wetters wegen. Nach meiner Berechnung treffe ich am 16. in Ischl ein.

Eine wundersame Ungeduld hat sich meiner bemächtigt, so daß ich durchaus nichts arbeiten, thun und denken kann. Keine Ruhe als im Grabe. Das Alter wird mich nicht kühlen, denn ich fühle vielmehr mit dem Zunehmen desselben eine immer höhere Steigerung meines heftigen Gemüths. Gestern und heut hat mich M. besucht, und mir von Ihrem guten und Rosaliens üblem Aussehen erzählt. Ich hoffe von Ischl das Beste für das gute, liebe Mädchen. Auch ich werde der Erholung bedürfen. Die Krankheit hat mir doch zugesetzt, erst jetzt spüre ich's. Von einem ordentlichen Briefe kann nicht mehr die Rede seyn. Leben Sie wohl, liebe Sophie! Ihr Niembsch.

Niembsch besuchte am 14. Juni 1841 auf seiner Durchreise in München Emma Niendorf und ihre Schwester, Agnese v. G., wie erstere in ihrem Buche S. 43 umständlich mittheilte. Es belustigte ihn, daß die bayerische Zofe, als sie ihm die Corridorthüre öffnete, beim ersten Blicke rief: „Ja, Sie sind gewiß der Herr v. Lenau, auf den die gnädig' Frau und die gnädig' Fräulein schon so lang' warten!“ — Niembsch blieb zu Tische bei ihnen. Er versäumte nicht, mit großem Ergötzen von einem Traume Emiliens zu erzählen, voll prächtigen Humors; sie habe unsern Dichter gesehen in den Armen eines riesenhaften alten Weibes. Alpenblumen trug sie an der Brust. Ihre grauen Locken rollten sich herab; sie blieb aber ganz kalt bei seinen Liebkosungen, und da kam heraus, daß es — die Madame Steyermark sey!

Niembsch bezeichnete eine gewisse modische Allerweltsbildung mit dem schlagenden Ausdrucke „Millefleurs-Bildung.“ — Zu Emilie, wenn er unwillkommenen Widerspruch erfuhr, pflegte er immer zu sagen: „O Sie protestantischer Sauerampfer!!!“

Heute klagte Emma Niendorf, daß ihr von klein auf überall das Schreckensecho lähmend entgegen dröhnte: „Nur nicht exaltirt!“ und daß man überhaupt in diesem Klima so Vieles: „Exaltation“ nennt.

„„Da heißen sie mich überspannt,““ versetzte Niembsch — „„ich bin es nicht; sie sind schlaff.““ — Er fügte lachend hinzu: „Schweine und Biere sind die Hauptmomente, auf die man hier überall stößt. Ich war einmal um fünf Uhr Morgens mit dem Eilwagen angekommen. Da fragte mich Einer um acht Uhr in der Frühe: „„Wann sind Sie angekommen?““ — „Heute um fünf.“ — „„Wie schmeckt Ihnen unser Bier?““ —

Emma erinnerte ihn an ein kleines Abenteuer auf einer seiner letzten Reisen nach Stuttgart. Auf dem Eilwagen saß er neben einer Dame. Sie hatte seinen Namen gehört. Nach seiner Gewohnheit wünschte er zu rauchen; aber ihm fehlt das Stückchen Flor, das er beim Anzünden der Pfeife mit Raffinement des Schmauchers obenauf zu legen pflegt. Da nimmt die Dame ihre Tüllhaube vom Kopfe, reißt sie in Trümmer und opfert sie dem Liebling der Götter.

Von einer lyrischen Sängerin ward muthwillig behauptet, sie brauche

wegen ihrer Gedichte zwei Liebhaber, einen glücklichen und einen unglücklichen. Ueber eine vornehme Ausländerin, die sich durch reine klassische Körperformen, aber auch durch frivole Gemüthsart auszeichnet, und deßhalb jetzt, da die Blüthe gewichen, fast unschön erscheinen mag, äußerte er: „Eben diese Regelmäßigkeit ist so häßlich an ihr, wie ein Schweinstall, der im gothischen Style erbaut."

Nach Tische kam Graf H. Auch an ihm bewährte sich wieder die Magie von Lenau's Wesen. Im Herzen getroffen von seiner Geistesvornehmheit, blickte der schöne Jüngling zu ihm auf, die brausende Studentennatur, und war liebenswürdiger, artiger mit ihm, als mit der reizendsten Fürstin bei Hofe. Josephine Lang, welche Lenaulieder komponirt hat, eilte gleichfalls auf einen Wink herbei und sang abwechselnd mit Agnese. Besonders ergriff ihn der von dieser gesungene Vers aus seinem Gedichte: „Scheideblick."

„Scheiden mußt' ich ohne Wiederkehr."

Später sang man das „zerrissene Herz" von Maltitz. „Ich muß den Text gegen Sie vertheidigen," erwiederte Lenau auf eine leichte Kritik von Emma. „Es hat wirklich einen tiefen Sinn: „Nimm, was Götter nur verstehen, nimm ein ganz zerrissenes Herz!"" Das ist, wie Lessing sagt: „Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, hat keinen," so auch: „Wem über gewisse Dinge das Herz nicht zerreißt, hat keines."

Abends brachte ihn Graf H. und Emma zu Wagen mit einem Umwege durch den englischen Garten an sein Hotel: „Die Traube."

Niembsch an Max in Wien.

Ischl, den 14. Juni 1841.

Mit meinen vertrakten Albigensern bin ich halt immer noch nicht fertig. Nie mehr will ich eine Arbeit unternehmen, bei welchem der terminus ad quem nicht vorhinein klar.

Niembsch an Emilie.

Ischl, den 19. Juni 1841.

Ischl hat mich mit gutem Wetter begrüßt, und bereits fühle ich das Wohlthätige der Gebirgsluft an der Zunahme meiner Kräfte und an der Wiederkehr der Lust zum Arbeiten. Das erste Abendroth auf den Höhen, die erste Alpenstimme einer Jodlerin haben mich mit dem alten, nie zu schwächenden Zauber ergriffen. Auch liegt auf allen Hügeln die duftende Mahd der Alpenkräuter und würzt mir jeden Athemzug. Ein schönes Land! Ich habe gestern mit meinen Soolenbädern begonnen, und werde sie fleißig fortgebrauchen.

Gleichfalls.

Ischl, den 7. Juli 1841.

Mein Fuß ist noch immer eine Qual und Hemmniß in allen meinen Unternehmungen zu Berge. Ich habe anhaltend gebadet, und doch will der tiefnistende Schmerz nicht weichen. Meine Stimmung ist auch nicht die beste. Das Arbeiten geht bis jetzt nur so atomistisch vorwärts; in einen rechten Zug bin ich noch nicht gekommen. — Mein Fuß verstimmt mich, indem ich glaube, ein rechtes Gichtleiden hat bei mir seinen Anfang gemacht.

Ein solches Leiden, vielfach in seinen quälenden Erscheinungen und unübersehbar in seinem Verlaufe, ist eine schwere Last für's Leben.

Niembsch an Karl Evers in Wiesbaden.

Ischl, den 18. Juli 1841.

Mein vielgeliebter Evers!

Vergib, daß ich Dir Dein liebes Schreiben erst heute beantworte. Ich war auf einem Ausfluge nach Steiermark abwesend von hier, und dann von unaufschieblichen Correcturgeschäften so eingenommen, daß ich in der That zu entschuldigen bin. Daß übrigens Dein Andenken durch alle Eindrücke einer großen Natur und durch alle Arbeiten nicht verdunkelt werden konnte, magst Du mir auf mein ehrliches Wort glauben! Oft

gedenk' ich Deiner und mit aller Neigung, die mein Herz Deiner tüchtigen Persönlichkeit und Deiner edlen Freundschaft schuldig ist. Ich lebe hier ziemlich vergnügt; zur vollen Freudigkeit fehlt die volle Gesundheit.

Noch immer ist der fatale Schmerz meiner linken Hüfte nicht gewichen, er trotzt allen Bädern und wird mich wahrscheinlich veranlassen, von Ischl fort und nach Fusch bei Gastein zu ziehen, um dort die Quelle zu trinken, die als besonders heilkräftig gegen gichtische Leiden gerühmt wird. Wenn ich wüßte, daß es bei meinen gegenwärtigen Leiden ein Bewenden hätte, so läge mir nicht so viel daran; doch hat mir wahrscheinlich die Gicht ihren Schmerzenssamen ins Hüftgelenk gestreut, damit er von dort aus nach und nach die sämmtlichen Aestlein und Zweiglein meiner Nerven als böse Schmarotzerpflanze umranke und mich allmählig aufreibe.

Wie geht es Dir, mein lieber Evers? Ich habe auf Deinen Arzt in Wiesbaden viel Vertrauen und hoffe von den Bädern das Beste für Dein räthselhaftes Leiden. Am Ende steckts bei Dir auch blos in den Nerven, während die Stuttgarter Aerzte nur immer von organischen Entartungen sprachen. Schreibe mir doch recht bald, damit unsere Correspondenz in einen ordentlichen Gang kommt, vor Allem aber, damit ich über Deinen Zustand beruhigt werde.

Nach Allem, was ich aus Wien vernommen, war der Erfolg Deiner Schwester zwar kein schlagender, doch ein sehr ehrenwerther und scheint die Theilnahme für die junge Künstlerin mit dem öfteren Auftreten derselben noch immer zu steigen. Es würde mich sehr freuen, wenn sie nach Ischl käme, wo ich sie trotz meines schlechten Beines herum geleiten würde.

Ueber meine Reiseplane für den Herbst kann ich vorerst noch nichts Bestimmtes mittheilen; das Alles hängt von meiner Hüfte ab. Die Nachrichten von Reinbecks waren bisher etwas beunruhigend. Der alte Herr klagt über häufige Wiederkehr seiner Kolikbeschwerden, was immer bei seinem hohen unsicheren Alter leider sehr bedrohlich scheint.

Die Geige wird wacker gestrichen. Es geht, wie ich glaube, mit jedem Tage vorwärts. Die Eingangsakkorde der großen Sonate bring' ich bereits völlig rein heraus. Wenn ich nur schon wieder mit Dir spielen,

rauchen, plaudern und Kaffee trinken könnte! Lebe wohl und schreibe bald. Ich umarme Dich herzlich. Dein treuer Niembsch.

Niembsch an Schurz.

Ischl, 18. Juli 1841.

Mein geliebter Bruder!

Die Briefe kommen selten, aber von Herzen. Ich sitze wieder in den schönen Bergen; sitze, denn ich habe ein krankes Bein. Da hat sich so ein Dämon von Gicht in das linke Hüftgelenk geworfen, und behauptet seinen Platz, allen Bädern zum Trotz.

Wenns nicht bald besser wird, verlasse ich Ischl und wandere nach Fusch bei Gastein, und trinke dort täglich zwanzig Seidel von dem gichtbesiegenden Quell.

Deine Gedichte sind schön gedruckt. Ich habe ein Exemplar an Emilie und eins an Karl Mayer abgegeben, zehn Exemplare für Dich mitgenommen. Schleifer hab' ich noch nicht gesehen, da ich von München über Salzburg reiste. Soll ich ihm nicht auch ein Exemplar schicken? Doch das versteht sich von selbst, ich hätte es bereits thun sollen.

Von meinen Gedichten, den sämmtlichen, wird gegenwärtig bei Cotta eine sehr elegante Taschenausgabe gedruckt. Moritz Schwind liefert zwei Zeichnungen zu verzierenden Stahlstichen.

So bald sich mir eine Gelegenheit bietet, schicke ich Dir Deine Gedichte. Nun werden sich bald die Recensenten regen. Der Eindruck des ganzen Buches kann nach meiner Ueberzeugung nur auf die Bosheit ein ungünstiger seyn; doch da die Bosheit und die Dummheit durch unsere deutschen kritischen Journale, wenige ausgenommen, treulich Hand in Hand gehen, so magst Du Dich, theurer Freund, immerhin mit einer harpunendichten Panzerhaut überziehen.

Grüße mir meine innigst geliebte Schwester Therese. Wie lebt sie? wo lebt sie? Schreibe mir recht bald hieher, denn ich ziehe wahrscheinlich nach Fusch. Wenn Du nur einmal mit Weib und Kind, mit Sack und Pack in unsere Gebirge kämest! Es ist lange her, daß wir eine schöne

Gegend zusammen gesehen haben. Neuberg war die letzte. Hast Du keine Staubferienreise vor?

Leb' wohl, geliebter Bruder! Ich umarme Dich und Theresen und eure Kinder herzlich. Dein treuer Niembsch.

Niembsch an Sophie in Ischl.

Lend, 30. Juli 1841.

Liebe Sophie!

Gestern sind wir nach einer hübschen Fahrt zur Gosauschmiede und einem Eierspeisfrühstück daselbst, sodann nach Auf- und Abkletterung der Zwieselalpe, wo die Aussicht überaus herrlich war, und endlich nach einer Fahrt durch das hübsche Annaberg und Martinsthal, Abends neun Uhr in Hüttau angekommen. Die Aussicht von der Zwieselalpe machte für mich den Tag aus, doch mußte ich diesen Genuß mit Schmerzen an meinem linken Bein erkaufen, alles Uebrige war leidlicher Beschaffenheit, und nicht erheblich genug, als daß ich es schriftlich recapituliren möchte. Heute plätscherte uns beim Erwachen so ein rechter Gebirgsregen entgegen. Wir fuhren aber dessen ungeachtet weiter, und langten zu Mittag hier an. Nach Tisch wollten E. und Ernstl einen Spaziergang zur Klamm machen; ich wollte allein seyn und blieb zu Hause. Morgen früh setzen wir den Weg nach Fusch fort. Ich bin recht froh, daß ich den Ernst mithabe. Er ist ein lieber guter Junge. Wenn ich nur schon Fusch gesehen hätte und wieder bei Ihnen und der lieben Rosalie wäre!

Das Wetter scheint diesen Abend besser zu werden. N. wird heute hier erwartet, und ihm will ich diesen Brief mitgeben.

Die Gebirge von Fusch sollen durch starken Schnee unersteiglich geworden seyn. Mit fünf Tagen wird also die Reise beschlossen seyn können. Meine Laune ist übel zugerichtet. Leben Sie wohl, theure Sophie! Herzlich grüße ich mein liebes Roserl und die Kinder. Ihr Niembsch.

Die Rückkunft nach Ischl erfolgte am 5. August 1841.

Niembsch an Emilie.

Ischl, 27. August 1841.

Meine Alpenwanderungen sind nunmehr geschlossen. Der Ausflug nach dem Pinzgau, und namentlich nach dem herrlichen Thal von Fusch war ein sehr lohnender. Schönen Dank für die Erinnerung an meinen Geburtstag. Er hat mir das vierzigste Jahr eröffnet. Wenn Rückert recht hat, daß mit vierzig Jahren die Höh' erklommen sey, so bin ich mit meiner Culmination nicht zufrieden, und ich trete meine Reise nach Thal verdrossen und traurig an. Ich war eben nicht fleißig genug und der Abend überrascht mich mitten unter meinen Wünschen, Entwürfen und Halbheiten. Sey es drum! Es herrscht in der Natur wie in der Menschengeschichte keine rechte Wirthschaft; wird vieles vergeudet und weggeworfen. Mein Gichtleiden hat sich merklich gebessert; doch der böse Funke, nur unter Asche schlummernd, bricht von Zeit zu Zeit wieder hervor. Noch immer, trotz aller Gebirgsluft, trag' ich die Nachübel meines Scharlachs in mir herum. Das größte davon ist eine totale Verstimmung, ein Unmuth, vor dem Gott jeden Christen und Heiden bewahre. In Stuttgart sogar, während meiner Krankheit, war meine Seelenstimmung eine frohere.

Einen sprechenden Beweis dieser heillosen Stimmung lieferte Niembsch damit, daß er am 6. September plötzlich von Ischl wienwärts nach Gmunden davon fuhr, woselbst er aber, den hastigen Fluchtversuch bereuend und aufgebend, stracks wieder um- und am 7. nach Ischl zurückkehrte. Der kleine Trutschi sah vom Fenster herab in der Gasse ihn anlangen, und rief freudig den Andern im Zimmer zu: „Der Niembsch, der Niembsch kommt!" Die Andern glaubten es aber dem Kinde nicht, und beeilten sich nicht ans Fenster zu springen. Als sie darauf doch hinzutraten, war Niembsch schon vorüber, und der Knabe behielt Unrecht; allein bald erhärtete der einlaufende nachstehende Brief dennoch die Wahrheit seiner Worte:

Ischl, den 7. September 1841.

Staunende Freundin!

Liebe Sophie!

Wenn den beiden verehrlichen Auböckshäusern, dem großen wie dem kleinen, schon mein Abreisen närrisch vorkam, so wird ihnen meine

schleunige Umkehr und namentlich das Motiv dazu, vollends toll erscheinen. In vermeintlicher Flucht vor dem Sklavenjubel bin ich eigentlich von dem Regen in die Traufe gerathen, denn in Ebensee wüthete die Huldigung auf das Empörendste. Der viele Aerger, den ich dort, und schlechter Hirschbraten, den ich in Gmunden geschluckt, haben mir die Nacht verdorben, und allerlei böse Träume verursacht. Mir träumte, ich wäre, in Wien angekommen, vom Nervenfieber befallen worden, und das träumte mir mit einer so warnenden überzeugenden Lebhaftigkeit, daß ich in meinem Aberglauben mich zur schleunigen Rückkehr um so eher entschloß, als ich überdieß mein Manuscript in Ischl vergessen, eigentlich in den unrechten Koffer gepackt hatte, ferner noch ein fremdes wunderschönes Hemd, dessen Restituirung an den vielleicht bald abreisenden Eigenthümer mir am Herzen liegt, in meiner Bagage fand, und endlich noch den Schlüssel zur Kürschnerspelunke in meiner Rocktasche entdeckte.

Ich bin also wieder da, schreibe aber erst diesen Brief, weil ich lieber über meine Schrift, als über meine, trotz aller ihrer Absonderlichkeit von mir sehr in Ehren gehaltene Person, die erste Frische des Auslachens ergehen lassen will. Ist einige Beruhigung der löblichen Zwerchfelle eingetreten, so bitte ich mir hievon einen gütigsten Wink zu geben, damit ich den Rest des Spottes, des verhallenden, über mich ergehen lasse, wenn Sie nicht vielleicht meine Gemeinschaft scheuen, als eines Menschen, cui non est sanum sinciput. Niembsch.

Niembsch wurde gleichwohl mit schallendem Gelächter empfangen, in welches er selbst herzlich einstimmte.

Niembsch an Emilie.

Ischl, 24. September 1841.

Mit mir und meiner Stimmung geht es um nichts besser. Ich finde in meinem Leben zu viel Verlornes, Versäumtes und Verfehltes, als daß ich bei meinem angebornen Hange zum Mißmuth nicht immer tiefer hineingerathen sollte. Gegenwärtig bin ich allein, meine ganze Gesellschaft ist fortgezogen. Mit meinem Fuße geht es wohl besser, doch ist mir —

ich glaube von meiner Krankheit — eine ganz fatale Nervenreizbarkeit zurückgeblieben. Schon eine Spazierfahrt macht mir eine schlaflose Nacht. Vielleicht sind es auch die Soolenbäder, die ich hier gebrauche, und die auf manche Naturen ungemein aufregend wirken sollen. Kurz, dießmal bin ich mit Ischl nicht zufrieden.

Niembsch an Evers in Stuttgart.

Ischl, 24. September 1841.

Du warst in der Schweiz und hoffentlich guter Dinge, während ich in Ischl saß und an meinem alten stets wachsenden Unmuth nagte. Mein Körper ist eine pure Niederträchtigkeit; Alles ist störend, aufregend, und was weiß ich, für diesen Lumpen. Kaum daß er Kraft genug aufbringt, um den Fiedelbogen nicht fallen zu lassen; an ein tüchtiges Arbeiten ist bei mir nicht mehr zu denken. Alles stockt und wird bitter, wie die stockenden Bitterkeiten meiner Leber.

Sey nicht unwirsch, lieber Alter, daß ich mich so lange nicht gerührt und Dir nicht geschrieben habe; Alleinseyn thut mir oft so noth, daß ich nicht einmal an einen theuern Freund schreiben mag.

Ischl hat mich dießmal auch nicht frisch gemacht; Partien konnte ich dießmal nur sehr wenige mitmachen, weil mich das Fahren angreift. Brüderchen, ich habe schon den Erdgeruch in der Nase; mir scheint, sie schaufeln mich bald hinunter.

Du kannst die Größe meines Mißvergnügens aus der Antwort ermessen, die ich hier gewöhnlich meinen Freunden gab, wenn sie mich zu einer Lustfahrt einluden: „Lasset mich aus mit diesen Gebirgseseleien!" — Das scheint denn doch schon so ziemlich das letzte Loch meiner Pfeiferei zu seyn. Dazu kamen noch die allerfluchwürdigsten Cigarren, die jemals die Finger eines Schurken gedreht haben, kaiserliche Cigarren, duftend wie angebrannte Weichselzöpfe.

Mein Fuß ist besser, aber meine Nerven sind desto schlechter. Ich glaube mich mit den hiesigen Soolenbädern ruinirt zu haben; auf die unbedeutendste Anstrengung bin ich caput; mein Schlaf ist ein scheues Reh;

mein Appetit launisch wie meine Seele. Leb' wohl! Freund! Grüße deine Mutter und Schwester schönstens. Dein getreuer Niembsch.

So bald ich kann, komm' ich.

Niembsch kehrte bald darauf nach Wien zurück, wo ihm der Winter so still und sachte vorüberschlich, daß eben nichts davon zu vermelden steht, als nur, daß er Anfangs am Mehlmarkt im Casino, jetzt Hotel Munsch Z. 1045 im zweiten Stocke, gegenüber der Kapuzinerkirche, sehr prächtig; die zwei letzten Monate jedoch am Franziskanerplatze 911, der Franziskanerkirche gegenüber, aber mit den Fenstern in die Weihburggasse, im vierten Stocke, sehr anspruchslos wohnte.

Er hatte keine bleibende Stätte auf Erden. Moritz Hartmann, der Dichter, bemerkt von Niembsch: „Er führte in Wien ein Nomadenleben und wohnte bald hier, bald dort, bald in einer einfachen bürgerlichen Stube, bald in einem glänzenden Gemache. Er sagte es selbst, daß er nach einer abgemachten Lebensperiode oder nach Vollendung eines Werkes es nicht mehr in derselben Stube aushalten könnte.“

So lange noch die schönen Tage währten, bis in den November hinein, machte er mit seinen gelehrten Freunden Karajan und Wolf kleine Ausgänge in die Umgegend. So z. B. am 4. November, einem Donnerstag, gingen sie um zwei Uhr Nachmittags von der Hofbibliothek aus zum Mittagmahle in eine sehr bescheidene aber gute Kneipe in der Nähe des Schönbrunner Gartens, und bei einbrechender Dunkelheit unter hellen Gesprächen wieder gemüthlich heim. Der immer mehr sich vereinsamende Niembsch bedurfte freundlicher Ansprache.

Niembsch bereitete sich schon Anfangs April 1842 vor, zur Herausgabe seiner endlich, endlich einmal fertig gewordenen Albigenser nach Stuttgart abzugehen. Darnach wollte er einige Monate in Paris zubringen, wozu ihn ein Freund, Professor Romeo Seligmann, mit Einführungsschreiben ausstattete. Aber er kam nach Paris gar nicht und nach Stuttgart erst gegen Ende Mai.

Niembsch an Sophie in Wien.

Linz, 17. Mai 1842.

Liebe Sophie!

Ein paar Worte nur, in Eile, denn B. ante portas, und wir sind ziemlich spät angekommen, da schlechten Wetters wegen das Schiff einige Stunden anlegen mußte. Schlecht war auch die Kost, das Lager, und überhaupt schlecht die Gesellschaft. Ich bin müde von allem, besonders von der Wehmuth unserer Trennung. Lebt wohl! Ich grüße Max und die Kinder von ganzem Herzen. Bald mehr von München aus. Ihr Niembsch.

Von der dießmaligen Durchreise Lenau's durch Salzburg ward uns durch Emma Niendorf (S. 52) Folgendes aufbewahrt:

Er zog ein Messer hervor: „Das ist vortrefflich, das hab' ich in Salzburg gekauft. Ich ging ganz früh in den Laden. Da fand ich einen jungen Menschen, den Gesellen, und auch ein Mädchen, ein gar nettes hübsches Ding; beide sprachen zusammen, und sie gefiel mir so gut, daß, als sie hinausgegangen war, ich zum Gesellen sagte: „„Die ist gar hübsch, Ihr würdet gut zusammenpassen, Ihr solltet ein Liebespaar abgeben.““ — „„Ist schon geschehen!““ erwiederte er so herzvergnügt, daß michs gar sehr freute. Es war des Meisters Tochter. Der Geselle war mit ihr versprochen.“ Wenn Niembsch sagt: „Das freut mich!“ — fügt Emma bei — strahlt es auf in seinem Auge, daß man alles vom Himmel herunterholen möchte, nur damit jener sich freue.

Wie einfach erzählt er, wie packt er nur mit ein paar Worten, stellt alles leibhaftig vor uns hin, seinen Vortrag mit den Blicken vervollständigend.

Niembsch an Sophie.

München, 22. Mai 1842.

Liebe Sophie!

Kaum hatt' ich in Linz das Briefchen an Sie geschrieben, so kamen auch schon B. und H., um den Abend mit mir zuzubringen. Den Morgen

darauf fuhr ich mit der Eisenbahn bis Lambach, und von dort in Gesellschaft von lauter Bräuern und Wirthen, geplagt von ununterbrochenen Biergesprächen, nach Salzburg. Hatten mich die Bierleute schon gelangweilt und geärgert genug, so thaten es auf dem Wege von Salzburg nach München zwei schweizerische Thierärzte noch weit mehr. Wir fuhren zu dritt mit einem Salzburger Landkutscher. Diese Schweizer waren gute Kerle, aber fürchterlich; ihr Sprechen war entsetzlich. Haben Sie es nie gehört, dieses Heraufwürgen und Herausröcheln von Rachenlauten, das vielmehr ein unartikulirtes Erbrechen, denn ein Sprechen zu nennen ist? Kurz, die Kette unangenehmer Eindrücke riß nicht ab bis München.

Bei der Kürze meines hiesigen Aufenthaltes hab' ich mich auf das Besehen von zwei Kirchen beschränkt. Die Ludwigskirche ist in ihren Bauverhältnissen sehr schön, doch der Ton der inneren Verzierungen schien mir ein zu lustiger, und namentlich mißfiel mir das Altarblatt, mit dem jüngsten Gerichte von Cornelius. Ein unerträgliches Figurengewimmel, alles mit lichtfarbenen breiten Gewändern, wogegen die Köpfe, die meist blonden, kaum irgend abstechen und gleichsam in der Garderobe versinken, erschien mir das Ganze fast wie ein himmlischer Tandelmarkt. Das Bild ist häßlich, was auch die Bewunderer Cornelius zu seinem Lobe posaunen mögen.

Dagegen gefiel mir die Allerheiligenkapelle durchaus. Ein herrliches Werk in allen Beziehungen.

Von Bekannten hab' ich hier Niemand gesehen, als meinen alten Traubenwirth, Gmähle und dessen Hausknecht. Heute Nachmittag reise ich auf der Eisenbahn nach Augsburg, und die Nacht auf dem Eilwagen weiter nach Stuttgart, wo ich morgen bis sechs Uhr Abends eintreffe. Ich wollt', ich wäre schon wieder daheim! Leben Sie wohl, liebes Sopherl; bald schreib' ich wieder. Grüße an Max und alle die Ihrigen. Ihr Niembsch.

Ebenfalls.

Stuttgart, 28. Mai 1842.

Liebe Sophie!

Also bin ich wieder in Stuttgart, schier hundert Meilen von Euch entfernt, und dießmal noch in einer Angelegenheit, die mich in ihren

Folgen der Heimath vielleicht entfremden wird. Das ist die Rücksicht, die mich in Beendigung meiner letzten Arbeit und im Betriebe ihrer Veröffentlichung so lau und fast schüchtern seyn ließ; nur die Hoffnung, daß der an die Wand gemalte Teufel dießmal doch nicht kommen werde, gibt mir noch Stimmung und nöthigen Eifer zu meinem Geschäfte. Ich habe die Wünsche meines Lebens in einen engen Raum zusammengeschlossen. Einem Volke, das auf ganz andere Dinge als Poesie zu horchen hat, mit meinen Liedern im Ohr zu liegen, erscheint mir mehr und mehr als chimärisches Treiben, und könnte mich für einen großen Verlust im Leben nicht entschädigen. Mit meiner Gesundheit bin ich zufrieden. Reinbecks und Hartmanns sind über mein Hierseyn sehr erfreut. Graf Alexander sitzt auf Serach mit zweien seiner Kinder, die übrigen mit der Mutter sind in Florenz geblieben. Ihn hab' ich noch nicht gesehen. Evers ist wieder hier. Ueber meine weiteren Sommerplane hab' ich noch nichts bestimmt. Ich danke Ihnen, liebe Sophie, für Ihre Bemühungen zum Geigenmacher Schmid. Er soll den alten schlechten Scherben von Geige haben, jedoch ohne Bogen. Tausend Grüße an Freund Max und die Kinder. Ihr Niembsch.

Ebenfalls.

Stuttgart, 5. Juni 1842.

Liebe Sophie!

Kaum kann ich aus dem Gedränge von Visiten herausathmen, mit dem ich heute zu kämpfen hatte. Die Klinke meiner Thür ist den ganzen lieben Tag nicht kalt geworden von einer Hand nach der andern. Ich soll Ihnen schreiben, wie es mit meinen Stimmungen und Planen steht? Meine Stimmungen sind ein beständiges Streben, wieder zu einer tüchtigen Arbeit zu kommen. Es ist mir wenigstens gelungen, zwei größere Arbeiten zugleich zu beginnen und in jeder sind bereits einige hundert Verse gemacht worden. Mit dem Druck ist begonnen worden.

Baron Münch ist hier, doch nur auf einige Tage.

Gesellschaften besuche ich keine, Einladungen zu Tische acceptire ich keine. Der Strom der Visiten wird mit dem heutigen Schwall wohl

abgelaufen seyn und dann hindert mich nichts mehr am rüstigen Fortschreiten in meinen Arbeiten. Daß Sie nach dem Gebrauche von Karlsbad nicht nach Baden[1] ziehen werden, ist Schade. Sie werden doch nicht in der Stadt bleiben? Leben Sie wohl, liebe Sophie! An Max, dem ich mit Nächstem schreiben werde, viel Schönes, auch den Kindern und dem Hause Ihrer Eltern. Ich muß schließen. Ihr Niembsch.

Ebenfalls.

Stuttgart, 12. Juni 1842.

Liebe Sophie!

Unerträgliche Hitze! schlechtester Humor! Wieder einmal der bekannte fressende Unmuth, nagend an Leib und Seele. Als mir gestern bei Tisch die Aeußerung entfuhr, daß mirs ekle vor allem um und um, wohin ich nur schauen möge, frug mich Reinbeck mit freundlichem Entsetzen: ob er denn auch zu den Gegenständen meines Ekels gehöre? Hypochondrie und Gemüthsschäden.

Sie fragen nach den Trauerspielstoffen? So wie sie vorliegen, sind es keine solchen; die Hauptsache müßte erst hineinerfunden werden. Wann reisen Sie nach Karlsbad? Wann kommen Sie wieder zurück? Und wo werden Sie dann wohnen? An ein dolce far niente[2] ist jetzt bei mir nicht zu denken. Hätte ich auch sonst nichts zu thun, als meine Last vor Unmuth zu tragen, es wäre genug; ich werde aber auch noch anders gedruckt. Sonderbar, wie wenig Freude ich daran habe! Cotta verspricht sich glänzende Erfolge; die Buchhändler warten mit Begierde auf mein neues Buch, wie Cotta mir sagte; doch mich kann nichts locken und reizen mehr in der Welt; ist's halt nichts!

Mein Zimmer ist gegenwärtig ein Backofen zu nennen; läßt die Hitze nicht nach, so verlasse ich es.

Mit der dramatischen Poesie ist's auch nichts. Unsere jetzige Poesie ist ihrem innersten Wesen nach eine lyrische; alles Andere ist ein Gerede

[1] Bei Wien.

[2] Seitdem Wieland so schrieb, anstatt „dolce non far niente," fehlen alle andern Deutschen es ihm glücklich nach.

von außen her, wenn auch Zuhörer genug sich einfinden. Hat denn die dramatische Poesie auch Organe in unserer Zeit? Schwebt sie nicht, wie ein Gespenst, mit bloßem Scheinleib über unsere Bretter? Wen es freut, der mag seine laterna magica immerhin anzünden! Ich habe den Gedanken wieder auf lange hinausgeschoben. Halms neuestes Stück hat nur so viel Wirksames, als es Lyrisches hat.

Leben Sie wohl, liebe, theure Sophie!

Wenn ich mich noch auf irgend was freuen kann, so ist's auf unser Wiedersehen.

Grüße den lieben Kindern. Niembsch.

Wie Niendorf S. 59 erwähnt, wurde damals „Königin Hedwig von Polen" als Stoff für ein Trauerspiel ins Auge gefaßt, aber bald bei Seite gelegt.

Uebrigens habe Niembsch öfter davon gesprochen, wie er sich in spätern Jahren, wenn die Seele aufgehört habe zu blühen, in philosophische Arbeiten zu concentriren gedächte und vielleicht für das Alter geschichtliche Werke vorbehalten wollte. Er seufzte damals einmal: „Unsere Zeit ist nichts für Poesie, nur Politik gilt. Was bin ich? Ich bin ein Stein, der auf einer öden Heide liegt."

Stuttgart, den 16. Juni 1842.

Liebe Sophie!

Ich danke Ihnen für den kleinen und liebenswürdigen Brummer; hör' ich doch aus dem zänkischen Geräusch den wohlklingenden Sinn heraus, daß Ihnen meine Briefe werth sind. Reisen Sie glücklich, liebe Sophie; möge die Natur ihre besten Heilkräfte für Ihr theures Leben aufbieten. Es ist noch niemand von innigeren Wünschen nach Karlsbad begleitet worden, als die meinigen sind, die ich für Sie der Natur ans Herz legen möchte. Oeffnen Sie Ihr Ohr den Aerzten, Ihr Herz der Heiterkeit und Ihr ganzes Leben den wohlthätigen Einflüssen des Himmels und der Erde. Amen, Amen, liebe, herrliche, seltene Frau!

Ich lebe hier ein sehr stilles, eintöniges Leben. Meine Geschäfte,

mit deren Abschluß ich bei Cotta zufrieden seyn kann, indem mir der Großmüthige sogar freiwillig mehr anbot, als ich verlangt hatte, rücken zwar nicht sehr rasch, aber stetig weiter. In drei bis vier Wochen hoffe ich damit fertig zu seyn. Hinsichtlich meiner weitern Reiseplane wird Max wohl Recht behalten, daß solche nicht weit über Stuttgart hinaus reichen dürften. Mit der Gesundheit geht es, der großen Hitze ungeachtet, bis jetzt ganz gut.

Zur Neuigkeit melde ich Ihnen die bevorstehende Verheirathung der Gräfin Marie an Herrn v. Taubenheim. Er hat sieben Jahre um sie gedient.

Sagen Sie Max, es wäre schön, wenn ich seine mystischen Worte von einem baldigen Wiedersehen recht verstanden hätte, und ich mit ihm eine Rundreise zu meinen Freunden in Schwaben thun könnte. Sein Brieflein aber, sine die et consule, sine „Salve!“ und „Vale!“ war so kurz und dunkel, daß ich mich auch irren könnte. Leben Sie wohl, liebe Sophie, auf ein glückliches Wiedersehen! Grüße an die Ihrigen. Ihr Niembsch.

Niembsch an Mayer.

Stuttgart, Juni 1842.

Geliebter Freund!

Ich kann meine eben unter der Presse befindlichen Albigenser, an denen ich hier und dort noch immer ein wenig zu feilen finde, und meine Gedanken jetzt ganz kleben habe, nicht verlassen, auch nicht auf einen Tag, so lieb es mir wäre, Uhland mit Dir zu besuchen. Doch dieß geb' ich darum für ein späteres mal nicht auf. Bringe dem theuren Manne meine herzlichsten Grüße. Vor meiner Abreise aus Württemberg seh' ich ihn gewiß. Schurz küßt Dich brüderlich. Dein Niembsch.

Grüße an Deine Lieben.

Niembsch und Mayer waren übrigens (laut des Letzteren Buch S. 182) schon am 7. Juni 1842 im Garten des Neustädter Bades beisammen, wo sie mit den Hartmann'schen bei einem Mittagsmahle die silberne Hochzeit

Reinbecks mit seiner zweiten Gattin Emilie feierten, der das gleiche Fest früher mit seiner ersten Gattin auch schon begangen hatte.

Es war ein Zeichen gutmüthigen Humors, daß Niembsch späterhin bei Ueberreichung eines eleganten Exemplars seiner Albigenser zu Mayer sagte: „Dir hab' ich das Buch einbinden lassen, weil Du so viele Kinder hast."

Niembsch an Sophie in Karlsbad.

Stuttgart, 28. Juni 1842.

Liebe Sophie!

Vor allen Dingen muß ich Sie in Karlsbad begrüßen und bitten um eine gewissenhafte genaue Erfüllung Ihres Versprechens, sich die Kur recht angelegen seyn zu lassen. Sie sind ja unter Anderem auch eine gute Wirthin, und sollen daher schon aus ökonomischen Gründen dahin trachten, daß die Badekosten nicht vergeblich aufgewendet werden. Ich setze, wie Sie sehen, Alles in Bewegung, und rücke gegen Ihre bekannte Sorglosigkeit (in Beziehung auf Ihre Gesundheit) selbst mit solchen Gründen zu Felde, die mir sonst nicht leicht in den Sinn kommen.

Mit dem Arbeiten geht es so einigermaßen. Die Albigenser nehmen noch immer hier und dort meine Feile in Anspruch; doch ist außerdem noch einiges Andere entstanden. In drei Wochen hoffe ich hier fertig zu seyn; dann besuch' ich noch Uhland und Kerner, und dann — hier liegt ein Schleier auch für mich selbst. So weit ich aber den Lauf der Welt und den meinigen kenne, glaube ich sagen zu können, daß hinter dem Schleier was Himmlisches steckt.

Münch hat hier wohlgefallen. — Ich spiele täglich auf meiner Alten, und es geht mit meinem Spiele auch immer etwas vorwärts. Heute war ich von einem ausgezeichneten Virtuosen Namens Keller besucht, und keck genug, ihm eine halbe Stunde lang vorzufiedeln. Mein Spiel machte zu meiner Verwunderung Eindruck auf ihn und er brach aus in die Exclamation: Herr Jesus, was wäre aus Ihnen geworden, wenn Sie die Geige zum Fach genommen hätten! Wie viel Ton! Ja, etwas Großartiges! — Das freut mich mehr, als wenn meine Albigenser gefallen.

— Dermaleinst werd' ich doch noch ein Beethoven'sches Quartett gut spielen, etwa in einem Jahre.

Otto Prechtler ist hier mit dem Componisten Füchs aus Wien. Die Oesterreicher Poeten kommen gerne nach Stuttgart, weil sie seit meinem Erfolge glauben, daß hier die Lorbeern für sie wachsen.

Von meinen Albigensern werden Sie freilich auch ein Exemplar bekommen, denn ich bin es ja gewohnt, mich Ihnen mit allen meinen Arten und Unarten zu geben. Auf einer mittleren Stufe der Achtung und Neigung gibt man sich in gewählter Toilette des Körpers und der Seele; auf der höchsten aber in jedem Aufzuge. Grüßen Sie mir die liebe Rosalie und Ihre Kinder. Ihr Niembsch.

Stuttgart, 6. Juli 1842.

Liebe Sophie!

Ich bin in diesem Augenblick nicht im Stande, Ihnen auf Ihren letzten Brief zu antworten, wie ich es gerne möchte. Meine Geschäfte umsummen mich wie ein Mückenschwarm. Mit den Albigensern geht es nun rasch vorwärts.

Ich habe noch Vieles daran zu bessern gefunden; erst wenn es Ernst wird und meine Worte in die Welt hinaus müssen, pfleg' ich sie scharf und ganz genau zu mustern, wobei mir dießmal vieles aufstieß, was anders werden mußte.

Ihr theurer Brief ist mir in meine gegenwärtige Lebensdürre wie ein süßer Frühlingsregen hereingekommen und hat mich wahrhaft erquickt und mehr als das.

Meine Reiseplane werde ich nächstens eröffnen.

Meine Briefe sollen Ihnen nicht zum Maße meines Herzens dienen. Ein Blatt, und vielleicht das schlechteste aus einem ganzen immergrünen Walde, ist ein jeder Brief, den Sie von mir erhalten; auch der beste und willkommenste ist nicht mehr.

Ich lebe hier einsam, obgleich Wangenheim und seine Tochter im Hause sind. — Fast den ganzen Tag bin ich arbeitend auf meinem Zimmer, selbst die Geige wird verkürzt. Ich schreibe Ihnen noch in dieser

Woche mit mehr Ruhe. Gott lasse Ihnen Karlsbad gedeihen! Das ist mein Wunsch vor jedem andern. — Leben Sie wohl, liebes Sopherl! Ihr Niembsch.

Niembsch an Ferdinand Wolf in Wien.

Stuttgart, 11. Juli 1842.

Verehrtester Freund!

Ich erlaube mir, Ihnen den Ueberbringer dieser Zeilen, Herrn Dr. Scherer aus Stuttgart, als einen talentvollen Literaten, der zu seinen historischen Arbeiten unsere Hofbibliothek zu benützen wünscht, auf das Angelegentlichste zu empfehlen.

Münch ist hier gewesen und hat um so günstigere Eindrücke zurückgelassen, als alle die irrigen Vorstellungen von diplomatischer Gemessenheit und aristokratischer Vornehmigkeit, mit welchen man seiner persönlichen Bekanntschaft entgegengesehen hatte, in seinem offenen und biederen Wesen eine angenehme Widerlegung fanden.

Ich lebe hier in häuslich freundschaftlicher Einfriedigung still und arbeitsam meine Tage hinunter, nur zuweilen von Hitze, Druckfehlern und einer Gattung großer, schwarzer siestastörender Fliegen geplagt, die mich wie fliegende Baßgeigen umlärmen, und mir schier wie Nachkommen jener summenden Schwärmer auf den provenzalischen Schlachtfeldern erscheinen. Wenn nur nicht von dorther mir auch noch Hornisse kommen! — Das Buch ist beinahe fertig. Der nächste Winter wird, wie ich hoffe, uns wieder in traulichen Abendstunden beisammen finden; die vergangenen sind mir unvergeßlich.

Grüßen Sie mir gefälligst unsern edlen Freund Karajan recht herzlich und behalten Sie mein Andenken, wie das Ihrige als ein theures und lebendiges in meiner Seele besteht.

Ueber meine weitern Reisen habe ich noch nichts beschlossen. Ihr treuer Freund und Verehrer Niembsch.

Niembsch an Sophie in Karlsbad.

Stuttgart, 13. Juli 1842.

Liebe Sophie!

Ihre verdrießlichen Zeilen habe ich gestern erhalten, und sie wurden von mir, da ich mich in der nämlichen Stimmung befinde, als liebe Verwandte ans Herz gedrückt. Ach, liebe Sophie, was soll ich Ihnen denn von meinen Lebensverhältnissen erzählen? Ich besuche fast niemand als etwa Schwab und Pfizer; ich erlebe kaum etwas. Außer meinen altgewohnten freundlichen Hausgenossen gesellten sich seit einigen Tagen noch Wangenheim und seine Tochter, eine Hofdame der Herzogin von Coburg, zu meinem Umgang. Wangenheim ist sehr gesprächig und mittheilend, seine Tochter ein artiges gutes Mädchen. Er hat mir von Rückert erzählt und von dessen dramatischen Arbeiten, auch suchte er mich selbst zu solchen Productionen zu überreden. Ich aber war die ganze Zeit her ausschließend und höchst eifrig mit meinen Albigensern beschäftigt, von denen ich bereits die letzte Revision auf meinem Tische habe. Da die einzelnen Gesänge dieser Dichtung in langen Zwischenräumen und in den verschiedensten Stimmungen entstanden sind, so blieb manches darin unvollständig, abgerissen, unklar, und erst als ich die gedruckte Correctur vor Augen hatte, stieß ich auf die größten Uebelstände, und ich mußte mit dem Aufgebot meiner ganzen Kraft oft bis ein oder zwei in der Nacht arbeiten, um sehr disparate Dinge in einen Zusammenhang, dergleichen ein Buch doch immer haben muß, gleichsam einzurammeln. Davon wird aber die Welt hoffentlich nichts merken, denn, unter uns gesagt, mir steht ein ziemliches Maß von Kunst zu Gebote; meine Abänderungen sind gutgeheilte Beinbrüche. — Trotz der afrikanischen Hitze blieb ich doch so gesund, daß ich bei meiner Arbeit energisch fortmachen konnte. Paris schlag' ich in den Wind, Rügen in den Wind. Im August sehen wir uns wieder. Ich habe auch zählen gelernt. Brauchen Sie das Bad redlich, thun Sie es, liebe Sophie! Morgen besuch' ich Uhland in Tübingen, dann Kerner, Alexander und Karl Mayer. Ich werde ziemlich gleichzeitig mit Ihnen in Wien eintreffen. Grüßen Sie mir Ihre Mutter, Rosalie und die Kinder schönstens, und seyen Sie allerschönstens gegrüßt von Ihrem Niembsch.

Niembsch an Schurz.

Stuttgart, 23. Juli 1842.

Herzgeliebter Bruder!

Reinbeck las mir neulich in Gegenwart des ganzen Hauses und des Ministers v. Wangenheim zu meiner nicht geringen theils Prostitution, theils Freude, Deinen Brief vor, in welchem Du den lieben alten Freund mir als Exekution auf den Hals schickst. Die guten Nachrichten von Dir und den Deinigen fielen wie ein wohlthätiger Regen auf mein dürres und verstocktes Herz; es begann ordentlich darin zu keimen, zu sprossen und zu singen, doch leider noch immer nicht für des Kaltenbrunner Album. Grüße mir denselben schönstens und stelle ihm vor, daß ich mirs ein für allemal zur Norm gemacht habe, mit poetischen Kleinigkeiten nicht mehr in Almanachen aufzutreten und die Kritiker darüber zu provociren. Die Recensenten, wie sie so sind, haben ihre Herzensfreude daran, wenn sie einmal Anlaß finden, ihr Messerlein gegen mich zu wetzen, wenn ich ihnen ein paar wehrlose Liedlein preisgebe; um so mehr ist dieß der Fall, als Almanache gewöhnlich gerade den armseligsten unter den armseligen sogenannten Kritikern zur Beurtheilung zugewiesen werden. Ich habe immer gehofft, es würde mir Stimmung zu einem größeren Alpengedicht kommen, das ich dann gerne ins Album geliefert hätte; doch meine Albigenser haben meine ganze Kraft und Besinnung für sich vindicirt, um ihnen noch die letzte Rundung zu geben, deren sie nach der Gelegenheit des Stoffes und meines Talentes fähig waren. Entschuldige mich, wie Du irgend kannst.

Grüße mir die liebste Tertschi sammt den Kindern auf das Absonderlichallieronkelhafteste. Dir aber zu Deiner nahen guten Aussicht meinen herzlichsten Glückwunsch! Du hast sie redlich verdient. [1]

Vale, fave! In vierzehn Tagen sind die Albigenser fertig. Jacta est alea.

Dein Dich umarmender Bruder Niembsch.

Reinbecks grüßen herzlich und bezeugen ihre Mitfreude an der Besserung der lieben Lori.

---

[1] In eben der Stunde, als ich diesen Brief erhielt, den 18. Juli 1842 um 11 Uhr, gelangte auch meine Ernennung zum Vice-Hofbuchhalter im Münz- und Bergwesen vom Kaiser herunter.

Niembsch an Sophie.

Weinsberg, den 5. August 1842.

Cotta ist von Stuttgart abgereist und hinterließ mir einen Brief, worin er mich beschwor, seine Zurückkunft abzuwarten, indem er noch Vieles mit mir zu besprechen habe. Das hat mich bisher festgehalten. Morgen kommt Cotta zurück, dann reise ich nach Wien. Ihr letzter Brief war mürrisch und verleidete mir alles Schreiben. Es ist auch nichts an dieser Briefsudelei! Lebt wohl! Niembsch.

Hier sey Einiges aus Emma Niendorfs Buch S. 103—149 eingereiht:

Kerner schrieb an dieselbe am 12. Juni 1842 schon: „Niembsch ist ein prosaischer Gesell, daß er in Stuttgart sitzen bleiben kann, und ich halte auf seine Poesie nichts mehr. Sag' es ihm!"

Emilie meldete am 10. Juli an Emma, welche bereits Anfangs Juli zu Kerner gereiset war: „Die Albigenser werden im Laufe dieser Woche die Presse verlassen. Sie haben ihren Dichter bis jetzt so ausschließlich und anhaltend beschäftigt, daß er sonst zu nichts kam, am wenigsten zum Briefschreiben. Kerner soll es ihm verzeihen, ich hab' ihn oft genug gemahnt, nun wird er aber gewiß bald kommen."

Am 16. Juli fuhr Niembsch nach Tübingen zu Uhland, der ihn dringend eingeladen hatte, da er eine große Reise nach dem Norden antreten wollte.

Am 20. Juli Abends endlich kam Niembsch zu Kerner. Dieser hatte schon Morgens erzählt, daß er, was ihm selten geschieht, von Feuer geträumt, und dieß bedeutet in der Symbolik des innern Dichters — Vergnügen. Wie sie so dasaßen, Aug' in Auge, Justinus zu Lenau gebeugt, das war eine Freude zu schauen. „Er ist die Ananas," sagte Kerner. „Das Sanfte und die Wildheit in seinem Gesichte, wie die Ananas!"

Nach Tische sprach man vom Rauchen. „Ich vermöchte keine Zeile zu schreiben ohne meine Pfeife im Munde, erklärte Niembsch. Nur beim Rauchen kommen die Gedanken; es concentrirt. Man glaubt nicht, wie viel gerade auf innerliche Naturen, die sich ins Seelenleben vertiefen, Aeußerlichkeiten Einfluß haben, weit mehr als bei den Durch-

schnittsmenschen. Wenn ich meiner Kappe einen andern Ruck gebe, wenn ich meine Cigarre frisch anzünde, so wirkt das gleich auf mich und gibt mir einen ganz andern Ideengang. Man glaubt nicht, wie man von äußeren Dingen abhängt, und immer mit Gewinn: es erfrischt."

Gelegentlich erwähnte er ein Gedicht, das er einmal gemacht: „Der Teufel an einen Aristokraten," und sagte ein paar kräftige Verse davon her, hinzufügend: „Dieser Aristokratismus, das ist die eingefleischte Vernirtheit. Auch in einem tieferen Sinne, speculativ philosophisch: „Die Menschennatur vermochte nicht den Gedanken ihrer Größe zu fassen und stellte also als Erweiterung des Menschen, als Vervielfältigung, den Adel hin; als höchste Idee den Fürsten, weil sie sich nicht so hoch, nicht zur eignen Bestimmung, nicht zu Gott aufschwingen konnte."

Nach solchen Tischgesprächen gingen sie noch hinaus in die warme, feuchte Nacht. Wie sie so den engen Hohlweg durch die Reben nach der Burg hinschritten, sah Kerner Niembsch an, der bleich im Dunkel schimmerte: „Dein Gesicht glänzt wie Moses."

Am 21. Juli verbrachte man den Nachmittag und einen Theil vom Abend wieder auf der Burg bei den Aeolsharfen. Niembsch stimmte sie vorher lange und mit Geduld; gleich einer Mutter mit ihrem Kinde ging er damit um; und nachher — seine Augen verklärten sich vor Rührung bei ihren Tönen. Er lächelte dankbar, nickte mit dem Haupte.

Noch niemals hatte er diese Harfen so schön gehört. Er, Kerner und Emma saßen stumm da; es war wie ein Gottesdienst oben. Einmal sagte Lenau: „das gäbe ein Requiem."

Abends setzte sich unten Lenau in den Lehnstuhl bei der Ofenecke und hub an gar ungewohnt traulich zu plaudern: „Wien ist mir sehr lieb und bequem, wie ein ausgetretener Stiefel. Die Philisterei an einem kleinen Orte halt' ich nicht aus. Sie ist gewiß dem Dichter noch verderblicher wie die Despotie. Diese reizt ihn auf, jene mergelt ihn aus.

Ich habe etwas Pudelhaftes in meiner Natur; wen ich einmal liebe, zu dem treibt mich's immer wieder; den muß ich immer wieder sehen — das ist die stärkste Fessel! Das hab' ich gefunden: über alle Natur, über alle Kunst geht Menschenwort, das warme, lebendige — und Menschenherz!

Daher begreif' ich auch den Weltumsegler nicht, der Jahre lang von den Seinen fortleben kann. Bei den Aeolsharfen, da ergriff michs so, da glaubt' ich an ein Wiedersehen."

Später sprach er: „Die Albigenser sind das Kühnste, das Großartigste, was ich gemacht habe. Es sind Fresken."

Am 22. Juli um 10 Uhr Morgens holte die Equipage von Baron H. Niembsch, Kerner, Rickele und Emma nach E. ab. Als dort von ländlichem Aufenthalte die Rede war, äußerte Niembsch: „Nichts Landleben für den Dichter! Er bedarf Reibungen, Conflikte!"

Darnach: „Ein Talent ist ein Glück. Man sollte nur lernen lassen, wozu der Trieb treibt. Unsere eklektische Bildung taugt nichts. Von Allem ein Bissen, und wenn man fortgeht, ist der Magen verdorben und öde."

Auch: „Es ist etwas Herrliches, Kinder zu unterrichten. Vorigen Sommer in Ischl war es meine liebste Erholung, einem kleinen Knaben lateinischen Unterricht zu geben. Wo Kinder sind, machen sie's eben lebendig, und wenn sie die größten Dummheiten sagten."

Später wurde der stattlich gewölbte Schloßkeller, so reich gefüllt mit Schätzen der Nachbarhöhen, zu Ehren der Gäste illuminirt. Wie hübsch phantastisch war es da unten! Man pilgerte von Faß zu Faß, kostete von jedem. Niembsch war ganz vergnügt.

Vom Keller ging es durch Hof und Garten in den Pavillon, aus dem man die Ruine von Burg Löwenstein überschaut, zu deren Füßen am einsamen Hange der Friedhof sich hinschmiegt, wo die Seherin von Prevorst schläft unter ihrem goldglitzernden Male. Oben im Kabinet schrieb Niembsch in das Album der Dame, welche ihm die Feder in die Hand gegeben hatte:

„Auf solchem Gang durch einen reichen Keller,
Da schlägt der Puls des Herzens tiefer, schneller.
Auf solchem Gang durch einen grünen Garten,
Da wetzt das Leben aus die alten Scharten."

Abends daheim folgte Lenau's Auge der mit Bewirthung beschäftigten Tochter des Hauses, Emma. „Die schlanke Gestalt der lieblichen Braut!" sagte er. „Ich seh' eine Braut so gern. Das ist eine Zukunft. Ein ganzes Menschenleben in der Knospe, zum Aufbrechen bereit. Und wenn man so ein Kind hat aufwachsen sehen!" Nach einer Weile setzte er hinzu:

„Ich könnte auch Kinder haben, aber die, die ich geliebt, hab' ich nicht heirathen können."

Am 23. Juli Morgens verließ Niembsch Weinsberg. Kerner geleitete ihn nach Heilbronn. Abends war das kleine Schweizerhaus sehr voll, lauter Professoren von dort mit ihren Frauen, darunter auch David Strauß und seine Braut, Agnes Schebest. Kerner theilte mir (Schurz) im Jahre 1850 mit: „Als Niembsch den Savonarola schrieb, vermied er die Bekanntschaft Davids Strauß, Verfassers des Lebens Jesu, der in hiesiger Nähe (in Heilbronn) wohnte. Als er aber die Albigenser schrieb, wünschte er ihn kennen zu lernen; aber dann wollte ihn Strauß, durch den Savonarola empfindlich gemacht, nicht mehr kennen lernen, und so waren sie nicht zusammenzubringen."

Am 2. August klagte Emilie zu Stuttgart in einem Briefe an Emma in Weinsberg: „Niembsch ist seit seiner Rückkehr von Weinsberg immer unwohl; scheint sich in E. den Magen recht gründlich verdorben zu haben, und hat mir in den letzten Tagen ernstliche Sorgen gemacht. Heute geht es ihm zwar wieder etwas besser, doch traut er sich noch nicht zu reisen. Baron Cotta, der ihn gern noch sprechen wollte vor seiner Abreise und inzwischen immer abwesend war, kommt Samstag oder Sonntag (6. oder 7.) hier an, und so lange wird Niembsch noch in unserem Hause verweilen. Kerner schrieb gestern an Julie und äußerte sich in seinem Briefe sehr unzufrieden über eine Stelle in den Albigensern, die er offenbar nicht in ihrem ganzen Zusammenhange las, und sie deßhalb als eine individuelle Glaubensansicht von Niembsch annahm, da sie doch nur eine Albigensische war, von Almerich von Bene aufgestellt. Wir wollten Niembsch den Brief nicht zeigen, und das Mißverständniß gar nicht zur Sprache bringen; allein er sah die befreundete Handschrift, griff ohne anzufragen darnach, las, und fühlte sich, wie ich voraus befürchtete, sehr verletzt dadurch, daß Kerner ihn so mißkennend unter die muthwilligen Zerstörer des Christenthums rechnet."

Nun litt es Niembsch nicht länger in Stuttgart. Als Emma am 4. August nach Sonnenuntergang in die Wohnstube Kerners trat, da

stand Niembsch. Ein Berliner Doktor begleitete ihn. Während er im Schweizerzimmer soupirte, saßen sie um ihn her.

Er war von der besten Laune. „Ich kenne einen Dichter in Wien," sagte er; „wenn ich den frage: „Was machen die Musen?" so antwortet er immer: „Ich lieg' ihnen nicht am Busen!"

Man kam auf Uhland zu reden und auf sein neues Buch über das mittelalterliche Volkslied, aus dem er neulich Lenau in Tübingen vorlas, zu dessen Bewunderung. „Uhland hat sich ganz in Liebe hingegeben an das Mittelalter," sprach er. „So ein Buch ist für unsere Zeit ein Segen. Das klopft einmal wieder an der rechten Thüre, am Herzen. In einer Zeit, wo Alles Abstraction, ist dieß Beschäftigen mit dem alten Volksliede viel werth. Es ist wieder Naturboden. Es ist das Schwerste, Alles so umfassend und prächtig einfach hinzustellen, wie er; man sieht dem Mittelalter bis ins Herz hinein. Und diese Spürkraft, die Uhland hat! Wie der Indianer im Grase, weiß er die leiseste Spur zu finden."

Die Unterhaltung schlüpfte zu den Hegelianern über. „Es ist etwas Großartiges in dieser Negation," erklärte Niembsch. „Es ist der Nord, der die Luft reinigt. Mir bleibt aber eine Philosophie verdächtig, die für die Naturkunde nichts ist, und auch nichts für die Poesie, also nach gar keiner Seite etwas. Wenn ein Hegelianer eine Nachtigall im Gebüsche sieht, die ihren Kropf aufbläht, dann hält er sie für ein Paragraphenzeichen. Ich habe einen geistvollen Hegelianer gesprochen, welcher äußerte: „„Wenn man Alles weg thut, so bleibt in der Welt doch noch ein irrationeller Rest, der nicht zu tilgen ist.""

Lenau schlief wieder in dem Gartenhause, worin er auch früher das Gedicht „Zuflucht" mit dem Beginne:

„Armes Wild im Waldesgrunde"

gemacht, das im II. Bändchen S. 137 vorkommt, und mit dem genau so betitelten des I. Bändchens S. 215 nicht zu verwechseln ist. Ursprünglich war es „An einen jungen Freund" überschrieben, und Theobald Kerner gewidmet, welcher damals noch Gymnasiast war. Es sollte diesem gleichsam eine Mitgabe auf die Universität, in das bewegte Leben hinaus seyn, und zugleich eine Huldigung für die Hausfrau, ein Denkmal für zwei Mütter, für die von Lenau und für das Rickele."

Am 5. August las Kerner aus seines Jugendfreundes Joseph Stoll Gedichten vor; unter andern auch ein Stillleben „Des Müllers Wiederkehr," mit Zeilen endend, welche Niembsch als Refrain aufgriff, der fast durch den ganzen Tag nachtönte:

„Zweimal ist kein Traum zu träumen,
Noch Gebrochnes ganz zu leimen."

Man schlenderte auf die Burg. Die ganze Natur schmachtet vor Dürre. Das Laub fällt von den Aesten. Lenau blieb vor einem der vertrockneten Gebüsche stehen, die sich oben unter Trümmern ausbreiten. „Da seht," sagte er, indem er die welken todten Blätter mit seinem Stocke berührte, daß sie raschelten, „da seht, und dann heißt es, die Natur sey liebevoll und schonend! Nein, sie ist grausam, sie hat kein Mitleid. Die Natur ist erbarmungslos!" rief er mit einer kalten, vorwurfsvollen Schärfe, welche in die Seele schnitt. Es entstand eine Pause der Trostlosigkeit.

Bei Tische erfuhr der Berliner Neckerei, weil er Sympathie zeigte für einen entsprungenen und wieder gefangenen Räuber. „In dem Menschen," äußerte Lenau, „streiten sich zwei Gefühle: das moralische und die Freude an Abenteuern, das poetische Interesse. So empfinde ich unwillkürlich immer nebenbei eine Regung von Bedauern, wenn ich höre, daß eine große Feuersbrunst gelöscht ist."

Es entspann sich mit dem Berliner ein Streit über Preußen und den Süden von Deutschland. Jener behauptete, der Geist gehe von dort aus, wogegen die Anderen einwandten, daß man gerade aus unsern Gegenden die Hauptelemente solcher Macht, die Intelligenzen, die Talente berufen. „Norddeutschland, das von uns empfängt, ist die Frau, Süddeutschland der Mann," sagte Niembsch. „Die Buchbindersfrau aus Balingen, mit der wir gestern reisten," setzte er hinzu, gegen seinen Gefährten gewendet, „die so eine Liebe zur Poesie schlicht und einfach darlegte (sie recitirte uns unter Anderem „Eginhart und Emma" von Langbein), und die Frau v. P. in Wien, die einen Salon macht und alle literarischen Notabilitäten einladet, an wahrer Liebe und wahrem Bedürfnisse der Poesie steht sie der armen Buchbindersfrau nach. Berlin ist die Frau v. P., und wir sind die Buchbindersfrau. Schöpferisches Interesse ist in uns mehr. Der Oesterreicher wirft in seinem Leichtsinne

etwas hin, in welchem dann doch der Berliner selbst wieder viel ideales Streben erkennen muß. Sie möchten eine Eierschale zum Luftballon aufblasen. Das geistige Interesse ist größer in Berlin; im Süden überwiegt die Production. Wir wollen den Berliner zu den Slaven rechnen. Das unterscheidet ihn, daß er immer eine arrière pensée behält. Der Germane schüttet sein Herz bis auf den letzten Neigetropfen aus." „Behalten Sie denn gar nichts mehr zurück?" fragte der preußische Doktor. Da machte Niembsch ein sehr schlaues Gesicht: „Ich komme hier nicht in Betracht; ich bin ein Magyare."

Kerner stand bald nachher auf, kehrte aber gleich aus seinem Schreibstüblein mit einem Papierstreifen zurück, auf welchem noch naß die Zeilen zu lesen:

Berlin und Wien.

Kein Körper kann bestehn mit einem Kopf allein,
Es leget Gott in ihn auch stets ein Herz hinein.
Dem deutschen Körper gab zum Kopfe Gott Berlin,
Als Herz doch legt' er Wien, das herzliche, in ihn.

Nach Tisch sagte Lenau sehr gemüthlich zu Justinus: „Man sollte Dir eine Anstellung geben, daß Du so herum reisen könntest oder treiben, was Du wolltest, z. B. ein Geisterconsul." Die Beiden waren so treu und zärtlich zusammen, daß es einem wohl that, wie eine schöne tiefe Melodie. Niembsch lehnte sein Haupt an Kerner. „Wer weiß," sprach jener, „was es für ein Schicksalstraum ist, daß ich noch einmal hab' zu Dir müssen! Ich kann nicht los von Dir. Er hat mich verhext." Jetzt war's, als wölbte sich ein farbenglänzender Friedensbogen über jenem Mißverständnisse. Justinus sagte voll Liebe zum Freunde: „Mein erstes Gedicht soll an Dich seyn, und an mein Glas von Dir![1] Er schnitt Niembsch, ohne daß der es merkte, mit einer großen Papierscheere ein Löckchen ab, und ging triumphirend heimlich damit fort.

In der Nacht spielte Kerner noch einen Abschied auf der Maultrommel, dann fuhren Alle davon.

---

[1] Wenige Tage darnach war es fertig. Es heißt: „Mein Krystallglas, an Nikolaus Lenau," und ist auch bei Niendorf S. 143 zu lesen. In der Miniaturausgabe der Kerner'schen Gedichte von 1847 steht es S. 322.

Die Mißlaune, welche aus Lenau's Briefe oben vom 5. August an Sophie grollt, verließ ihn auch auf dem Wege nach Wien nicht. Emilie schrieb an Emma am 27. August: „Niembsch kam auf seiner Heimreise in der übelsten Stimmung zu uns nach Heidenheim, blieb kaum einen Tag, und gerade den Morgen vor seinem Geburtstag, den wir so gern mit ihm gefeiert hätten (zugleich mit der Genesung des geliebten Vaters), reiste er ab. Er war mißmuthig, schroff und kalt. Dennoch bat ich für ihn um Vergebung, suchte ihn möglichst zu entschuldigen, schrieb ihm aber doch offen und redlich über sein Unrecht, und fand auch in dem Brief, den ich von ihm (in Stuttgart bei der Zurückkunft) antraf, sein Eingeständniß desselben.

Indeß muß ich Dir gestehen, meine theure Emma, daß mich oft eine wunderbare Scheu vor allen Berühmtheiten anwandelt, die so groß dastehen vor der Welt. So ist es gewiß aber nicht Stabilität, wenn mein Herz mehr an dem alten Niembsch, als an dem fortgeschrittenen Lenau hängt, an dem ursprünglichen Quell seiner Poesien, dem klaren gebirgshellen, mehr, als an dem namhaften Strom, in den schon so viel fremde Bäche eingemündet haben. Es ist dieß Gleichniß auch weniger auf seine Dichtungen, als auf den Dichter selbst zu beziehen, auf sein Herz, das sich immer mehr dem Alten ab- und Neuem zuwendet."

Niembsch an Emilie.

Wien, 21. November 1842.

Mein Mischka[1] ist fertig und freut sich schon, Ihnen vorgestellt zu werden. Sein Wuchs ist zu groß ausgefallen, als daß ich ihn in einem Briefe unterbringen könnte, daher ich mit der Mittheilung schon noch warten muß. Sein Umfang beträgt nämlich an 300 Verse. Was mich an dieser Dichtung freut, ist, daß sie ganz im Tone meiner ältern ungarischen Lieder gehalten, jugendlich frische Naturmittel, ungealterte und durch meine spekulativen Bockssprünge ungeschwächte Originalität an der Stirne trägt. Fast noch mehr aber freut mich daran, daß mir die Veranlassung dazu durch eines Ihrer schönen Bilder geworden ist.

[1] „Mischka an der Marosch."

Niembsch hatte sich dießmal in der großen Schulerstraße, 861, im zweiten Stock, im Durchhause aus der Grünangergasse in die Wollzeile, eingewohnt. Sein Aufenthalt durch den Winter von 1842 auf 1843 ist wieder eine kleine Wüste für uns. Seine von den herrlichsten Blumen umblühten frischen Quellen: seine Briefe — waren wieder versiegt. Es ist fast, als ob er immer eine Art Winterschlaf gemacht hätte. Er besuchte, wie sonst, wieder täglich Neuner, Sophiens Haus und manchmal das ihrer Eltern, und uns in der Vorstadt, dieß aber nur selten, denn er war schon äußerst bequem geworden; das Theater nie, aber öfters Concerte. Uebrigens wurde er immer mürrischer und leutscheuer. Von Begebenheiten sind zwei zu melden: der nach mehrjährigem und unsäglichem Leiden am 26. September 1842 erfolgte Tod unsers väterlichen Freundes Schleifer, der, nur die martervollsten Stunden ausgenommen, doch immer heiter geblieben war. Hier ist der Ort nicht zu einem längeren Nachrufe, den dieser charakterstarke und talentvolle Mann so sehr verdiente. Er mußte sich mühsam durchs Leben fechten und in Dörfern einsam verkümmern. Unter gnädigeren Gestirnen schritte er nicht so weit hinter Lenau, sondern dicht am jüngern Bruder einher, der ihn warm liebte und tief verehrte.

Das zweite Ereigniß war das Jubelfest des berühmten Erzherzogs Karl, Anfangs April 1843. Es vollendete sich das fünfzigste Jahr, seitdem dieser als junger Held das höchste aller kriegerischen Ehrenzeichen, das Maria-Theresienkreuz, auf dem Schlachtfelde erworben. An jenem Tage hielt Kaiser Ferdinand eine glänzende Heerschau in Wien, wobei er das nämliche Maria-Theresien-Großkreuz seinem ruhmwürdigen Oheim Karl anheftete, welches voreinst der unvergeßliche Kaiser Joseph, der Ordensstifterin Sohn, von der eignen Brust genommen und hierauf, ausnahmsweise mit Brillanten überdeckt, dem Eroberer Belgrads, dem Heldengreise Laudon, überreicht hatte.

Zur Verherrlichung jenes Ereignisses veranstaltete auch die Gesellschaft der Wiener Freunde der Tonkunst einen großen Tonwettkampf, der durch ein dichterisches auf den Gefeierten Bezug nehmendes Vorwort eröffnet werden sollte.

Das Weitere erzähle Niembsch selbst durch Emma Niendorf (S. 154): „Niembsch zeigte mir die goldene Medaille, welche er vom Erzherzog Karl

für den Jubiläumsprolog empfing, und die kaum sechs Individuen oder vielmehr gekrönte Häupter erhielten.[1] Sie kam gerade vor der Abreise, ja man bedeutete dem Dichter, diese um eine halbe Stunde zu verschieben, weil noch etwas für ihn anlangen sollte: ein Handschreiben, des Inhalts: daß nur die schnelle Abreise den Erzherzog verhindere, wie er gewünscht hätte, Lenau persönlich das Erinnerungszeichen zu übergeben.

Dieser Prolog, sagte Lenau, ist sehr schnell entstanden. Ich wollte ihn lange nicht übernehmen, weil ich in keiner poetischen Stimmung war. Aber man drängte so und da gab ich nach. Die Idee, mit diesem Concert eine Feier für den Erzherzog zu verbinden, kam erst ganz spät einem der Unternehmer. Ich hatte kaum drei Tage, weil der Schauspieler, der die Dichtung sprach, doch auch noch damit bekannt seyn mußte. Zuerst ging ich, um mich zu inspiriren, auf die Bibliothek und ließ mir die Kriegsberichte aufschlagen, das Aktenmäßige. Zunächst über die Schlacht von Aspern. Das war alles ganz einfach und kurz. Es ergriff mich gleich und ich erkannte, daß diese Schlacht als Hauptmoment dastand. Dann ging ich nach Haus und fing gleich an und war im Zug; in drei Tagen war ich fertig. Dann gingen die Katzbalgereien mit der Censur los. Der Prolog mußte der Censurbehörde übergeben werden. Der Fürst Metternich ließ sich denselben vortragen; er gefiel ihm; nur Eine Stelle war ihm verdächtig: da, wo der Kränkungen Erwähnung geschieht, welche der Erzherzog dulden mußte. Mit einem ganz feinen diplomatischen Bleistift unterstrich mir der Fürst diese Stelle und schickte Jemand zu mir, ich möchte ihm den Gefallen thun und das ändern, worauf ich erwiederte: da diese Stelle meine Gesinnung enthalte, so könne ich sie so wenig streichen und ändern, wie meine Gesinnung. Jetzt ging der Prolog an die Censurbehörde zurück. Die ließen nun die Stelle; bloß Ein Wort darin hatte mir der betreffende Beamte — M.... heißt er — gestrichen mit einer groben Bauernfeder, und statt „bösen Tropfen" „Schmerzenstropfen" darüber geschrieben, worauf ich ihm auf noch derbere Weise sagen ließ:

[1] Erzherzog Karl selbst; dann König Karl Johann XIV. von Schweden; Herzog von Wellington; Ludwig Anton von Bourbon, Graf von Marne; Wilhelm I. König von Württemberg; Wilhelm II. König der Niederlande; Leopold I. König der Belgier; und Karl Albert, König von Sardinien; zusammen acht.

er solle mir meinen Blumengarten nicht beschmutzen. Dann fuhr ich zu ihm. „Das kann sich der Dichter nicht gefallen lassen," sagte ich zu ihm, worauf er entgegnete: „„Ja, es war mir gleich nicht recht, wie ichs hinschrieb."" Er bestand nun auf einer Aenderung, ich blieb aber dabei: „Wenn ich ein Wort ändern soll, so wird der ganze Prolog nicht gesprochen." Ich wußte wohl, daß ich ihnen Trotz bieten durfte, weil denn doch auch der Erzherzog im Hintergrund war, und so errang ich den Sieg über die Censur, der, wie die Verhältnisse dort sind, ein Ereigniß, und auch für die Andern errungen. Es ist unerhört, daß etwas so unverändert gesprochen werden durfte."

Der Wiener Tonkunstfreundeverein ernannte Niembsch unter anerkennendem Dank zum Ehrenmitgliede.

Das Aspernlied erschien zwar mit des Dichters Vorwissen sowohl in der Wiener Zeitschrift als auch in der Augsburger Allgemeinen Zeitung; aber Lenau nahm es niemals in seine Gedichtsammlung auf, daher erst sein Nachlaß es als ein ausgezeichnetes Werk wiedergab. Auch vom erhaltenen bedeutungsschweren Goldehrensolde sprach er nur gegen Vertrautere. So übertrieben mied er auch schon nur den bloßen Schein von lohngieriger Schmeichelei und knechtischer Kriecherei und die Besorgniß, es könnte jenes Heldenlied vielleicht doch hie und da für ein von ihm verpöntes „Fürstenlied" gehalten werden. (S. Nachlaß: „Protest.")[1]

Er hatte seine Reise etwas verschoben, weil im Momente, als er fort wollte, die Milanollos nach Wien kamen, und diese wollte er noch hören. Er hörte sie zuerst in der Probe, wo sie nur vor fünf Personen spielten.

Niembsch an Sophie in Wien.

München, den 29. April 1843.

Liebe Sophie!

Gestern Abend um neun Uhr bin ich nach einer vom übelsten Wetter chicanirten und nur von flüchtigen Mahlzeiten unterbrochenen Fahrt hier

[1] Von den Musikern sagte sogar einmal Niembsch (Niendorf S. 156): sie seyen wie die Hunde, die keinen Augenblick ohne Herren seyn könnten. Jede Linie, die sie schrieben, müßten sie Jemand dediciren.

angekommen, und zwar, wie es scheint, ohne alle nachtheilige Wirkung auf meine Gesundheit. Nur die leidige Erschütterung durch schlechte Wagen auf schlechten Straßen spüre ich noch in allen Gliedern. An den lieben und verehrten Hofrath, Ihren Vater, werde ich schreiben, sobald ich gesammelt und kräftig genug bin, um der Fülle des freudigsten Dankes, die mein Herz bewegt, einigermaßen entsprechende Worte geben zu können. Wie es mir mit allen Empfindungen ergeht, daß sie mir immer lebhafter werden, je weiter ich mich in ihren Gehalt vertiefe, so geschah es auch dießmal, und bis zu einer peinlichen Höhe stieg während des Fahrens mein Unwille, daß ich mit allen Gefühlen der Freude und des Dankes immer weiter fort mußte, statt daß ich damit zu meinem wohlwollenden Freunde geeilt wäre, durch dessen unverkennbare Einwirkung mir eine so hohe Ehre zu Theil geworden.

Einige Tage werde ich in München bleiben, um alles genau zu besehen, was seit einer Reihe von Jahren den schönen Sehenswürdigkeiten dieser Stadt zugewachsen ist; dann gehe ich nach Stuttgart, um dort mein papierenes Glück zu schmieden. Sie sollen oft Nachricht von mir erhalten, liebe Sophie. Leben Sie wohl und schreiben Sie mir bald nach Stuttgart, wo ich am 2. Mai eintreffen werde. Grüße an Max und Kinder, Eltern, Geschwister und Schwäger. Ihr Niembsch.

Ebenfalls.

Stuttgart, den 3. Mai 1843.

Liebe Sophie!

In Gesellschaft zweier Damen, welche von Zeit zu Zeit eine Flasche Wein aus der Seitentasche des Eilwagens hervorzogen, und ohne Glas aus dem Kragen der Bouteille tranken, dann des Dr. Buddeus, mit welchem ich in München zufällig zusammengetroffen, bin ich gestern hier angekommen.

Mein erstes Geschäft, nachdem ich gestern noch zu Abend gegessen und auch Nachts ein wenig ausgeruht hatte, war heute, an Ihren Vater zu schreiben. Der Brief an ihn und der gegenwärtige an Sie, liebe Sophie, gehen heute Abends zugleich nach Wien ab.

Wir haben hier im Hause und in der Familie mehrere Kranke. Die arme Julie liegt seit vierzehn Tagen an Gicht krank und ohne Regungsfähigkeit ihrer Glieder; der alte, gute Hartmann leidet an einem bedenklichen Brustleiden; das älteste Stiefkind der Weisser'schen ist dem Tode nahe, und der alte Bediente Hartmanns, der ehrliche, alte Karl, stirbt wahrscheinlich heute noch. Mariette mit ihren Kindern ist auch hier, was mir um so angenehmer ist, als der Anblick aufblühender Jugend inmitten des Verfallenden und Sterbenden ein wohlthuender und entschädigender ist.

Das Wetter ist seit zwei Tagen sehr schön und wird hoffentlich in dieser erwünschten Eigenschaft noch eine Weile andauern. Morgen beginne ich meine Erkundigungen, Verständigungen und Betreibungen bei der Cotta-schen Buchhandlung. Seyen Sie so gütig, Jemand in die Gerold'sche Buchhandlung zu schicken, und das letzte Heft der „Nibelungen," welches von der Cotta'schen Buchhandlung an die Gerold'sche für mich nach Wien gesendet worden, abholen zu lassen und mir bis zu meiner Zurückkunft aufzubewahren. Herr Schirmer bei Gerold weiß um die Sache und hat das Heft zur Beförderung an mich in Händen. Wenn das Wetter mich nicht daran hindert, so denke ich nach dem Schwarzwald aufzubrechen, etwa gegen Ende dieses Monats.

Dingelstedt ist hier vom König als Privatsekretär, Bibliothekar, Vorleser der Prinzessinnen und Gesellschafter der Majestät angestellt worden. Gratulire.

Leben Sie wohl, theure Sophie, mit Freund Max und allen Eurigen, herzlichst gegrüßt von Ihrem Niembsch.

Ebenfalls.

Stuttgart, den 11. Mai 1843.

Liebe Sophie!

Daß Ihr Brief auf einem bäuerischen Tische geschrieben worden, ist ihm nicht anzusehen, wohl aber, daß er bei seiner Entstehung vom Frühlingshauch durchlüftet wurde, denn er ist sehr freundlich, wofür ich Ihnen herzlich danke.

Gerührt hat mich, was Sie mir von Ihrem lieben Vater schreiben,

wie eifrig er sich bemüht habe, mir das schöne, goldene Stück Ehre noch vor meiner Abreise zukommen zu lassen. Ich habe bereits vor acht Tagen an den edlen und wohlwollenden Freund geschrieben. Sie werden indessen meinen Prolog auch in der „Allgemeinen Zeitung“ gefunden haben. Aus mehr als einem Grunde hab' ich ihn dahin gegeben. Die Veröffentlichung durch die „Wiener Zeitschrift“ schien mir nicht wichtig und solenn genug, und mir war es darum zu thun, daß die Welt selbst sehe, wie ich einen Fürsten besinge.

Ich glaube übrigens, daß eben die Keuschheit meines Lobes es war, was dem Erzherzog an meiner Huldigung zumeist gefiel. Hier in Stuttgart ist man allgemein erfreut, sowohl über das Gedicht, als über die ausgezeichnet ehrende Anerkennung von Seiten des Erzherzogs. Namentlich hat Paul Pfizer sich mit großer Freude darüber geäußert. Der Name des Erzherzogs lebt hier überall in verehrungsvollem Andenken.

Ueber meine Geschäfte kann ich Ihnen Bestimmtes noch nicht mittheilen, weil Cotta's Leute mit dem Resultate der Messe erst von Leipzig zurückerwartet werden. Uebrigens glaubt Cotta selbst an die Nothwendigkeit einer zweiten Auflage der Albigenser, wie auch meiner Gedichte.

Der alte Bediente ist bereits begraben und der fünfzehnjährige Stiefsohn der Lotte wird morgen begraben werden. Julie liegt noch immer mit regungslosen Füßen im Bette. Hartmann hustet; Emilie ebenfalls. Das Wetter ist seit drei Tagen sehr schlecht.

Die Reiseplane werden sich auf ein bescheidenes Maß zusammenziehen.

Leben Sie wohl, liebe Sophie! Leb' wohl, Max, Kinder, und Alle gegrüßt! Ihr Niembsch.

Stuttgart, den 17. Mai 1843.

Liebe Sophie!

Ungestörte Gesundheit und eine mir sehr angenehme Zurückgezogenheit gewisser zeittödterischer Bekanntschaften gewähren mir Kraft und Muße vollauf zu anhaltenden Arbeiten; ich bitte Sie also, theure Sophie, alle Besorgnisse in dieser Hinsicht einzustellen. Bereits hab' ich mich in ein Studium,

wie ein Bulldog in seinen Fang, verbissen, und ich gedenke Sie mit den Ergebnissen desselben seiner Zeit zu überraschen. Von meiner Reise her bin ich jetzt gewohnt, täglich früh aufzustehen, und ich will diese heilsame Angewöhnung nicht so bald wieder ablegen. Ich arbeite täglich acht bis zehn Stunden mit großer Intensivität und Leichtigkeit. Ein Spaziergang im Schloßgarten, wo ein Heer von Nachtigallen gegen meinen alten Mißmuth mit klingendem Spiel loszieht, pflegt mich des Abends zu erfrischen; nur ist leider das Wetter so veränderlich und häufig schlecht, daß darüber abermals ein gutes Stück Frühling ungenossen verloren geht. — Mit Cotta hab' ich für's Erste über eine neue Auflage meiner Gedichte in zwei Oktavbänden vertragsmäßig abgeschlossen. Zweitausend Gulden Rheinisch sind als Honorar bedungen. Binnen vierzehn Tagen werden Cotta's Abgesandte von der Leipziger Messe mit den Resultaten betrefflich meiner übrigen Schriften zurückkehren. Sehr wahrscheinlich wird zur Herbstmesse auch von den Albigensern eine neue Auflage veranstaltet werden, und wenn, wie es scheint, auch meine Gedichte im Taschenformat zur Neige gehen, auch von diesen. Dieses muß ich noch hier abwarten; sodann aber werde ich, ohne mich um die Correcturen persönlich zu bekümmern, Stuttgart verlassen. Weitere Beschlüsse sind noch nicht gefaßt. Meine gute Geige vermisse ich allerdings schwer; doch ich vermisse ja noch viel Größeres, und das stoische: Disce carere! werd' ich mir schon mein Lebenlang vorsagen müssen.

Leben Sie wohl, liebe Sophie, und geben Sie Ihrem Bruder Karl, der vielleicht schon in Wien ist, den beigeschlossenen Zettel. Die Antwort an meinen lieben Trutsch steht auf der Rückseite dieses Blattes.

Lebt Alle wohl! Niembsch.

Niembsch an seinen lieben Trutsch.

Stuttgart, 17. Mai 1843.

Mein lieber Arthur!

Ich danke Dir herzlich für Deinen schöngeschriebenen Brief und gebe Dir die Versicherung, daß Du mir, so klein Du auch noch bist, einer meiner liebsten Correspondenten bist. Auf meiner Reise ist es mir bis

auf das schlechte Wetter gut ergangen. Neulich habe ich beim kleinen Zöppritz sehr schöne Bleisoldaten gesehen, an welchen besonders die Pferde ausgezeichnet waren. Ich werde Dir eine Schachtel davon mitbringen. Grüße mir Deinen lieben Vater schönstens und sag' ihm, daß ich ihm nächstens schreiben werde; auch den Ernst und die Zoe sollst Du von mir grüßen. Fürchte Dich nicht im Dunkeln, sonst mußt Du Dich Dein ganzes Leben fürchten, denn das ganze Leben ist etwas dunkel. Das soll Dir Deine Mutter erklären.

Ich küsse Dich. Dein Freund Niembsch.

Stuttgart, 24. Mai 1843.

Liebe Sophie!

Das üble Wetter, das uns hier fortwährend ärgert, und uns den Frühling so zu sagen unterschlagen hat, scheint auch bei Euch sein Unwesen zu treiben, und wenn es dort nicht besser geht als hier, so dürfte der grüne Ofen in Ihrem Zimmer wohl noch lange Ihnen das angenehmste Grün bleiben, woran Sie sich zu erfreuen haben. Meine Absichten auf Rippoldsau sind durch besagtes Wetter sehr zweifelhaft geworden. Man sagt mir allgemein, die Thäler des Schwarzwaldes seyen nur bei anhaltend schönem Wetter genießbar; bei üblem dagegen rauh und gichtbringend. Meine Geschäfte konnten mittlerweile um nichts vorrücken, weil die Leipziger Daten noch nicht da sind. Cotta ist übrigens gegen mich von einer weit über die gewöhnlichen Schranken hinausreichenden Liebenswürdigkeit und Bereitwilligkeit.

Heute habe ich bei Schwabs zu Mittag gegessen, wo Spargel mit Spätzle mich nicht vergessen ließen, daß ich in Schwaben bin, woran mich freilich auch der in ächtester Sorte gereichte Dialekt lebhaft erinnerte. Ich habe für Schwab, abgesehen von seinen persönlichen Vorzügen, eine treue Liebe, denn er war meine erste Anerkennung und gewissermaßen mein literarischer Ausgangspunkt, auf den ich immer wieder gerne zurückkomme. Wäre er doch bei seinem Horatio geblieben. Das Pfarramt ist doch ein zu beschäftigendes und ruheloses für ihn. Als er mich heute nach Tisch an sein Fenster führte, das eine sehr hübsche Aussicht auf grüne

Bergeshöhen eröffnet, machte ich ihm die schalkhafte Bemerkung: „Gelt, Alter; Jesus Christus gewährt uns eine schöne Aussicht?“ worauf er allerdings mit Würde erwiederte: „„Wenn es nur diese Aussicht wäre, die er mir gibt, so wäre ich nicht da.““ — Das war gut; aber mein Sarkasmus ebenfalls.

Meine Studien mit obligatem Frühaufstehen werden lebhaft fortgetrieben, und ich danke meiner Natur, daß sie mir, je älter ich werde, je mehr Kraft und Lust zu anhaltendem Arbeiten gibt. Das hilft über manche Kluft des Lebens hinweg; Schlafen und Arbeiten sind die besten Springstöcke, an denen wir fort- und hinübergleiten.

Nun feiert Ihr bald die Hochzeit der lieben Johanna, und Strichel, der Glückliche, hat nun bald sein ersehntes Glück eingestrichen. Wohl ihnen beiden!

Grüßen Sie mir den lieben Vater herzlich, wenn er wieder kommt; auch Freund Karl und die übrigen Alle!

In meinem nächsten Briefe kann ich Ihnen hoffentlich schon den Tag meiner Abreise von hier angeben. Hat Max den Orden noch nicht erhalten?

Ich sehne mich nach Bergluft und nach stillerer Einsamkeit, um einen Kranz von Gedichten zu flechten, den ich Ihnen bei meiner Heimkehr ans Herz legen möchte. Leben Sie wohl, theure Sophie! Leb' wohl, lieber Max! Ihr Niembsch.

Stuttgart, 31. Mai 1843.

Liebe Sophie!

Die trübe Stimmung, in der Sie Ihren letzten Brief geschrieben haben, wird hoffentlich nunmehr eben so von selbst vergangen seyn, wie sie Ihnen gekommen war; daher will ich denn auch nicht meine Waffen gegen die bereits flüchtig gewordene gebrauchen, sondern eine heitere an Ihnen begrüßen, und sie bitten, daß sie bleibe und Ihren Briefen eine freundlichere Miene mittheile. In zwei bis drei Tagen wird sich über den weiteren Gang meiner Angelegenheiten Alles entschieden haben. Die Leipziger Sendlinge kommen wahrscheinlich morgen zurück, und ich will dann nicht säumen, mit Cotta ins Klare zu kommen.

Bei Reinbecks ist wieder mehr Sicherheit des Daseyns. Neulich kränkelte zwar der gute alte Hartmann wieder; doch es war nur vorübergehend und er blieb noch in unserer Mitte. Indessen ist er schon so schwach geworden, daß ich ihm nie mehr gute Nacht sagen kann, ohne an die letzte zu denken. Nach Weinsberg werd' ich dießmal nicht reisen. — Leben Sie wohl, liebe Sophie! Ihr Niembsch.

Stuttgart, 8. Juni 1843.

Liebe Sophie!

Noch immer hab' ich die erwartete Auskunft von der Cotta'schen Buchhandlung nicht erhalten; dieselbe wird erst in einigen Tagen von Leipzig aus brieflich ertheilt werden. O, wie bin ich dieses Harrens und Anliegens müde! Schaffen sollte das einzige Geschäft eines Dichters seyn; wir sind zu hart und gemein gehalten auf Erden. Meine Laune, von deren Vortrefflichkeit Sie mehr wissen, als ich selbst, ist gerade gut genug, um mich bei fleißigem Arbeiten zu erhalten. Ich möchte mich gerne zu Tode arbeiten, wie der Seidenwurm, von welchem Goethe's Tasso beneidend sagt:

Verbiete du dem Seidenwurm zu spinnen,
Wenn er sich schon dem Tode näher spinnt!
Das köstliche Geweb' entwickelt er
Aus seinem Innersten und läßt nicht ab,
Bis er in seinen Sarg sich eingeschlossen.
O gäb' ein guter Gott uns auch . . . .

Wir haben heut hier seit langer Zeit den ersten schönen Tag. Regen, Kälte, von seltenen flüchtigen Sonnenblicken unterbrochen, scheinen das Um und Auf dieses schlechten Frühlings zu seyn, und ich kann bei solchen Aussichten mich immer noch nicht entschließen, nach Rippoldsau zu gehen, das bei schlechtem Wetter gar zu düster, naß und kalt seyn soll.

Von Freuden hab' ich Ihnen wenig zu melden. Ein paarmal Beethoven und einige schöne Stunden im Schloßgarten waren so ziemlich meine besten Genüsse. Von Einladungen bin ich gemieden, weil ich jede verbeten habe. Graf Alexander soll in diesen Tagen zurückkommen.

Ihr Vater hat mir einen Brief geschrieben, einen sehr wohlwollenden,

schöngesinnten, herzerfreuenden. Sein darin ausgesprochener Wunsch soll nicht ohne Wirkung bleiben. — Den Neuvermählten wünsche ich nicht Glück, denn das Glück betäubt und verwirrt, und ruft auch nur allzugern sein Gegentheil hervor; aber ich wünsche, daß Ihnen das Leben gerecht seyn möge, und Ihnen überall mit derjenigen Freundlichkeit begegne, deren sie beide würdig sind.

Wenn Freund Fritz [1] noch in Wien ist, so sagen Sie ihm einen guten Gruß von mir. Arthur soll mir auch wieder einmal schreiben. Ich sehe seine kindlichen Schriftzüge gerne, und freue mich, daß er meiner gedenkt. Wie hält sich denn Ernst? — Auch Zoe, das liebe Kind, werde nicht vergessen.

Wenn Rosalie nach Karlsbad reist, so wird sie dort Paul Pfizer sehen können, einen der edelsten gedankenreichsten deutschen Männer. Leider sind auch ihm von dem Ausglühen gediegener metallblanker Gedanken die Schlacken im Unterleibe sitzen geblieben.

Malen Sie mir wieder ein Blümlein auf den Brief. Warum ist das abgekommen? Doch lassen Sie es immerhin, wenn Sie es nicht gerne thun. Leben Sie wohl, liebe Sophie! Ich grüße Max und Ihrer Eltern Haus herzlich. Niembsch.

Niembsch an Sophie.

München, 18. Juni 1843.

Liebe Sophie!

Seit gestern bin ich hier, um meine verschiedenartigen Angelegenheiten ins Reine zu bringen. Es wurde mir in Stuttgart ein Urgens vom österreichischen Judicium delegatum militare mixtum zugestellt, daß ich binnen vierzehn Tagen mich zu erklären habe, ob ich die mir zugedachten Erbansprüche auf die noch vorliegende Obligation aus der Verlassenschaft meiner Großmutter agnosciren wolle oder nicht. Der Schuldschein [2] ist, wie Sie sich vielleicht erinnern, von K. ausgestellt und bei dessen Insolvenz völlig werthlos; gleichwohl müßte ich im Agnoscirungs-

[1] Sophiens jüngerer Bruder.

[2] Ueber 4300 fl. C.M.

falle 351 Gulden C. M. Aerarialgebühren bezahlen, worauf es eigentlich gemünzt scheint. Da jedoch bei der Sache auch meine Schwester Magdalena betheiligt ist, und meine Erklärung in Einverständlichkeit mit der letzteren abgegeben werden soll, so dürfte die Beendigung dieses lästigen Geschäftes noch einige Schwierigkeiten verursachen und wohl gar meine Gegenwart in Wien erfordern. Schurz ist bereits durch mich von Allem unterrichtet; ich erwarte in diesen Tagen seine Nachrichten.

Ich bin unterdessen nach München gegangen, theils um die brieflichen Mittheilungen zu beschleunigen, theils um, wenn ich nach Wien reisen müßte, schon ein Stück unterwegs zu seyn. Hoffentlich wird Alles durch eine Vollmacht an Schurz abzumachen seyn.

Meine Verlagsnotizen sind noch immer nicht eingelaufen. Die Correcturen meiner Gedichte werden mir indessen hieher nachgesendet, und ich benütze meinen hiesigen Aufenthalt zum Studium der hiesigen Kunstsammlung mit Hülfe einer vortrefflichen Geschichte der Malerei. Seit zwölf Tagen habe ich keinen Brief von Ihnen; was ist die Ursache? Schreiben Sie doch bald, und zwar nach München poste restante.

Ueber meine nächste Zukunft kann ich unter den gegenwärtigen Umständen natürlich nichts entscheiden. Eine neue Auflage der Albigenser könnte mich vielleicht, wenn die Wiener Angelegenheiten abgethan sind, veranlassen, jedoch nur auf kurze Zeit, noch einmal nach Stuttgart zu gehen.

Ich bin verstimmt, so lange ohne Nachricht von Euch zu seyn. Wozu haben Sie denn schreiben gelernt, wenn Sie Ihrem besten Freunde nicht schreiben wollen? Grüße an Alle. Niembsch.

Ebenfalls.

München, 23. Juni 1843.

Liebe Sophie!

Ich küsse Ihnen Ihre kunstreiche und freundliche Hand für die schöne rothe Thürsteherin Ihres letzten Briefes, die herzinnige Blume, so wie für den ganzen liebenswürdigen, geistreichen, witzigen Inhalt des Schreibens.

Noch sitze ich in München, auf Briefe wartend. Schurz hat mir in

Betreff der dummen Angelegenheit noch nicht geantwortet, auch die Buchhandlung mir die verlangte Auskunft noch immer nicht zukommen lassen. Unterdessen studire ich hier die Pinakothek und treibe meine andern Arbeiten ebenfalls fort. Das Wetter ist über allen Ausdruck elend und niederträchtig. Der erste Band meiner Gedichte ist bis auf zwei Bogen fertig korrigirt. Mit den letzten zwei Bogen verlasse ich München, das mir um so unangenehmer wird, da die Leute bereits anfangen, mich einzuladen, und ich nächstens einer großen Gesellschaft als Futter für die Neugierde vorgereicht werden soll. Ich aber empfehle mich gehorsamst.

Mit Paul Pfizer, der bereits abgereist seyn muß, habe ich aus eigenem Kupplerinstinkt gesprochen. Ich sagte, er werde in Karlsbad diejenige sehen können, für die ich ihn zum Freier bestimmt hätte; was er sehr freundlich lächelnd und mit der Frage aufnahm, wie sie denn hieße? Ich sagte den Namen der Holden, und ich bin überzeugt, er wird ihn behalten, und die Dame wenigstens auskundschaften.

Der nächste Brief wird Ihnen hoffentlich endlich alle Ihre Fragen beantworten können. Bis jetzt weiß ich selbst noch nichts von meinem nächsten Beginnen. Ihr lieber Vater äußerte in seinem freundlichen Briefe an mich den Wunsch: Ich möchte meine weitergreifenden Ideen über den gefeierten Helden, die ich ihm in brieflicher Prosa mitgetheilt hatte, in poetischer Form ausführen. Grüßen Sie Ernst schönstens, so wie auch Zoe und Arthur. Vielleicht sehen wir uns bald wieder. Die lehrreichsten und nützlichsten Beschäftigungen können mich doch nicht vergessen machen, was ich durch meine Entfernung von Wien entbehren muß. Sie haben recht, mich auf die Flüchtigkeit der Zeit zu verweisen. Wenige Menschen kennen mich, noch wenigere lieben mich und sind von mir geliebt, sterblich sind wir Alle, und freilich sollten die Gleichgesinnten sich ehrlich und ungestört in ihre gemeinsame Spanne Zeit theilen.

Leben Sie wohl, liebe Sophie! Mit herzlichen Grüßen an Max, an welchen ein Brief bereits geschrieben ist, aber einiger fehlender Zusätze wegen erst demnächst abgehen soll. Adressiren Sie den nächsten Brief nach Stuttgart. Niembsch.

C. A. Schlönbach in Coburg sandte mir gefälligst am 22. September 1850 folgenden Beitrag zur Biographie Lenau's:

„Es war Ende Juni 1843, als ich mit sorglichen Empfehlungen von Freiligrath und Kinkel nach Stuttgart reiste, ein junger, überschwänglicher Poet, dem das liebe Schwabenland mit seinen herrlichen Dichtern die schwellendste Hoffnung gegeben hatte, dort Förderung, ein Asyl und — Verleger zu finden. Ich fand aber und — wie ich später erkannte — verdiente auch höchstens nur freundlich persönliche Theilnahme, ersprießliche Belehrung und liebevolle Thätigkeit für den Augenblick. Besonders wurde mir das alles von Lenau (dem mich der edle Gustav Schwab empfohlen hatte), und zwar mit einer Art und Weise, die mir es an innerem Werthe noch bedeutend erhöhte. In freundlicher Weise ladete er mich auf den 28. Juni zu sich ein in das Haus des Herrn Hofraths v. Reinbeck. Ich gebe hier die Worte wieder, die ich einige Wochen später in der deutschen Chronik in: „Reiseeindrücke eines fahrenden Poeten" über die persönliche Erscheinung des wunderbaren Dichters aussprach. „„Lenau, das tiefe, glühende Gemüth, das sich immer mächtiger emporschwingt (Savonarola, Albigenser), ein kleiner, aber breitgesetzter Mann, mit schon grau werdendem schwarzem Haar und Schnurrbart. Seine Züge sind tief gefurcht, als wenn glühende Leidenschaften und herbe Schmerzen darin gehaust hätten; eingefallen, braun, werden sie von einer starken Nase beschattet, und eine hochgewölbte Stirne hebt sich mächtig über das sonderbare oft unheimliche Blitzen seiner großen schwarzen Augen. Sein Benehmen war (wenn auch auf die Dauer Zutrauen erweckend, und durchaus den edlen Biedermann, das weiche warme Dichtergemüth verrathend) unruhig, oft scharf fixirend. Den weiten Hausrock dann und wann krampfhaft um die Glieder schlagend, rannte er hastig aus einer Zimmerecke in die andere. Es mahnte mich an den Tiger im Käfig, wenn er an den Eisenstangen auf- und niederfährt.""

Mit wahrhaft tragischem Schmerz trat später diese ganze Scene und ihre Schilderung, die nun gleichsam prophetisch geworden war, mir vor die Seele. Gewiß zuckten damals schon dann und wann die Blitze der später hereinbrechenden grausenhaften Vernichtung durch sein Wesen.

Höchst eigenthümlich war es mir, daß der edle Dichter fast ganz

dieselben Worte über meine Lieder sagte, die Kinkel mir schon früher gesagt hatte. „„Diese Lieder kommen mir vor, wie reine, schöne Kinderformen. Mit Rührung ahnet, fühlt man, daß sie sich zu wirklicher Schönheit heranbilden können; aber es sind doch eben nur noch Kinderformen, es ist keine Festigkeit, keine Elasticität darin.““

Ich weiß mir durchaus kein Begegnen zu erinnern, was mich mit so dämonischer und rührender Gewalt erfaßt, als dieses mit Lenau.“

Niembsch an Sophie in Döbling bei Wien.

(Ohne Ort- und Tagangabe. Etwa: Stuttgart, den 3. Juli 1843.)

Obschon von Zahnschmerzen gequält, schreib' ich Ihnen heute wieder; denn es müssen seit meinem letzten Briefe aus München wohl über acht Tage verflossen seyn. Endlich weiß ich, woran ich bin, und hoffe meine Heimreise noch im Laufe dieses Monats antreten zu können. Wenigstens will ich, wenn mein verwünschter Zahn mich nicht daran verhindert, an meinem Geburtstage bei sehr lieben Freunden in Döbling zu Mittag essen. Die Pausen, welche Sie zwischen dem einen und andern Briefe eintreten lassen, scheinen sich mit meiner Abwesenheit zu verlängern, und da meine eigene Schreiblust nicht groß genug ist, um bei einer solchen Erwiederung lange aushalten zu können, so könnte eine längere Entfernung meinerseits bald eine wechselseitige Todtenstille zur Folge haben.

Leben Sie wohl! der Zahn schmerzt höllisch! Grüße an Max.
Niembsch.

Ebenfalls.

Stuttgart, 6. Juli 1843.

Liebe Sophie!

Schön ist die Rose Ihres Briefes, und schön sind die freundlichen Worte, die er bringt. Dank für Beides! Gerne möchte ich Ihnen mit einem hübschen Liede danken, doch die Lieder wollen hier nicht kommen, und ich muß sie schon auf meinem heimischen Boden Oesterreichs aufsuchen,

wo ich einst meine ersten gefunden. In der nächsten Woche werde ich Stuttgart verlassen, etwa den 10. dieses Monats. Zum 13. August will ich, wie gesagt, in Döbling speisen. Mein böser Zahn hat sich wieder beruhigt und wird hoffentlich, auch ohne Ausriß, des Schmerzes ein Ende seyn. Vorgestern erhielt ich einen Brief von einer anonymen Dame aus Rheinpreußen, die meine Albigenser gelesen hat, und mit mir in briefliche Erörterungen religiös-philosophischer Streitfragen zu treten wünscht. Der Brief enthält viel von Bildung und Geist, aber auch des Ueberhirnigen und Verworrenen nicht wenig. Das ist eine indiscrete Person. Ich soll als Dichter einer verkappten Neugierigen ohne weiters meine geheimste Werkstätte öffnen und mir jede Falte des Herzens und Hirnes beschnüffeln lassen! Wie dumm! Den merkwürdigen Brief werde ich Ihnen übrigens mitbringen.[1]

Porbeck ist hier und besucht mich fleißig.[2] Auch ein junger Jude nimmt gegenwärtig meine Theilnahme in Anspruch. Bernhard Birkenthal, Rabbiner aus Galizien, gründlicher Gelehrter der jüdischen und christlichen Theologie, macht eine Reise durch ganz Deutschland in der großen Absicht, das Judenthum überall von innen heraus zu reformiren und dasselbe sittlich und intellektuell, ja sogar auch bürgerlich, der übrigen Menschheit gleichzustellen. Er besitzt eine eminente Beredsamkeit und hat in der That einen Eifer und Nachdruck in seinen Reden, als wäre er von prophetischem Eifer ergriffen.

Leben Sie wohl, theure Sophie! Schreiben Sie mir das Nächste nach Salzburg poste restante; aber, ich bitte, sogleich, damit ich dort einen Brief von Ihnen als schönsten Gruß meiner Heimath vorfinde. Ihr Niembsch.

Niembsch an Schurz.

Stuttgart, 11. Juli 1843.

Geliebter Bruder!

Empfange meinen herzlichsten Dank für Deine nicht geringen Bemühungen in der leidigen Erbschaftsangelegenheit und namentlich für die

[1] Derselbe ist nicht vorfindig.

[2] Gesandter des Großherzogs von Baden.

brüderliche Bereitwilligkeit, mit welcher Du, der ohnehin so vielfach Geplagte, Dich derselben unterzogen hast. Im Anschlusse erhältst Du meine Erklärung an das Judicium delegatum militare mixtum mit einer Bitte, dieselbe mit der nöthigen äußern Aufschrift zu versehen und gefälligst einzureichen.

Deine Nachrichten von unsern Weidlingern haben mich wahrhaft bekümmert, doch hoffe ich, daß unterdessen der Fuß meiner vielgeliebten Resi sich gebessert hat, daß Pepi seine Physiksprüfung ehrenvoll bestanden hat, und daß Resi wie Kathi, das Töchterlein, auch wieder hergestellt sind. Ich komme in der ersten Hälfte Augusts nach Wien und werde nicht versäumen, den Fürsten Schwarzenberg[1] angelegentlichst um seine Verwendung beim Erzbischof von Salzburg zu bitten, damit Toni die Kutte bekommt.

Hinsichtlich der Herausgabe Deiner poetisirten alten Sinnsprüche kann ich Dir bis jetzt kein erfreuliches Resultat mittheilen. Vielleicht ergibt sich noch in der Folge eine bessere Aussicht dafür. Diejenigen, denen ich Proben aus Deinen Heften mitgetheilt, fanden dieselben an Stoff und Form viel zu sehr abweichend vom Geschmacke unserer Tage, als daß ein günstiger Erfolg davon zu erwarten stünde. Doch, wie gesagt, kommt Zeit, kommt Rath und vielleicht auch That.

Lebe wohl, geliebter Freund! Ich freue mich auf unser Wiedersehen und auf unsre dieses Jahr vielleicht ausführbare Gebirgsreise in den Tagen Deiner Staubferien. Dein bis in den Tod getreuer Bruder Niembsch.

Umarme mir meine arme liebe Schwester und Deine Kinder sammt Haus und Hof und jedem Weinstocke, den Gott segne! Reinbecks grüßen schönstens. Mayer hab' ich noch nicht gesehen. Er ist als Gerichtsassessor nach Tübingen transferirt und sehr vergnügt darüber.

Nach dem Verkaufe unseres Hauses zu Kirling im Jahre 1840 hatten wir uns in derselben schönen Gebirgsgegend, aber eine Stunde näher gegen Wien, zu Weidling bei Klosterneuburg, ein artiges, ganz kleines, in einem Weingarten, dem lieblichsten aller Friedhöfe gegenüber stehendes

[1] Friedrich Schwarzenberg, den Schriftsteller.

Häuschen gekauft, worin nun immer Frau und Kinder übersommerten. Meine jüngste Tochter Kathi ist ein Ersatz für meine verlorne älteste gleichen Namens. Mein ältester Sohn Anton wollte damals, zwanzigjährig, gern Mönch werden; aber es fand sich nicht sogleich Gelegenheit dazu, und nun ist er Officier.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, den 17. Juli 1843.

Wie sehr ein Poet an sinnlichen Zeichen hängt, das sehe ich an der Freude, die mir Ihre Blümlein bringen. Da ist gleich der erste Eindruck des Schreibens ein so freundlicher, daß sich mir jeder Buchstabe in eine Blume verwandelt und ich den Brief durchwandle wie einen schönen, nur leider immer zu kleinen Garten, voll Blüthen des Geistes und Herzens meiner theuren Freundin.

Der noch nicht beendigten Correctur wegen mußte ich meine Abreise hier verschieben. Ich konnte mich nicht entschließen, meine Gedichte der Gefahr häßlicher Verunstaltungen preiszugeben. Da die Oktavausgabe meiner Gedichte bereits gänzlich vergriffen ist, hat es mit dem Wiederabdruck Eile, daher ich mir die Correctur eben so wenig nachsenden lassen konnte, als sie der Buchhandlung allein überlassen. Ich mußte also nolens volens einen Theil der schönen Jahreszeit in Stuttgarts Mauern versitzen. Im Laufe dieser Woche — heute ist Montag — wird das leidige Geschäft beendigt seyn, und reise ich sogleich meiner Wege.

Bis auf den bekannten Krampf im Schlunde[1] bin ich ziemlich gesund.

Neulich hat mich Graf Alexander besucht in Gesellschaft seiner Frau Gemahlin. In meinem Zimmer war ein Rauch zum Ersticken; doch die Gräfin behielt die ruhigste Haltung, die freundlichste Fassung; sie hüstelte nicht einmal.

Man kann eigentlich in Stuttgart viel weniger allein seyn, als in unserem geräuschvollen Wien. In Stuttgart, dem Neste, hör' ich nur zwitschern und pipen, doch stört mich dieß mehr und ist mir lästiger als

[1] Noch von der Halsentzündung zu Weihnachten 1825 her.

das lärmende Toben einer großen Stadt; denn ein solches nähert sich in seiner tumultuarischen Verworrenheit dem wilden Geräusche der Natur.

Der kleine Rabbiner aus Polen, Birkenthal, besucht mich oft und unterhält mich mit seinen reformatorischen Planen zuweilen nicht übel. Doch fehlt es seinen Tendenzen an einer festen philosophischen Grundlage. Ein hitziges Verfolgen der Details mit Außerachtlassung der Hauptpunkte der Diskussion läßt seinen Verstand mir oft wie einen Hühnerhund erscheinen, der, nicht richtig dressirt, in seinem übelverstandenen Eifer Spatzen steht statt Hühner und Hasen. Höchst merkwürdig bleibt mir der Mann indessen immer durch die ideale Haltung seiner ganzen Thätigkeit und die rastlose Aufopferung an fernliegende, wohl unerreichbare Reformen der Judenschaft.

Meine guten, getreuen Hartmanns, Reinbecks müssen mir diese schrecklich öde Kleinresidenz, oder vielmehr Kleinlichkeitsresidenz, erträglich machen; sie thun auch Alles dafür, was Liebe und Sorgfalt vermögen. Schon wieder ist ein norddeutscher Gelehrter hier, C. M., der mir bevorsteht. Meine plötzliche Abreise von München hat dort bei den Literatoren ein mißvergnügtes Murren zurückgelassen. Schon war eine große Gesellschaft vorbereitet, mich zu ehren, als ich davonfuhr. „Laßt's mich aus!" Ich bitte nur um ein bischen Privatleben. Weil die Deutschen kein politisches öffentliches Leben haben, machen sie ihr Privatleben zu einer Carricatur des öffentlichen. Grüße an Max und Alle. Ihr Niembsch.

Ebenfalls.

Stuttgart, den 25. Juli 1843.

Liebe Sophie!

Welch ein ärgerlicher Mißgriff, daß ich Sie bat, mir Ihre Briefe nach Salzburg zu adressiren, und nun so lange in Stuttgart bleiben mußte ohne alle Nachricht von Ihnen. Morgen endlich, nachdem ich Alles hier abgefertigt habe, werde ich meine Heimreise antreten. Nach Salzburg reise ich ohne Aufenthalt, und dann über Ischl, nach einem lang entbehrten Blicke in die Gebirgswelt, nach Wien.

Das Wetter ist hier fortwährend äußerst veränderlich und oft so rauh,

daß es z. B. heute geschneit hat. Und das nennen die Leute die „Hundstage!" Ja wohl! — Für meinen lieben Trutschi hab' ich eine Schachtel Bleisoldaten gekauft, eine Franzosen-Preußenschlacht, hübsche Pferde und Leute. Ernst und Zoe und Liebmutter Sophie bekommen auch etwas, aber ich sage nicht was.

Daß ich mich auf unser Wiedersehen sehr, sehr freue, versteht sich von selbst.

Leben Sie wohl, liebe Sophie, herzlichst gegrüßt, wie auch Max und die Kinder, von Ihrem Niembsch.

In Salzburg ein Weiteres.

Dieses Weitere kam nicht.

Ueber das Verhalten Lenau's gegen seine Freunde in Schwaben zu dieser Zeit gibt Emma Niendorfs Buch, S. 156—160, Winke.

Emilie schrieb am 3. Juli an Emma nach Weinsberg: „Unsere Einsamkeit wurde zwar durch die Rückkehr des Freundes etwas versüßt, indeß kennst Du ja seine Art, wie er sich rar macht — da sind wir doch sehr viel, auch Abends, allein. — Graf Alexander war bei Niembsch und brachte, wie es scheint, Alles unter ihnen wieder ins alte Geleise. Niembsch ist heute früh mit Herrn Dr. E... nach Serach gefahren, und wird wahrscheinlich spät zurückkommen. Dieser ist immer noch stark am Brett."

Ohne Zweifel ist hier der Dr. Ehrenbaum gemeint, von dem Mayer, S. 185, erwähnt, er sey damals in der Regel Niembschens fast täglicher Besuch gewesen. Sodann am 11. Juli: „Könnt' ich nur auf einige Tage Niembschens äußere Gestalt borgen, wie wollt' ich zu Euch eilen, den guten Justinus zu versöhnen, ihm wohlzuthun mit den lebendigen Worten der wärmsten Liebe und Theilnahme; aber ich bin nur ein armes Ding, dem keine Art von Zauberkraft zu Gebote steht, nicht einmal die der Ueberredung; da kann ich leider gar nichts machen. Ein Brief ist indessen angefangen, der, wie ich hoffe, mit diesem zugleich auf die Post kommt, doch kann ich auch nicht für sein Fertigwerden stehen." Er ward es aber wieder nicht. Niembsch behauptete ja öfter: „er reise leichter von Wien nach Stuttgart, als daß er einen Brief schreibe."

Emilie schloß: „Verzeihet nur dem wunderlichen Freunde die

Versäumnisse, mit welchen er Euch wehgethan hat. Gott weiß, wieviel ich selbst von seinen Eigenheiten schon gelitten habe, und wie gern ich ihn hingebender für seine Freunde machen möchte; aber man muß oft sehr lang an dieses gepanzerte Herz klopfen, ehe er aufthut, und doch ist es gut und edel."

Den 22. Juli: „Bei uns geht es fortwährend ganz leidlich; nun aber will Niembsch uns ernstlich verlassen und da wird die Leere in unserem Hause erst recht fühlbar werden. Du kannst Dir denken, wie schwer mir dieß wieder auf dem Herzen liegt; denn es ist ja nicht die räumliche Trennung allein, die ich dann zu beklagen habe, das Aufhören aller näheren Beziehungen schmeckt eben gar zu bitter nach einem nähern Zusammenleben, das doch wenigstens seine traulichen Momente hatte. Und dann weißt Du ja, wie es meinem armen Herzen zum Bedürfniß geworden ist, unserm Freunde all die Liebe und Sorge zu widmen, die ich einem Kinde geschenkt, wenn der Himmel mir nicht dieß Glück versagt hätte."

Diese Blätter lassen, wie Emma selbst hinzufügt, errathen, daß der Freundschaftshimmel sich schon wieder, und zwar aber auch von gar allen Seiten, mit Wolken überzogen hatte. Emma's eigene kleine Klage bestand darin, daß ihr von Niembsch das Versprechen eines letzten Besuches zum Lebewohl und der Zusendung eines Abdruckes der Albigenser nicht mehr erfüllt worden war. Niembsch hatte kürzlich in einem Briefe mit seiner schroffen Weise — wohl auch nur durch etwas egoistisches Ausweichen auf Klagen Kerners, von welchem er, der Verschlossene, leichter ein einsames Verarbeiten des Schmerzes verlangen konnte — die lindere Amandusseele verletzt, welche sich früh den verwandten Suso zum Lieblinge erkor. Bei Lenau — äußerte Justinus in dieser Zeit — vernichtet die Philosophie noch die Poesie, wie einst bei Uhland, wenigstens für den Augenblick, Politik die Poesie zerstörte. Eine Vorhersagung, die sich — nach Emma's Meinung — in einem gewissen Grade bewahrheitete, wo aber der Dichter gerade daran unterging, daß die Philosophie nicht völlig Meister zu werden vermochte über die Poesie, die Grundbedingung seines Daseyns.

Mit Mayer, der schon im April 1843 seine Stelle in Waiblingen verlassen hatte und als Rath beim K. Gerichtshofe des Schwarzwaldkreises nach Tübingen gezogen war, kam, während dessen Anwesenheit als

Kurgast zu Cannstadt, Niembsch nur einmal im Sommer bei einem Mittagessen im Frösner'schen Bade zusammen. Auch der Maler Louis Mayer war dabei. Alte Heiterkeit, alte Freundschaft beseelte ihre lebhaften Gespräche, und glücklicher als damals war Karl Mayer nie mehr mit dem Freunde gewesen (S. dessen Buch, S. 183).

Niembsch traf Anfangs August in Wien ein, brachte den Herbst bei seinem Freunde Max in Unterdöbling zu im kleinen Lange'schen Hause, und zog dann für den Winter zum Regierungsrath der Polizei-Hofstelle, Noe von Nordberg (Spitalplatz, 1100, Bürgerspital, Hof VII. Stiege XIV), wo seine Fenster im ersten Stocke in den Haushof zunächst dem Kärnthnerthortheater sahen.

Niembsch an Emilie.

Wien, 21. August 1843.

Herzlichen Dank für die Erinnerung an meinen Geburtstag.[1] Ich habe diesen Tag[2] bei meiner Schwester in Weidling zugebracht. Schurz und die Kinder waren alle zugegen. Natürlich wurde auch der lieben Freunde vielfach und innig gedacht. Schurz kredenzte mir eine tüchtige Flasche Weidlinger Wein, eigenen Gewächses, der mir vortrefflich schmeckte. Möchte mir der Rest meines Lebens eben so schmecken! Doch besorge ich, daß die Säure und Herbe immer vorwaltender werden, je tiefer ich auf die Neige meiner Tage hinabkomme. Wir waren bei dem ländlichen Mahle sehr vergnügt, und als ich mir zum Kaffee meine Cigarre anzünden wollte, brachte mir eine meiner Nichten die einzige vorräthige Wachskerze des Hauses, und diese war, wie ich sogleich an der auffallenden Länge und Dünne derselben erkannte, eine Todtenkerze, welche Schurz bei einem Leichenbegängnisse erhalten und getragen hatte. Das war nun freilich bloß ein harmloser Zufall, wirkte aber doch auf mich fast wie ein wehmüthiges Omen.

---

[1] Es war sein letzter gesunder in der Heimath.

[2] Sonntag.

So erhielt Niembsch eine Kirchenkerze, wie er sich deren drei Jahre früher (im Juli 1840) zu Aussee auf seinen Tisch, selbst aus der Kirche, hatte holen wollen, endlich unverlangt in Weidling zum Cigarrenanzünden. Das wehmüthige Omen ging dadurch wirklich treulich in Erfüllung, daß Niembsch sieben Jahre später, nur wenige Schritte von jenem ländlichen Festtische, in den kühlen Grund gebettet worden ist, gerade gegenüber dem Jünglinge — einem jungen Wiener Dichter Namens Theodor Motloch, dessen Vater eine sehr artige Besitzung in Weidling hatte, woselbst der Sohn verschied — bei dessen Bestattung zu Ende August 1842 ich die brennende Todtenkerze trug, woran, fast ein Jahr darauf wiederangezündet, Niembsch seinen todten Glimmstengel belebte.

Niembsch an Emilie.

Wien, 9. September 1843.

Mein gegenwärtiges, sehr eifriges Studium ist das alte Testament, wozu ich mich unaufhaltsam gedrungen fühle und selbst einen großen Theil der Nächte verwende.

Ebenfalls.

Wien, 20. September 1843.

Ein paar Stunden in der Einsamkeit des Waldes verlebt, sind für ein in die Waldgeheimnisse eingeweihtes Herz von unermeßlicher Wohlthätigkeit, wenn ihm in seine schmerzhaftesten, sonst für kein Heilmittel zugänglichen Stellen von unsichtbaren Händen ein heimlicher Balsam geträufelt wird. Auch ich habe in letzter Zeit solche Stunden zugebracht. Leider ist es schon wieder Herbst. Als ich neulich dem Rauschen der Blätter zuhorchte, wollt' es mich bedünken, als rausche der Wald im Herbste ganz anders, als im Frühling, viel rauher und härter. Die Blätter sind dann nicht mehr so weich und beweglich, wie jene des Frühlings, die Aeste starrer, die Lüfte schärfer. Ich wollte, wenn ich in einem Kerker lange gesessen, und in ewigem Dunkel dort jede Zeitrechnung verloren hätte, mit zugebundenen Augen plötzlich in einen Wald versetzt,

aus dem bloßen Rauschen der Bäume erkennen, ob es Frühling wäre oder Herbst.

Ich habe seit meiner Zurückkunft von Stuttgart ein Gartenzimmer in Döbling, in der Nähe der Stadt, bewohnt, und werde nach einigen Tagen mein Winterquartier beziehen, weiß aber noch nicht, in welcher Gegend der Stadt. — „Balduin" ist nicht aufgegeben. Die Studien dazu sind begonnen und werden fleißig betrieben.

Lenau hat damals seinen letzten und vielleicht auch schönsten Liederkranz geflochten: „Waldlieder." Berthold Auerbach berichtet darüber in seinem Aufsatze: „Der letzte Sommer Lenau's" (Deutsches Museum, I. Jahrg., 1. Heft, S. 54): „Ich brauche kaum zu sagen, daß ich auch meine Freude über so wunderbar Vollendetes nicht verhehlte, und als ich da einmal auf die erst vor Kurzem gedichteten „Waldlieder" hinwies, erzählte er mir, wie seltsam er dazu gekommen sey. Seine Schwester wohnte damals auf dem Lande, er ging nun fast täglich hinaus, um sie und die Kinder zu besuchen, und „„fast jedesmal"" — so erzählte er — verirrte ich mich im Walde, dann setzte ich mich unter einen Baum, und da flog mir bald dieses, bald jenes Gedicht zu. Da sind sie nun." Niembsch ging damals einigemal von Döbling über das mit Waldung bedeckte Kahlengebirg, worin sich der Unvertraute allerdings sehr leicht verirren kann, nach Weidling zu seiner Schwester. — Ein Theil der Waldlieder soll auch, nach Sophiens Angabe, in dem oberhalb Grinzing allerliebst lauschenden „Krapfenwaldl" entstanden seyn.

Eben als Lenau diesen Waldbrief an die Freundin auf die Post trug — es dämmerte bereits — begegnete ihm (wie Emma auf S. 164 berichtet) ein Herr am Postgebäude, den er für einen Bekannten, einen Prinz Schwarzenberg, hielt.

Niembsch ging ihm nach und begrüßte ihn, da fand sichs, daß er ein Fremder war. Jener entschuldigte sich, daß er ihn für einen Bekannten gehalten, dem er so ähnlich sehe. „Gewiß für den Prinz Schwarzenberg; man hat mir das schon oft gesagt." Ein Wort gibt das andere, und als der Fremde, ein Herr v. Bayer, Gutsbesitzer, Preuße, erfährt, daß er mit Niembsch spreche, äußert er die größte Freude, ihn kennen zu lernen, und bittet um eine Gunst. Es sey ihm eben ein Sohn geboren worden,

und den möge er, Lenau, aus der Taufe heben. Jener fleht so dringend, daß der Dichter wirklich zusagt, während der Andere in den stürmischen Erguß von Lob und Bewunderung, womit er sein Gesuch rechtfertigen will, immer wieder mitten hineinruft: „Aber halten Sie mich nur für keinen Narren!“ — Die Taufe ging glücklich von Statten; man war sehr heiter, und unter den Gästen befand sich auch jener Fürst Schwarzenberg, der unschuldig die ganze Pathengeschichte angestiftet.

Zu jener Zeit genoß Niembsch auch noch zu guter Letzt des Umganges seines Freundes Auersperg, da dieser erst Anfangs Oktober sich in seinen Thurm am Hart zurückzog.

Niembsch an Emilie.

Wien, den 18. November 1843.

Mir geht es wieder einmal ganz schlecht, was die Stimmung meines Gemüthes betrifft. Ich habe neulich ein Wort im Homer gelesen, das meinen Seelenzustand treffend bezeichnet: *αμφιμελας*, das heißt: ringsum schwarz. Ja, um und um schwarz ist meine Seele, wenn mich der Hypochonder packt, und der packt mich diesen Winter öfter und fester als je. Ein Dichter kann heutzutage nicht glücklich seyn, denn die Zeit will nichts von ihm. Ein Dichter aber, der überdieß kein Familienleben, ja nicht einmal eine gesicherte Existenz hat und körperlich zur Melancholie im höchsten Grade disponirt ist, wie ich — ein solcher hat Stunden, wo jenes homerische Beiwort auf seine Seele paßt.

Diese letzten paar Zeilen beleuchten wie ein Blitz das ganze nächtliche Geschick Lenau's, und zeigen uns den Weg, der ihn zum Abgrund leitet.

Gleichwohl genoß auch in diesem Winter Niembsch noch manche gar heitere und vergnügte Stunde durch den Umgang mit Wort- und Tondichtern. Unter den ersteren ist vorzüglich Lenau's würdiger Landsmann Karl Beck, zu nennen, von dem ich innig bedauern muß, noch nicht die mir freundlich in Aussicht gestellten anziehenden Beiträge, darunter auch Briefe von Lenau, erlangt zu haben, deren ich mich aber für die Zukunft noch froh getröste; sodann auch der angenehme Dichter Reland, oder auch

von Morajn (v. Löhner), den ich damals besonders häufig bei Niembsch traf in sehr beredsamer Abwicklung mannigfaltiger Stoffe; unter den Tonverständigen sind aber außer dem unglücklichen Becher, mit welchem Niembsch über Kunstfragen ebenfalls sehr viel verkehrte, insbesondere Dessauer, Joseph Fischhof und August Schmid zu erwähnen. Dessauers freundlich versprochene Beiträge entbehre ich noch immer schmerzlich; Fischhofs Andeutungen flocht' und flecht' ich gehörigenorts ein; Schmid aber theilte mir folgenden Auftritt mit:

„Es war an einem trüben Herbstabend, daß ich Lenau vom Neuner nach Hause begleitete. In sein Zimmer eingetreten, bat er mich, ihm einige ungarische Nationalmelodien vorzuspielen. Stumm lehnte sich Lenau in seinen Stuhl, den gesenkten Kopf auf die Hand gestützt, und horchte sinnend zu. Ich mochte wohl schon mehrere Lassan und Frißen [1] gespielt haben, und wollte eben die Geige aus der Hand legen, als Lenau aufstand, wortlos das Instrument ergriff und zu spielen begann. Ich werde diesen Moment nimmer vergessen. Auf den Stuhl hingesunken, horchte ich den magischen Tönen, die aus dem nächtlichen Dunkel (denn es war mittlerweile im Zimmer ganz finster geworden) herausklangen, so zauberhaft und dabei so wehmüthig und tiefergreifend. Ein prophetischer Geist war über den Spieler gekommen und belebte seinen Bogen. Sein eigenes Loos und das Schicksal seines Volkes, damals noch in der Zukunft tief verborgen, malte er in Tönen. Es war ein Bild, das die Seele mit unwiderstehlicher Gewalt erfaßte und das Herz mit schmerzlicher Rührung erfüllte. In jedem Tone lag der Ausdruck des Schmerzes, der bald in den wehmüthigen Klängen des Lassan, wie in stillem Jammer, fortweinte, bald wieder im raschen Frißen wild aufschrie.

Ich weiß nicht, wie lange Lenau gespielt, plötzlich aber verstummten die Klänge; eine tiefe Todtenstille trat darauf ein. Ich griff mich bis zur Thüre fort, und kam, mir unbewußt wie, mit nassen Wangen auf die Straße. Es war mir, als hätte Lenau die ganze Wucht des Schmerzes, die auf seiner Seele lastete, in seinen Tönen auf die meine gewälzt."

[1] Laschan, langsam; frischko, flink!

Möge der gute Geiger Lenau uns hier auch zugleich als guter Geigenkenner vor Augen treten! — Emma Niendorf (S. 111) erzählt aus Weinsberg, den 21. Juli 1842:

„Unten, da wir in die Stube zurückkehrten, holte er seine Geige und spielte — mächtige Töne! Der Baß genau wie Violoncell. Er hat das Instrument um hundert Gulden gekauft, es ist aber vierhundert Gulden werth.[1] Eine echte Cremoneserin; der Verfertiger heißt Joseph Guarnerio. Wie ein Kindersärglein sieht der Kasten aus," bemerkte unser Doktor (Kerner) mehrmals. „Ich werde Ihnen heute bei Tische eine Abhandlung über alte Violinen geben; es ist mein Steckenpferd — beschwichtigte Niembsch unsere Fragen. Eine Guitarre, die kann man aus jeder alten Schachtel machen!" sagte er.

„Zum Geigenbau," begann er lächelnd, als der bezeichnete Augenblick erschienen war, „zum Geigenbau kommen allerlei mechanische und dynamische Bedingungen. Zuerst das Holz; die Violindecke, von der das meiste abhängt, ist von Tannen; Boden und Seiten sind von Ahorn. Dabei beobachteten die alten Meister manches, was man jetzt theils vergaß, theils verlernte. Sie nahmen die Morgenseite des Baumes. Sie wußten, daß je enger die Jahre, die Kreise am Holze sind, je schöner tönte es in der Nähe, und je weniger in der Ferne; je weiter aber die Ringe sind, je mehr trägt der Ton in die Ferne, und klingt nicht so schön in der Nähe. Das Geigenbauen war in Familien erblich, und um nur recht trockenes Holz zu haben, hieben sie die Tanne um, und ließen sie hundert Jahre liegen. So bereitete der Großvater das Holz für den Enkel.

„Doch trockenes Holz hat man jetzt auch noch. Nun sind aber bei dem Baue selbst so subtile Verhältnisse, daß man eigentlich nur durch ein Diviniren der harmonischen Verhältnisse eine gute Geige hervorbringen kann. Das alles aber vermöchte man doch noch zur Noth. Aber das, was die alten Geigen unersetzlich macht, ist etwas ganz Geistiges. Wenn man

[1] Er kaufte es um 300 fl. Conventions-Silbermünze beim Geigenmacher Schmid zu Wien im Bürgerspital, dem er auch laut seines Briefes vom 28. Mai 1842 an Sophie, seine alte Geige überließ. Schmid erklärte zugleich schriftlich, jene Geige jederzeit von Lenau um 300 fl. wieder zurücknehmen zu wollen. Sie ist nun im Besitze von Lenau's Schwester Therese.

eine Geige spielt, vielleicht hundert Jahre, so erhält sie dadurch erst ihre eigenste, höchste Vollendung. Man hat solche alte Violinen geöffnet, und auf dem Boden eine Menge Splitterchen u. d. m. gefunden, welche die Geige aus sich heraus gespielt hat. Alles Fremde, Alles, was nicht zu ihrer Harmonie gehört, nicht hinein in ihre Schwingungen, und die Vollendung stören möchte, stößt die Geige aus. Das ist das Wundersamste, dieser Geist der Harmonie, der in ihr lebt. Deßhalb muß Einer, der eine solche Geige hat, sie auch als etwas Lebendiges betrachten, nicht wie ein Stück Holz. Wenn sie unrecht gespielt wird, dann ist sie hin.

„„Die Menschen, bemerkte Jemand, sollten sich diese Geigen zum Vorbilde nehmen, alles Fremde aus sich herausstoßen, was die Vollendung stört, sich immer mehr harmonisch läutern. Wir sind nur zu oft die schlechten Spieler, welche die Geige hinmachen."" — „Ja, sagte Niembsch mit Begeisterung, was sich nicht schwingen will, muß hinausgearbeitet werden. Hinaus, was nicht klingen will!"

Man fand also, wiederholte er, auf der innern Decke der aufgemachten alten Geigen eine Menge von Atomen. Diese Partikeln stößt die Geige aus, die nicht in das harmonische System ihrer Schwingungen gehören: es sind unreine Fasern, die herausreißen. Man hat, fuhr er fort, durch Aussieden der harzigen Theile das Holz trockner machen wollen. So kam ich einmal zu einem Violinmacher, der vor einem großen Kessel stand. „Was machen Sie denn da?" — „Ich koche Geigen." Der Kessel war voll Violinen.

Später einmal (am 11. April 1844 zu Stuttgart, s. Niendorf S. 167) erzählte Niembsch, wie kürzlich der Geigenmacher in Wien, von welchem er seine Violine gekauft, und der seine Passion für alte Geigen kennt, ihm eine vom Bankier Pereira gebracht habe, welche Tausende werth ist, und die er von seinem Vater geerbt, der ein guter Geiger war, und für einen kleinen Neffen aufhebt, der geigen lernt.

„Diese Geige ist eine Schwester der meinigen, auch von Guarnerio. Es war ein großer Moment, als ich die zwei Geigen nach einander aus ihrem Futteral nahm, und auf jeder dieselbe Passage probirte. Der Ton der meinigen ist lieblicher, klingender; die andere ist heroischer, weiter, großartiger. Sie ist doch um etwas mehr, und dieß Etwas

— das ist ein paar tausend Gulden werth. Als ich darauf spielte, konnte ich mich auch nicht enthalten zu sagen: „Du verfluchte Geige!"

Warum Niembsch die Guitarre, die er früher doch so meisterlich spielte, zuletzt gänzlich bei Seite legte und sich ausschließlich zur Geige wandte, darüber gibt eine Aeußerung von ihm an seinen Jugendfreund Keiller Aufschluß. „Die Guitarre," meinte er, „ist zu viel Holz. Sie gibt mir nicht, was ich will; in der Geige aber ist Menschenlaut." (Wiener Sonntagsblätter von 1848, Z. 2.)

„Ja," rief er einmal (am 25. Juni 1840) zu Stuttgart geringschätzig, „die Engländer wie die Amerikaner sind noch am Guitarrespiel!" (Niendorf S. 31.)

In gesunden Tagen und noch im Anfange seiner grausen Krankheit pflegte er zu sagen: „Ich hätte mich lieber aufs Geigen als aufs Dichten legen sollen; ich hätte mehr davon gehabt. (Niendorf S. 252.)

Aber zurück nach Wien in das Spätjahr 1843!

Wie selten sich Niembsch auch bewegen ließ, eine ihm noch unbekannte größere Gesellschaft zu besuchen, oder erst gar noch darin von seinen Gedichten vorzulesen, so versagte er sich dennoch nicht einer dießfälligen warmen Einladung meines, wie schon erwähnt, ihm als Beethovenspieler besonders werthen jüngeren Bruders Joseph. Dieser hatte in früherer Zeit in einer der besten Wiener Mädchenerziehungs- und Bildungsanstalten Unterricht ertheilt und war auch noch späterhin mit derselben in freundlicher Berührung geblieben. Dort wünschte man nun schon längst sehnlichst, Niembsch auf einen Abend zu besitzen. Wie gewöhnlich schmuck gekleidet, zumal mit ganz frischen, während des Weges erst gekauften weißen Handschuhen, trat er nun mit uns beiden Schurz in die schon erwartungsvoll harrende Versammlung, unter eine Schaar holder Mädchen, vom Kind bis zur voll erwachsenen Jungfrau hinan, mit den Vorsteherinnen und Lehrerinnen an der Spitze. Zuerst erfreute uns eines der älteren Mädchen, eine Leipzigerin, wie ich glaube, die sich in Wien zur Sängerin vervollkommnete, mit sehr angenehmem Gesange unter Begleitung meines Bruders auf dem Flügel. Sie sang unter Anderem auch „Adelaide" von Beethoven, mit großer Bewegung, man erkannte es an dem Beben ihrer Stimme, und mit sichtbarem Bestreben, des anwesenden

berühmten Dichters Beifalls nicht ganz ledig zu gehen, was ihr denn auch wirklich gelang. Als endlich Niembsch mit Mund, Blicken und Händen um seiner Muse Gold angefleht wurde, willfahrte er ohne alle Ziererei und Zögerung. Er las heute, so wohl bei Laune war er, ungewöhnlich viel vor, wenn gleich immer noch nicht genug. Er las uns mit seiner schönen Deutlichkeit und Ruhe, Gleichmäßigkeit in Bewegung und Ton, ohne gesteigerte Leidenschaft und Malerei, den recht mildheiteren „guten Gesell," die schauerlich wilde „nächtliche Fahrt," von ihm selbst beinahe für sein bestes Gedicht gehalten, und zuletzt alle seine neun, damals noch ungedruckten „Waldlieder" voll Duft und Balsam. Die Mädchen alle, auch die lebhaftesten und jüngsten, schienen selbst zu Bäumen erstarrt, so regungslos lauschten sie der bisher noch nie, und auch künftig nie mehr gehörten männlich wehmüthigen Stimme des wunderbar ergreifenden Dichters.

Niembsch an Emilie.

Wien, den 24. December 1843.

Mit meiner Gesundheit geht es besser, ja ich kann sagen gut. Eine Reise nach Stuttgart wäre mir zwar in mehr als einer Hinsicht sehr wünschenswerth; doch besorge ich, sie würde, in dieser rauhen Jahreszeit unternommen, mir übel bekommen. Ich darf meinem alternden Körper solche Anstrengungen kaum mehr zumuthen. Weniger gut als mit meiner Gesundheit geht es mit meiner Gemüthsstimmung, und mir kommt es vor, als ob das Organ der Freude in mir vor allen übrigen absterbe. Und doch gebraucht man gerade dieses am nöthigsten, damit die übrigen ihre Dienste nicht umsonst, oder vielmehr nur zum Verdruß leisten.

Wäre doch der leidige Winter schon vorüber! Die Natur kann und wird dann trösten und erheitern. Die lange Trennung von ihr geht mir sehr nahe und vermehrt die Uebelstände in meiner Seele.

Drittes Buch.

Hinab!

Fünfter Abschnitt.

Das „vierschrötige" Jahr.

Niembsch an Emilie.

Wien, den 9. Januar 1844.

Schönen Dank für Ihre freundlichen Wünsche zum neuen Jahre. Ich erwarte von diesem nicht viel Gutes; schon die Zahl 44 ist so vierschrötig, daß ich allerlei Impertinenzen mit Sicherheit entgegensehe.

Also schrieb Niembsch wörtlich, der wahre Vorverkünder. Heißt doch auch Paulus (Tit. 1, 12.) die heidnischen Poeten ausdrücklich Propheten!

Wir haben schon hin und wieder Aeußerungen Lenau's über seine Zurückgezogenheit und Unliebe großer Gesellschaften gelesen.

Hier kommt nun ein Beweis seines öfteren „menschenscheulichen Paroxismus" auch aus Wien an die Reihe. Der sehr beliebte österreichische mundartliche Dichter Franz Stelzhammer erzählt darüber im Wanderer vom 11. Juni 1851 Z. 256:

„Wenn ich nicht irre, so war es im Jahre 1844,[1] als die damals ausgezeichnete Gesellschaft Concordia ihrem allgeschätzten Grillparzer ein Fest bereitete. Wieder, wenn ich nicht irre, war es die Feier seines zweiundfünfzigjährigen Geburtsfestes,[2] die ganz vollzählig besucht war;

[1] Am 15. Jänner.

[2] Das dreiundfünfzigste, da Grillparzer am 15. Jänner 1791 geboren worden ist. (S. Album österreichischer Dichter S. 104 und 97.)

aber ich muß mich corrigiren, sie war es nicht: fehlte doch Einer, und das war Lenau. Man mußte schon befürchtet haben, daß er nicht kommen dürfte, wenn er nicht besonders dazu aufgefordert und eingeladen würde, denn Lenau war bereits zurückgezogen, ja leutschen geworden. Nun wurde eine förmliche Deputation an ihn abgeordnet, welcher ich, als Einer, den er immer wohl leiden mochte, auch beigesellt war.

Wir sollten ihn, wie wir uns im Vorzimmer schmeichelten, wahrscheinlich bei guter Laune treffen; er geigte innen, daß es eine Lust war zu hören. Wir hörten ihm wirklich einige Augenblicke zu. Endlich klopften wir; ein rauhes „Herein!“ und als wir darinnen waren, ein noch rauherer verfinsterter Mann.

Mir gab er doch wieder annoch die Hand, und sprach dazu auch etwas freundlicher, lichter; von: „Auch — wieder — einmal — anschaun — lassen“ und „was machen?“ und „wie ergehn?“ und hörte dann auch ziemlich geduldig unsere Proclamation an; aber gegen mich sein fahles, stark verfallenes Gesicht wendend, und seine Augen, die fast unheimlich rollten und stachen, um uns kreisen lassend, sagte er endlich: „Thut mir leid; hab' den Grillparzer gern; kann aber doch nicht kommen. Ich fürchte die Leute,“ wandte er sich wieder mehr gegen mich allein, „das heißt, sie sind mir zuwider, vorzüglich in solcher Masse. Entschuldigen Sie mich, meine Herren, bei der ganzen Gesellschaft, die an mich übermäßig Güte und Aufmerksamkeit verschwendet; und den Grillparzer lass' ich herzlich grüßen und beglückwünschen. Adieu, meine Herren, Adieu!“ Durch die kaum zugemachte Thüre drang uns schon wieder der helle Geigenklang nach.“

Wie sehr mußte sich schon die „Leutefurcht“ bei Lenau eingenistet haben, um ihn von der Feier eines so verdienten vaterländischen Dichters und guten edlen Bekannten ferne bleiben zu machen! Daß er aber gleichwohl nicht aller Geselligkeit abgestorben war, ergab sich daraus, daß er auf einem Artillerieballe erschien, wo er sich sehr gut unterhielt. Morgens in aller Frühe kamen die Feuerwerker, luden ihn ein, und hielten ihm eine Rede ins Bett hinein. (Niendorf 174.) Wer hätte auch nur einem Angriffe der Artillerie widerstehen sollen! Auch wohnte Niembsch am 20. Hornung bei uns einer kleinen Vorfeier eines Namenstages bei.

Meine heranwachsenden Kinder hatten sich die Unterhaltung gemacht, im Verein mit Freundinnen und Bekannten ein Lustspielchen von Kotzebue: „Mädchenfreundschaft“ einzuüben. Hiezu ward denn auch Lenau als Zuseher gebeten und er erschien. Meine älteste Tochter hatte dabei zu declamiren. Sie wählte ein Gedicht ihres Oheims, „An die Entfernte,“ ohne daß dieser darum wußte. Als sie nun begann, eine blühende Rose in der Hand:

„Diese Rose pflück' ich hier
In der fremden Ferne;“

lauschte er hoch auf, und wurde ganz roth im Gesichte. Mit gespanntester Aufmerksamkeit und sichtbarem Antheil folgte er dem innigen und sittigen, und eben darum auch ergreifenden Vortrage dieses lieblichsten aller Lenau'schen Lieder, eines Liedes von allen Liedern. Sie überreichte ihm dann wirklich eine duftige Rose. Er empfing sie hochbewegt, ja, vor Ueberraschung und Rührung fast verlegen, und gar keines Wortes mächtig. Zu mir aber äußerte er hernach: die beste Hofschauspielerin hätte das Lied ihm nicht so nach Wunsche sprechen können. Er vermißte späterhin die Rose im Knopfloch, worein er sie gesteckt. Der jungen Leute Tanz, der nach vollendetem Lustspiele begonnen, wurde alsbald unterbrochen und nach der Rose gesucht. Man fand sie glücklich, und er verwahrte sie nun wohl, als er gleich darauf — es war noch nicht Mitternacht — nach seiner einsamen Wohnung in der Stadt schied.

Auch fröhlich gelacht hatte er damals noch über meinen ältesten Sohn, der einen spaßhaften Tanzmeister ihm zur vollsten Genüge gab.

Niembsch an Emilie.

Wien, 16. Februar 1844.

Meine Gesundheit hat sich auffallend gebessert, was besonders in meinem Abendappetit, zuweilen fast bis auf einen beunruhigenden Grad, hervortritt. Vorgestern hab' ich zum Abendmahl eine ganze wohlgemästete Poularde nebst einer Menge Compote und Backwerk im Nu verzehrt, und darauf herrlich geschlafen bis neun Uhr des Morgens.

Um Mitte März erhielt Niembsch von Karl Haltaus in Leipzig eine Gedichtsammlung, die ihm und Julius Mosen gemeinschaftlich gewidmet war. Gedichtsammlungen und größere Werke wurden Lenau meines Wissens auch noch von Betti Paoli in Pesth, Marlow in Leipzig, und sogar noch fünf Jahre nach seiner Erkrankung von Ferdinand Gregorovius in Königsberg geweiht. Der an ihn gerichteten einzelnen Gedichte ist aber eine ganze Heerschaar, wie nicht leicht eine solche einem andern Dichter zu Ehren aufzog.

Niembsch an Sophie in Wien.

München, am 30. März 1844.

Nach fünfzigstündiger Fahrt bin ich gestern Abends hier angekommen. Da Sie mir aufgetragen haben, genau und ausführlich zu berichten, muß ich mich nun noch einmal in Gedanken in den Wagen setzen und die fünfzigtausend Stöße in der Erinnerung nochmals durchmachen.

Eine von den übeln und traurigen Differenzen, die sich wohl durch mein ganzes Leben hinziehen werden, ist diejenige, daß ich meinen Berufsgeschäften nicht nachkommen kann, ohne mich auf lange Zeit meines liebsten Umganges zu berauben. Dieß war die leidige Betrachtung, womit ich Wiens Stadt und Vorstädte durchfuhr. Ein stiller, stupider junger Mensch, den ich rein als Nachtsack behandelt und links liegen ließ, war meine Gesellschaft. Wir fuhren, ohne ein Wort zu wechseln — nur einige wenige abweisende Abschnauzungen fanden von meiner Seite statt — bis Linz. Dort aß ich in der Kanone Mittag. Auf dem kurzen Wege vom Gast- zum Posthause führte mir der Zufall Freund B. entgegen mit Frau und drei Kindern. Ich begrüßte sie nach meiner Weise, und B. beklagte sich, daß unser unverhofftes Wiedersehen, während es ihm ein Freudenereigniß sey, mich ganz kalt lasse. Ich mußte lachen, was ihn noch mehr zu ärgern schien. Es scheint wirklich, daß mein Körper, wie guten Stoffes er ist, erst zeigt, wenn ihm was Tüchtiges zugemuthet wird, während er im gewöhnlichen Gange alltäglicher unangestrengter Funktionen erschlafft und verdrossen wird. Leben Sie wohl, liebe Sophie! herzlich grüße ich meinen lieben Max und die Kinder.

Gleichfalls.

Stuttgart, 2. April 1844.

Liebe Sophie!

Ich fuhr im Eilwagen mit alleiniger Gesellschaft des Kondukteurs von Salzburg einige Stationen gegen München. Das Wetter hatte sich gebessert, und hier und dort sah ich Spuren des Frühlings, die sich aus dem späten Schnee hervorzuringen lieblich begonnen.

Mein Gefährte zeigte eine für seinen Stand seltene Freude am Naturleben, besonders interessirten ihn die Vögel, die am Waldsaum der Straße sangen, aufs Lebhafteste. Sogleich erkannte er jedes Vöglein an seiner Stimme, auch gab er sich als passionirten und erfahrnen Vogelfänger zu erkennen, wodurch er meine vogelstellerischen Sympathien erregte. Darauf gesellte sich zu uns ein junger Revierjäger, ein kräftiger, wettergehärteter, lustiger Bursche, und gab allerlei Wald- und Jagdgeschichten in ächter Weidmannssprache zum Besten. Mein Wohlgefallen an ihm würde noch größer gewesen seyn, wenn er weniger vom Schußgelde, dem Glanzpunkte seines ganzen Jägerlebens, gesprochen hätte. Der Kondukteur, um auf den Interessanten zurückzukommen, hatte offenbar mehr Natursinn als der Weidmann, und bestätigt ward mir dadurch die alte Bemerkung, daß Menschen, welche praktisch Hand an die Natur legen, ihr oft gerade darum ferner stehen, indem die Natur vor dem gewaltsam Zutastenden gleichsam ihre Seele zurückzieht.

Als der Eilwagen von Salzburg wegfuhr, sah Niembsch noch einmal aus dem Coupé heraus, und in diesem Augenblicke wurde das Regenwasser, das sich oben auf der Decke gesammelt hatte, heruntergeschleudert durch die Erschütterung des Fahrens, und ein ganzer Guß ging unserm Reisenden am Hals hinunter und in den Nacken, so daß er ganz durchnäßt war. Zum Glück saß er allein mit dem Kondukteur und hatte seinen Sack bei der Hand. Er kleidete sich völlig um, und der Kondukteur half ihm bei dieser Toilette wie ein Kammerdiener. (Niendorf S. 168.)

Gleichfalls.

Stuttgart, 5. April 1844.

Liebe Sophie!

Jetzt leb' ich hier in Saus und Braus; doch nicht etwa in einem geselligen, sondern in einem ziemlich einsamen, d. h. es saust und braust mir der Kopf von einem leidigen Schnupfen. Dieser ist nebst Büchern fast meine einzige Gesellschaft, die Stunden des Essens abgerechnet; fast ungestört kann ich daher meiner bereits begonnenen Arbeit obliegen. Paul Pfizer kam mich zu begrüßen und schreckte mich fast mit seinem üblen Aussehen. Noch kürzlich lag er an einem Nervenübel darnieder, welches zum Theile mit wunderlichen Umständen begleitet war. Er entsprang dem Bette und machte einen einsamen Gang nach Hedelfingen. Seltsamer- und glücklicherweise hat an die nächtliche Wanderung des Kranken sich seine Genesung geknüpft, und der theure Mann ist Deutschland und seinen Freunden erhalten worden.

Deßgleichen.

Stuttgart, 12. April 1844.

Liebe Sophie!

Mit meinen Geschäften geht es langsamer als mir lieb ist. Bis jetzt sind erst drei Bogen meiner Gedichte redigirt. Die Cotta'sche Buchhandlung hat noch so Vieles zur Ostermesse fertig zu machen, daß es ihr unmöglich ist, mehr als einen Setzer mit meiner Sache zu beschäftigen. Ich werde die Beendigung derselben nicht abwarten, sondern mir die Correctur nach Heidelberg nachschicken lassen. Gesund bin ich, aber sehr verdrießlich. Aus beiden Gründen hab' ich mich auf ein angestrengtes und anhaltendes Studiren geworfen. Leben Sie wohl, Liebe Sophie! Bin ich gleich ferne, bin ich doch im Herzen bei Euch. Schreiben Sie bald, daß es um Ihr Befinden besser steht. Ich bin in Sorgen um Sie. An Freund Max schreib' ich bei besserer Laune.

Auerbach berichtet im deutschen Museum 1851, 1. Jahrg., 1. Heft, Seite 48:

„Nach mancherlei Verhinderungen lernte ich Lenau Mitte April 1844 bei einem kurzen Aufenthalte in Stuttgart durch Reinbeck kennen. Bald nach den ersten Begrüßungen forderte er mich zum Spaziergange auf, und mir ist es noch vor den Augen, wie er bei dem mäßig warmen Mittag den rostfarbenen wattirten Rock auf den Arm hing, das spanische Rohr mit dem bronzenen Hundekopf nahm, den Hut etwas tief in die Stirne setzte, und nur wenig umschauend, immer nur dem Gespräche folgend oder still in sich hinein denkend, mit mir dahinschritt. Ich weiß noch genau, daß unser Gespräch bald auf Spinoza kam. Das ist ja auch eine der hohen unsterblichen Wirkungen der großen Genien, daß sie sind wie die Sterne, nach denen man sich in unbekannter Gegend oder auf offener See orientirt, daß sie die festen Punkte sind, wornach man Herkunft und Richtung der Begegnenden erkennt. Ich erwähnte von Spinoza, dem Manne, der so früh den Todeskeim in sich spürte, und dennoch keinem subjektiven Belieben nachgab, den an der Gränze menschlicher Erkenntniß ausgesprochenen großen Satz der Resignation: Homo liber de nulla re minus cogitat, quam de morte, nam scientia est scientia vitae non mortis (der freie Mensch denkt über nichts weniger als über den Tod, denn unser Wissen ist ein Wissen vom Leben, nicht vom Tode).

Da sagte Lenau nachdenklich: „„Hm, hm! Sagt das Spinoza?““ Und Lenau, der dem Gedanken des Todes so oft ins Antlitz geschaut, sollte zweimal sterben! Lenau gestand, wie so Viele, daß er Spinoza nicht aus ihm selber kenne.[1] Sein Hang zu einer gewissen Mystik in speculativen Dingen gab sich offen kund, indem er hierin, wie es schien, mehr seiner besondern Individualität als einem Principe folgte. Lenau gehörte zu den schweigsamen Naturen, die aber fern von lauerndem Ansichhalten sind, und dadurch den andern nöthigen, mehr zu sprechen, als er eigentlich will; man erkannte in Lenau noch im Gespräche das einsame in sich gekehrte Wesen. Seltsamerweise hielt er mich gewissermaßen für einen Anhänger des „jungen Deutschlands," und gegen diese längst verschollene

[1] S. dagegen Lenau's Brief vom 1. December 1831.

Kategorie hatte er den vorherrschenden süddeutschen vereinzelten Widerwillen, der sich bis zum Abscheu steigerte. Es war ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß ich gerade in jenen Tagen bei der ersten Aufführung von Laube's Struensee meine Ansichten über die nun zum Drama gewendete Richtung in der „Europa" ausgesprochen hatte. Lenau war nicht unempfindlich gegen Kränkungen, und es gehörte ja mit zu den Unarten des ersten jungdeutschen Sturmes, „Lenau herunterzureißen," weil er Lyriker und Süddeutscher und von Menzel gepriesen war. Lenau war, wie man es nennt, nicht au fait der neuesten Literatur, er wollte sich nicht aus der Fluth das mehr oder minder Bedeutsame herausfischen, er hielt sich gern an entschieden Gewaltiges, das dem Geiste eine Arbeit auferlegt.

Er sprach mir viel davon, daß er Hegel wieder vornehmen wolle. Wir hatten im Koppenhöfer'schen Bierhause eingekehrt, und als wir nach langem Gespräche fortgingen, sah ich, daß mein Stock (ein spanisches Rohr, das mein Vater getragen hatte) mir abhanden gekommen war. Lenau war darüber ganz untröstlich, und sprach noch mehrmals davon auf unserm weitern Gange.

Andern Tages besuchten wir gemeinschaftlich Gustav Schwab, in dessen Hause Lenau ganz heimisch war.

Als ich abreiste, ich wohnte damals in Karlsruhe, brachte mir Lenau einen Brief an den Maler Moritz v. Schwind. Wir besprachen, daß wir uns wo möglich diesen Sommer in Baden-Baden treffen wollten. Ich fand Schwind damals nicht mehr, und dieser Brief ist das Einzige, was ich von Lenau's Hand besitze."

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, den 19. April 1844.

Liebe Sophie!

Weder durch eine Wette, noch durch eine Krankheit zu größerer Brieffrequenz legitimirt, muß ich mich wohl ziemlich auf das verabredete Maß beschränken, will ich anders nicht schwatzhaft erscheinen. — Mit der leidigen Correctur geht es jetzt etwas rascher, doch immer noch viel zu langsam für meine Sehnsucht nach waldlicher Zurückgezogenheit. Ich bin am neunten Bogen und vierzig gibt es. Doch gut, daß ich dem unangenehmen

Geschäfte mich selbst unterziehe. So war z. B. in einem meiner Heidebilder durch sechs Auflagen eine Stelle stehen geblieben, welche mich bei jedesmaligem Lesen anwiderte, ohne daß ich Lust oder Geschick hatte abzuhelfen. Diesesmal aber fiel mir der Verstoß gegen männlichen Geschmack so übel auf, daß ich beim Corrigiren laut ausrief: „Luder, hinaus, oder ich streiche das ganze Lied!" — Im Heidebild „An die Wolke" lautete bisher die zweite Strophe:

Und nimm auf deine Reise
Mit fort zu ihr die Kunde:
Mein Herz, die arme Waise,
Verblutet an der Wunde,
Die mir mit ihrem Trug
Die Ungetreue schlug.

Mein Herz eine Waise zu nennen, und obendrein eine verblutende, war von mir weichlich und läppisch, und ich schäme mich sechstausendmal beim Wiederlesen dieser verunglückten Zeilen, denn eben so oft sind sie gedruckt in der Leute Händen.

Jetzt heißt die Stelle:

O nimm auf deine Schwingen
Und trag' zu ihr die Kunde,
Wie Schmerz und Groll noch ringen
Und bluten aus der Wunde u. s. w.

Mit Savonarola konnte noch nicht begonnen werden. — Paul Pfizer geht diesen Sommer nicht nach Karlsbad. Von großen Reiseplanen ist nicht viel die Rede. Ein Seebad liegt mir freilich noch im Kopf. Mir schmeckt kein Bissen und kein Tropfen Wein. Das Murmeln des Meeres soll mir meine aufgeregten Nerven einschläfern und beruhigen. Ich lese viel und Gutes. Livius, Appianus, Silius Italicus, Mannerts Geographie der Griechen und Römer u. A. — Am liebsten Ihre Briefe.

Obige Aenderung im Gedicht läßt bemerken, daß der Raum, um welchen sich durch die Länge der Zeit der Schmerz vermindert hatte, durch Groll ausgefüllt worden war. Niembsch begann, je weniger ihn seine Jugendverirrung allmählig schmerzte, desto mehr ihr zu zürnen.

Deßgleichen.

Stuttgart, den 24. April 1844.

Liebe Sophie!

Morgen geh' ich nach Heidelberg.

Die Blüthen kommen und ich sehne mich nach einem stillen Umgang mit der Natur. Auch in Heidelberg bleib' ich nur so lange, als ich dort allein leben kann. Läßt man mich dort nicht ungestört, so setze ich meine Flucht weiter fort nach Baden. Was für meine Gesundheit zu thun, darüber will ich mit Dr. Schelling sprechen. Auffallend ist meine totale Appetitlosigkeit, häufiger Kopfschmerz und große Reizbarkeit der Nerven. Mein Schlaf hat keine Tiefe und mein Leben kein seelisches Interesse (um die zwei Hauptkategorien der Kritik Ehrenbaums anzuwenden). Ich hätte Ihnen dießmal einige Geschichten zu erzählen, doch mit meiner guten Laune ist mir auch jede Quelle froher Mittheilung verschüttet.

Niembsch an Sophie.

Heidelberg, den 27. April 1844.

Liebe Sophie!

Mit einer raschen und unerbittlichen Wendung meines Willens und Rückens hab' ich gestern Stuttgart, wo ich trotz möglichster Zurückgezogenheit viel zu viel in Anspruch genommen war, verlassen, und bin nach meinem beliebten Heidelberg gefahren. Als ein günstiges Omen für meine ersehnte Einsamkeit mocht' ich es ansehen, daß ich in einem sehr geräumigen Eilwagen ganz allein reisen konnte. Das Wetter war außerordentlich schön und die Obstbäume am Straßensaume standen und schwanden im vollen Festschmucke des Frühlings vor meinen Blicken und mahnten mit ihren Blüthen an verschwundene Zeiten. Seit meiner Jugend war ich nicht mehr in diese Gegend gekommen. Mir war seltsam zu Muthe. Meine Jugend, meine Poesie und der Frühling der Erde erschienen mir wie holde Gespenster und lächelten wehmüthig auf mich zum Wagen herein. Doch als es Abend geworden, und ich auf den Mond hinausstarrte, war mir manchmal, als säße Jemand neben mir, und ich fragte in Gedanken: „Warum ist denn mein Nachbar gar so still?“ Und diese Vorstellung

wurde so lebhaft, daß ich mich scheute, mich in die andere Ecke des Wagens zu lehnen, um meine Gesellschaft nicht zu stören. Vielleicht gedachte meiner zur selben Stunde mit inniger Freundlichkeit ein Wesen, das in seinem Herzen Jugend, Poesie und Frühling beschlossen hält. Ich weiß es nicht, doch weiß ich, daß ich Ihrer dachte, Sophie.

Heidelberg ist schön. Ich bewohne im Gasthofe „zum Prinzen Karl" ein großes, bequemes und sehr heiteres Zimmer, mit dem Ausblick auf die herrliche Ruine und grüne Waldeshöhen. Noch ahnt hier Niemand meine Gegenwart. Behüte mich der Zufall, oder vielmehr: lüge nicht das Omen im Eilwagen und schütze mich vor Invasion in meine Einsamkeit! Das würde mich augenblicklich von dannen treiben. Wenn ich nicht irre, so ist bei mir eine productive Stimmung im Anzuge. Hier war auch vormals die Muse mir hold. „Die Winternacht," „Wurmlinger Kapelle," die Schilf- und andere Lieder sind hier entstanden. Der Morgen ist schön und ich gehe nun nach der Ruine, denn „Gleich und Gleich" u. s. w.

Niembsch an Emilie.

Heidelberg, den 29. April 1844.

Meine Reise hieher war eine sehr angenehme. Zu meinem großen Vergnügen hatte ich den geräumigen Eilwagen allein inne, und konnte daher ungestört meinen Körper jeder beliebigen Bequemlichkeit der Lage und meine Seele dem ungetrübten Genusse der aufblühenden Natur überlassen. Viele der Obstbäume an der Straße fand ich im vollen Festschmucke des Frühlings; die Luft war völlig ruhig und still, um ja keiner Blüthe weh zu thun. O Frühling!

Die Reise ist mir erstaunlich wohl bekommen. Gleich am ersten Tage meines Hierseyns schmeckte mir das Essen dermaßen, daß ich an der Wirthstafel der ganzen langen Reihe von Speisen mit bestem Appetit folgen konnte. Nachmittags machte ich einen vierstündigen Spaziergang auf den Bergen und sah einen Sonnenuntergang erster Schönheit.

Gestern machte ich einen Ausflug nach Mannheim und kam Abends wieder zurück. Ein Spaziergang am Fluß dort war angenehm; der Anblick der Schiffe weckte den Sinn für die Ferne und Erinnerung an meine

Fahrt nach Amerika, die ich einst von diesen Ufern aus begonnen. Viel Wasser rauschte indeß im Fluß hinunter und Vieles ging den Strom des Lebens hinab und kehrt nicht wieder. — Altgewohnte Reflexionen, aber neu und immer schmerzlich die Empfindung, die sie begleitet.

Zöpfel, mein alter Tischgenosse, ist ganz mit mir einverstanden, daß ich hier völlig zurückgezogen lebe. Außer ihm habe ich Zimmerns gesehen, bei denen ich aus Pietät für meine Vergangenheit und für den lieben, alten Mann heute zu Mittag esse.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, den 5. Mai 1844.

Liebe Sophie!

Gestern, obgleich es mein festgesetzter Brieftag war, konnte ich nicht schreiben, denn ich befand mich unterwegs von Heidelberg hieher zurück. Daß ich jenes trotz aller seiner Annehmlichkeiten so bald wieder verlassen habe, daran sind nicht etwa Störungen dort, sondern Stockungen in Stuttgart schuld, wo man während meiner Abwesenheit statt meiner Gedichte Anderes gedruckt haben mag, und mir in zehn Tagen nur zwei Bogen zum Corrigiren ausfertigte. Nun will ich wieder persönlich dahinter her seyn und antreiben, daß das Versäumte nachgeholt werde.

Sie schreiben mir viel Schönes und Treffendes über meinen Don Juan. Möchte mir doch bald die rechte Stimmung werden zur Abrundung der bis jetzt allzufragmentarischen Scenen. — Schon vor meiner Heidelberger Diversion hab' ich hier den Verfasser der Dorfgeschichten, Herrn Auerbach, kennen gelernt. Er war so freundlich mich aufzusuchen, und ich empfing ihn — wohl hauptsächlich, weil sein Buch Ihnen, liebe Sophie, gefallen hat — auf das Beste. Er ist ein angenehmer Mann. Durch ein langes und sorgfältiges Studium Spinoza's, dessen Werke er verdeutscht, dessen Biographie er geschrieben hat, ist Auerbach mild und sehr human geworden. Besonders gefiel mir an ihm, daß er einen so netten und reinlichen logischen Haushalt in seinem Kopfe hat, ohne daß sein Herz darüber erkaltet wäre. Was aber die Dorfgeschichten betrifft, so hab' ich mit deren Lesung begonnen, doch immer noch nicht fertig

werden können. Die Gegenstände dieser Idyllen sind mir zu unerheblich und zu wenig anziehend, so daß es dem Verfasser nur selten gelingt, mit allem Aufwande mannigfachen und liebenswürdigen Geschicks, einen Theil meiner Sympathie dafür zu erobern. Uebrigens ist sein Talent unverkennbar; er wird sich viele Freunde gewinnen.

Malen Sie fleißig, liebes Sopherl? Sie sind in dieser Kunst nicht, was Sie sich in Ihrem letzten Briefe nennen; Ihre Blumenbilder machen auf mich immer den Eindruck, daß Sie berechtigt sind, und das will viel sagen. Es ist ja der stille Pflanzengeist darin zu erkennen, und daß Sie eine geliebte und vertraute Tochter der Natur sind. Sie malen die Blumen mit einer gewissen Schw sterliebe (die auch in anderer Beziehung Ihre Stärke ist). Und senden auch Ihre gemalten Blumen keinen Duft, und sind sie auch starr und unbeweglich für das schaukelnde Spiel der Lüfte, so sieht man es ihnen doch an, daß sie in eine schöne Seele getaucht und daraus wiedergegeben sind, was ihnen einen eigenthümlichen Reiz verleiht, ja, worin das Künstlerische dieser anmuthigen Leistungen liegt.

Ebenfalls.

Stuttgart, 10. Mai 1844.

Liebe Sophie!

Nicht die Gesellschaft, sondern die Luft, die schwere, drückende und energielose, ist es, was mich körperlich und geistig herunterbringt. Kaum daß ich hier bin, so ist der Appetit fort. Und doch war es nothwendig, daß ich wiederkam, um meine Sachen vorwärts zu bringen. Daß wir beide zu gleicher Zeit den gleichen Gedanken über den Frühling gehabt haben, und zwar einen so spezifisch eigenthümlichen,[1] ist wirklich merkwürdig. Geistige Verwandtschaft ist doch die innigste, und übertrifft an sympathischer Tiefe selbst die harmonischesten Beziehungen in der Natur. Während der Baum nicht zwei ganz gleichgestaltete Blätter producirt, tragen zwei gleichgestimmte Menschen den nämlichen Gedanken. Mich freut diese Entdeckung als die schönste Blüthe, die mir der gegenwärtige Lenz

[1] Daß nämlich aus dem Frühlinge der Erde die entschwundene Jugend als holdes Gespenst uns anlächle.

gebracht hat. Mit Schelling hab' ich noch nicht gesprochen, werd' es aber thun, sobald er zu Hartmann ins Haus kommt, was von Zeit zu Zeit zu geschehen pflegt. Bis jetzt hab' ich noch keinen bestimmten Sommerplan gefaßt. Sie haben recht, liebe Sophie, daß Sie der Kälte einen Theil der allzusorglichen Selbstsucht der Menschen beimessen. Mir erschien einmal die Kälte des Winters als die schlechte Subjektivität der Erde, als ihre Abkehr vom Licht und von der Wärme der himmlischen Liebe; im Frühlinge aber thut sie Buße und die thauenden Ströme sind ihre Büßerthränen, die ihr das Angesicht baden. Daher vielleicht der Zug so süßer und geheimnißvoller Wehmuth, der durch alle Freuden des Lenzes duftet und klingt. — Von ganzem Herzen wünsche ich meinem Freunde Max, daß ihm endlich seine Geldversorgungsgeschäfte von den Schultern genommen würden. Er ist keiner von den erwerbseligen Betriebsmenschen. Ich möchte ihm rathen, lieber bald einen weniger vortheilhaften, als spät einen günstigeren Handel zu schließen, und dabei nicht nur die Renten an Geld, sondern auch die an Freiheit des Gemüths und an ungestörten Lebenstagen in Rechnung zu bringen, die darüber verloren gehen. Sicherheit ist der Gewinn, auf welchen er meines Erachtens am meisten zu sehen hat.

Ich mache gegenwärtig fleißige Studien. Ich habe einen Stoff zu einem großen Heldengedichte gefunden, der mich anregt, erfüllt und beruhigt, wie noch kein anderer. Nur Gesundheit, und ich werde ein Werk schaffen, woran meine Freunde Freude haben, und meine Feinde traurig werden sollen!

Stuttgart, 17. Mai 1844.

Liebe Sophie!

Beständiges Unwohlseyn, Kopfschmerz, Schlaflosigkeit, Mattigkeit, schlechte Verdauung, Rhabarber, Druckfehler und Aerger über den trägen Fortschlich meiner Geschäfte, das waren die Freuden meiner letzten Woche. Emilie will es nicht gelten lassen, daß die Stuttgarter Luft nichts als die Ausdünstung des Teufels sey; doch mir ist es zu auffallend, daß ich in Heidelberg frisch und gesund war, und nun, kaum wieder nach Stuttgart

gekommen, bresthaft und elend seyn muß. Verdammtes Kloakenthal! Die Luft ist zwischen diesen fleißigen abgeschwitzten Weinbergen so dumpf und matt, so verbraucht und beschmutzt, als wäre sie durch meilenlange Windungen von Eingeweiden hindurchgegangen, ehe man sie in Nase und Lunge bekommt. O meine Nerven! Mein unglückseliges Sonnengeflecht! Ich schnappe nach Gebirgsluft wie ein Spatz unter der Luftpumpe.

„Wer mit Gemsen eine Luft getrunken,
Athmet nicht behaglich bei den Unken.[1]

In vielen der hiesigen Straßen riecht es am Ende auch lenzhaft, nämlich pestilenzhaft. Und die guten Stuttgarter merken das gar nicht; „süß duftet die Heimath." Nur über ihre Gärten klagen sie, daß sich darin das Ungeziefer immer vermehre. Ich aber glaube, daß in ihren Häusern dasselbe zu beklagen wäre, wenn das viele und fanatische Fegen und Scheuern nicht entgegenarbeitete. Indessen stimmt mich der malus Jupiter dieser Gegend so melancholisch, daß ich die Ursache jener Insektenvermehrung höher suchen muß. Die Naturforscher sagen: es altere unser Planet und so mögen denn die von Jahr zu Jahr fühlbareren Multiplicationen des Geschmeißes ein wimmelndes Symptom des herannahenden Erdentodes seyn. O tragisches Ende der Welt: von Läusen gefressen zu werden! phthiriasis universalis, gigantische Läusesucht! Pfui!

Adieu, liebe Sophie! Ich bin in einer abscheulichen Laune. Ihr Niembsch.

Heute hab' ich einen Brief erwartet — umsonst!

Stuttgart, 24. Mai 1844.

Liebe Sophie!

Das Briefschreiben an bestimmten Tagen hat sein Uebles. So geschah es neulich, daß mein Brief an Sie gerade in die absurdeste Stimmung meiner Seele fiel, und ich Ihnen wenig Erfreuliches schreiben mochte. Ein langweiliges Gespinnst, diese Tage beständigen Wartens und Corrigirens! Alles geht nur schleichend. Die Cotta'sche Buchdruckerei ist mit

[1] Aus Lenau's Gedicht: „Competenz." (S. Neuere Gedichte 1838 S. 316. Auch in Frankls Buch S. 66.)

einer neuen Auflage Schillers zu 10,000 Exemplaren beschäftigt; alles Andere geräth darüber ins Stocken. Nun ist erst der erste Bogen meiner Gedichte nebst drei Bogen Savonarola fertig. Zur Herbstmesse sollen auch die Albigenser neu aufgelegt werden. Wo soll ich die Geduld dazu hernehmen? Ich werde noch Alles aufmischen und zum Teufel gehen!

Von Reiseplanen weiß ich nichts zu schreiben. Nur nach Frankfurt gedenk' ich jedenfalls zu gehen, um Cotta's Wunsche gemäß den Maler Schwind, der sich dort niedergelassen hat, zu einer Illustration meiner Gedichte zu vermögen.[1] Ob ich ans Meer komme, weiß ich noch immer nicht. Nach Lainz aber komme ich gewiß, bevor Ihr es verlassen habt.[2] Ich sehe hier außer meinen Hausgenossen nur Porbeck zuweilen. Er ist mir in Wahrheit zugethan und ein vernünftiger Umgang. Die Gebrüder Pfizer sind seit dem Tode ihres Vaters einsamer und selbstvergrabener als je. Mit meiner Gesundheit geht es zwar etwas besser, doch die bewußte vielbeschimpfte Luft läßt kein rechtes Wohlseyn bei mir aufkommen. Mit dem einen Lungenflügel athme ich Langeweile, mit dem andern Aerger über die vertrackte Buchdruckerei ein. Das ist keine gesunde Respiration. Leben Sie wohl, liebe Sophie; ich grüße Sie, Max und die Kinder aus der tiefen, grauen Kapuze, in der meine Seele steckt, herzlichst. Ihr Niembsch.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, 29. Mai 1844.

Es hat wohl auch sein Gutes mitunter grob seyn zu können. Meinem ungenirten Lärmschlagen bei Baron Cotta verdanke ich, daß endlich eine Beschleunigung meiner Geschäfte und damit zugleich eine kleine Besserung meiner Gesundheit eingetreten ist. Bald, liebe Sophie, hoffe ich nun endlich hier fertig zu seyn. Dießmal habe ich nicht bloß Druck=, ich habe auch einige Denkfehler in meinen Büchern corrigirt. — Daß S—t alle

[1] Seinem richtigen Vorgefühle gemäß ging er in der That auch nach Frankfurt, und wirklich illustrirte Schwind, aber nicht Lenau's Gedichte, sondern den Dichter selbst, indem er zu dessen dort seyn sollender Hochzeit Transparente malte.

[2] Er kam, aber wie ein ganz Anderer, als wie er dachte.

seine Freunde nach wenigen Monaten so alt gefunden, finde ich begreiflich. Selbst alt, innerlich alt ist er geworden. Der Gelbsüchtige sieht Alles gelb, und ein in eine veraltete Weltanschauung immer tiefer Versinkender sieht am Ende Alles im Lichte der Alten. Er soll meine Bauern am Tissastrande lesen, aber nicht nur durch die katholische Brille.

Stuttgart, den 1. Juni 1844.

Liebe Sophie!

Was ich hier erlebe, ist gewiß nicht erheblicher und mittheilenswerther, als was die stillen und einförmigen Tage in Lainz Euch bringen. Gestern besuchte uns D. mit seiner Gemahlin. Beide waren sie sehr freundlich und schienen glücklich. Die Stuttgarter sagen von ihnen, „sie seyen so schön glücklich.“ Erst durch den Augenschein lernte ich den Sinn dieser Rede verstehen. Anständig und wohlgemessen und ohne alle Spur willkürlich waltender Leidenschaft fand ich ihre gegenseitige Freundlichkeit; eine zierliche mehr, als innige Zärtlichkeit, ich möchte sagen: eine ebenmäßige Weltkühle — sprach aus ihren Worten und Geberden, und ist vielleicht willkommen zu heißen und von guter Vorbedeutung, insoferne darin eine Bürgschaft liegen mag gegen heftige und verletzende Ausbrüche des Mißvergnügens, wenn einst ein solches, wie leicht möglich, sich einstellen sollte. Sie leben hier auf sehr elegantem Fuß, machen ihre Besuche bei kleinster Entfernung und schönstem Wetter zu Wagen, speisen täglich im Hotel Marquart in Gesellschaft zweier hoher Standespersonen, kurz: nobel!

Mit meinen Geschäften geht es seit der neulichen Aufstachelung von meiner Seite rasch. Heute ist es mir noch nicht möglich, über die weiteren Tage des Sommers zu verfügen. Ich will der Stunde ihre Laune lassen, und am Ende auch mir selber.

Niembsch an Schurz.

Stuttgart, den 4. Juni 1844.

Geliebter Bruder!

Ich habe in den zwei Monaten meiner Abwesenheit von Euch ein ziemlich rühriges Leben geführt. Mit der nachdrücklichsten Energie wurden

die Geschäfte bei Cotta betrieben und der Ausflug nach Heidelberg war ein kräftigendes und erquickendes Zwischenspiel, das mir trefflich zu Statten kam. Heidelberg ist, die Schweiz und unser Oesterreich natürlich abgerechnet, einer der schönsten Punkte Deutschlands. Ein Sonnenuntergang auf der Schloßruine an einem klaren Maienabend gehört zu den Naturgenüssen ersten Ranges. Ein Himmel, wie ich ihn nur auf einigen griechischen und italienischen Landschaften von Rottmann, Marko u. A. gesehen, mit jenen stillfeurigen Vibrationen der Luft, die Berge mit ihren Wäldern und Burgen, der anmuthige Rhein und eine weithingedehnte Fläche, von den bläulichen Vogesen begrenzt, ergriffen mich dergestalt, daß ich vor Freuden in ein lautes und anhaltendes Fluchen ausbrach. Seltsame Wandlung meines Wesens! Vor zwölf Jahren hab' ich an derselben Stelle geweint vor elegischem Uebermaß der Empfindung.

In Heidelberg besucht' ich meinen alten Freund, den über achtzigjährigen Zimmern. Es freute mich herzlich, daß er mich mit der nämlichen Wärme empfing, mit der er mich vor zwölf Jahren scheiden ließ. Diese waren unschädlich an seiner Freundschaft vorübergegangen, und er wollte meine Hand gar nicht mehr auslassen. Auch seine Söhne und Töchter begegneten mir mit großem Wohlwollen. Heidelbergs Celebritäten ließ ich unberührt. Schlosser und Gervinus blieben unbesucht und mir unbekannt. Der Letztere mag es fühlen, daß er mit seinen philisterhaft bornirten und dictatorisch unverschämten Aussprüchen über die moderne Poesie sich die modernen Dichter nicht zu Freunden gemacht. Schlosser aber ist so mit ihm verwachsen, daß man den einen nicht haben kann, ohne den andern ertragen zu müssen. Ich wohnte dort im Gasthof „Prinz Karl“ mit schöner Aussicht auf die Ruine. Die Table d'Hote war so reichlich und köstlich, daß mein Magen aufjubelte und sich zu jener langentbehrten Rüstigkeit der Jugend wiederverjüngte. Ich aß mit enormer Tapferkeit. Um wieder zur Pfeife zurückzukehren, indem ich fühle, daß die Cigarren mir die Augen angreifen, hab' ich in Heidelberg mir zwei gemalte Porzellanköpfe gekauft; beide wunderschön. Die eine trägt das Bildniß der reizenden Andromeda, wie sie mit zurückgeworfenem Gewande gefesselt am Meeresufer sitzt, doch mit heiterer Miene, indem sie die befreiende und beglückende Ankunft des göttlichen Perseus bereits ahnden

mag; auf der anderen Pfeife ist ein schwarzhaariges herrliches Provencalenmädchen zu schauen; etwa das „Mädchen von Lavaur“ aus meinen „Albigensern.“ Ich rauche sie in diesem Augenblicke und blase den würzigsten Varinasduft auf diese Zeilen.

Nun einige Nachrichten von meinen Geschäften. Von der neuen Taschenausgabe meiner Gedichte ist der erste Band ganz, der zweite zur Hälfte fertig. Um nicht drei Bände Gedichte zu haben, schlag' ich meine neuen Lyrica gegen eine verhältnißmäßige Honorarerhöhung zu der neuen Auflage (in zwei Bänden) hinzu. Don Juan, für das weibliche Publikum ohnedieß weniger geeignet, soll seiner Zeit für sich allein erscheinen. Auch mit der zweiten Auflage Savonarola's ist bereits begonnen und bis auf zwei Drittel des Buches im Druck vorgeschritten worden. Zur Herbstmesse werden auch die Albigenser in neuer Auflage wiedererscheinen. Die Sache macht sich.

Ueber meine ferneren Reiseplane hat zunächst ein trauriges und beunruhigendes Ergebniß entschieden. Die gute liebe Emilie hat nämlich, wie genauere ärztliche Untersuchungen ergaben, eine bereits bedenklich gewordene Anlage zu einer Brustwassersucht. Dr. Schelling verordnete ihr nebst Arzneien den Besuch eines Bades bei Baden: Lichtenthal. Ich habe mich entschlossen, die lieben Freunde dahin zu begleiten, um Emilie den Aufenthalt in der einsamen Waldgegend durch meine Gegenwart annehmlicher zu machen.

In den ersten Tagen Julis werden wir dahin abgehen: Emilie, ihre Schwester Lotte, Reinbeck und ich. Ich werde etwa drei Wochen in Lichtenthal bleiben, und dann noch vielleicht eine Reise in eine Seegegend, vielleicht in die Schweiz, auf vierzehn Tage unternehmen. Wenn möglich, werd' ich meine Albigenser in Lichtenthal corrigiren und den Druck von dort aus leiten. Meine Gesundheit ist hier wieder ein wenig herabgestimmt. Die Luft ist zu matt und dumpf.

„Wer mit Gemsen eine Luft getrunken,
Athmet nicht behaglich bei den Unken.“

Im September hoff' ich nach Ischl zu kommen und dann nach Wien. Was weiter geschieht, weiß ich noch nicht. Freund Nagy hat mich in einem Brief sehr freundlich zur Weinlese bei Bicske bei Pesth eingeladen.

Karl Mayer hat seine Frau durch den Tod verloren. In Zeit von acht Monaten starb ihm sein Bruder, eine Schwester, und nun auch seine geliebte vortreffliche Gattin. Uebrigens steht er aufrecht und ist ziemlich gesund. Bevor ich nach Lichtenthal abgehe, werd' ich Dir wieder schreiben, und über meine weitere Zukunft Näheres angeben.

Gott gebe, daß Du und die Deinigen gesund bleiben! Meine Schwester Therese, die in der Centralgegend meines Herzens sitzt, küsse ich zu tausendmalen.

Leb' wohl, Bruder, und grüße Deine lieben Kinder. Ich bin und bleibe Dein treuer Niembsch.

Grüße von Reinbecks.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, 7. Juni 1844.

Liebe Sophie!

Könnte ich Ihnen doch die schöne weiße Rose geben, die vor mir im Glase steht! Schon seit Jahren hab' ich Ihnen keine blühende Rose, überhaupt keine Frühlingsblume reichen können. Schon seit Jahren hab' ich meine Heimath nicht blühen sehen. Der Frühling spricht gar keinen Dialekt, doch dünkt er mir daheim am schönsten, und völlig beglückend nur dann, wenn ich in seinen lieblichen Chören meine liebsten Stimmen nicht vermisse.

Meine Gesundheit ist zwar jetzt nicht pathologisch schulgerecht gestört, doch ein Hängenlassen der Flügel, eine Windstille der Gedanken läßt mich still und mißmuthig dasitzen, und der Zeit und meinen Geschäften verdoppelte Flügel und die Natur des eilenden Sturmes wünschen. Die letzteren bewegen sich seit meinem Allarmiren der Druckerei zwar schneller, doch für meine nauseose Ungeduld noch lange nicht schnell genug. Die arme Emilie, mit einer bereits bedenklich gewordenen Anlage zur Brustwassersucht behaftet, ist von den Aerzten in ein Schwarzwälderbad gesprochen worden, nämlich nach Lichtenthal bei Baden. Die Gegend ist schön und die Aufforderung, durch meine Gegenwart einige Erheiterung zu gewähren, so dringend, daß ich mich entschlossen habe, auf drei Wochen auch nach Lichtenthal zu gehen.

Stuttgart, 14. Juni 1844.

Liebe Sophie!

Der Aufenthalt hier wird mir geradezu unerträglich. Es ist heiß und dumpf, daß man nicht schlafen, nicht essen, kaum athmen kann. Nun bin ich aber mit meinen Gedichten und mit Savonarola fertig. Sobald ich meine Geldsache mit Cotta im Reinen habe, reise ich ab, d. h. in zwei, längstens drei Tagen. Wohin ich gehe, weiß ich nicht; nur hinaus, hinaus!

Emilie wird in Begleitung ihres Mannes und ihrer Schwester Charlotte nach Lichtenthal gehen, wohin ich mich dann auch begeben werde. Ich bin unwohl. Schreiben Sie mir nicht mehr nach Stuttgart. Am Tage meines Abgangs von hier schreibe ich Ihnen, wohin er gerichtet sey.

Stuttgart, den 20. Juni 1844.

Liebe Sophie!

Wie mir hier Alles langsamer von Statten ging, als ich erwartet hatte, so währte es auch mit der letzten Erledigung meiner geldlichen Angelegenheit über meine Erwartung hinaus. Jetzt endlich ist Alles in Ordnung, und ich kann Stuttgart verlassen. Morgen reise ich nach Lichtenthal bei Baden, wo ich bis zum 15. Juli zu bleiben gedenke. In Betreff der Albigenser habe ich die Anstalt getroffen, daß mir die Correcturen in Portionen von etwa sechs Bogen auf zweimal geschickt werden. So nachdruckslos und träge hier auch meine Geschäfte Anfangs gingen, so rasch und fördersam gingen sie in letzterer Zeit. Wir haben über sechzig Bogen gedruckt in zwei Monaten. Ein jeder Wiener Buchhändler mag Ihnen sagen, ob das nicht aller Ehre werth?

Meine Miniaturausgabe wird, wenn sie gebunden und goldberändert ist, sehr hübsch seyn. Beide Bändchen sind zu gleichem Umfange angewachsen, und ich habe, die Auflage castigirend, mehrere, namentlich polemische Gedichte, mit der Jäthacke ausgemerzt, über andere aber eine sorgfältige Feile wandeln lassen, so daß das Buch quantitativ reicher und an Gehalt und Form wirklich besser geworden ist. Schreiben Sie mir bald nach Baden-Baden, poste restante. Den schönsten Baum der

Gegend will ich mir aussuchen, um Ihre lieben Briefe darunter zu lesen. Fürs Erste muß ich mir jetzt den Don Juan vom Halse schaffen, um dann mit ungetheiltem Eifer an einen solideren Helden zu gehen. Wer ist dieser? — Nun es ist der solideste von allen Helden, die je gelebt haben auf Erden, der größte wie der unglücklichste. Zudem ist mein Stoff unserer Zeit und allem ihrem gierigen Nothgeschrei so ferne, daß mein Gedicht, wenn meine Kraft darunter nicht zusammenbricht, zwar der Vortheile momentaner Anklänge entbehren wird, dafür aber durch eine ideale Abgeschiedenheit und absolute Selbstbegründung die höhere Ehre eines wahren Kunstwerks ansprechen soll. Viel versprochen ist hier allerdings; doch es sind Kräfte da, und meine Sohlen sind noch nicht auf den höchsten Stein getreten.

Baden, 27. Juni 1844.

Liebe Sophie!

Gestern bin ich hier angekommen. Baden und Lichtenthal sind sehr schön und wie es scheint meiner Gesundheit sehr zuträglich, denn kaum daß ich hier angekommen war, so stellte sich auch schon mein Appetit, der Flüchtling von Stuttgart, mit voller Anhänglichkeit wieder ein. Die alten Griechen hatten recht, den dodonäischen Zeus, den durch die Eichenwipfel rauschenden Gott der Lüfte, so hoch zu ehren. Ich fühle es deutlich, wie er mir hier Leib und Seele erfrischend durchströmt. Baden als Badeort hat übrigens wenig Reiz für mich. Als ich am Spieltische stand und zusah, wie die Goldmünzen hin und her rollten, wollte mich wieder der alte Spielteufel verlocken, doch mir fielen Ihre Worte ein: „Niembsch, spielen Sie nicht, denn der Zufall ist Ihr Feind.“ Da war die Lust plötzlich in Abscheu verwandelt und das ganze Treiben an der grünen Tafel erschien mir als tiefe Gemeinheit. Ich bin für immer geheilt von diesem Unsinn. Von Bekannten traf ich hier Auerbach, die treue unerschütterliche freundliche Seele. Daß mir, wie ich ihm sagen mußte, seine Dorfgeschichten nicht gefallen, hat nicht die geringste Störung in seine Neigung gebracht. Außer ihm fand ich noch den hier wohnenden Lewald, von dem ich mit großer Freude empfangen wurde. Auch Panofka aus Paris ist hier und spielte mir bereits auf seinem trefflichen Stradnarius

mit großer Meisterschaft. Die Reinbeckschen sind auch da. Trotz aller dieser Annehmlichkeit werde ich doch schwerlich bis zum 15. Juli bleiben. Man sollte, wenn man von seinen liebsten Freunden getrennt ist, keinen Sonnenuntergang ansehen. Als ich neulich auf einer Höhe bei Heidelberg mich in dieses Schauspiel vertiefte, ergriff mich im Augenblicke des Verschwindens ein wunderbar tiefes Gefühl von der Schmerzlichkeit solcher Trennungen und von der Unersetzlichkeit eines Tages, der wieder dahin ist, ohne daß man sich gesehen. Diesen Brief schreib' ich in Baden auf Auerbachs Zimmer. Leben Sie wohl, theure Sophie! Grüßen Sie herzlich Freund Max und Ihre Kinder. Dießmal hoff' ich auch für Max von meiner Reise etwas mitzubringen. Mir ist etwas zum Geschenke versprochen, womit ich ihm eine Freude zu machen gedenke.

(Ohne Tagangabe. Etwa: Baden, am 7. Juli 1844.)

Liebe Sophie!

Ich wohne in Baden. Das Zimmer, welches mir der Wirth in Lichtenthal gegeben, war äußerst unruhig und nach Oelfarbe stinkend; auch wäre mir der bleibende Aufenthalt in Lichtenthal bei dem beständigen Regenwetter nachgerade lästig geworden. Hier bewohne ich zwei freundliche, ruhige Zimmer für ein mäßiges Miethgeld, werde mit gutem Kaffee bedient, und bin mehr mein eigener Herr in jeder Beziehung. Baden hat bis jetzt nicht die gehoffte Wirkung auf meine Gesundheit geäußert. Seit acht Tagen leide ich an beständigem Kopfschmerz, an Appetitlosigkeit und kurzem unerquicklichen Schlafe. Da geht es denn mit Arbeiten gar nicht, und ich suche mich durch Gesellschaft zu zerstreuen. Panofka, ein bedeutender Virtuose aus Paris, wohnt meinem Hause so nahe, daß ich ihm öfter in Kappe und Schlafrock (man ist hier Gottlob ungenirt) einen Morgenbesuch mache, um ihn geigen zu hören. Ich hab' ihm auch vorgespielt und er lobte mich als einen guten Geiger mit der Bemerkung, daß er nicht bald einen Amateur gefunden hätte mit einer so guten Stellung und Bogenführung. Ferner ist Lewald als mein Tischnachbar meine Gesellschaft und sucht mich mit Wiener Anekdoten zu unterhalten. Er sitzt mir zur Rechten. Links hab' ich einen Dr. medicinae, Namens

Fränkel. Er ist Magnetiseur. Zweimal versuchte er seine Kunst gegen meinen verwünschten Kopfschmerz, doch vergebens. Von sonstigen Notabilitäten werden Mundt, Herwegh und König, der Romanschreiber, hier erwartet. Auerbach ist von einem kleinen Ausfluge nach Basel, wo das große Schießen war, zurückgekehrt und hat mir erzählt, Herwegh hätte ihm gesagt: „wenn er glaube, daß mich ein Gruß von ihm freuen werde, so möchte er mir seinen herzlichen Gruß bringen.“ Herwegh soll sich bereits auf den Gipfel des leidenschaftlichsten Communismus hinaufgeärgert haben und unbedingte Auflösung aller Verhältnisse prätendiren. — Wenn sich's mit meiner Gesundheit nicht bessert, so gehe ich noch in ein Seebad. Ich halte mich wirklich für ruinirt. Ihre Sorgen um den Urwald sind vielleicht zur rechten Zeit eingetreten. Wer weiß, ob ich noch im Stande seyn werde, etwas Tüchtiges zu schreiben. Es geht mit beschleunigter Geschwindigkeit holpernd und stürzend thalab. Schreiben Sie mir Ihren nächsten Brief nach Heidelberg poste restante.

Während seines dießjährig erstmaligen Aufenthaltes in Schwaben war Niembsch seinen dortigen Freunden ziemlich ferne geblieben, wie sich aus Emma Niendorf (S. 182—203) zeigt. Am 29. April schrieb Emilie an Emma: „Unser wandelbarer Gast und unruhvoller Freund hat uns am Donnerstag früh ganz unerwartet schnell verlassen, und ist, seinem dichterischen Frühlingsdrange folgend, auf unbestimmte Zeit nach dem schönen Heidelberg abgereist. Ob er den guten Justinus auf dieser Tour besuchen werde, ließ er ganz unbestimmt; es wäre mir sehr leid, wenn es nicht geschähe.“

Es geschah nicht.

Dann am 15. Mai: „Wir haben Dich hier gar oft vermißt, besonders auch bei dem kurzen Zusammentreffen mit Kerner. Zwei Tage später kam Justinus noch auf der Heimreise ein Stündchen zu uns im strengsten Incognito, und wir konnten uns da noch fester überzeugen, als aus seinen Briefen, daß er ganz der Alte ist an Herzensgüte, gesundem Aussehen und Heiterkeit des Geistes. Es war besonders in Beziehung auf Niembsch dieses Wiedersehen von der besten Wirkung, und haben alle Mißverständnisse jetzt eine milde Lösung gefunden. Gottlob!“

Als sich einmal die Rede auf den Umgang mit hohen Personen lenkte, äußerte der Dichter: „Man muß sich nicht nur nicht aufdrängen, sondern auch nicht hineinziehen lassen in das Vornehme. Alexander wird wohl mein letzter Bekannter dieser Gattung seyn. Er gehört zu den manchen leuchtenden Ausnahmen, die man gar nicht bestreiten darf. Nur mit seines Gleichen umgehen! Wenn Einzelne auch anders sind, so gerathen sie doch in den Contakt. Ein solcher Verkehr erscheint für mich als ein Herabwürdigen meiner selbst, weil man doch dergleichen thun muß, sich in die Form schmiegen, als achte man diese Convenienz. Ich will nicht immer auf dem Bauch kriechen. Selbst wenn man bei mir Ausnahme macht, ich will nicht exceptionell seyn, ich mag diese Narren- und Poetenfreiheit nicht haben."

Eine Säule von Blumen, ein würziger Blüthenberg verbirgt die Stufen zum Gemache des Grafen und seiner Glasthür. Von seiner Schwester gepflegt, liegt er da oben meist auf dem Ruhebette, unter exotischen Düften, noch leidend von dem letzten Krankheitsanfalle in Florenz. Neben ihm das Pianino, auf dem er phantasirt, darüber das große Adlerbild und ringsum Geweihe, indeß Nero, außen vor der Glasthüre hingestreckt, mit klugen Augen hereinschaut. Plötzlich fährt ein Wagen an. Niembsch und Madame Heinrich! Es war auf eine Ueberraschung abgesehen. Der Graf, der sich noch eben nicht ohne Empfindlichkeit über das Fernbleiben des Freundes beschwert, schien von seiner Erscheinung genesen, wie elektrisirt. „Mein Mikloſch! Mein Mikloſch!" rief er; man konnte wieder recht den Zauber wahrnehmen, den Lenau übt. Da saßen sie Beide auf dem Divan mitten im Saale, von Blüthenkelchen überrankt; Arm in Arm, Haupt zu Haupt geneigt, Alles um sich vergessend, hielten sie sich umschlungen, mit einander flüsternd, fast wie Spielgenossen, die sich wiederfinden.

Dieß geschah zu Serach am 17. Juni 1844. Es war ihr letztes Beisammenseyn hienieden. Einen Monat darauf war Alexander leibes-, und wieder ein Vierteljahr später Niembsch (das Schrecklichere!) geistestodt.

Emilie an Emma.

Lichtenthal, am 8. Juli 1844.

Alles stimmt zusammen in den melancholischen Grundton unsers hiesigen Lebens. Wir hatten bis jetzt fast immer schlechtes Wetter und waren bedeutend unwohl. Dabei fühlten wir uns gar einsam und verlassen, denn der Freund Niembsch ist uns ganz abtrünnig geworden, unterhält sich in Baden so vortrefflich, daß er, wenn er auch zuweilen einen kurzen Besuch bei uns abstattet, doch nie bei uns ist, und durch dieß gleich wieder Forteilen mehr peinliche als angenehme Eindrücke hier zurückläßt. Die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Grafen Alexander in Wildbad, die uns Niembsch gestern Abend brachte, hat ihn und uns Alle sehr erschüttert.

Mayer und Uhland sah dießmal Niembsch gar nicht.

Auerbach fährt im erwähnten Aufsatze fort: „Ich wohnte schon mehrere Wochen in Baden, als ich erfuhr, daß Lenau mit der Familie Reinbeck in Lichtenthal angekommen sey. Ich suchte ihn sogleich auf und er sagte mir alsbald beim Alleingehen im Garten, daß bei aller Anhänglichkeit und Treue gegen die Reinbecks er sich doch gedrückt und beklommen fühle in dem einsamen Lichtenthal. Es werde ihm schwer, sich von ihnen zu scheiden, da sie kränklich und zum Theile ihm zu Liebe nach Baden gekommen seyen. Auf die Vorstellung, daß es seine Pflicht gegen sich und die Freunde sey, frischauf zu seyn und durch seine Anwesenheit zu erfrischen, ging er willig ein; er schien in einem leichten Selbstkampfe, bei dem man froh ist, daß ein Unbefangener durch handreichende Zustimmung heraushilft.

Der alte Reinbeck — der, wie wir „Stuttgarter Gymnasiasten" aus den zwanziger und dreißiger Jahren wohl wissen, mit seinem norddeutsch fremdartigen, zierlichen Wesen nirgends mehr am unrechten Platze war, denn als Lehrer der schwäbischen Jugend, die auf der Schwelle des Universitätslebens stand — hatte ganz gegen die sonst umlaufende Meinung von seinem Selbstgefühle eine rührende Sorgfalt für Lenau's Poesie und dichterisches Schaffen, er war eifersüchtig darauf bedacht, daß ein Jeder die hohe Ansicht von der Bedeutsamkeit des Dichters mit ihm theile. Lenau wiederholte das Wort einst mehrmals, als ich die Frau Reinbeck einmal

gesprächsweise mit einem feierlichen Choral verglich. Er sprach gern und begeistert von dem ungewöhnlichen Wesen der edlen Matrone, die auch als Landschafterin sich ein selbstständiges Gebiet der Kunst sinnig angebaut hatte.

Als wir auf seinem Zimmer allein waren, sagte Lenau: „Ich hab' immer mit Du an Dich gedacht, drum wollen wir auch Du zu einander sagen.“ Er küßte mich und holte darauf voll Freude einen Stock, den er vom Schirme losband: „Da! sagte er, ich hab' keinen Stock finden können, wie Du einen verloren; da nimm den Stechpalmenstock. Schau das Gesicht, das darauf ausgeschnitzt ist! So eine Fratze hab' ich gemacht, wie ich die Albigenser geschrieben hab'. Wenn Du den Kopf ansiehst, kannst immer gut an mich denken!“

Die Dämmerung brach ein, Lenau war so stürmisch, daß er noch heute eine andere Wohnung haben wollte; es war ihm so dumpf und drückend in Lichtenthal. Während die fashionable Welt in der schönen Allee spazierte, ritt und fuhr, fragten wir in den Häusern am Wege nach Wohnung, fanden aber keine entsprechende. In einem Hause — ich glaube es war des Münzmeisters Kachel aus Karlsruhe — gefiel es Lenau gar wohl, der Hausherr war abwesend und keine Wohnung frei. Ich sagte Lenau, er solle seine Karte abgeben und man werde ihm gewiß Platz machen, da lachte er mich tüchtig aus. Er war weit entfernt von der grassirenden Bewußtthuerei, die sich stets eine gewisse Haltung geben will und sich immer geberdet, als ob sie wie ein Ifflandischer Fürst nur den Mantel zu lüpfen brauche, um vor dem verhüllten Stern sicheres Staunen und Kniebeugen zu erregen. Er gab indeß doch seine Karte ab und wir zogen weiter. Er wunderte sich hier bei der Besichtigung der Wohnungen, wie später, wenn ich ihm manche Kleinigkeiten besorgte, daß ich für diese Dinge Rath wußte und dazu bereit sey: er hatte wenig Sinn für Derartiges. Während wir Anderen uns von Jugend auf durch Noth und Sorgen hindurchschlagen mußten, schien Lenau in äußeren Dingen an ein gewisses Gehenlassen gewöhnt, des Besorgens durch Andere gewärtig. Er war aber in seinem ganzen Behaben weit entfernt von jeglicher steifen Unbehülflichkeit, vielmehr auf Ordnungsmäßigkeit bedacht, sorgfältig ohne Aufhebens davon zu machen, überhaupt von einer gewissen vornehmen Gewöhnung. So ließ er sich z. B., wenn er etwas zu

bezahlen hatte, vom Kellner nie kleine Münze herausgeben; er winkte ihm ruhig, sie zu behalten.

Nicht diese Nacht mehr wollte Lenau nach Lichtenthal zurückkehren und er blieb in dem englischen Hofe.

Auf einem späteren Spaziergange erzählte er mir dann, daß er nach Baden gekommen sey, um hier im Anschauen des genußjägerischen Wohllebens aller Art seinen „Don Juan" zu vollenden. Ich weiß die Worte nicht mehr, aber erinnere mich, daß er diese Dichtung als ein letztes Zusammennehmen seiner Kraft nach einer Seite hin bezeichnete.

Ich will es hier nur ein- für allemal bekennen, daß ich mich der Unmittelbarkeit Lenau's und seinen gigantisch ausgreifenden Gedanken gegenüber voll Ehrerbietung fühlte, wie sie Niemand erlangt, der es auf Imponiren angelegt hat. Und diesen freiwilligen Zoll der Ehrerbietung brachten ihm Alle mehr oder minder.

Lenau gehörte zu jenen Naturen, die nie daran denken — zum Theil auch weil sie es ohne zu weit gehende Härte nicht auszuführen verstehen — den Troß der Menschen von sich fern zu halten, der sich namentlich in einem Luxusbade einfindet, um von der anstrengenden Faullenzerei des ganzen Jahres während der Sommermonate bequem auszuruhen. Sie drängten sich in so unbefangener Selbstgewißheit an den geistig Arbeitenden, an den so berühmten Namen, durch den sie eine zeitweilige Belebung ihres lahmen und öden Daseyns, eine „amüsante Conversation" hoffen durften, und fast noch mehr als mit dem eigenen Genießen stelzirten sie innerlich, Neuangekommenen eine interessante Bekanntschaft vermitteln und davon selbst einen Schimmer erhaschen zu können. Lenau ließ diese Leute ruhig an sich herankommen, wenn er auch bei aller Leutseligkeit sich manchmal bei mir über ihr zudringliches Wesen beschwerte. Dabei lag aber in seiner Schweigsamkeit und ruhigen Haltung eine gewisse unmittelbare Majestät, daß die „Dominoherren" es doch nie wagten, mit Lenau wie mit Ihresgleichen umzuspringen, Neckereien und kleine Verdauungsscherze an ihn anzubinden. Das bewährte sich auch als wir wie gewöhnlich eines Mittags durch die Budenreihen nach dem Conversationshause gingen. Dort stand ein Mann, den ich nicht näher bezeichnen will, er klopfte Lenau ganz „famillionär" auf die Schulter und sagte: „Na, Lenau, wo treiben

Sie sich herum? was arbeiten Sie? bekommen wir bald wieder was Neues?" Es fehlte wenig, daß der Mann nicht Niembschchen sagte. Lenau rauchte, ohne zu antworten, seine Cigarre, und schlug nur einmal sein großes Auge auf nach dem Manne, der sich gescheucht zurückzog und sich etwas zu schaffen machte.

Es ist wohl schon Jedem vorgekommen, daß er eine gewisse Eifersucht der Welt gegenüber empfindet, die einen Hochgehaltenen nicht immer mit der entsprechenden Würdigung aufnimmt. Darum that dieser Vorfall nicht nur mir, sondern auch den andern Freunden, die ihn erfuhren, ein besonderes Genüge.

Lenau hatte sich eine Wohnung gleicher Erde, gegenüber dem holländischen Hof gemiethet. Als ich ihm über diese arbeitswidrige Stube Vorwürfe machte, sagte er, er glaube fast, daß hier aus seinem Arbeiten nicht viel werde. Er schien überhaupt rein und ausschließlich der Stimmung hierin hingegeben, und nichts vom „Commandiren," das Goethe heischt, wissen zu wollen. Dieß lag nicht nur in dem vorherrschend Lyrischen seines Schaffenstriebes, sondern gewiß auch in seiner physischen Disposition.

Zu den stillvergnüglichsten Stunden gehörte die Siesta vor dem Conversationshause. Dort saßen wir mit August Lewald und einigen Andern beim Kaffee rauchend und plaudernd, und die heitere Musik, das Ausschauen nach den tannendunkeln Bergen goß sanfte Heiterkeit und Ruhe in die Seele. Lenau sah bisweilen gerne zu Domino spielen, ich erinnere mich nicht, daß er selbst spielte. Wenn die Musikbande einen Ländler ertönen ließ, einen Lanner oder Strauß, da konnte er oft ausrufen: „Brüderl, horch, paſſ' auf," dann schnalzte er bisweilen mit beiden Händen und bewegte die Arme, oder auch er sagte nach dem Dreivierteltakte: „Halts enk z'ſamm," was so viel heißt als: „Haltet euch zusammen!" Er sprach überhaupt gerne und mit unverwischter Gewohnheit den Wiener Dialekt.

Manchmal gingen wir auch auf sein Zimmer, und da gings lustig her; indem Lenau, die Stube auf- und abgehend, Geige spielte, das Ragoczylied und allerlei wilde Compositionen, auch selbstcomponirte Walzer. Da diese voll Jubel und kecker Lustigkeit waren, ließ ich nicht an ihm

nach, bis er einige aufschrieb, er versprach mir ihnen den Titel: „Hälts-enk-z'sämm" zu geben. Sie müssen sich wohl noch unter seinem Nachlasse gefunden haben. Auch mit dem damals in Baden anwesenden Virtuosen Panofka spielte Lenau oft und gerne.

Lenau kannte das schwäbische Bauernthum ziemlich genau. War er ja in Gemeinschaft mit schwäbischen Bauern nach Amerika ausgewandert. Ich beschäftigte mich gerade damals mit dem Entwurfe eines Romans: „Die Auswanderer," und Lenau versprach mir eine ausführliche Schilderung seiner Fahrten und Abenteuer, wogegen ich ihm versprach, ihn selber zu einer Figur des Romans zu machen, als weitere Ausführung von Freiligraths ausgewandertem Dichter, und zugleich als ein Stück modernen Arions, der den Bauern auf dem Schiffe zauberisch Geige spielt, und bei ihnen zur Mythe wird, die sich in den Urwäldern fortpflanzt und vererbt. Lenau gefiel sich sehr in der Rolle und malte sich als Mythe manchmal spaßhaft aus, wobei er seine Gestalt und seine Miene seltsam ausstaffirte. Wir hatten viel Lachen und Kurzweil von diesen Phantasiespielen. Ich schalt ihn oft darüber, daß er diese seine Weltfahrt nicht zum Gegenstande eines Epos gemacht, statt daß er sich an bereitete Stoffe wie Faust und Don Juan hingab, in denen das Augenmerk weniger auf die Handlung, als auf die Behandlung gerichtet seyn mußte. Man muß wildes Fleisch erjagen, nicht schon einmal gekochtes jetzt braten oder schmoren.

Lenau war der Dichter der reinen Skepsis. Das Ringen nach absoluter Wahrheit und nach der subjectiven, die aus dem innersten Kern des eigenen Wesens geboren, nichts Ueberkommenes an sich hat, ist nirgends dichterisch mächtiger herausgetreten als in Lenau. Wenn man von einer „ewigen Jugend des Dichters" spricht, so besteht diese wesentlich auch darin, daß er der Erregung und daraus folgenden Schwankung und Wandlung rückhaltsloser hingegeben ist. Dieses beeinträchtiget einen festen Halt in tausend Lebensdingen keineswegs. Wer aber die Welt in sich und aus sich täglich neu schafft, wird die Strömungen der Atmosphäre tiefer empfinden als ein Anderer. Der sogenannte Weltschmerz war bei Lenau weit entfernt von der Grimasse so Vieler, denen es nur darum zu thun war, recht interessant zu erscheinen, ihren persönlichen Katzenjammer über verfehlte Stellung und die Folgen der Arbeitsschen zu einem großen

allgemeinen Weltelend auszudehnen. Lenau war der Dichter der edelsten und erhabensten Melancholie, des stets sich erneuenden Bewußtseyns, daß der Weltzusammenhang und das Menschenthum sich in seiner Ganzheit nicht fassen, halten und gestalten läßt. Wie die Naturwissenschaft immer weiter vordringt in vordem dunkle Gebiete und die Grenze der Erkenntniß immer weiter hinaussteckt, so kann auch der dichterisch vorahnende Geist, getragen von den Schwingen der Phantasie, in sich selbst ruhend, sein selbst gewiß, sich über die gewohnte Grenze hinauswagen, und erleuchtet von dem Lichte, das aus ihm kommt, dem dunkeln Räthsel ins Antlitz schauen, und uns seine Gestalt künden. Das wird dann ein prophetisches Schauen, dessen Wirklichkeit die Wissenschaft oft erst viel später und langsamer im Bereiche der Wahrnehmung erkennt. Ein Geist, der sich an der Grenze der Erkenntniß weder mit dem hergebrachten Glauben noch mit der Resignation, dem stillen Fügen in die einmal gesetzte Nothwendigkeit genügen kann, wird es immer wieder wagen, erobernd vorzudringen, und der Schmerz über das Unerreichte rührt zu den edelsten Klagen.

Ich knüpfte in den Besprechungen mit Lenau an sein Gedicht „die Form" an, worin er selbst sagt:

Werfen noch die Worte Falten,
Kein lebend'ger Leib', nur Kleid,
Was sie wecken, Lust und Leid,
Wird im Hörer bald erkalten.

Die neuösterreichische lyrische Poesie hat in einer Fülle von Ueberkraft sich von der mustergültigen Goethe'schen Einfachheit entfernt, in welcher jeder Einzelgedanke des Gedichts dem Verlaufe des Ganzen unterthan ist, und nicht eine Aufmerksamkeit für sich beanspruchen darf. Auch Lenau schien mir nicht frei davon, in einzelne Zeilen und Wortfügungen einen selbstständigen Gehalt einzuknüpfen, wodurch ein Abirren und statt der einfach und wie organisch nothwendig sich fortentwickelnden Melodie ein figurirter Gesang entsteht, der oft kunstvoll, aber dem reinen Geschmacke minder entspricht. Er ließ nicht ab, bis ich ihm dieß an einzelnen Gedichten nachwies. Ich wählte dazu das sonst so schön-melancholische Gedicht: „Die Heidelberger Schloßruinen," die er „der Zeit steinern stilles Hohngelächter" nennt, und so noch einige andere. Manchmal sagte er

schnell: „Hast recht, hast recht, Brüderl“ und jede fernere Erörterung abschneidend, setzte er hinzu: „Red' nicht, brauchst weiter gar nichts zu sagen!“ Bei anderen Stellen sagte er wieder: „Red' nichts, red' nichts, kannst tausendmal recht haben, es bleibt doch.“

Lenau nannte mich fast nie bei meinem Namen, sondern: „Brüderl.“ Wie erhebend und herzstärkend war es, wenn er durch eine momentane Anregung oder aus innerster Stimmung heraus seinen umfassenden Geist und sein unergründlich tiefes Herz erschloß, und dabei sich über unser Beisammenseyn wieder kindisch freute. Da war das Gehen Arm in Arm mit ihm ein beständiges Ansichdrücken. Ich sagte ihm einmal: „Es gibt Menschen, die sind wie die Oefen von Sturzblech, ein Spänchen darin angezündet und es gibt fliegende Hitze, ist aber auch wieder Alles schnell kalt. Du bist ein Kerl wie ein alter breitspuriger schwäbischer Kachelofen, da muß man tagelang heizen und ein Stück Wald hineinstecken, dann hält es aber auch lange warm.“ Dieser Vergleich machte ihm so viel Spaß, daß ich ihm diese Worte zum Andenken gleich auf einen Zettel schreiben mußte.

In philosophischen Discussionen konnte man längere Auseinandersetzungen von ihm vernehmen, sonst sprach er meist nur kurze Sätze und ging auch gerne schweigend neben dem Freunde. Ueber literarische Dinge ließ er sich selten vernehmen, und viele Gedichte, die er über die Verkehrtheiten der Kritik, der Tendenzjägerei u. dergl. gemacht hatte, sah er selbst als momentane Abwehr an, so daß er sie nicht wieder aufnehmen wollte. Ueber Heine ist mir ein Ausspruch von ihm erinnerlich, er sagte: „Mir bleibt es ein psychologisches Räthsel, wie man ein so offenbares Genie und doch so verliederlicht seyn kann.“

In seiner Gemüthsstimmung war er jeder kleinen Freude aufgethan, ungemein wohlwollend, zu Scherz und Lachen aufgelegt, dabei von einer seltsamen Weichmüthigkeit, die ihm bei tieferer Seelenanregung leicht eine verschwimmende Thräne ins Auge lockte. Er hatte bei aller selbstständigen Abgeschlossenheit und wohl eben dadurch eine spiegelähnliche Aufnahmsfähigkeit fremden Denklebens. In seiner bedächtigen Weise, wobei er bisweilen nur mit dem Kopfe nickte, war er der gerade Gegensatz derer, die fremde Anschauung nur aufnehmen können, wenn sie sie durch rasche eigene Zuthat in eine andere verwandeln.

Es bleibt ein unersetzlicher Verlust, daß Lenau, wie die meisten Lyriker, sich nicht dazu verstehen konnte, zeitweilig seine Anschauung von Welt und Zeit öffentlich darzulegen. Es ist möglich, daß durch solche Erledigungen der Drang zur lyrischen Concentration, das Umwandeln der Welteindrücke in rein subjective Empfindungen beinträchtiget würden, wenn wir erführen, was an Wissen und allgemeiner Erkenntniß dahinter steht. Bei Lenau bleibt aber diese Zurückhaltung ein unersetzlicher Verlust. Wenn auch viele und umfassende Briefe von ihm da sind, so bleibt es doch der Welt verloren, welche tiefe und weithinreichende Wurzeln sein Geist über felsenhafte Probleme hinweg in den fruchtreifen Boden des Lebens und der Wissenschaft geschlagen hatte.

Es fällt mir ein, daß später, als das Leben Lenau's eine so glückliche Wendung zu nehmen schien und wir uns im Ausmalen der Zukunft überboten, wie wir gemeinsam so schön in Heidelberg zusammen leben wollten, er sagte: er wünsche neue Symposien dort zu veranstalten, die bedeutsamen Männer aller Wissenschaften sollten sich in freier Geselligkeit einigen, über einen bestimmten Gegenstand frei discutiren, ein Stenograph sollte Alles aufzeichnen, das dann später zu redigiren wäre. Er malte den Plan ganz ernsthaft und bedächtig aus, und kehrte sich nicht an den Einwand, daß wir in all unserem Denken und durch die geschiedenen Fachwissenschaften so isolirt sind, daß ein Jeder aus einem Hintergrund subjectiver Welterfahrung und einsamer wissenschaftlicher Forschung herausspricht, wodurch ein zeitgenössischer Dialog dieser Art mehr ein Nebeneinander, eine Mosaik einzelner unmeißelbarer Kiesel als ein lebendiges Entwickeln oder Heraushauen eines Ganzen würde. Er glaubte stets, es müsse möglich seyn, die Menschen wieder in ihr eigenstes Wesen zurückzuführen, das nur erhöht seyn könne durch wissenschaftliche Weltfahrten aller Art.

Dem unmittelbaren Leben näher gestellt und durch den Kalender aufs Neue darauf hingewiesen, wandte ich mich auch den damaligen politischen Bewegungen in Baden zu und besuchte das Verfassungsfest in Oberkirch. Lenau hielt sich von Derartigem fern, er war bei allem traulichen Anschließen an Einzelne doch eine vorherrschend in sich gehaltene einsame Natur, und hätte er die letzten Jahre mit erlebt, er wäre kein politischer Name geworden, er hätte sich in Vereinen und verfassunggebenden

Versammlungen nicht an seinem Platze gefühlt. Er war ein Tell des Gedankens, ein über Bergesspitzen allein gehender Jäger, der nicht in geschlossenen Reihen kämpfen mag.

Ich bin hier an den letzten so wonnig verklärten Hochpunkt seines Lebens gelangt, ich möchte gern all die lichte Freude, die darüber ausgebreitet war, wiederspiegeln.

Eines Morgens kam Lenau ganz verjüngt und wonnestrahlend zu mir, ich mußte mit ihm zum Schloßgarten und dort bei der großen Linde erzählte er mir, wie er gestern zum Nachtessen nach dem englischen Hof gegangen war: im Saale waren außer ihm nur noch drei Damen, er kam neben die jüngste zu sitzen, und auf die unbefangenste Weise knüpfte sich ein Gespräch an, in dem seine ganze Seele aufging. Er ergoß sich in den überschwänglichsten Ausdrücken und dann sprach er wieder jedes einfache Wort mit einem Ausdruck, in den der tiefste Seelenjubel eingepreßt war. Eine innere Zuversicht sagte ihm, daß auch das Mädchen, das bereits in die reiferen Mädchenjahre eingetreten war, sich ihm zugeneigt habe. Er sprach es wiederholt mit einem frohen Selbstgefühle aus, daß sie nicht wisse, wer er sey, sie habe an ihm ganz allein ohne alle Zuthat des Talentes und der Stellung Wohlgefallen gefunden.

Das war's, was er schon lange sich ersehnte, was er ewig verloren glaubte, und jetzt war's da wie ein leuchtendes Gnadengeschenk. Es läßt sich nicht beschreiben, wie leichtbeschwingt und morgenfrisch die Psyche des Dichters sich erhob.

Er hatte erfahren, daß die Damen schon heute nach Tische abreisen wollten; er wollte nun der Holdseligen eine Freude, ein lichtes Erinnerungszeichen zuwenden. Die Gedichte wurden aus der Buchhandlung geholt und Lenau schrieb ein Widmungsgedicht hinein. Er schrieb das Gedicht fast improvisirt und schickte nun die Bücher mit einer Visitenkarte in den englischen Hof. Es ward ihm schwer, Mittags zur Tafel zu gehen, und hier erfuhr er zu seiner Freude von den Dankenden, daß er falsch berichtet worden, indem die Tante und die Auserkorne noch mehrere Tage in Baden blieben, während die Dritte, die Schwester eines schwäbischen Dichters, nach Rippoldsau ins Bad ging.

Wer war seliger als Lenau, und ich war so glücklich, fast immer

in seinem Geleite und in dem der Damen zu seyn. Nur manchmal schien die heilige Festesstimmung unterbrochen durch hastige Briefe, die Lenau rasch und meist auf meinem Zimmer schrieb und selber zur Post trug. Das waren aber nur flüchtige Wolken, aus denen die Sonne des neuen Lebens vollstrahlend hervorbrach.

Der Abend vor dem Abschiede kam. Es war eine schöne Sommernacht, wir Vier wandelten vor dem Kurhause, während die Musik schöne Weisen spielte. Die Tante wollte nach Haus, als die Musik eben einen widerwärtigen Mischmasch ertönen ließ, einen damals Mode gewesenen Eisenbahnwalzer, in dem das schrille Pfeifen und Keuchen der Locomotive mit allerhand unharmonischen Instrumenten nachgeahmt war. Lenau bat, daß sie nicht unter diesen Tönen den Ort verlassen wollten, wir blieben noch eine Weile und endlich mußte doch geschieden seyn.

Ich glaube, Lenau war noch am andern Morgen bei den Abreisenden; später kam er zu mir, und es stand fest in ihm, daß dieß Mädchen sein werden müßte; er war wiedergeboren, alles vergangene Leben hinter ihm eingesunken. Oft wiederholte er auch, wie er sich freue, eine Frau aus so ehrenfester Bürgerfamilie zu besitzen, während er in Wien sich so oft habe mit Adeligen verbinden sollen. Er sprach davon, daß es sein Vorsatz sey, nie eines seiner Kinder in Staatsdienst und Abhängigkeit treten zu lassen, sie sollten, wenn nicht anders, ein Gewerbe treiben. Ein neuer Blüthenfrühling sproßte in ihm auf und er ward nicht müde, den hohen Seelenadel und die Anspruchslosigkeit der Erkornen zu preisen. In seltsamer Befangenheit war er aber mit ihr zu keinem entscheidenden Ausspruche gekommen, und es quälte ihn tief, hierüber Gewißheit zu erlangen. Ich rieth ihm nach Rippoldsau zu reisen, dort werde er wohl von der Verwandten sich solche verschaffen können. Er reiste ab und kam nach einigen Tagen ganz jubelvoll wieder, er hatte die Sicherheit der Erwiederung seiner Liebe.

Bei diesem Zeitpunkte mag einstweilen stille gehalten werden und dabei gestattet seyn, zur anziehenden und hochdankenswerthen Mittheilung Auerbachs einige kleine Glossen zu machen, hiebei dem Laufe seiner Erzählung folgend.

Niembsch bekam damals in Baden mehrere Stöcke mit darauf

geschnitzten Fratzenköpfen. Er war überhaupt ein Freund von solchen. Einmal besichtigte er mit Frankl (s. d. B. S. 41) Jütners Sammlung von Büsten zu Wien, worin der barocke Bildhauer Messerschmidt die verschiedenartigsten Leidenschaften und Empfindungen ausgedrückt hat. Lenau bewunderte dieselben lange. „Die sollte des Messerschmidt Landsmann, mein verehrter Justinus Kerner sehen! In den Köpfen spielen Dämonen, nur wäre es ihm schwer, sie aus ihnen herauszutreiben; das haftet Alles unsterblich an dem Erz und Marmor!" — Vor einzelnen Köpfen blieb er lange stehen, namentlich vor dem Kopfe: der innerlich verschlossene Gram, vor dem Feldherrn, vor dem Dichter, bei dem er es sehr humoristisch-ironisch fand, daß er statt eines Lorbeerkranzes einen Strick um die Schläfe gewunden hat. Die Gesichtsverzerrung des erbosten rachgierigen Zigeuners, der ihm vor allen Köpfen gefiel, suchte er nachzuahmen, eben so den Schalksnarren und den Erzbösewicht. „Gehn wir, sagte er endlich lachend, das reizt mich alle diese Gesichter nachzuschneiden. Ein Dichter sollte keine Karrikaturen anschauen, geschweige denn sie nachzuahmen suchen. Es muß Etwas in diesem Bildhauer gewesen seyn, was ihn leicht hätte zum Narren werden lassen; glücklicher Weise lagerte es sich als Kunst in ihm ab."

Einen Vorfall, welcher zeigt, wie wenig Niembsch, ohne alles Ansehen der Person des Vorbringers, Ungebührliches in seiner Nähe litt, auch wenn solches ihn nicht unmittelbar berührte, brachte Frankl S. 90: „Er duldete nicht, daß Andere sich einen cynischen Ausdruck in seiner Gegenwart erlaubten. Ich war Zeuge einer Scene, wo er einem in der Gesellschaft hochgestellten Manne mit den Worten: „Das ist sehr ordinär!" den Rücken kehrte und der darüber etwas verlegenen Umgebung zurief: „Habeat sibi!" Es war dieß eine Eigenthümlichkeit, die von den ungarischen Schulen wohl herrührte, daß er sich mit Vorliebe lateinischer Redensarten bediente . . .

Wie Lenau als Dichter seine Würde zu wahren wußte, zeigen folgende von Emma Niendorf gemeldete Vorfälle (S. 220 und 225): „Die alte Frau von P.," sagte er, „hat im Winter ihren Salon, wo sie lauter Künstler einladet, Dichter, Virtuosen u. s. w. Da werden Productionen gemacht und grandios wird soupirt. Sie hat mich auch schon oft dazu

einladen lassen durch W., der ein Freund von mir ist. Ich ging aber nicht hin. Einmal, da konnt' ich ihr aber doch nicht ausweichen in Ischl auf der Esplanade. W. saß neben ihr auf einer Bank. Ich wollte mit einem Gruß vorübergehen, aber er rief mich an und sagte: „Erlaube, daß ich Dich meiner verehrten Freundin, der Frau von P. vorstelle." Sie sagte mir nun von ihrer Freude, mich kennen zu lernen, und dann: „Werden Sie mir nicht auch einmal in meinen Soiréen das Vergnügen schenken?" Nur so hingeworfen. Da wollte ich ihr auch eine Sottise machen und setzte mich neben sie auf die Armlehne der Bank, sah zu ihr herunter und sagte: „Nein, ich muß Ihnen recht sehr danken," und baumelte mit dem Fuß. Nach einer Weile stand ich auf und empfahl mich. Ich dachte: „Bist du en negligé, so will ich es auch seyn."

Erlebten wir es doch, daß Jemand, dem Lenau vorgestellt wurde, herablassend zu ihm sagte: „Ihre poetischen Versuche habe ich gelesen." Das Gesicht, welches der Dichter bei diesen Worten machte, kann man sich nach der eben von ihm berührten Anekdote füglich selbst dazu denken.

Einmal kam Niembsch zum Direktor des Salinenoberamtes in Gmunden; da war noch ein anderer Mann bei diesem. „Es ist odios, dieses Vorstellen. Wie kann er wissen, ob ich den Menschen kennen lernen will, oder er mich, wenn man nicht vorher fragt? Er stellte mich als den „Dichter Lenau" vor. Der Andere entgegnete: „Es giebt jetzt so viele pseudonyme Dichter, daß man immer einen Katalog haben sollte, um sie nicht zu verwechseln." „Wer einen Katalog braucht, um sich die Namen zu merken, thut besser, sich nicht darum zu kümmern," sagte ich und ging weg. „Du kommst mir recht!"

Niembsch hat nicht gerne und mit unvermischter Gewohnheit den Wiener Dialekt gesprochen, worunter doch wohl der des gemeinen Volkes gemeint seyn will. Er verstand ihn zwar, da das Deutsch, welches man in Ofen und Pesth spricht, so ziemlich dem in Wien ähnelt, und dann war er auch lange genug in Wien gewesen, allein er sprach ihn in gesunden Tagen nicht. Eben weil Niembsch gewöhnlich rein deutsch gesprochen, fiel es Frankl auf (s. dessen Buch, S. 117), daß er ihn in seiner Krankheit zu Winnenthal mit ungarischem Accente deutsch sprechen hörte. Dieselbe charakteristische Wahrnehmung machte auch Auersperg bei

seinem Besuche dortselbst. Ich hörte Niembsch auch nicht ein einzigesmal in österreichischer Mundart geschriebene Gedichte vorlesen, deren die neuere Zeit doch sehr viele und darunter allerdings sehr lesenswerthe brachte; worin schon ein Fingerzeig liegt, daß er unserer Volkssprache nicht ganz mächtig sich fühlte. Uebrigens wird gerne zugegeben, daß Niembsch im unbekümmerten Alltagsgespräche mit guten Freunden eben so leicht als Oesterreicher sich verrieth, wie Andere als Schwaben, Preußen, was auch hin und wieder ein spaßhaftes Mißverständniß veranlaßte. So frug Niembsch einmal den Grafen Alexander: „Ist ka Ball bei Hof?" worauf Letzterer mit schöner Entrüstung antwortete: „Wo wäre wohl in aller Welt ein Hof, woselbst nicht immer und ewig Kabal' im Finstern wühlete."

Walzer erfand Lenau wohl etliche selbst, doch befanden sich deren nicht in seinem Nachlasse. Er mag sie mit verbrannt haben. Ungarische spielte er, wie er sie von Zigeunern in seinem Geburtslande, und Ländler, wie er sie in Wien, zumal aber zu Aussee in Steiermark gehört, ungemein gern und mit großer Wackerheit. Evers schrieb ihm die Ausseer einmal auf, und so wird wohl auch an diesen Auerbach sich geweidet haben.

Das schnelle Verbrüdern und häufige „Brüderl" sagen war sonst des schon gereiften Mannes Lenau Sache eben nicht. Er schloß sich im Gegentheile immer mehr gegen die Außenwelt ab und wurde beinahe leutescheu, wie erzählte Vorfälle und seine eigenen Briefe sehen lassen. Jene auffallende Abweichung deutet also schon auf einen abnormen Zustand.

Das erwähnte Widmungsgedicht lag im Entwurfe, leider aber ohne Tagangabe, unter den rückgebliebenen Schriften, und ward sonach in Lenaus dichterischen Nachlaß aufgenommen. Man merkt ihm etwas das „Impromptu" an.

Daß Lenau in Wien so oft mit Adeligen sich habe verbinden sollen, ist daselbst unbekannt und daher wohl nur ein Mißverständniß. Uebrigens würde es ihm, wenn es in seinem Wunsche gelegen hätte, ohne Zweifel möglich geworden seyn.

Niembsch handelte dießmal bezüglich einer Verbindung mit Marie, — so heißt die marienmilde, seelenedle Frankfurterin, — äußerst rasch und entschlossen, gegenüber seinen früheren Vorgängen gegen Lotte und Karoline, was als ein weiterer Beweis einer damals bereits eingetretenen krankhaften

Seelenerregung erscheinen möchte, wozu der Keim schon durch die Sommerschwüle zu Stuttgart während des langwierigen und verdrießli‿n Corrigirens ausgebrütet worden seyn mag. Hiezu kommt auch noch, daß er in Baden eben damals an mehrtägigem, beständigen Kopfschmerz gelitten hatte, wogegen der Magnetiseur seine Kunst zweimal vergebens versucht, was auf ungewöhnlich große Blutanhäufung im Haupte hinweiset. Niembsch verbrannte damals durch überstürztes Handeln, gleichsam aus Angst und Furcht vor sich selbst, die Brücke hinter sich, um sich damit sogleich jedweden Gedanken an Rückzug durchaus abzuschneiden. Alte feste Bande lassen sich nicht ohne Gefahr stracks zerreißen, sondern nur allmälig und schonend lösen, und neue nicht für immer bleibend schließen, ohne nicht früher klar überblickt zu haben, ob sich auch Alles dazu nach Wunsche fügt und schmiegt, sonst macht die Zukunft dieselben leicht zu harten Fesseln. Niembsch fühlte wohl auch selbst, welch ein gewagtes Spiel er spielte, wogegen das gemiedene am grünen Dominotische nur Kinderei, und scheute sich daher, auch nur einen Hauch darüber nach Wien gelangen zu lassen; an Sophie auch sogar nicht einmal, ja just am allerwenigsten an die. Seine Erfahrung von 1839 hatte ihm wenig genützt. Hätte er wie damals wieder sich Sophien vertraut, die sein Heil von Herzen wünschte, die Sache wäre sodann, wenn auch nach einigen Stürmen, nach vorerst beruhigend gelöster Lebensfrage im eigentlichsten Sinne, wohl wahrscheinlich zu glücklichem, und doch jedenfalls besserem Ende gelangt. Niembsch sagte später selbst: „Mein ganzes Unglück ist ein verfehltes Rechenexempel. Ich habe mich verrechnet. Ich wollte noch glücklich seyn, und als ich das Glück erkannt, es mir schnell sichern; ich glaubte, man würde sich in eine vollendete, erheischte Thatsache leichter ergeben, nichts könne mehr hindern, Alles versöhnt werden, Alles sich von selbst klären — aber die alten Bande lassen mich nicht los" (Niendorf 270). Als Niembsch den letzten Brief an Sophie schrieb, kannte er bereits Marie, und gleichwohl meldete er kein Wort an Sophie davon, obschon er sie anwies, ihre Antwort nach Heidelberg zu richten, wohl bereits in dem verschwiegenen Entschlusse, über Heidelberg nach Frankfurt reisen zu wollen.

Niembsch an Sophie.

Baden, 15. Juli 1854.

Liebe Sophie!

Ich bin in den letzten Tagen von hier entfernt auf einer Reise durch den ganzen Schwarzwald gewesen; darum hab' ich nicht an Sie geschrieben. Doch hab' ich auf dieser Reise Ihrer und Ihres Hauses nicht vergessen; denn als ich, durch das Kinzigthal fahrend, nach H. kam, erinnerte ich mich, daß an diesem Orte noch Jemand von Eurer Verwandtschaft zu finden sey. Ich erkundigte mich bei der Wirthin um den Posthalter K., der mir noch als Bruder Ihres Vaters im Gedächtnisse war. Die freundliche Frau führte mich sogleich über die Straße in ein kleines einstöckiges, aus Stein und Holzgebälke gebautes Häuschen, und über eine schmale, hölzerne Wendeltreppe gelangte ich an die Thüre des Postbureaus, vor welcher eine große, alte, lederne Brieftasche auf dem Boden lag. Ich klopfte an, und eine Stimme, in der ich die Ihres Vaters zu hören glaubte, rief: herein. Es erhob sich vom Stuhl, aus einer langen Pfeife schmauchend, ein alter Herr, in dem ich sogleich den Bruder Ihres Vaters erkannte. Ich entschuldigte mein unvermitteltes und durch kein Geschäft motivirtes Eintreten und machte dagegen geltend, daß ich seine Verwandten in Wien genau kenne und das Glück habe, ihnen befreundet zu seyn, worüber er in lebhafte Freude gerieth. Er gleicht Ihrem Vater außerordentlich. Dieselbe Haltung des nur etwas längeren Leibes, dieselben Haare, Gesichtszüge und Mienenspiel; ja, mir schien, als fehlten ihm auch gerade dieselben Zähne. Meine guten Nachrichten über Euch Alle erregten ihm große Freude; doch hielt er dabei einen schmalen Papierstreifen in die Höhe und sagte mit wehmüthigem Kopfschütteln: „Sehen Sie, größer ist das Format der seltenen Briefe nie, die mir mein lieber Bruder aus Wien schreibt, und doch möchte ich gerne so oft und so ausführlich wie möglich Nachrichten von ihm und den Seinigen haben!“ Darauf rief er seine Schwester herein. Eine alte, schon etwas gekrümmte Dame mit scharfgeschnittenen Gesichtszügen und lebhaften Augen. Sie gab mir sehr treuherzig die Hand, bat mich, ihrem Bruder einen herzlichen Gruß und zugleich Verweis zu bringen, daß weder er nach H. komme, noch bis jetzt eins seiner Kinder herausgeschickt hätte. Der Posthalter bat

mich um meine Adresse nach Baden und um die Gefälligkeit, eine Abbildung von H., die er mir dorthin senden wolle, an seinen Bruder nach Wien mitnehmen zu wollen. Ich schrieb ihm meine Badener Wohnung auf, und unter den freudigsten und herzlichsten Begrüßungen (nachdem mir des Posthalters Tochter, ledige, F., vorgestellt worden war) verließ ich die guten Menschen. Leider konnte ich nicht länger bleiben; ich war auf einer gemeinsamen Reise mit Dr. Fränkel nach Rippoldsau begriffen. Die beiden Alten, die von mir augenblicklich liebgewonnenen, gaben mir ihre Begleitung bis über die Straße, und die vortreffliche K=Schwester hängte sich ganz traulich in meinen ihr gebotenen Arm. Sie sagte mir auch, wie gerne sie, wenn es nur um einen Tag später wäre, mit mir nach Rippoldsau fahren möchte, um nur länger mit mir über Euch Alle sprechen zu können.

Der Schwarzwald ist überaus herrlich. Durch die wechselnden Krümmungen der Thäler macht auch die Schönheit immer neue Wendungen, so daß man in einem ununterbrochenen Strom von herrlichen Waldscenen dahinfährt. Alle meine Leiden sind geheilt und meine Kräfte wie neugeboren. Morgen reise ich nach Heidelberg, wo ich einen Brief von Ihnen zu finden hoffe. Ihren nächsten Brief erbitt' ich mir nach Stuttgart p. r. Zum 13. August komme ich nach Wien und eigentlich nach Lainz. Doch werde ich diesen Herbst aus mehreren, zum Theil sehr gewichtigen Gründen, wohl noch einmal herausreisen müssen. Die Albigenser sind noch nicht angefangen. Leben Sie wohl, liebe Sophie! Ihr Niembsch.

Auerbach fährt fort:

„Nun ward die Reise nach Frankfurt beschlossen; ich sollte mit als „Gespiele" des Bräutigams. Meine Zeit war noch von der Herausgabe des Gevattersmanns und der Anordnung des deutschen Familienbuches streng in Anspruch genommen, ich reiste daher voraus nach Karlsruhe, wollte sehen, ob ich abkommen könne, und Lenau sollte mich am Bahnhof erwarten. Als ich ihm nun dort sagte, daß es mir unmöglich sey, mitzureisen, da rannen ihm die Thränen unaufhaltsam die Wangen herunter und er klagte schwer, daß er nun ohne Bruder und Genossen so ganz allein den bedeutsamsten Weg seines Lebens ziehe.

In Frankfurt traf Lenau Moritz von Schwind, Felix Mendelssohn und unsern gemeinschaftlichen Freund, Ferdinand Hiller. Er war mit diesem in dem nahen Bade Soden und noch bei seiner Rückkunft erzählte er, wie ihn Hillers Composition seiner „drei Zigeuner,“ die er dort singen hörte, ungemein erfreute, und von Hillers Klavierspiel angeregt, schrieb er ihm in sein Album folgende Zeilen.

Als Hiller mir spielte:

Wenn seine Sonne hat das Licht,
Aus der ein Meer von Strahlen bricht,
Wo ist die Sonne für den Klang,
Dieß Meer ausströmend von Gesang?

Frankfurt, 20. Juli 1844. Nicolaus Lenau.

Dieß ist wohl das letzte Gedicht, das er in seinen lichten Tagen geschrieben, es gibt Zeugniß seiner Kraft, die ihn für den mystischen Trieb nach dem Unergründlichen, dem Urquell von Ton und Wort, so mächtigen Ausdruck gewinnen ließ. Sollte die Antwort vielleicht in Begriff und Wort: „Sphärenmusik“ liegen, wodurch man den leuchtenden, rhythmisch rollenden Weltkörpern ein Tönen zutheilt?... Auch in Frankfurt war er, wie mir erzählt wurde, oftmals seltsam weichmüthig und zu Thränen geneigt. Dort sagte er einmal zu Schwind ohne Begründung und Erklärung das schreckliche Wort: „Das Licht geht aus!“ Dasselbe Wort wiederholte er mir einmal in Baden, als er am hellen Mittag, gebückt, die Hände zwischen die Kniee geklemmt, auf dem Sopha saß. Ich erschrak darüber, wußte nicht, was er wollte und schalt ihn über solche seltsame Rede; er ging davon ab und sagte: „Es ist nichts, vergiß es.“

Still und in sich gekehrt war er nach Baden zurückgekommen, nur wenn er von seiner Braut sprach, war Alles in ihm ein voller, hoher Accord der seligsten Freude. Und doch ist es so schwer, bei einem Manne wie besonders Lenau, der getragen und gehegt war von hingebender Anerkenntniß gewohnter Kreise, sich nun in neuem Kreise in seinem Wesen vielfach documentiren zu müssen und sich ausdrücklich kennen lernen zu lassen.

Lenau hielt den Plan fest, sich in Heidelberg anzusiedeln, und da ihn die Existenzfrage auch vielfach beschäftigte, gedachte er, seine Abneigung

gegen Staatsdienst überwindend, als Docent der Philosophie aufzutreten. Auf den Einwand, daß das, was er hierin leisten könne, wohl auch Andere vermöchten, daß aber, was ihm zunächst als ausschließlicher Beruf gegeben sey, auch seine Pflicht bleibe, ging er wiederum willig ein und sprach viel von dem Plane zu einem großartigen Oratorium, den er mit Felix Mendelssohn verabredet hatte; er wollte darin, über die biblischen Stoffe hinausgehend, ein Neues schaffen; sein Studium der Gnostiker sollte ihm dabei unverloren seyn. Da er selber nichts Näheres darüber bezeichnete, und vielleicht auch noch nicht entschieden darin war, blieb es bei diesen allgemeinen Andeutungen. Ueberhaupt rang er offenbar mit der Gestaltung dieses neuen Lebens, das ihm so spät geworden, da es der jugendlichen Biegsamkeit und Fügsamkeit ermangeln will und ein volles reiches Daseyn des Thuns, Denkens und Empfindens nicht mit hinüber genommen werden durfte in das neue Leben. Die Skepsis, die fort und fort sich erneuert, ist zugleich Ursache und Wirkung des Vereinsamens, sie hat nothwendig ihre Grenze und mindestens ihren theilweisen Abschluß, sobald ein positives Verhältniß fest gegründet ist, das dem subjectiven Belieben, dem waghalsigen Hinaussteuern ins Uferlose Schranken setzt, indem noch ein anderes damit gefährdet ist.

Vor der Reise nach Wien bangte Lenau, er wollte, daß ich an seiner Stelle dahin gehen könnte; ich erbot mich dazu, da ich in wenigen Wochen der buchhändlerischen Verpflichtungen entledigt war und ich ihm so gerne einen Ersatz für das versagte Geleite nach Frankfurt gegeben hätte. Bald sagte er aber wieder, daß diese Dinge in Wien nur er und Niemand anders erledigen könne.

Hiezu mag in Bezug des Verhältnisses zwischen Lenau und Mendelssohn Folgendes bemerkt werden. Ein Freund Lenau's zu Wien, der Tonsetzer, Tonmeister und Tonlehrer Joseph Fischhof, welcher mit ihm im Jahre 1819 in die Philosophie getreten und später auch wieder in den medicinischen Vorlesungen mit ihm zusammengetroffen war, lernte im Jahre 1828 mit ihm Englisch von deren gemeinschaftlichem Freunde Witthauer. Die Vorlesungen waren immer bei Fischhof im Trattnerhof. Nach der Stunde blieben die Freunde noch oft beisammen, wo sodann Fischhof

gewöhnlich sich ans Klavier setzte, um meistens von Beethoven vorzuspielen. Lenau liebte die Nachtseite der Musik und nur mit Mühe und vielem Vorspielen erzwang von ihm daher Fischhof die Anerkennung Mendelssohns. Lenaus Achtung für Mendelssohn steigerte sich aber in der Folge so, daß er sogar einen Oratoriumtext für ihn dem beiderseitigen Freunde Fischhof versprach. Lenau meinte, das göttliche Princip sey durch Händels Messias unübertrefflich betont; der gefallene Engel, der Dämon, müßte denn auch ins Oratorium hineingezogen werden, und in genialen beredten Grundrissen, wobei sein Auge wunderbar flammte, entrollte er die ganze Structur des Gedichtes. Schade, daß Unglück und Tod das gemeinschaftliche Werk zweier so großer Meister, dessen künftige Ausführung dieselben noch bei ihrem letzten Zusammenseyn so lebhaft beschäftigte, für immer feindlich verhinderten!

Professor Fischhof bringt noch bei, daß Lenau die Compositionen seiner eignen Lieder von Fräulein Josephine Lang in München, späterhin Professorin Köstlin in Tübingen, einer genialen Componistin, als besonders seine Intentionen treffend, bezeichnete; dann auch, daß Lenau, trotz seiner Vorliebe für die melancholische Richtung in der Musik, dennoch einen Widerwillen gegen die sogenannte „nervöse" Kunst hegte.

Die vier Zeilen an Hiller waren mit der abweichenden Ueberschrift „Sonne" und mit der Veränderung in der letzten: „Ein Meer" statt „Dieß Meer" unter Lenau's Papieren vorhanden und wurden in den Nachlaß eingeschaltet. Lenau's letztes Gedicht ist dieß jedoch nicht, denn abgesehen davon, daß er noch im August und September 1844 zu Wien, ja auch sogar zu Stuttgart noch am Don Juan fortdichtete und ihn abschloß, so sind aus dem September auch noch zwei herrliche kleinere Gedichte vorhanden, worauf späterhin umständlich die Rede kommen wird.

Niembsch an Sophie.

Baden-Baden, 27. Juli 1844.

Unterdessen bin ich in Frankfurt gewesen. Von meinem dortigen Leben werd' ich Ihnen mündlich erzählen, wenn ich nach Lainz komme, was bis zum 13. August unfehlbar geschehen wird.

Der Tod Alexanders hat mich sehr betrübt. Er war mir wie kaum ein zweiter von meinen Freunden in großer Liebe ergeben. Eben ging ich eines Abends nach Lichtenthal hinüber, als mich unterwegs ein alter Bekannter aus Stuttgart antrat und sagte: „Diese Nacht starb Alexander in Wildbad." Das Schicksal scheint unter meinen Freunden aufräumen zu wollen, damit ich im Alter recht wie ein Hund verlassen und vergessen umkomme. Leben Sie wohl, liebe Sophie! Ihr Niembsch.

Nun geschah die zweite Reise nach Frankfurt und zwar zur Verlobung. Niembsch war vor Allem sehr darum zu thun, einen Vermögensstamm sich zu bilden, woran er und die künftigen Seinigen mit Beruhigung sich zu lehnen vermöchten. Er konnte zwar in Folge der schon vollendeten Auflagen seiner Gedichte und des Savonarola, dann der noch bevorstehenden der Albigenser über mehr als 4000 fl. rheinisch verfügen; die genügten ihm aber nicht zu einer Grundfeste für einen häuslichen Herd, wie solchen ein so gefeierter Dichter zu wünschen berechtiget war. Wenn er auch wohl noch die Hoffnung hegte, daß auch von Seite seiner Braut ein ansehnlicher Beitrag zur Errichtung ihrer gemeinschaftlichen Wirthschaft würde geleistet werden können, so glaubte er sich die nöthige Stütze doch nur allein durch völligen Verkauf aller seiner bisher erschienenen, gleichwie auch der noch künftig anzuhoffenden Werke verschaffen zu können. Zu diesem Ende reiste er von Baden vorerst nach Stuttgart, und da er Freiherrn v. Cotta dort nicht traf, zu ihm auf dessen Besitzung Dotternhausen. Cotta ging bei der Wichtigkeit des Geschäftes nur auf das heftige Andringen von Niembsch in die augenblickliche Abschließung ein, wobei es diesem gänzlich überlassen ward, die Bedingungen selbst zu stellen. Als solche wurden im Wesentlichen festgesetzt: „Herr v. Niembsch überläßt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung das immerwährende und ausschließliche Verlagsrecht seiner sämmtlichen Schriften, der schon vorhandenen sowohl als der noch zu erwartenden, für welches Verlagsrecht er 20,000 fl. im Vierundzwanzigguldenfuße erhält. Außerdem sind dem Herrn Verfasser für jeden Band der erst zu erwartenden Schriften ein für allemal 2500 fl. zu entrichten. Die Auszahlung aber des Hauptehrensoldes von 20,000 fl. erfolgt innerhalb fünf Jahren von Ostern 1845 anfangend

in je zwei Jahreszielern zu Ostern und Michael.“ — Dieser höchst beschleunigte Vertrag wurde von Niembsch mehr aufgedrungen als eingegangen zu Dotternhausen am 30. Juli 1844. Niembsch eilte damit, ganz selig darob, nach Frankfurt.

Es handelt sich nun darum, über diesen zweiten Aufenthalt in Frankfurt, bei der bescheidenen Verschlossenheit der Hauptquellen, jenes Wenige vorzuführen, was sich gleichwohl darüber darbot.

Von einem Ungenannten steht im „Lloyd“ vom Sonnabend Morgens den 7. Sept. 1850 Z. 263

Eine Erinnerung an Lenau.

Weiter soll sich nicht ins Laub
Lieb' von Liebe wagen,
Als sich blühend in der Hand
Läßt die Rose tragen.

Schöne, ächt poetische Worte eines vor Kurzem Dahingeschiedenen. Ob er sie auch selbst beherzigt haben mag?

Es war vor mehreren Jahren zu jener Zeit, wo Nikolaus Lenau seinen Brautlauf hielt, der so tragisch enden sollte, als ich mich an einem Tische mit ihm befand, und zwar im elterlichen Hause jener edlen Frau, über deren Beziehung zu Lenau dessen Schwestermann in den bekannten biographischen Umrissen (im Album österreichischer Dichter, Wien bei Pfautsch 1850) nur wenige andeutende Worte wagt. In jenem Hause war bei der überraschenden Höhe der Bildung, auf welcher auch der weibliche Theil der Familie sich bewegte, selbst das Anschlagen solcher Gespräche gestattet, welche ihres abstracten Stoffes halber sonst nur in männlichen Cirkeln abgewickelt werden. So entspann sich bald nach Beginn des Mahles ein Gespräch über Hegel und seine Philosophemen. So oft, oder besser so selten gebildete Wiener auf diese Berliner Celebrität zu sprechen kommen, fehlt nie das petit mot pour rire; sie können sich einmal mit diesem Prototyp der Abstraction nicht befreunden, daher auch wenige Geduld und Lust gehabt haben dürften, über die ersten Seiten seiner Schriften hinauszugelangen. Hier war es speciell die Hegel'sche Definition der Gottheit, welche besprochen wurde, und zwar in Gegenwart mancher

unschuldig gläubigen Gemüther. Ich entsinne mich nur, daß Lenau, wie es sein Brauch war, nach längerer scheinbarer Unaufmerksamkeit plötzlich in ein eigenthümliches Schmunzeln ausbrach und ausrief: „Deus est id (ich sage ausdrücklich id, nicht is) quod nemo scit, nisi forte Deus ipse sciat.“ Diese je nach dem Tone, mit dem man sie liest, entweder atheistischen oder gläubigen Worte hatten in Lenau's Munde fast einen schmerzlichen Ausdruck, der es bewies, wie oft und fruchtlos sein großer Geist über das erhabenste Räthsel des Daseyns nachgedacht haben mag.

Durch eine Wendung, die unschwer zu errathen ist, gerieth man auf das Kapitel der confessionellen Unterschiede, und somit auf die Judenemancipation, eine damals wie jetzt so vielfach ventilirte Frage. Ueber die Zulässigkeit derselben in unserem Zeitalter hatte Lenau seine eigenthümlichen Ansichten. Wenn mein Gedächtniß den Geist seiner Worte richtig aufgefaßt hat, so mochten sie ungefähr folgendermaßen lauten: „Die Judenemancipation darf nicht die Aufgabe des Augenblicks seyn, weil sie eine Frage von ebenso großer politischer, als religiöser Bedeutung ist. Das Judenthum ist der Glaube einer compacten, seit vielen Jahrhunderten unvermischten Nationalität; der Christ kann Mahomedaner, Feueranbeter, ja Fetischist werden, aber nicht Jude, weil er nicht vom Geschlechte Abrahams ist. Nicht zu läugnen ist, daß der Mosaismus Gebräuche und Ansichten anerkennt, welche dem Geiste der christlich-staatlichen Gesellschaft widerstreben. Das Höchste, was man also in der Gegenwart vom Juden verlangen könnte, wäre ein Ablegen dieser Gebräuche, als Entgelt für die neuen Rechte, die ihm jene Gesellschaft gewähren würde. Eine unbillige Forderung ist es aber, nebstbei zu verlangen, daß er sich taufen lassen sollte. Mit anderen Worten, man verlange von ihm Austreten aus der alten Genossenschaft, ohne ihm die bestimmte neue vorzuschreiben, in die er einzutreten hat.“

Nach Tische setzte sich Lenau in ein anstoßendes Zimmer zum Kaffeetrinken in einen Lehnstuhl, und zündete die geliebte Cigarre an. Sie war erst halb geraucht, als sie im Eifer des Gesprächs verlöschte. Nach einigen Minuten versuchte er es, sie von Neuem in Gluth zu versetzen, und empfing demnächst jenen wenig angenehmen Eindruck, welchen immer eine

wieder angezündete Cigarre machen wird. Unwillig warf er sie von sich und sagte:

„Des Lebens Traum ist einmal nur zu träumen,
Zerbroch'nes niemals wieder ganz zu leimen!"

Ein unreiner Reim, dafür aber vielleicht ein Impromptu, vielleicht auch nur eine Reminiscenz; für den ersten Fall entreiße ich diese Zeilen der Vergessenheit.

Hiemit sind meine Reminiscenzen an jenen Tag zu Ende. Warum ich so Unbedeutendes hier niederlege? Als Antwort diene eine arabische Mythe:

„Als Salomo den Tempel baute, brachte eine Ameise einen Strohhalm zu dessen Bau herangeschleppt, und Salomo nickte dankend."

Wenn der geachtete Erzähler bei Anhörung jener Verse gewußt hätte, daß Lenau dieselben bereits am 17. Februar 1832 zu Heidelberg an seinen Freund Klemm in Paris, der ihm zugeredet, die edle Lotte in Stuttgart zu heirathen, zurückweisend geschrieben; so würde für ihn wohl die Wiederholung dieser Worte just zur Zeit der Verlobung Lenau's mit Marie eine ernste, tiefe, schier schauerliche Bedeutung erlangt haben. Lenau war eben auch hier wiederum Prophet.

Lenaus Freund, Karl Evers, theilte mir nach Lenau's Tod bei wiederholter Rücksprache, wenn mich anders mein Gedächtniß nicht irre leitet, folgendes mit:

„Evers war mit seiner Gattin in Frankfurt am Main zur Zeit der Brautfahrt Lenau's. Evers erblickte von seinem Fenster aus Lenau auf einer Umfahrt. Dieser sah dermaßen freudestrahlend aus, daß solches als etwas ganz Ungewöhnliches Evers auffiel und zwar so, daß ihn darob sogar Besorgniß anwandelte. Späterhin sprachen sich die Freunde, wobei der Bräutigam seinen vollen Himmel aufschloß, und zuletzt auch im Rückblick auf die unabweislichen Bedürfnisse der Erde durch eine bekannte Bewegung des Daumens dem theilnahmsvoll Horchenden noch stillschweigend andeutete, daß es auch damit seine guten Wege habe. Evers erzählte darnach hievon seiner Gattin. Diese, als eine Einheimische vertrauter mit

den Verhältnissen der Frankfurter, besorgte, daß Lenau hierin wohl in einen Irrthum verfallen wäre. Vielleicht — äußerte Evers zu mir — hatte derselbe gedacht, der Stand eines Bürgermeisters einer so reichen großen und souverainen Stadt setze an und für sich schon — wenn nicht Reichthum, so doch bedeutende Wohlhabenheit voraus, wie dieß auch wirklich in Hamburg (Evers Geburtsstadt) der Fall ist, wo man den Bürgermeister auf Lebenszeit nur aus den ersten Häusern wählt, während man in Frankfurt, wo alljährlich gekürt wird, mehr auf Geschäftstüchtigkeit, und daher auch öfter auf eben nicht vermögliche Rechtsanwalte Bedacht nimmt. Auch mochte die Erscheinung des bescheidenen und edlen Mädchens zu Baden-Baden an der Seite der allerdings reichen Tante hiedurch einen unwillkürlich irre leitenden Nebenschimmer erhalten haben. Vielleicht wurde Lenau auch noch durch andere, nicht genügend Unterrichtete in der vorgefaßten Meinung von der Wohlhabenheit der Erkornen in gutem Glauben bestärkt. Eine Eröffnung der Brautmutter (der Vater war bereits gestorben), welche einer unter gewöhnlichen Umständen sehr genügenden, unter den obwaltenden aber keineswegs entsprechenden Mitgift erwähnte, entstürzte Lenau zu einer Zeit, wo an einen Rücktritt nicht mehr zu denken war, seiner beruhigenden Hoffnung auf eine vollkommen gesicherte Zukunft aller einst ihm Angehörigen. Welch ein peinliches Erwachen für einen schwermüthigen Dichter, der sich immer mit Ekel dem gemeinen Treiben abgewendet, und einem höheren Leben zugekehrt war! Der Pegasus sollte vor den Pflug! — Lenau war auch daher, als ihn Evers wiedersah, sehr herabgestimmt. Hiezu mochte auch noch ein anderes Ereigniß beigetragen haben. Einer von den neuen Verwandten oder Bekannten hatte Lenau gefragt: „was er denn eigentlich für eine Art Dichter wäre? Ob ein Theater- oder Romanschreiber, oder was wohl sonst derlei? — Man kann sich leicht den widrigen Eindruck denken, den eine solche etwas borstige und naive, vielleicht auch halb erbarmenvolle Frage unter übrigens so feiner und hochgebildeter Gesellschaft auf den berühmten Dichter machen mußte.“

Also beiläufig Evers. — Ich selber füge bei: Daß es einem so selbstständigen und gerecht stolzen Manne wie Niembsch nie einfallen konnte,

(wie das so vorkommt) nur nach Gelde zu freien — würde sich auch dann noch von selbst verstehen, wenn wir auch seine Gesinnungen dießfalls nicht schon bei anderer Gelegenheit — Karolinen gegenüber zeuge Brief vom 22. August 1839 — bestimmt und verläßlich kennen gelernt hätten. Ein Mann, den ein anzuhoffender Vermögenszuwachs von 50,000 fl. nicht reizt, den kann überhaupt kein Vermögen födern. Andererseits konnte er aber auch, da er selbst nicht reich genug war, und bei seiner hervorragenden Stellung in der Welt verehlicht doch wenigstens ein sogenanntes „kleines Haus" hätte führen müssen, keine andere als eine ihm ziemlich gleich Bemittelte zur Gattin wählen. Weil nun diese von ihm für begründet gehaltene Voraussetzung hier sich nicht erfüllte, so warf ihn der verfinsterte Blick in die Zukunft, und wohl auch in Rückerinnerung an das Jahr 1839 die Furcht vor Wien, die schon aus seiner ungewöhnlichen scheuen Schweigsamkeit herauslauscht, inmitten alles Glückes, das ihm aus der unverhehlten und reinen Liebe einer edlen, sittigen, stillen und wahrhaft deutschen Jungfrau erblühte, gleichwohl oft plötzlich in jene, von Auerbach gemeldete, seltsam weichmüthige, zu Thränen geneigte Stimmung, ja sogar augenblicklich in so trostlose Schwermuth, daß er mit hiobischer Versunkenheit unbewußt ausrufen mußte: „Das Licht geht aus!" — Verräth dieß denn nicht bereits begonnenen Wahnsinn? —

Niembsch an Emilie.

Frankfurt, 5. August 1844.

Ueber mein ganzes Leben ist ein freudiger Friede gekommen, wie ich ihn diesseits nicht mehr zu gewinnen hoffte . . .

Niembsch an Freiherrn Georg von Cotta in Dotternhausen.

Stuttgart, den 8. August 1844.

Hochwohlgeborener! Hochverehrtester Herr und Freund!

Mit freudig und dankbar bewegtem Herzen mache ich Ihnen hier die Anzeige, daß Fräulein Marie — meine erklärte Braut ist.

Nachdem ich in Frankfurt einige unsäglich glückliche Tage erlebt, in

welchen ich eine wahre Wiederverjüngung meines Herzens und meines Lebensmuthes feierte, nachdem ich dort in festlicher Versammlung der Verwandten Glückwünsche und den Strauß des Bräutigams empfangen, und am folgenden Tag mit meiner geliebten Braut einen Spaziergang Arm in Arm durch Stadt und Promenade gethan hatte, fuhr ich vorgestern Abends 9 Uhr unter starkem Gewitter von der gelobten Stadt nach Stuttgart ab. — Die gloriosesten Blitze, die ich je gesehn, durchflammten die Schwärze des Gewölks und das Wetter hallte, als wollte mir der Himmel ein donnerndes Bravo! zurufen. Groß, theurer, innigstverehrter Freund, ist Ihr Antheil an der Begründung meines Glückes, groß und nie verjährend Ihr Anrecht auf meinen wärmsten tiefsten Dank.

Leben Sie wohl und herzlich vergnügt auf Ihrem Landsitze, bis wir uns wiedersehen. Morgen reise ich nach Wien und bald zurück nach Frankfurt und in den Himmel.

Ich bitte meine angelegentlichsten Empfehlungen an Ihre Damen zu bringen. Euer Hochwohlgeboren innigstergebener Niembsch-Lenau.

Seine Fahrt nach Wien war eine sehr traurige. Seinen Geburtstag, den er in Lainz begehen hatte wollen, brachte er noch einsam auf der Reise zu, und er weinte viel und bitterlich. Am 14. August 1844 trat er endlich in Lainz bei seiner Freundin Sophie ein. Sie frug ihn sogleich: „Niembsch, ist es wahr, was die Zeitungen von Ihnen melden?" — „„Ja! — sprach er — doch wenn Sie's wünschen, verheirathe ich mich nicht; ich erschieße mich dann aber auch."" —

Erst mehrere Tage darnach kam Niembsch zu uns nach Weidling, wo auch ich mich just befand. Er schien höchst glücklich und war es wohl oftmals auch für den Augenblick. So funkelnde Freudigkeit war an dem düsteren Niembsch befremdend, und darum verdächtig bezüglich ihrer Dauer, wie allzu lodernd Feuer, das da zwar hell leuchtet, aber auch schnell sich verzehrt. Es blickte manchmal durch, als wäre die Lust etwas gewaltsam erzwungen. Er erzählte mit höchster Liebe und Begeisterung von seiner Braut und nannte sie zumal eine wahrhaft deutsche Jungfrau. Die Verschiedenheit der Glaubensbekenntnisse — Niembsch: katholisch, Marie: evangelisch — war insoferne unerfreulich, als gerade damals in Deutschland

viel Geschrei über die Mischehen, und in Oesterreich deren Schließung mit früher unbekannten Schwierigkeiten verbunden war.

Niembsch schien im äußersten Falle entschlossen, jedes Hinderniß durch Uebertritt zu heben. Dieß rieth ich aber durchaus ab, schon auch, als nicht unumgänglich nothwendig, von Anderem und Wichtigerem zu gegeschweigen. Auf meine Frage bezüglich des Vermögens der Braut, deren ganzes Gewicht für ihn wir kannten, übersprang er kurz die Gegenwart und entwich in fernere unverbürgte Zukunft. Das war höchst bedenklich. Er erzählte mir dann von seinem Schriftenverkauf. — Ich schwieg darauf bedeutsam. Nicht nur erschien mir sogleich auf den ersten Blick in Anbetracht der so häufigen Auflagen der Werke Lenaus und seines noch unvorgerückten Alters, das ihm nach dem Beispiele seines Groß- und Urgroßvaters noch ein langes Verweilen hienieden verhieß, wornach dann erst noch das dreißigjährige Eigenthumsrecht auch nach dem Tode in Wirksamkeit träte, — der Ablösungsbetrag nicht angemessen genug, zumal als ich gar hörte, daß dessen Auszahlung so langsam erst erfolgen sollte, und im Vertrage von Verzinsung nichts bestimmt worden war, was jenen gar bedeutend einschrumpfen machte; — sondern ich hielt auch — (ich verhehlte es ihm später nicht) eine solche gänzliche Entäußerung seiner selbst für nicht ganz ehrenvoll; er würde sich gleichsam selber dadurch zum Feinde, und jede künftige neue Auflage, so erfreulich einerseits, wäre doch zugleich wie ein Dolchstich in sein Herz. Nur so lange er schreiben könnte, hätte er fürder etwas; und gerade im Alter, wann er es am nöthigsten brauchte, stünden er und die Seinigen aller Stütze bar. — Doch ich schwieg damals bedeutsam; ich wollte ihm seine Freude darob nicht zu jäh vergällen.

Wir machten Alle einen Lustgang das schöne Wiesenthälchen hinan, der „Rothgraben" genannt; es hieße nun besser: „Lenauthal." Hundert Schritte nur von unserem Häuschen liegt der wunderhübsche Friedhof hinter einem Laubgange hoher schattiger wilder Kastanienbäume. Im Vorübergehen am Friedhof durchs Gitterthor auf die Gräber darin voll grünem Rasen blickend, wobei er, auf von Hammer-Purgstalls Denkmal aufmerksam gemacht, gerade auf den Platz hinsah, worunter er itzo selbst schläft, sprach er traulich heiter zu seiner Schwester Therese: „Gelt, Tertschi, da liegt sich's gut? Da werden vielleicht auch wir dereinst still

nebeneinander liegen!“ — Damit hatte der Prophet sich selbst seine Ruhestätte bezeichnet.

Weiter hinauf im Thal, unserem Grundstücke „die Hacke“ beinahe gegenüber, lagerten wir uns jenseits des Murmelbachs auf einem umwaldeten Wiesenplätzchen für kurze Zeit ins Gras. Da erzählte er uns mit lebhaftem Vergnügen von der festlichen Aufnahme, die ihm auf Cotta's Gute geworden, von grünen Prunkbögen daselbst und von einem schönen Kranze, durch des Freundes Tochter ihm aufgesetzt. Der Kranz war längst verdorrt, doch nicht seine Freude darüber. Dieß war das letztemal, daß Therese ihren Bruder gesund sah. Er kam nicht lebend mehr nach Weidling, nur todt, um es dann nie mehr zu verlassen. So hatte die Todtenkerze denn doch recht. (S. den Brief vom 21. August 1843).

Ich besuchte Niembsch einmal in Lainz, allwo er bei seinem Freunde Max wohnte, wobei er auch mir einen Stechpalmenstock mit ausgeschnitztem lachenden Judenkopfe schenkte, wie er es Auerbach zu Baden-Baden gethan. Auch Max erhielt einen ähnlichen. — Der Freude Flügel hingen ihm dazumal schon sehr schlaff; er war oft fürchterlich herabgedrückt. Er beschwerte sich über Schlaflosigkeit und so häufigen Schweiß, daß er mitunter in der Nacht das Hemd wechseln mußte, und über eine solche Erschöpfung seiner Kraft, daß er, der einst so rüstige „Traunsteinläufer“ (s. Brief vom 9. Juli 1831), nur mit äußerster Anstrengung sich auf den mäßig hohen Berg bei Hainbach, die „Sophienalpe“ genannt, emporzuschleppen vermochte. Auch mußte er oft, zumal bei Nacht, unwillkürlich auf das Heftigste weinen. Was den Freunden insbesondere bedenklich auffiel, war der oft plötzliche ganz unerklärliche Uebersprung von übermäßiger Freude zu tiefer Trauer. Auch ward er wider alle sonstige Gewohnheit gegen die besten Freunde manchmal jählings rauh. Die Meisten besorgten für ihn wohl eine nahe, vielleicht bedeutende Krankheit und keine besonders heitere Zukunft; doch Keinem fiel es zu ahnen ein, was diese wirklich bringen sollte.

Frankl erzählt S. 107 einen Gang mit ihm von Wien nach Lainz:

„Wir saßen nach Tische allein im silbernen Kaffeehause; er forderte mich auf, ihn nach Lainz zu begleiten. Auf dem nahen Mehlmarkte waren

Omnibusse aufgestellt. „Wir wollen lieber allein in einem Wagen fahren. Mich freut es nicht mit so Vielen zusammen. Es ist doch ein schöner Genuß, mit vier prächtigen Hengsten vorgespannt, durchs Leben fahren zu können.“ Nun fing er mit einem Fiaker zu unterhandeln an, ob er nicht von seinem Collegen ein paar Pferde borgen und zu den seinen spannen wolle? Der Fiaker meinte: „Euer Gnaden, da fangeten ja d'Schusterbuben a Rebellion an!“ „Er hat recht!“ sagte Niembsch und zog mich herzlich lachend fort; „aber im Omnibus fahre ich nicht. Man muß dem Volke zeigen, daß man lieber zu Fuße allein geht.“

Man würde sehr irren, wenn man diese Aeußerung für eine aristokratische Volksgeringschätzung halten wollte; es war nur ein vornehmes Wesen in ihm, das sich gerne von den Sorgen der Alltäglichkeit fern hielt und nicht der Gemeinheit verfallen mochte.

Ich erinnere mich unserer Gespräche nicht mehr, die wir während einer zweistündigen Fußwanderung führten; nur eine Aeußerung weiß ich bestimmt, daß er über schlaflose Nächte klagte, und wie er den wenigen Schlaf, den er genöße, mit reichlichem Schweiß büßen müße. „Das hat etwas zu bedeuten!“ schloß er seine Mittheilung.

Wir kamen vor einem Laden vorbei, wo Loose zu einem Herrschaftsgewinne angekündigt waren. „Wie wäre es denn, wenn wir ein Loos zusammen nähmen? Dann ging's vielleicht mit den vier Hengsten.“ „Bene, amice! Rogatus lude!“ Wir kauften ein Loos; Niembsch nahm es zu sich, und schrieb mir sogleich im Laden eine Bestätigung. Als ich dagegen protestirte, meinte er lächelnd: „Man kann nicht wissen, wie Einen der Tod hinterschleicht.“

Diesem fügt Frankl auch noch bei:

„Durch die Augsburger Allgemeine Zeitung erfuhren alle Freunde Lenau's in Wien, er habe sich verlobt. Er, der, wenn vom Eheglücke die Rede war, zu sagen pflegte: „Das habe ich verpaßt!“ oder wohl auch, je nach wechselnder Stimmung: „Die Ehe ist ein unnatürliches und somit unmoralisches Institut,“ — er also verlobt! — Niemand, der ihn näher kannte und ihm wohlwollte, begrüßte die Nachricht mit der Hoffnung, daß ihm sein Entschluß Glück bringen werde. Mancher sagte wohl gar: „Das ist ein verrückter Streich!“

Lenau kam nach Wien. Seine Stimmung war eine ungewohnt heitere, fast lustige. Es erschien an dem sonst so ernsthaften Manne die Stimmung als eine überreizte."

Vorstehendem läßt sich beifügen: Was Niembsch vom Fiaker verlangte, und vom Alleingehen sagte, hätte er in gesunden Tagen gewiß weder verlangt noch gesagt.

Niembsch verweilte nur einen Monat zu Wien, oder eigentlich zu Lainz bei seinem Freunde Max im dortigen Schloß des Grafen von Tige. Er besuchte mich öfter in meinem Amtszimmer zu Wien. Einmal übergab ich ihm da eine sehr ausführliche und vielseitige schriftliche Erörterung und zifferweise Auseinandersetzung: warum und in welchem Maße ich seinen neuen Verlagsvertrag als ungünstig für ihn hielte, und ich deutete darin zugleich die Aenderungen an, die er auf freundlichem Wege noch im Vertrage zu erwirken bemüht seyn sollte. Ich glaubte damit meine Pflicht als sein älterer und bedächtlicherer Bruder zu thun. Oft schlägt's aber anders aus, als wir armen Blinden wähnen. Er nahm die Berechnung mit nach Stuttgart, wo er oft darüber gebrütet haben soll, und selbst dann stundenlang gerechnet. So vermehrte ich noch seine Noth, anstatt, wie ich gewünscht, sie ihm zu erleichtern. Er wußte auch zur Zeit seiner Abreise von Wien noch immer nicht recht, welches feste Geschäft er ergreifen und wohin er sich bleibend wenden würde. Die Verwandten der Braut hätten es wohl am liebsten gesehen, wenn er sich in Frankfurt ansiedelte, und auch er selbst sprach mitunter davon. Auerbach meldet, Niembsch hätte an Heidelberg gedacht. Ich widerrieth ihm jegliches Ausscheiden aus Oesterreich. Wie hätte er auch anderswo sich in die Länge so behaglich und heimisch fühlen können? Sagte er denn nicht einmal: „Ja, die Heimath! Das sind Eindrücke, die sich nie verwischen. So war mir's, wenn ich in die Wälder von Amerika kam, doch nie das gleiche Gefühl, es waren auch Eichen, aber es war doch fremd und kam mir so unächt vor. Selbst wenn ich in Deutschland reise und durch Wälder komme, ist's doch wieder anders noch, als daheim."

Die meiste Wahrscheinlichkeit hatte noch immer Wien für sich; denn er begann noch während seiner Anwesenheit daselbst Unterhandlungen wegen

Ankauf eines romantischen Hauses in den Felsen der Klause bei Mödling, das ein freiherrlicher Dichter, Rupertus, der uns schon bekannte v. Bayer, damals besaß.

Niembsch an Sophie zu Lainz.

Linz, den 17. September 1844.

Liebe Sophie!

O wie ärgert mich diese schlechte Wirthshausdinte, die mir Ihren lieben Namen so blaß hinschreibt! Ich muß eben nehmen, was ich habe, weil ich die erste Stunde meiner Rast zu meinem ersten Briefe an Sie benützen will. Auf der Reise bisher ist es mir mitunter seltsam ergangen. Der erste Tag gab gutes Wetter und die Reisegesellschaft hielt sich den größten Theil des Tages fast sämmtlich oben auf dem Verdecke, was mir die Kajüte zu einer einsamen, willkommenen Klause werden ließ. Des Vormittags einige Stunden brachte auch ich auf dem Verdeck zu, und nie war mir eine Stromfahrt so bedeutsam und ergreifend erschienen wie diese. Wenn man von was recht Liebem geschieden ist, und um das Verlorne trauert, so ist es gut in einen Strom zu schauen, wo Alles wogt, rauscht und schwindet wie das Beste des Lebens. Diese Wehmuth hätte sich mir zu bitterer Qual gesteigert, wäre mir nicht mit den Wellen auch der Gedanke zugeschwommen, daß ich ja selbst bald auch so verrauschen werde und vergehen. Als es aber Abend ward, ging ich hinab in die Kajüte und lag ganz mutterseelenallein und ungestört in jener Abendstimmung, die mich manchmal in Lainz überfallen.[1] Ich danke für die drei Sacktücher, die Sie mir auf die Reise mitgegeben! Ihre Worte in der letzten Stunde, liebe Sophie: „Mir ist, als sollt' ich Sie nie wiedersehen!" dringen mir schmerzlich und drohend nach, und seltsam fügte sich's, daß diese Worte am zweiten Tage meiner Reise sehr leicht hätten wahr werden können. Gestern nämlich mußte unser Schiff Nebels wegen einige Morgenstunden verlieren und hatte darüber die Zeit versäumt, in der es durch den Strudel passiren sollte. Zu spät kamen wir an das schöngelegene Oertlein Nikolai was ein junger, russischer Graf während des Beiliegens schnell in seine

[1] Das heißt: weinend.

Reisemappe trug), und mußten dort anlegen und bleiben, bis die erwarteten stromab fahrenden Schiffe vorbeigezogen seyn würden. Ueber vier Stunden harrten wir, des armen Nikolai und aller seiner Schönheiten fast müde, ohne mehr als eins jener Schiffe zu erblicken. Da erklärte der Strandinspector um 1 Uhr Mittags, daß wir nunmehr fahren dürften. Zufälliger Weise hatte aber diesesmal der dazu aufgestellte Strandwächter in einem Weinrausche die Sperrfahne oberhalb des Strudels, das Signal für die thalabfahrenden Schiffe, stillzustehen und die Vorüberkunft des Dampfschiffes abzuwarten, nicht aufgesteckt, und wir fuhren dem Strudel zu. Als wir links um die Felsenecke bogen, wo der Strom eben so reißend als sein Bett enge wird, kamen uns zwei mit Granitsteinen schwerbelastete, aneinandergebundene Schiffe entgegen, die, das wehrende Zeichen an der bekannten Stelle nicht findend, bona fide in die Thalenge eingefahren waren. Unsere Steuerleute wurden beim Anblicke dieser Begegnung von Schreck ergriffen: „Jesus, Maria, kommt da ein Schiff daher!" Doch hielten sie rüstig und gewandt unser Schiff nach dem linken Ufer hin, während unsere Gegenfahrer, ebenfalls höchst besorgt, aus allen Kräften arbeiteten, um ihre Fahrzeuge dem rechten Ufer (wohin die Strömung ihren Abfall hatte), so nahe und uns so ferne wie möglich hinzusteuern. Die feierliche Stille des nahen Todes herrschte einige Augenblicke hüben und drüben, denn an einem Haare hing es, so wären wir zusammengestoßen und nach der Aussage unserer Auführer[1] unrettbar Alles versunken. Kaum zwei Zoll von einander entfernt fuhren die verderblichen Wanderer sich vorüber.

Der Capitän, als die fatale Begegnung überstanden war, gratulirte uns zur glücklich abgelaufenen Gefahr. Die verlornen Fahrstunden ließen uns erst gegen 10 Uhr Abends in die Nähe von Linz gelangen. Die Nacht war sehr finster; plötzlich „scharretzte" (nach der Schiffersprache) das Schiff; wir fuhren auf. Wir saßen fest auf einer weidlichen Sandbank. Eine große Schaar reisender Schiffknechte, die sich an Bord befanden, wurden zu Hülfe genommen und man arbeitete von 10 Uhr Abends bis 7 Uhr früh, bis das Schiff wieder flott wurde.

[1] Eigentlich: Naufüher, von Nau, Nawe, navis, Schiff.

Ich legte mich Anfangs in der Kajüte hin und dachte über mein Schicksal nach, sans comparaison; doch um 12 Uhr wurde mir das Lärmen zu toll, ich stand auf und mischte mich unter die Schiffsleute und machte durch zwei Stunden ihre Arbeiten mit, mit unglaublicher Anstrengung und Ausdauer. Das Zerren am Schiffstau, um das Schiff zu lüften und zu schieben, auf Commando und taktmäßig verrichtet, ist in der That eine enorme Anstrengung. Von Zeit zu Zeit rief der Anführer sein durchdringendes „Zarrt's an!" Dann wurde immer mit verdoppelter Wuth gekeucht und gezerrt und das Schiff zitterte vom Aufstampfen der eisenbeschlagenen gewaltigen Füße. Die Scene hatte in der finstern und stürmischen Nacht, beleuchtet nur von der schlechten Schiffslaterne, etwas Großartiges. Mir war diese Diversion sehr wohlthätig, denn der Seele thut es wohl, wenn sie einmal ihre Bewegung an den Leib abgeben kann. Nach zweistündiger Arbeit, wie ich sie nie gethan hatte, und wie ich mich derselben gar nicht fähig geglaubt hätte, legte ich mich nieder und schlief trotz dem fortgesetzten ununterbrochenen Getös einen herrlichen Schlaf. Um 7 Uhr Morgens wurden wir endlich flott und fuhren nach Linz, wo ich im Gasthof zum Erzherzog Karl einen Tag bleibe und ausruhe. Morgen Mittags um 1 Uhr reise ich mit dem Eilwagen nach Salzburg. Ich würde lieber über Regensburg reisen, allein die Wasserfahrt hat meiner Geige wehgethan, wie ich aus ihrer gestörten Stimme wahrnehme; auch ist das Holz ganz naß anzufühlen. — Gestern bemerkte ich eine Frau auf dem Schiffe, die einzige, die mir bis jetzt vorgekommen, die Ihnen ähnlich sieht, ähnlich an Gesicht und Gestalt, auch im Alter. Ich hatte eine große Freude darüber. Begierig, auch ihre Stimme zu hören, sprach ich sie an, doch hier hörte die Aehnlichkeit auf, denn die Stimme ist das Allerpersönlichste. Sie ist die Frau eines Kriegscommissärs und auf einer Reise nach Verona begriffen.

Die Aehnlichkeit der Frau mit Ihnen und daß sie mir auf dem Schiffe begegnete, dünkte mir eine jener seltenen sinnreichen Einrichtungen des Geschicks, die uns im rechten Momente wahrhaft beglücken können; es war mir wie eine angenehm überraschende Veranstaltung unsichtbarer Mächte, daß mir das Licht Ihrer lieben Erscheinung, theure Sophie, nicht plötzlich entschwunden seyn, sondern mich in einem schwachen

Nachglanze noch einmal freundlich begrüßen sollte. Leben Sie wohl, bis wir uns wiedersehen. Wahren Sie Ihre Gesundheit. Grüßen Sie Max und Kinder. Gott segne Sie, wie Sie mein Herz segnet! Ihr Niembsch.

Ueber den Aufenthalt von Niembsch zu Salzburg empfing ich folgenden Brief.

J. L. Jokell, Koadjutor, an Anton Schurz.

Wigaun, am 11. Januar 1851.

.... Es war an einem sonnenhellen Mittage eines klaren, heiteren Sommertages, als ich von ungefähr in das offene Fenster meines Zimmers trat, und unten an der Straße eines Fremden ansichtig wurde, in welchem ich augenblicklich Niembsch erkannte. Mit einem Satze über die vier Stiegen hinunter, bei dem Hausthore hinaus und den in Gedanken Vertieften mit dem Rufe: „Herr von Niembsch!" zum Stehen bringen, war Eines. Der Angerufene schien von dem freundlichen Ueberfalle nicht im Mindesten überrascht; um so mehr schaute ich ganz verdutzt drein, als er meinen Gruß mit dem Gegengruße erwiederte: „Grüß Sie auch Gott, Herr von Swoboda!" „Was fällt Ihnen ein? Kennen Sie mich denn nicht mehr?" Er schien sich meiner nicht mehr zu erinnern. Jetzt nannte ich meinen Namen und ein Strahl freudiger Ueberraschung überflog sein verdüstertes Gesicht, und licht und klar unterhielt er sich einige Augenblicke im Gespräche mit mir, seine aufrichtige Theilnahme freudig mir bezeigend, daß ich das unstäte Leben aufgegeben und mich einem ernsten, festen Berufe zugewandt, nachdem ich ihm mitgetheilt, daß ich das vor einem Decennium begonnene und dann unterbrochene Studium der Theologie wieder aufgenommen und in der Salzburger Diöcese die Aufnahme gefunden hatte. Aber auf einmal, mitten im Gespräche, wandte er sich von mir ab, starrte stier die früher erzbischöfliche, nun kaiserliche Residenz an, vor der wir standen, und sagte finster: „Das ist ein düsteres Haus und das ganze Pfaffennest ist so finster. Mir wird's unheimlich da." — Nun ist Salzburg nichts weniger als interessant und kurzweilig, wenn der Himmel mit grauen Wolken umzogen ist und der Regen aus den Wolken strömt; allein, wenn über Salzburg die Sonne aus dem

tiefblauen Himmel in ihrem vollen Glanze strahlt, gibt es nach der übereinstimmenden Aussage aller Reisenden nicht leicht einen schönern Fleck Erde als Salzburg und seine Umgebung, und Niembsch hatte es gerade damals in diesem Punkte gut getroffen, denn es war das schönste Wetter. Auch hat die Residenz, ein Bau neuerer Zeit, kein düsteres Ansehen, und die Pfaffen laufen Einem in Salzburg auch nicht zu häufig, besonders um die Mittagszeit, im Wege herum. Es gibt in Salzburg verhältnißmäßig weniger Geistliche, als in anderen Metropolitensitzen. Deßhalb konnte ich mir jene plötzliche Wendung im Gespräche nicht leicht zusammenreimen, und kam es mir gleich noch weniger richtig vor, als Niembsch, die Unterredung ohne Weiteres abbrechend, sich zum Fortgehen anschickte. Ich begleitete ihn noch eine kleine Strecke und er gab mir das Versprechen, mich auf seiner Rückkehr zu besuchen und sich etwas länger bei mir aufzuhalten, nachdem wir noch übereingekommen, uns um 7 Uhr Abends desselbigen Tages in seiner Wohnung beim Mohren noch einmal zu sehen. Als ich mich aber um die bestimmte Stunde im Mohren einstellte, fand ich die angegebene Zimmerthüre verschlossen. Auf meine Frage: ob Herr von Niembsch ausgegangen? ward mir zur Antwort: er sey schon Nachmittags wieder weiter gereist. Davon nicht wenig überrascht, verfügte ich mich zu einem meiner Bekannten und einem Verehrer der Lenau'schen Muse, Herrn Professor Dr. Löwe, dem ich den ganzen Hergang erzählte und der auch der Erste war, gegen den ich in der Folge bemerkte, daß mir Lenau's Seelenzustand schon bei unserem letzten Zusammentreffen bedenklich vorgekommen. Dazu gehörte auch keine tiefe Seelenkunde; ich habe Niembsch früher öfter gesehen und nicht selten auch, wenn ihn seine böse Stunde der Melancholie überkommen; aber ihn s o gesehen zu haben, wie das allerletztemal, kann ich mich nicht entsinnen.

Lenau's Ansicht über die Lage von Salzburg war (nach Niendorf S. 215) folgende: „Salzburg ist nicht eigentlich schön. Es sind membra disjecta einer schönen Gegend. Es ist keine Harmonie, klein Plan der Schönheit darin. Es ist eigentlich keine Gegend, denn sie hat keinen Charakter: da ein Berg, dort ein Stück Ebene. Die Berge sind wie dem Herrgott

aus der Tasche gefallen. Ich liebe die Vielheit, das Mannigfache in einer Gegend nicht. Ich habe lieber Eines recht."

—

Niembsch an Sophie.

München, den 19. September 1844.

Liebe Sophie!

Gestern Abend um 11 Uhr herum bin ich hier angekommen, unwohl und leidend. Ein heftiger Kopfschmerz und große Müdigkeit waren die Folgen der von Linz an unausgesetzten Reise im Eilwagen bei schlechtem Wetter und abmildenden Gedanken an meine Zukunft. Diese ist nicht ohne Besorglichkeit. Wenn, wie es scheint, meine Gesundheit nachläßt und die poetische Production versiegt, so kann es noch recht schlimm gehen. Ich muß mit Cotta wegen des bewußten Punktes ernstlich sprechen. Ich bin hier wieder in der blauen Traube abgestiegen. Beim Schlafengehen machte die Lainzer Abendstimmung einen Besuch. Sehr bedarf ich jetzt der Ruhe. Durch das angelegentliche praktische Trachten der letzten Zeit, das ich meiner Natur beständig gewaltsam abnöthigen mußte, fühl' ich mich im Innersten erschöpft und verletzt. Mir ist, als sey ich unter den Pöbel gerathen. Mein Genius, der bisher so frei gelebt, wird mißmuthig und fragt mich, ob ich ihn als Knecht verdingen wolle? — Liebe Sophie! Es naht Ihr Geburtstag. Ich möchte in einer besseren Stimmung seyn, um von diesem Tage mit Ihnen zu sprechen. Mir ist er ein geheiligter Tag; er wäre mir mein liebster Todestag. Mir schwebt ein Gedicht vor auf diesen lieben Tag. Heute Nachmittag 3 Uhr geh' ich von hier nach Augsburg, und um 7 Uhr Abends mit dem Eilwagen von dort nach Stuttgart, wo ich morgen Mittags eintreffen werde. Schreiben Sie mir recht bald dahin, liebe Sophie. Mein nächtlicher Schweiß hat sich wieder eingestellt. Ich bin wirklich unwohl. Ein starker Schnupfen und ein Husten sind auch dabei. Die Leiden sind gesellig wie die Raben; sie kommen in schwarzen Schaaren. Vielleicht fliegen sie auch wieder zusammen fort. Heute kann ich nicht mehr schreiben. Mir saust der Kopf und alle Gedanken fallen mir auseinander. Bin ich erst wieder gesund, so kommt

der Muth wieder. Ich werde Ihren Geburtstag feiern und mit Gott selbst anstoßen auf Ihr Wohl und die gute Hoffnung, daß Sie mich lieb behalten. Grüßen Sie Max und die Kinder. Ihr Niembsch.

Stuttgart, 24. September 1844.

Liebe Sophie!

Heute früh hab' ich Ihren Brief, den sehnlich erwarteten, erhalten. Er kam wie eine himmlische Erquickung in mein Herz. Zitternd und weinend las ich ihn durch, wieder und wieder, und jedes seiner Worte senkte sich hinab in den letzten Abgrund meiner Seele; dort wird es bleiben, so lange überhaupt etwas in ihr und von ihr bleibt. Ich weiß meinen Besitz im ganzen unermeßlichen Umfange zu schätzen. In Ihnen, theure Sophie, hab' ich die Höhe der Menschheit erkannt und erfaßt, in Ihrem Umgange athme ich den reinsten lebendigsten Aether des Geistes, und ich stehe an Ihrer großen Seele als an einem tiefen Meere, und lausche dem Rauschen seines Wellenschlages, und er wecket in mir das Tiefste und Schönste, dessen ich fähig bin. Es ist keine Redensart, wenn ich Ihnen sagte, daß Sie meine Muse sind. Sie sollen es auch bleiben. Fürchten Sie nicht das Undenkbare, daß ein inniger Zusammenhang mit Ihnen aufhören könnte, meinem Geiste und meinem Herzen unentbehrlich zu seyn. Ich wiederhole Ihnen feierlich meine letzten Worte, die ich beim Abschiede gesprochen. — Meine Gemüthsstimmung ist übel und meine Gesundheit nicht viel besser. Den 21. bin ich hier angekommen. Tags darauf ging ich zu Cotta und eröffnete ihm mein Anliegen, kurz, klar und bestimmt. Ich sagte ihm, daß ich zur Eröffnung und anständigen Fortführung meines Hausstandes entweder einer sogleich beginnenden Verzinsung meines Kapitals oder einer sofortigen gänzlichen Auszahlung desselben bedürfte; auch hätte ich nur im Drange des Augenblickes und in der Eiligkeit des Vertrages zu Dotternhausen versäumt, auf dem einen oder dem andern zu bestehen. Er sagte mir jedoch meine Forderung nicht zu, indem er sich auf seinen Agenten und Mitinteressenten, Herrn Roth, berief, ohne dessen Zustimmung er mir nicht willfahren könne, der aber jetzt in Italien verreiset sey. Ich sehe mich dadurch in Verlegenheit

gesetzt. Ich werde hier noch einige Tage zuwarten, ob Cotta sich nicht doch dazu entschließt. — Was ich im Fall beharrlicher Weigerung thun werde, ist mir noch nicht klar. Das Wahrscheinlichste ist die Abtretung der ganzen Forderung an einen Wechsler, wenn es unter annehmbaren Bedingungen geschehen kann; wo nicht, die Vertagung meiner Heirath. Die letztere wird in einem gewissen Maße jedenfalls Statt finden müssen, da ich fest entschlossen bin, früher den Schritt zu thun, um den Sie bereits wissen.[1]

Von Frankfurt hab' ich hier nichts vorgefunden als einen Brief meiner Braut, der mir jedoch nichts Thatsächliches zur Kenntniß bringt. — Mein Appetit, um den Sie fragen, ist schlecht; meine nächtlichen Schweiße wollen mich noch immer nicht verlassen, und der von heute Nacht war so stark, daß ich aufstehen und Wäsche wechseln mußte, etwa um 1 Uhr Nachts. Die Lainzer Abendstunde pflegt auch wiederzukommen. Die Besorgnisse für die Zukunft und hundert Ungewißheiten beunruhigen und verstören mein Gemüth. Ich habe viel durchzumachen. Das kleine braune Etuis kann ich nicht öffnen, ohne daß mir Thränen aus den Augen stürzen, und doch thu' ich's so gerne und oft! Leben Sie wohl, liebe, theure Sophie! Ihr Brief hat mich auf das Schmerzlichste, aber auch auf das Beglückendste erschüttert.

Leben Sie wohl! Morgen ist Ihr Geburtstag. Ich will mit dem Ewigen anstoßen, daß er uns zurufe: „Ihr sollt leben und Euch nie verlassen! —" Ihr Niembsch.

Unter die schlimmen Vorbedeutungen dieser seiner Brautfahrt rechnete Niembsch auch einen Engländer mit zwei Misses im Eilwagen von Ulm nach Stuttgart, welche den Tabakrauch nicht ertragen konnten. (Niendorf S. 210.)

Stuttgart, den 28. September 1844.

Liebe Sophie!

Noch immer bin ich in Stuttgart und werde noch vierzehn Tage hier bleiben. Die neue Modalität meines Vertrages, nach welcher die

[1] Das Wechseln der Religion.

Buchhandlung mir mein Kapital verzinsen soll, ist von mir bei Cotta ernstlich und nachdrücklich in Antrag gebracht, aber noch nicht bewilligt worden. Cotta verwies mich auf die Zurückkunft des Herrn Roth, seines Hauptgeschäftsführers und des Vertreters der bei der Buchhandlung mitinteressirten Schwester Cotta's, ohne dessen Zustimmung mein Vorschlag nicht angenommen werden könne. Roth wird aus Italien zurückerwartet. Ich habe die betreffende Stelle Ihres lieben Briefes, für den ich Ihnen tausendmal Hand und Herz küsse, oft und sehr aufmerksam gelesen. Sie haben vollkommen recht, daß ich in Nahrungssorgen mich nicht stürzen dürfe, möge die Welt dazu sagen, was sie wolle. Schon der Vorgeschmack der praktischen Umtriebe und Sorgen hat mich so innerlich verletzt und gedrückt, daß mir vor meiner ungesicherten Zukunft wahrhaft schaudert. — Stellen Sie sich vor, liebe Sophie, was ich heute vernommen habe. Ein Reisender hat folgende Geschichte hier erzählt und in Umlauf gesetzt. Im Eilwagen sey er mit einem Herrn zusammengetroffen, der ihm erzählte, er sey diesen Sommer in Carlsbad gewesen, und dort sey in Gesellschaft das Zeitungsblatt, das meine Verlobung angekündigt, gelesen worden. Eine Dame gerieth darüber in die größte Erbitterung, und sprach von einem Verhältnisse, das ich in Wien hätte, und äußerte sich auf das Schärfste über die angekündigte Verlobung und wie daraus nimmermehr ein Segen ersprießen könne; es könne aus dieser Sache überhaupt nichts werden u. s. w. Ich habe nur flüchtige und unbestimmte Umrisse von dieser Geschichte gehört. Doch hat die Geschichte hier bereits um sich gegriffen, und schon wird erzählt, mein Verspruch mit Fräulein B. werde zurückgehen. Das Schlimmste davon ist, daß dadurch meine Freunde in Frankfurt ihr Vertrauen auf mich wenigstens zum Theile verlieren werden, oder schon verloren haben. Uebrigens wird auch dieses, wenn es der Fall seyn sollte, nie und nimmer einen Einfluß auf die Gestaltung meiner Zukunft in Betreff des Wohnortes und der Fortsetzung meines Umganges mit Ihnen, unaussprechlich theure Freundin, haben können.

Indessen hat mich die Geschichte geärgert. Ich vermuthe, daß jene Frau, die aus Zorn sogar meine Gedichte zerrissen haben soll, Niemand anders war, als Frau v. W. Außer der Verzinsung meines Kapitals

werde ich noch auf einer Vermehrung der Mitgift Mariens bestehen, mich treu und fest an den Text Ihres goldenen Briefes haltend, der mir Gesetz seyn soll. Ich bin heute viel zu aufgereizt, als daß ich Ihnen ordentlich schreiben und alles Liebe und Schöne Ihres Briefes würdig beantworten könnte.

Nehmen Sie hier ein kleines Lied, auf meiner Wasserreise entstanden, d. h. concipirt in der Idee, hier ausgeführt: „Blick in den Strom.“ Doch ich will es lieber in meinem nächsten Briefe, der bald kommt, bringen. Das mir theure Lied paßt nicht auf die Klatschgeschichte. — Meine Gesinnung ist gegen Sie, theure Sophie, unwandelbar und durch die tiefsten Leiden verbürgt und geweiht. Meine Gesundheit leidet fortwährend unter großer Aufregung der Nerven. Ich erwache oftmal in der Nacht und muß, ohne mir etwas Bestimmtes zu denken, von selbst und gleichsam bewußtlos in ein heftiges und anhaltendes Weinen ausbrechen. Schreiben Sie mir wo möglich sogleich; ich werde jedenfalls Ihre Antwort auf diesen Brief noch hier abwarten. — Daß Ernsts Fuß noch nicht gut ist, hätt' ich nicht geglaubt. Bei der schnellen Besserung des Anfangs hätt' ich mir die Heilung schneller und ihn schon im Garten herumspringend gedacht. Tausend Lebewohl! Mein Herz ist schwer, mein Auge naß. Ihr Niembsch.

Stuttgart, 2. October 1844.

Liebe Sophie!

Ihren Geburtstag hab' ich ganz in derselben Stimmung zugebracht, wie Sie; es war ein trüber, trüber Tag. Die Zukunft, die uns erwartet, ist allerdings räthselhaft; aber in einem anderen Sinne, als Sie meinen. In mir steht es klar und für immer fest. Sie können durch meine Heirath, wenn diese überhaupt noch zu Stande kommt, nichts verlieren. — Meine Frankfurter scheinen stutzig und verstimmt, wahrscheinlich über ein Geschwätz der Madame W., die nun auch Stuttgart heimgesucht hat, und auch hier wahrscheinlich nicht zu meinem Lobe gesprochen haben wird. Ganz zufällig erfuhr ich vorgestern durch Cotta, sie sey drei bis vier Tage hier gewesen, und von Baden-Baden gekommen. Wahrscheinlich

hat sie auch Frankfurt besucht und dort in ihrer Weise zu wirken gesucht. Ich habe gute Gründe, eine Störung in Frankfurt zu vermuthen. Das Gerücht, die ganze Sache werde rückgängig werden, hat sich auch in den Salon der Madame St. dahier begeben, und dorthin kommt der jetzt hier lebende Bruder der M. J., der Maler C. M., dieser soll bereits irgendwo geäußert haben, daß ich Cousine Marie so wenig nehmen würde, wie Cousine Lotte. Sind alle diese Sachen — wie nicht zu zweifeln, da M. mit seiner Schwester korrespondirt — nach Frankfurt gekommen, so ist dort die Suppe vollgebrockt. Ich habe letzten Freitag, den 27. September, an Marie geschrieben, und sie gebeten, mir sogleich zu antworten. Heute, Mittwoch den 2. October, noch keine Antwort, die ich sonst den Tag nach ihrer Absendung zu erhalten pflegte. Die ganze Sache verwirrt und kraust sich. Ich sehe zu, und werde seiner Zeit handeln. — Die Verzinsungsangelegenheit hängt noch immer. Roth ist noch nicht zurück. Cotta selbst scheint sich gerne dazu bequemen zu wollen. Das wird aber noch lange nicht langen. Nach einer Einsicht in die Reinbeck'schen Wirthschaftsbücher hab' ich mich überzeugt, daß ich selbst in Stuttgart mit weniger als 2500 fl. rheinisch nicht bestehen könnte. Wie wenig ich auf meine poetischen Erwerbnisse sicher zählen kann, ersehe ich aus dem bodenlosen Mißmuthe, in welchen mich schon jetzt eine bloße theoretische Berechnung meines wahrscheinlichen künftigen Elends gestürzt hat. — Meine Gesundheit ist noch immer leidend, doch ganz unbedenklich. Letzten Sonntag, vor vier Tagen, saß ich mit Reinbeck am Frühstück. Da fiel mir plötzlich das ganze Gewicht meiner Lage aufs Herz. Ich sprang auf mit einem Aufschrei des höchsten Zorns und Kummers, und im gleichen Augenblicke fühlt' ich einen Riß durch mein Gesicht. Ich ging an den Spiegel, sah meinen linken Mundwinkel in die Höhe gezerrt und die rechte Wange war total starr und gelähmt bis ans Ohr. Erst heute kehrt wieder Leben und ein wenig Beweglichkeit in den erstarrten Theil zurück, zugleich ist ein Ausschlag am Hals hervorgetreten, der zur Heilung führen wird. Meine Nachtschweiße sind noch nicht ganz vorüber, doch viel gelinder. — Nun muß sichs bald in Frankfurt entscheiden. Ich bin auf Alles gefaßt. Die dortigen Stimmungen werden mich übrigens nicht davon abschrecken, auf pecuniäre Beihülfen dort ernstlich anzutragen.

Sie haben doch meine Briefe vom 24. und 28. September erhalten? Schreiben Sie mir nicht, bevor Sie noch einen Brief von mir haben. Nach Frankfurt zu schreiben kann ich Sie noch nicht bitten, weil ich noch nicht gewiß bin, ob ich überhaupt dahin gehen werde. Nach Stuttgart sollen Sie mir bis auf Weiteres auch nicht schreiben, weil ich Ihre Briefe, die mir jetzt das Liebste auf der Welt sind, den Fährlichkeiten der Nachsendereien nicht aussetzen will, indem ich von meinen nächsten Aufenthalten im Augenblicke durchaus nichts Bestimmtes anzugeben weiß. Uebrigens beruhiget und befestiget sich mein Herz immer mehr. Die Sonne wird auch mir noch scheinen. Gott mit Ihnen! Ihr Niembsch.

Stuttgart, 4. October 1844.

Liebe Sophie!

In aller Eile vor Postschluß. Mir geht es besser, doch noch gar nicht gut. In Frankfurt steht Alles freundlich. Ich merke aus Schellings Rede, daß mich eigentlich der Schlag im Gesichte getroffen hat. Ich werde meine Heirath wohl aufgeben. Leben Sie wohl, Theure! Ihr Niembsch.

Stuttgart, 5. October 1844.

Liebe Sophie!

Die Worte, die Sie vergessen haben, heißen: „Fest und ewig!" Daß ich Sie jetzt anders anreden soll in meinen Briefen, ist nichts als eine formelle Grille, die Sie sich selbst zurechtweisen mögen. Wozu eine Neuerung? Ich bin immer mißtrauisch, wenn ich einen Brief schreibe. — Heute ist Doktor Schelling wieder bei mir gewesen. Er suchte mir's auszureden, daß meine Gesichtslähmung schlaghaft sey. Er sagte, sie sey blos eine rheumatische Nervenlähmung, eine Lähmung des nervus facialis. Die Gemüthsalteration habe einen bereits vorhandenen, nur noch schlummernden Rheumatism plötzlich zum Ausbruche gebracht. Besagter Nerv sey davon ergriffen und auf eine Zeit unfähig gemacht worden. Gestern aber ist Porbeck bei mir gewesen, und Reinbeck erzählte ihm in meiner

Digitized by Google

Gegenwart ganz naiv, daß mein Zustand eine Art Schlag wäre. Mir ist letzteres auch das Wahrscheinlichere, denn der Zufall begab sich letzten Sonntag, den 29. September, beim Frühstück, am neunten Tage meines Hierseyns. Ich hatte in diesen neun Tagen durchaus keine Anzeichen von geschehener Erkältung, noch irgend eine rheumatische Aeußerung gehabt. Was nach meiner festen Ueberzeugung das Uebel hervorbrachte, war lediglich ein ungeheuer heftiger Affekt von Zorn, Kummer und Verzweiflung. Ich schrie und fuhr auf, und ich hatte ein dunkles und plötzliches Gefühl über mein Gesicht hinzuckend; und an den Spiegel tretend, sah ich mich auf der linken Seite des Gesichts verzerrt, auf der rechten Seite war ich lahm und erstarrt bis ans Ohr zurück. Das Auge blieb zwar frei und beweglich, doch hatt' es ein stieres und gläsernes Ansehen. Dieser Zustand dauert mit einer kaum merklichen Minderung (das Auge ist wieder hell und klar) noch heute fort; es ist der siebente Tag. Mein Gefühl auf der rechten Seite ist das einer ganz eigenthümlichen, von allen rheumatischen Spannungen ganz verschiedenen Todesschwere. Schelling versichert auf sein Wort, es werde bald wieder gut werden. Wenn das auch der Fall ist, so hab' ich doch mein Theil abgekriegt, und ich weiß ein- für allemal, wie ich mit meinen Nerven daran bin. Ist der Zustand auch nur eine rheumatische Nervenlähmung, die doch ohne Affekt gewiß nicht gekommen wäre, so hab' ich doch auch schon daran genug. Meine Nerven müssen schon weit ruinirt seyn, wenn ich bei jeder Gemüthsbewegung fürchten muß, gelähmt zu werden. Totaler Mangel an Appetit, schlaflose Nächte, Aufwachen und stundenlanges Weinen, Zittern der Glieder, ein schweres dumpfes Hinterhaupt und eine maßlose Traurigkeit und Verzagtheit sind die übrigen Symptome meiner Krankheit. Mir ist vom Arzt die äußerste Ruhe des Gemüths vor Allem anbefohlen. Die ist schwer zu finden. Schreiben Sie mir ruhigere Briefe, ich bitte Sie dringend, liebe Sophie! — In meiner jetzigen Lage kann ich an ein Heirathen kaum denken. Beinahe bin ich schon entschlossen — es fehlt nur noch sehr wenig — entschieden zurückzutreten. Wenn ich mir vorstelle, daß ich jetzt bald nach Frankfurt gehen soll, um dort von neuem über tausend nothwendige Widerwärtigkeiten, die wie ein Gebirg von Glasscherben vor mir liegen, hinüberzuklettern, so schaudert mir. — Meine

Zukunft erscheint mir jetzt um so drohender, da ich an meinem Körper stark zweifeln muß und an seiner Ausdauer, die er brauchen würde, um ein anhaltendes, zum Theil erzwungenes Arbeiten und zugleich die Kümmernisse der Seele zu tragen, die mir bevorstehen. Meine Braut hat außer dem bewußten kleinen Kapital gewiß nichts, sonst hätte sie mirs schreiben müssen, da sie aus meinen Briefen wohl weiß, daß ich bange und mich mit Sorgen quäle für die Zukunft. Sie ist und liebt mich sehr ruhig. Trotz meiner Bitte um sofortige Antwort auf meinen Brief, schrieb sie mir erst vier Tage nach Empfang desselben, und erregte mir dadurch allerlei peinliche Ungewißheiten, weil dieß Zögern eben zusammentraf mit meiner Kenntnißnahme von dem Auftritte in Karlsbad und dem Gerüchte hier. Madame W. scheint, weil in Frankfurt Alles so behaglich geht, nicht dort gewesen oder anderen Sinnes geworden zu seyn. — Die Frage über Apostasie ist vor der Hand unpraktisch. Ich habe mit Schwab darüber gesprochen, der sehr erfreut war. — Für die Lainzer Abendstimmung bin ich jetzt zu schwach. Nur in der Sehnsucht, Sie wieder zu sehen, fühl' ich noch eine gewisse Stärke. — Mein Zustand ist für den Augenblick durchaus nicht gefährlich, ich weiß es gewiß. Meine Kräfte werden sich sammeln und beruhigen werden sich meine armen Nerven. Ich möchte am liebsten sterben, doch wünsch' ich mirs jetzt, so müd' und schwach, wie man sich gern niederlegt, wenn man recht müd' ist. Schreiben Sie mir sogleich hieher. Ich bleibe wahrscheinlich noch zwölf Tage, vielleicht länger hier. — Beunruhigen Sie sich nicht zu sehr um meinetwegen. Das Schlimmste, was geschehen kann, ist, daß ich eine lahme Wange behalte. Schelling aber behauptet meine baldige Herstellung. Mein erstes Wort nach dem Anfalle von Sonntag den 29. September zu Emilie war: „Emilie, mich hat der Nervenschlag getroffen." — Alle redeten sie mir dieses aus, auch Porbeck und Schelling. Dieser muß es thun, um mich zu beruhigen. Andere Gedanken drängten den Gedanken an den Nervenschlag etwas in den Hintergrund; doch er kam wieder und Reinbeck bestärkte ihn, indem er sich verschnappte. Er kann's nur von Schelling gehört haben, ausdrücklich oder andeutungsweise. Ein schlechter Ehekandidat bin ich jedenfalls. Gott mit Ihnen. Ihr Niembsch.

Grüße an Max und Kinder. Meine Nachtschweiße haben sich gemäßigt, aber noch nicht verloren.

Stuttgart, 6. October 1844.

Liebe Sophie!

Es geht heute merklich besser, die rechte Wange wird schon wieder etwas beweglich und der gefesselte Nerv gewinnt langsam seine Freiheit wieder. Meine Umgebung ist freundlich und liebevoll. Morgen mehr. Ihr Niembsch.

Besuche belästigen mich eben, daß ich nicht weiter schreiben kann.

Stuttgart, 6. October 1844.

Liebe Sophie!

Was am vorletzten Sonntag mein erstes Wort gewesen: „Mich hat der Schlag getroffen!" — das können nun endlich meine guten Schwaben nicht umhin, mir zuzugeben; nur haben sie noch allerlei mildernde und beschönigende Aushülfen, um mich zu beruhigen. So meint Emilie: „„Es sey eben doch nur so ein Schlägle gewesen."" — Reinbeck sagte: „„Dieser Schlag sey rein lokal und hätte wenig zu bedeuten."" Paul Pfizer, der gestern lange mit innigster Theilnahme bei mir gewesen, behauptete sogar: durch Affekte könne nimmermehr ein Schlag entstehen u. dgl. Ich aber weiß, so gut selbst wie Schelling, was ein Schlag ist, und bin des meinigen vollkommen gewiß. Wenn ich Nachts erwache, und meine Wange, die kranke, berühre, so faßt mich zwar eine große Wehmuth über diesen ersten Versuch des Todes an meinem Leibe, doch gewährt es mir auch ein heimliches melancholisches Vergnügen, mit dem Tode in einen nähern Rapport getreten zu seyn. Mein Uebel bessert sich nur sehr langsam. Heute bemerkte ich die allmälige Rückkehr einer gewissen Beweglichkeit in der rechten Wange. Es wird sich gewiß wieder geben. Heute Nacht hatte ich Schweiß, doch war ich zu warm zugedeckt. Dieser Artikel verliert sich von selbst. Gemüthsruhe wird Alles heilen, wenigstens fürs Nächste. O Ruhe, wie sehn' ich mich nach dir! — Matt bin ich, wie ich's noch nie gewesen, müd' bin ich, als braucht' ich Jahrhunderte, um

mich auszuschlafen; so recht von Herzen zerschlagen bin ich, liebe Sophie! — Wenn ich gestern schrieb, daß an meinem Entschlusse, entschieden zurückzutreten, nur noch sehr wenig fehle, so ist das so zu verstehen: Ich zweifele noch, ob ich aus Schonung für Marie nicht vorerst blos einen Aufschub der Hochzeit aussprechen solle, und den entschiedenen Rücktritt erst im Frühjahre nach allmäliger Vorbereitung.

In meinem Herzen stand dieser Entschluß im Augenblicke fest, nachdem ich getroffen war; doch hielt mich eine gewisse ritterliche Scheu für meine arme Braut zurück, ihn früher, und selbst gegen Sie, theure Sophie, laut werden zu lassen. Wer mich kennt, wird mich gerecht finden, wird auch anerkennen, daß es jetzt Wahnsinn wäre, zu heirathen. Bessere Nerven und eine sanftere Gemüthsart krieg' ich nicht mehr in diesem Leben, und würd' ich in meinen bedrängten Umständen heirathen, so würd' ich einem Heer von Affekten Thüren und Thore öffnen, und mein Verderben wäre gewiß. Heute erhielt ich ein Schreiben von Frau v. Bayer aus der Klause bei Mödling, worin sie mich um definitive Nachricht in Betreff des Hausverkaufs drängt. Thun Sie und thue mir mein treuer Freund Max die Liebe, eine Partie nach der Klause zu machen und in meinem Namen bei Herrn v. Bayer anzufragen, was der allerletzte Preis des Hauses sey; ihm auch vorzustellen, daß 10 oder 11,000 Gulden eine viel zu hohe Summe wäre, ob er nicht das Haus um circa 7000 Gulden oder etwas weiter geben wollte. Ich möchte auch gerne ganz allein oder jeweilig mit ein paar Freunden in dem Felsenneste liegen und mich ausruhen. Auch bitte ich, dem v. Bayer und seiner Frau mich herzlich zu empfehlen und letzterer zu sagen, ich würde ihr bald antworten, sobald ich einigermaßen hergestellt sey und meine Hand ruhiger geworden wäre. Mein Befinden ist heute doch schon merklich besser als gestern. Ich bekomme meine Gedanken schon mehr wieder in meine Gewalt, verspreche mich auch nicht so häufig, wie die Tage her, wo ich z. B. statt: „im höchsten Grade" immer sagte: „im tiefsten Grade" und das Wort „Skrupel" nur nach wiederholten Bemühungen herausbrachte.

Ach, liebe Sophie! Gott segne Sie! Ihr Niembsch.

Schreiben Sie mir nicht mehr nach Stuttgart, überhaupt nicht mehr bis ich angebe, wohin.

Digitized by Google

Stuttgart, 7. October 1844.

Die Reinbeck'schen und Hartmanns wollen meinen Nervenschlag als Grund meines Rücktrittes nicht gelten lassen, indem mein Anfall sich gewiß nicht wiederholen werde und meine volle Genesung und Tüchtigkeit zur Heirath gewiß erfolgen müsse. Auch suchen sie mich stets mit der Versicherung zu beruhigen, mein Zustand sey eigentlich kein Nervenschlag, sondern rheumatisch, während doch Alle der Reihe nach sich gegen mich verschnappt haben, zugebend, daß es ein Schlag sey. Reinbeck, der alte Hartmann, Mariette Zöppritz, Julie, haben im Eifer des Gespräches sämmtlich von Schlag gesprochen. Mein Uebel hat mich am neunten Tage meines Hierseyns, ohne daß in dieser Zeit von neun Tagen das geringste Anzeichen von rheumatischen Leiden oder auch nur Vorboten solcher Art an mir vorgekommen wären, plötzlich und im Momente des Ausbruchs von allerheftigstem Affekt befallen, ist also ohne Zweifel durch letzteren hervorgebracht und mithin rein nervös, ein entschiedener Nervenschlag. Mich bringen diese albernen und weichlichen Beruhigungsversuche in hohem Grade auf. Alle sind sie vernarrt in diese Heirath und sehen das Unterbleiben derselben als ein Unglück an, während ich in meiner jetzigen Lage eben die Heirath für ein entschiedenes Unglück erachten muß. Sprechen Sie mit einem Arzt über meinen Zustand, nachdem Sie sich alle auf die Krankheit bezüglichen Stellen aus meinen Briefen zusammengeschrieben haben werden. Unterlassen Sie den Schritt zu Herrn v. Bayer in der Brühl, von dem ich gestern schrieb; doch mögen Sie, liebes Sopherl, ein paar Zeilen an Frau v. Bayer, geborne Freiin v. Horstenstein (nach der Klause bei Möbling Nr. 32 im eigenen Hause) schreiben und sie im Allgemeinen von meiner Krankheit und Unfähigkeit benachrichtigen, jetzt über das Haus zu verhandeln. Ich habe versäumt die Recepte zu copiren, und nun werden sie in der Apotheke nach hiesigem Gebrauch zurückbehalten, sonst würde ich sie Ihnen zuschicken. Ich weiß nur, daß die eine der Mixturen stark nach Baldrian riecht und schmeckt. Schelling hat mir schon zweierlei Mixturen und ein Pulver verschrieben; ich muß beständig einnehmen. Mein Zustand hat sich zwar etwas gebessert, es ist eine kleine Beweglichkeit der Wangenmuskeln eingetreten, doch im Ganzen ist die Wange noch starr und lahm. Ich schlafe jede Nacht nur 3—4

Stunden. Den Tag über kaum eine Stunde. Doch haben meine Kräfte sich sehr gehoben; nicht eben so meine Stimmung, die zu den ärgsten meines Lebens gehört. Man fürchtet, Marie werde nicht zu trösten seyn; das fürcht' ich nicht. Sie hat neulich vier Tage über die Zeit auf einen Brief warten lassen, trotz meiner Bitte um baldige Antwort. Das ist sehr moderato und riecht nicht nach Verzweiflungsfähigkeit. Mir graut jetzt vor Heirathsgedanken. Schreiben Sie mir gleich, wenn Sie die nöthigen Schritte bei Aerzten gethan haben, hieher; ich warte Ihre Antwort noch ab auf diesen Brief; dann keine mehr, denn ich sehne mich weg in die Einsamkeit, um dort mein Schicksal allein zu entscheiden. Niemand aus meiner Umgebung weiß sich in meine Lage zu versetzen; sie alle halten meine Aussprüche über meine Zukunft für bloße Symptome meiner Krankheit, die sich mit dieser schon verlieren würden und müßten. Nur Paul Pfizer, der große Mensch, hat neulich wahrhaft freundschaftlich theilnehmend mit mir gesprochen. Er redete mir zwar sehr mild und sanft zu, ich sollte das Begonnene durchführen und den Muth dazu nicht verlieren; er sagte, es wäre Schade darum, indem ich vielleicht sehr glücklich werden könne; auch erzählte er mir, wie alle an mir Theilnehmenden sich daran freuten, daß ich ein neues Leben beginnen wolle; doch sagte er auch, daß er wohl begreife, wie mir mein plötzlicher Unfall gerade in diesem Momente (vor der Heirath) erschütternd und verhängnißvoll seyn müsse; er seinerseits sey auch abergläubisch. Am Schlusse seiner Rede sagte er höchst mild und freundlich: „Aber du kannst dir freilich mit Recht denken: Ihr habt alle gut reden; ich aber soll's thun!" — Leben Sie wohl und unbesorgt; dießmal komm' ich gewiß durch; für die Zukunft mag die Zukunft sorgen! Auf Wiedersehn mit Gott und frohem Herzen! Ihr Niembsch.

Schreiben Sie nach der Antwort auf diesen Brief nicht, bis ich sage, wohin. Schelling kommt täglich zweimal zu mir, doch bloß eines Rheumatismus wegen!!!

Stuttgart, 8. September[1] 1844.

Liebe Sophie!

Heute geht es wieder besser; ich hatte in der Nacht um eine Stunde mehr Schlaf und meine Kräfte sind wo nicht größer, doch ruhiger. Schweiß

[1] s. s. Oktober.

Digitized by Google

war wieder kopiös. Der Teufel soll ihn endlich einmal holen! Um medicinische Auskunft brauchen Sie sich nicht mehr zu bemühen, liebe Sophie. Gestern hab' ich die gute Emilie in meinem Zimmer, als sie hinaus wollte, festgehalten und auf die Folter gespannt; sie mußte reden und beichten und beichtete endlich, daß Schelling meinen Zustand allerdings für einen Schlaganfall erklärt habe. Von Frankfurt habe ich nichts. Marie hat den 2. geschrieben und seitdem nicht wieder. Ich bin noch zu sehr angegriffen, als daß ich mit meinen entscheidenden Schritten hätte beginnen können. Ich habe das tiefste und untrüglichste Gefühl von physischer und moralischer Unfähigkeit zu heirathen. Gestern ist Porbeck bei mir gewesen und hat sich die Unterhaltung gemacht zu berechnen, wieviel Poststunden ich in zwei Monaten dieses Sommers gefahren bin, und es ergab sich die kolossale Summe und der kolossale Unsinn von mir, daß ich nicht weniger als 644 Poststunden hin und wieder, kreuz und quer, im Eilwagen unter beständiger Gemüthserschütterung gefahren bin. Mir graut vor mir selbst und meiner Heftigkeit. Dieser hab' ich lediglich auch meinen Schlag zu verdanken. Ich trage zwei Todfeinde in mir selber herum, wie Feuer [1] und Stahl, um den Blitz herauszuschlagen, der mich vielleicht einmal tödten wird. Diese Todfeinde sind mein heftiges Gemüth und meine reizbaren Nerven. Der Gedanke, daß mich der Schlag gerührt, wird neben meinem physischen, als mein moralischer Schatten mir durch's ganze Leben folgen. Doch lasse ich ihn mit mir laufen wie einen getreuen und geliebten Pudel; man weiß nicht, wozu so ein Vieh gut ist; nicht wahr, liebe Sophie? — —

Hier folgt das verlangte Lied. Verzeihen Sie, daß ich es nicht gestern geschickt habe. Es ist mir theuer, weil es eine gar süß schmerzliche Träumerei hat und weil es an Ihrem Geburtstage geschrieben ist. Die zweite Zeile ist nicht wahr.

Blick' in den Strom.

Das Lied gefällt mir; es ist etwas von Ihrer Seele darin. Gute Stimmung! Keine trübe! Ihr Niembsch.

Grüße an Max und Kinder. Meine Wange ist schon ziemlich beweglich. Ich bleibe nicht mehr lange hier; schreiben Sie nicht mehr, bis ich sage wohin.

[1] s. s. Stein.

v. Reinbeck an Schurz.

Stuttgart, den 8. October 1844.

Verehrtester Herr und Freund!

Verzeihen Sie, wenn ich unserm lieben Niembsch die Feder aus der Hand nehme, um Sie davon zu benachrichtigen, daß die Folgen der großen Strapazen in den letzten vier Wochen durch seine Reisen bei Tag und Nacht sich in einem gereizten Nervensystem und einer Abspannung äußern, bei welcher die Freundschaft ihm jede Aufregung und Anstrengung erspart. Wenn Sie daher nicht in der nächsten Zeit Nachricht von seinem Befinden durch ihn selbst erhalten, so darf das Sie nicht beunruhigen. Er ist in Freundespflege, das wissen Sie, und geht bereits seiner Wiederherstellung entgegen. Bei gänzlicher Ruhe werden sich die Kräfte gewiß bald wieder einfinden. Die Vollziehung seiner ehelichen Verbindung leidet natürlich dadurch einen längern Aufschub. Er ist übrigens außer dem Bette und nimmt an unserm einfachen Tische wie gewöhnlich Theil. Nur Ruhe ist ihm nöthig, und Sie wissen wohl, daß diese bei ihm nicht so leicht zu erlangen ist, besonders, da die ungewöhnliche Lage, in welcher er sich befindet, ihn natürlich mit mancherlei Besorgnissen erfüllt. Ich hoffe zu Gott, sie werden sich alle nach unsern innigsten Wünschen lösen.

Seiner theuern Schwester, unserer lieben Freundin, läßt er zu ihrem bevorstehenden Namenstage aus dem brüderlichsten Herzen Glück wünschen, und meine Emilie und ich schließen uns seinen Wünschen an. Zu Ihrer Beruhigung wird auch beitragen zu wissen, daß unserm lieben Patienten die Cigarre trefflich mundet; nur der Schlaf ist nicht ganz nach Wunsch. Verlassen Sie sich darauf, daß er in den geschicktesten ärztlichen Händen und in der treuesten Pflege ist und daß Sie hoffentlich bald bessere Nachrichten erhalten werden. Mit freundschaftlicher Hochachtung Ihr ergebenster Reinbeck.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, 11. October 1844.

Liebe Sophie!

Ich darf nur kurz schreiben, weil mir vom Arzte die äußerste Ruhe geboten ist. Mein Uebel ist, was die Lähmung betrifft, in fortschreitender

Besserung begriffen; nicht aber will es sich bessern mit meiner außerordentlichen Schwäche und mit meinem Nachtschweiße, der die letzte Nacht so stark war, daß ich zweimal die Wäsche wechseln mußte. Schelling will mir gegen diesen bösen Schweiß Chinaextract verschreiben, doch hält er damit noch zurück, weil ich zugleich an gastrischen Störungen leide, welche vor dem Gebrauche der Chinarinde erst gehoben seyn müssen. Schelling glaubt übrigens, der Schweiß sey auch hoffentlich bald zu überwinden. Die äußerste Gemüthsruhe, die mir so noth thut, kann ich durchaus nicht finden, so lang ich hier bin, vielmehr gar keine Gemüthsruhe. Heute sagte ich Schelling, daß ich durchaus fort wolle; er bestätigte mir, daß Luftveränderung und vor Allem Herzensruhe mir nothwendig sey, und gab mir die Hoffnung, in vier bis fünf Tagen von hier in kleinen Tagereisen mit einem Landkutscher fortziehen zu können. Ich lechze darnach. Meine Gesundheit ist das Wichtigste; ich will Alles für sie thun und mich endlich einmal in Ehren halten, recht aufrichtig und ernstlich, und wenn ganz Deutschland gegen mich in Harnisch käme. Leben Sie wohl! Schreiben Sie mir nicht mehr bis auf Weiteres. Ich weiß noch nicht, wohin ich gehe; am liebsten nach Ischl, wenn ich diese weitere Reise aushalte. Ihr Niembsch. Vertatur.

Beiliegend schicke ich die badischen Schriften des Dr. Bach ihm zurück. Von den hiesigen Rechtsfreunden, die ich gesprochen, wollte sich keiner damit befassen. Nach Frankfurt bin ich nicht gekommen und hinsenden wollte ich die Papiere nicht aus anderen Gründen und auch darum, weil B . . . s wahrscheinlich die badischen und nassauischen Gesetze eben so wenig kennt wie Paul Pfizer. Grüße an Freund Max und Kinder, auch an Dr. Bach. Reinbeck sagte mir, daß die Urkunden auf der Fahrpost geschickt werden müssen, daher sende ich sie morgen an Bach.

Stuttgart, 12. October 1844.

Liebe, theure Sophie!

Gottlob, ich werde wieder gesund. Heute Nacht hatte ich gar keinen Schweiß mehr, womit die Natur ein freundliches und erfreuliches Signal gegeben hat, daß sie mich wieder herstellen wolle. Auch haben sich meine

Kräfte von gestern auf heute wunderbar gehoben und ich hege die zuversichtlichste Hoffnung, daß ich in kurzer Zeit völlig genesen seyn werde. Wohl wäre es von mir klüger und schonender gewesen, Ihnen von meinem Unfalle entweder gar nichts — da er doch von vorneherein sichtbar ein vorübergehender war — oder doch nur verhüllend zu schreiben; doch ich baute auf Ihre Seelenkraft und konnte dem dringenden Bedürfnisse, Ihrem lieben, treuen und mir so verwandten Herzen mein ganzes Leid zu klagen, nicht widerstehen. Verzeihen Sie den schmerzlichen Eindruck; er war der allerdings zu hohe Preis, um den ich mir doch einige Erleichterung erkaufte. Schelling war heute entzückt über die auffallende Besserung von gestern auf heute und gab die ernstliche und ganz unverdächtige Versicherung, daß mein Anfall gewiß keiner von denen sey, welche mit Wiederholung zu drohen pflegen, sondern ein bloß lokaler; er sey nicht durch meine Nervenschwäche überhaupt, sondern lediglich durch eine specielle und momentane Schwächung und Ueberreizung von Reisen und Kümmernissen bewirkt, oder durch jene wenigstens vorbereitet. Ruhe, ungestörte Ruhe ist mir jedoch immer noch zur unverbrüchlichen Pflicht gemacht. Ich suche sie mir zu gewinnen, so gut ich kann; ich habe seit fünfzehn Tagen nicht nach Frankfurt geschrieben, um jede Aufregung von dort zu vermeiden. Marie hat an Emilie einen Brief geschrieben, der mich sehr gefreut hat, indem ich daraus ersehe, daß ihre große Ruhe mehr in ihrer Sitte, als in ihrer Empfindung begründet ist. Jetzt erst gewinne ich die Ruhe, die nöthig ist, um mich in meine Lage zu finden. In den Tagen bisher war ich so aufgeregt, daß sich mir hundert Entschlüsse durch die Seele jagten und verdrängten, von denen ich Ihnen nur die wenigsten mittheilen konnte. So viel ich Ihnen auch mittheilte von meinen Seelenzuständen, so sagte ich doch nur wenig von den schweren Besorgnissen, womit mich der Schlaganfall für die Zukunft erfüllte, um Sie nicht allzusehr zu beunruhigen. Ich erschien mir selbst wie ein vom Tode Bezeichneter; dieser hatte seine Hand an mich gelegt, wie der Förster im Walde diejenigen Bäume anhaut und zeichnet, die bald gefällt werden sollen. Ich hatte ein peinlich niederschlagendes Gefühl von meiner absoluten Unfähigkeit zum Heirathen und dieß Gefühl erregte mir ein Grauen vor demselben. Alle meine Hoffnungen auf Kinder, die ich mir so lang und so sehr gewünscht, und auf

ein häusliches Glück an der Seite einer edlen und liebevollen Frau schienen mir in den Abgrund eines abschreckenden Verhängnisses versunken, da mich der Unfall gerade in dem Augenblicke getroffen, wo ich mit den letzten Anstalten zu meiner Verheirathung beschäftigt war. Ich gehe jetzt nicht nach Frankfurt, sondern erst nach meiner völligen Wiederherstellung. Cotta wird ohne Zweifel das Kapital verzinsen. Marie hat, wie ich nach Aeußerung eines ihrer Vettern irgend hier in Stuttgart gehört habe, 20,000 Gulden zu erwarten, wenn auch nicht gleich, doch nach dem Tode ihrer Mutter. Bedingungen meiner Heirath müssen noch immer bleiben: meine hergestellte Gesundheit und wenigstens eine Minimalsicherheit der Existenz. Meinen Wohnort nehme ich in der Klause bei Mödling. Marie wird gewiß damit zufrieden seyn. Baron Bayer hat mir geschrieben, er halte den Kauf des Hauses bis März für mich offen; er werde mir's für einen Preis überlassen, wie keinem andern Menschen. Der Brief kam heute und ich habe ihm sogleich geantwortet, daß ich ihm demnächst nähere Anträge stellen würde, auch möchte er mir sogleich wieder schreiben: Adresse, Reinbeck. Ich will durchaus in Ihrer Nähe wohnen, liebe, theure Sophie! Ihr heiterer, ja freudiger Brief, die Antwort auf den meinigen vom 28. September, stärkte mich wieder im Muthe, meine Angelegenheit auf eine für mich, meinen Charakter, die Welt und Marie befriedigende und versöhnende, ehrenvolle Weise durchzuführen. In welche neuen Kämpfe, Unruhen, Zerwürfnisse und Affekte hätte mich ein Rücktritt, der mir in den letzten Tagen meines Elends unvermeidlich schien, verwickelt! Ich danke dem Himmel für die Rückkehr meiner Sammlung und ruhigen Thatkraft, auch dafür, daß er mir ein Zeichen für die Zukunft gegeben hat, indem mitten in den ärgsten Erschütterungen meines gequälten Gemüths mein fester und inniger Zusammenhang mit Ihnen, unaussprechlich theure Freundin, nie aufgehört hat, einer der festen, der wenigen festen Punkte zu bleiben, an welchen sich meine schmerzlich zerrüttete Seele noch halten konnte. Es bleibt bei meinen Aeußerungen vom 28. September. Auch Ihnen wird meine Vermählung noch Beruhigung und Freude bringen, ich weiß es gewiß.

(Dieser Brief blieb ohne Schlußgruß und Unterschrift.)

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, 13. October 1844.

Ich bitte, mir vom Tage des Empfanges dieses Briefes erst dann zu schreiben, wenn Sie weitere Nachrichten von mir haben.

Geliebte Sophie! Ich habe jetzt wieder eine wahre Passion an Sie zu schreiben, und zwar eine noch weit größere, als zur Scharlachzeit; überhaupt steht diese Zeit in jedem Anbetrachte höher, viel höher, als jene rothgesprenkelte. Also Sopherl, liebes!! einen herzinnigen Gruß mitten in Ihre theure herrliche Seele hinein, und gute Bothschaft von meinem Befinden. Der Nachtschweiß ist auch in der letzten Nacht ausgeblieben, ich habe doch vier Stunden gut geschlafen; die Kräfte kommen langsam langsam wieder. Seyen Sie vollkommen beruhigt auf mein Wort; es ist durchaus nichts zu besorgen, als etwa eine sich langhindehnende Reconvalescenz, was mir übrigens von vornherein nicht anders zu erwarten stand, wie ich glaube. Durch stupide Eilfertigkeit meines Hin- und Herrollens im Eilwagen hab' ich mich profund geschwächt; das ist aber nichts Gefährliches, braucht nur recht gute Suppen von Ihrer Lisi. Sie sollen noch staunen, was ich jetzt für ein anhänglicher und sitzbarer Wiener seyn werde. Ich hab' Ihnen recht viel zu sagen, liebe Sophie. Warten Sie ein wenig; ich muß mir Ihre beiden heutigen Briefe aus dem Kästchen holen und nachschauen, was Sie mir darin für Fragen stellen. O, liebe Sophie, ich steh schon auf. —

Mein Gesicht ist gar nicht entstellt, überhaupt trotz allem Leiden und allem Scheiden noch immer gar nicht übel. Meine rechte Wange freut sich schon sehr darauf, von Ihnen untersucht zu werden. Das war Frage Nro. 1.

Nro. 2. Als Arzneimittel erinnere ich mich auf dem Recepte unter Andern auch radix valeriana und radix cariophillata (nicht cariophillorum, was eine andere Wurzel sey) gelesen zu haben. Nächstens werde ich zu meiner Kräftigung mit einem Chinarindenpräparat regalirt. Meine völlige Herstellung werde ich übrigens nicht hier abwarten, sondern in einer Gebirgsgegend. Meine Freunde rathen mir sämmtlich den Schwarzwald an; ich hab' aber auch Freunde, von denen ich weiß, daß sie lieber Ischl empfehlen möchten, und ich werde so frei seyn, nach Ischl zu gehen.

Meine Abreise von hier hab' ich vorläufig auf den 20. October präliminirt; vielleicht kann ich noch früher dahin abgehen; je nach dem Gange meiner Erholung. Ich freue mich sehr auf unser Ischl; da werde ich mich recht lebhaft an gar liebe und schöne Zeiten erinnern, und vielleicht bei Steininger oder bei Auböck wohnen. Letzteres ist wahrscheinlicher. Uebrigens auch möglich, daß ich ins Hotel an der Traun ziehe, um dort Alles beisammen zu haben. Die Ischler Luft wird das Beste machen. Ich bedarf großer Ruhe, Entfernung aller heftigen Eindrücke, aller unfreundlichen; ich wollte, Sie wären in Ischl! — Jetzt wollen wir nach unsern Fragen sehen. Also die Heirath. Wenn Marie wenigstens 20,000 fl. in Allem mitbekommt, so werde ich wohl heirathen, jedoch nur unter der Bedingung völliger Herstellung meiner Kräfte. In die Frohn geh' ich nun einmal nicht, und mag auch ganz Deutschland darüber die Michaelisnase rümpfen. — Meine Nacht von gestern 9½ Uhr bis 3 Uhr früh ist so merkwürdig und furchtbar erschütternd gewesen, daß ich zur Darstellung derselben ein eigenes Album angelegt habe, das Sie, nur Sie allein in der ganzen Welt, lesen, ich aber behalten werde. In dieser Nacht hab' ich in einer schauerlichen Beleuchtung des Schicksals bis auf den Grund meines Herzens gesehen, und habe gesehn, daß meine ganze Seele Ihnen gehört auf ewig. — Den Schlag lasse ich mir nicht nehmen. — Es war zwar kein Blut- oder Gehirnschlag, doch wars gewiß ein Nervenschlag, der jedoch in seinen Folgen nicht so bedrohlich ist. — Meine Augen sind zu angegriffen, als daß ich in der Dämmerung weiter könnte. Tausend Segen, gute Stimmung! Alles wird gut gehen; mein größter Beruf im Leben soll seyn ein treues und liebevolles Bestreben, Ihnen recht viel Freude in Ihr schönes und großes Herz zu bringen. Vale, carissima! Vale! Vale! Niembsch.

Stuttgart, 14. October 1844.

Liebe Sophie!

Recht faul bin ich in diesem Augenblicke, selbst zum Schreiben. Heute kann ich nicht viel schreiben. Ich bin eben vom Tisch aufgestanden und schläfrig, später aber kommen Besuche; ich muß kurz seyn. Eine Mittagsruhe

wird mir wohl thun. Es geht besser und vorwärts; das Gemüth wird wieder heiter, wie schon mein gestriger Brief mich selbst erfreute durch die herzliche Lebensfreude, die darin lebt und spricht. Den 20. l. M., oder vielleicht schon ein paar Tage früher, weil das Wetter herrlich ist, reise ich ganz langsam pomali nach unserm lieben Ischl. Der Nachtschweiß war nur ein vorbeiziehender Unhold. Die Kräfte kommen schon, ich fange schon wieder an mit Vergnügen zu essen, schlief diese Nacht um etwas länger, um etwas ruhiger. Vor Allem ist mein Gemüth stärker, vertrauensvoller. Ich habe mein Schicksal endlich erfaßt und weiß, was zu thun ist. Seyen Sie ganz ruhig und heiter; ich bin und bleibe, was mein gestriger Brief sagt. Morgen, und bis zu meiner Abreise täglich, schreibe ich wieder. Es ist mein liebstes, ja einziges Geschäft, außer etwas Lektüre. Ich werde Ihnen ein sehr schönes Lied von Heine, Ihrem Schützling, senden; ich will mich nicht ohne Sie daran freuen. Gott mit Ihnen! wir sehn uns bald wieder. Ihr Niembsch, der schläfrige. Mein Album wird Sie freuen.

Das gemeinte, aber nicht beigeschlossene, Heine'sche schöne Lied heißt:

Neuer Frühling.

Es ragt ins Meer der Runenstein u. s. w.

Stuttgart, 15. October 1844.

Liebe Sophie!

Gestern hab' ich Ihnen einen wunderlich duseligen Brief geschrieben; ich war sehr schläfrig und wollte doch durchaus an Sie schreiben, weil ich Ihre freundliche und sorgenvolle Theilnahme für mich kenne. Ich schrieb etwas von Ischl, wie im Traume, und schlief gleich darauf ein. Nach einem sehr erquickenden Schlaf bin ich gestärkt und ungemein heiter, wie seit lange nicht, erwacht; doch trug ich mich noch mit der Ischler Grille, sie zirpte noch in meinem alten Gebäude. Als der Brief bereits fort war, Abends um 8 Uhr, fiel mir jener Wahn plötzlich ab, und ich erschrack sehr darüber, daß ich Ihnen den Unsinn geschrieben hatte. Ich fürchtete eure Unruhe darüber, doch besann ich mich auch zugleich darauf,

daß ich mich Niembsch, den schläfrigen, unterzeichnet hatte. Das beruhigte mich wieder, wie auch der Gedanke, daß Sie die Sache gleich für das nehmen würden, was sie ist, und überzeugt seyn würden, daß alle meine Freunde, besonders Schelling, solche Reise nimmermehr zugeben würden, und ich von medizinischer Polizei festgehalten werden müßte. Damit Ihnen aber dieser Einfall nicht als absoluter Unsinn erscheine, muß ich Ihnen wiederholen, daß ich Lust hatte und noch habe, (schreiben Sie mir auch hierüber) das Bayersche Haus in der Klause zu kaufen. In Ischl sitzend, dacht' ich mir, wenn man das denken nennen kann, könnte ich während meiner Genesungszeit leichter und schneller mit Bayer wegen des Hauses verhandeln; dorthin würde vielleicht Bayer selbst zu mir reisen, um das Geschäft abzuthun. So räsonnirt der arme kranke Mann. Nun weiter: Eine meiner widerwärtigsten Vorstellungen war mir die von Hin- und Widerreise, eben weil ich dem Uebermaße davon meine Krankheit verdanke. Hieran spann ich folgenden Nonsens: Meine völlige Wiederherstellung, dünkte mich, würde wenigstens den Winter hindurch währen, unterdessen könnte ich alle Anstalten zu meiner Vermählung treffen, und dann im Frühling meine liebe Braut und ihre Mutter mich in Ischl abholen, sodann nach Mödling hinabreisen, wo ich mich mit Mariechen idyllisch vermählen ließe. Ich hatte schon vor einigen Tagen diesen raffinirten Plan auch Doktor Schelling eröffnet, der ihn ganz geduldig anhörte und ihn nicht eben zu verwerfen schien; doch erzählte mir gestern Abend Emilie, als ich bereits von selbst das Verkehrte dieses Vorhabens erkannt hatte, Dr. Schelling habe ihr gesagt, er habe mir nicht widersprechen wollen, um mich nicht zu erregen; er sey aber völlig überzeugt gewesen, daß ich von selbst davon zurückkommen würde. Ach, liebe Sophie, wie ist es doch so traurig, daß der Körper den Geist so dunkeln und schwächen kann! — Ich möchte darüber weinen, doch thu ich's nicht; es geht ja doch bald vorüber! — Ihre Briefe haben mir heute große Freude und Stärkung gebracht. Gott lohne es Ihnen, theure Sophie! — Heute früh erwachte ich nach erquickendem und ganz schweißlosem Schlafe mit zurückgekehrtem Bewußtseyn und wiedergebornem Lebensmuthe. Die Nervenleiden schwerster Art hatten mir fast Alles verzerrt, entstellt, verfälscht und verstümmelt. O, theuerste Sophie, was haben

Sie mir für heute für liebe, erquickende, beruhigende, stärkende, balsamische Briefe geschrieben! Ich habe mich gestern Abend mit dem Gefühle meiner Gebrechlichkeit zu Bette gelegt und konnte lange nicht einschlafen. Da erhob sich mein gebeugtes Herz zu meinem Gott im inbrünstigsten Gebet um Hülfe und Segen. Ich lag lange zu seinen Füßen, und ich fühlte, wie er mich langsam und linde erhob, und an seinem Herzen ruhen und selig weinen ließ, wie ich in diesem Augenblicke ihm und Dir, liebe Freundin, Thränen des Dankes weine. Wir werden noch schön und glücklich leben. Ich gebe das viele Reisen auf, setze mich in Wien, und arbeite und lebe meiner Marie und meiner Sophie, meiner Therese, meinen Freunden, meinem Gott, meiner Kunst, und heile mich aus von Leiden, die ich selbst sprechend, mündlich erzählend, Ihnen kaum andeuten können werde. — Die Wohnung im Freihaus ist auf der Stelle zu nehmen. Fürchten Sie nicht, daß ich aus Uebereilung spreche! Ich habe lang und schwer überlegt. Es gibt für uns Alle keinen Ausweg, keine Versöhnung, kein Heil, als daß ich das Mädchen heirathe, das mir nun wieder ganz so edel, liebenswürdig und tief gut vor Augen steht, wie vor den Tagen meiner Leiden. — Ich bin, außer Nachts, nie zu Bette gelegen, die Unruhe meiner Nerven hätte das nicht ertragen; doch lag ich in den ersten Tagen meiner Krankheit den größten Theil des Tages auf dem Ruhebett, indem ich zwischendurch manchmal im Zimmer auf- und niederwackelte. Heute hat mir das Essen zum erstenmale wieder gut geschmeckt. Ich trinke nur sehr wenig Wein mit $^2/_3$ Wasser, eben so wenig Kaffee. Die Nahrungssorgen sind mir wie hinweggeblasen; ich habe sie durch diesen Ausbruch ihrer antipathischen Schädlichkeit, meine Krankheit, für immer überwunden. Was meine Gesinnung gegen Sie betrifft, liebe Sophie, so kann es kein Unrecht gegen meine Braut seyn, die ich doch erst seit kurzem kenne, wenn ich sage, daß in allen Stürmen meiner Leiden nur Ihr Bild nicht wankte. Wir kennen uns seit zwölf Jahren; eine weite Strecke Zeit voll Liebe und Leid und schmerzlicher Entsagung. Das wäre kein Herz, das an solchem Bilde nicht ewig festhielte. Wir dürfen nur unsere Entsagung um eine Stufe höher stellen und die liebe Marie in unsern Bund mit Vertrauen hereinziehen, so können wir ein schönes und glückseliges Leben führen, theure, theure Freundin! Ich bleibe bei

Reinbecks bis zu meiner völligen Wiederherstellung und gehe dann mit Gott nach Frankfurt. Die Aeußerungen meines Arztes, den ich außerordentlich lieb gewonnen habe, sind sehr beruhigend für die Zukunft; er sagt: wenn ich nicht reich an Lebenskraft wäre, so hätt' ich das Alles gar nicht ertragen können. — Ich danke dem lieben guten Max für die Zeichnung der Wohnung, auf die ich mich sehr freue. Ich gratulire dem lieben S. von ganzem Herzen, wie auch der lieben Jetti. Schreiben Sie mir wieder hieher.

Stuttgart, 16. October 1844.

Liebe Sophie!

Es ist ein Wunder geschehen heute früh um 8 Uhr. Alle Mittel Schellings halfen nichts; da nahm ich meinen Guarnerius heraus, spielte einen steirischen Ländler, tanzte dazu selbst und stampfte wüthend in den Boden, daß das Zimmer bebte. Sie werden das Alles in den Zeitungen lesen. Ich wurde heiß und beweglich und, o Wunder, ich war gesund. Als Schelling kam, tanzt' ich ihm einen Walzer vor. Nicht einmal schwach war ich geblieben. Adjeu, Herzerl! Ihr Niembsch.

Vertatur.

Leider aber bin ich dann ausgegangen und hab' mich ein bischen verdorben. Nun lieg' ich im Bett und [1] schwach; aber alle eigentlichen Nervenzufälle sind gehoben durch meinen göttlichen Guarnerius. Nicht umsonst hab' ich ihn immer so geliebt. Lebt wohl Alle! Bald komme ich nach Ischl, aber dießmal ernstlich. Niembsch.

Aus der Festigkeit meiner Hand [2] sehen Sie, wie gut es mir gut.[3] Diese Geigengeschichte wird durch ganz Europa gehen. Schelling war äußerst verblüfft und er wird diese Thatsache in Journalen zur Sprache bringen. Das ist ein musikalisches Phantasiewunder, wie Sie aus der Allgemeinen Zeitung sehen werden. Auf Wiedersehn!

[1] bin.

[2] Diese war äußerst unfest, ja gerissen.

[3] statt: geht.

Zur möglichst genauen Kenntniß und Ergänzung der Ereignisse dieses höchstwichtigen Zeitabschnittes werde hier dasjenige zusammengestellt, was hierüber theils Briefe Reinbecks an mich, theils eine Aufzeichnung des Obermedicinalrathes v. Schelling, theils, und zwar zumeist, Emma Niendorfs schätzbares Buch (S. 221—279) enthalten, und was ich endlich überdieß selbst auch noch erfahren oder erforschen konnte.

Am 29. September war Niembsch bei dem mit seinen Gastfreunden eingenommenen Frühstück sehr still und in sich gekehrt, brach aber alsdann plötzlich in einen sehr heftigen Affekt und in Thränen aus, und bemerkte unmittelbar hierauf in seinem Gesichte eine ungewöhnliche Empfindung, welche ihn sehr erschreckte, ohne daß er jedoch zugegeben hätte, wie seine Umgebung es gewünscht, ärztliche Hülfe für ihn herbeizurufen. Bei dem Mittagessen war er ruhig und ging Abends bei ganz schlechtem Wetter aus, um Besuche zu machen. Die nächste Nacht brachte er schlaflos und in einem sehr starken Schweiße zu.

Am 30. September wurde Schelling veranlaßt ihn zu besuchen und fand sein Gesichtsleiden in einer sogenannten Paralysis rheumatica faciei bestehend, über welchen Zustand der Kranke äußerst beunruhigt war, in des Arztes Beiseyn in einen Strom von Thränen ausbrach und sich für den unglücklichsten Mann erklärte, indem er eben im Begriffe stehe, sich zu verheirathen, und jetzt von einem offenbar schlagartigen Uebel heimgesucht werde, bei welchem er keine Stunde sicher sey, daß dasselbe als ein allgemeiner Schlag wiederkehre. Schelling suchte ihn möglichst zu beruhigen, indem er ihm vorstellte, daß sein Uebel mehr lokaler Art sey und in den meisten Fällen ohne weitere Folgen in kurzer Zeit gehoben werde, und verordnete ihm Einiges,[1] so wie ein spanisches Fliegenpflaster hinter das Ohr und ließ ihn mit einem leinenen Tuche das Gesicht verbinden. Er schien auch wirklich beruhigt zu seyn, war Abends im Kreise seiner Gastfreunde ganz heiter, sprach mit ihnen von einem Landhause bei Wien, welches er zu kaufen beabsichtige, um daselbst nach seiner Verheirathung sich niederzulassen, und war ganz guter Dinge und von den besten Hoffnungen für seine Zukunft erfüllt. Am folgenden Tage (1. October)

[1] inf. rad. valer. und fol. aurantior. mit einem kleinen Zusatze von Elix. acid. Haller.

aber quälte ihn offenbar die Besorgniß für seine zukünftige Existenz wieder mehr, auch rechnete er fast den ganzen Tag, ließ mitunter in seiner Unruhe den Gedanken durchblicken, seine eingegangene Verbindung wieder aufgeben zu wollen, von welchem Gedanken er jedoch im nächsten Augenblicke wieder absprang und sich ganz heiter über das Glück, welches ihm durch seine Heirath bevorstehe, äußerte. Den nächsten Tag (2. October) brachte er abwechslungsweise in ganz heiterer und wieder ganz trüber Stimmung zu; bald drückte er den Wunsch aus, für sein ganzes Leben in Stuttgart bleiben zu können und besann sich auf eine für ihn passende Wohnung, bald wollte er baldmöglichst von Stuttgart weggehen und vorerst nach Ischl oder einem einsamen Ort auf dem Schwarzwalde, oder nach Baden ziehen, um daselbst seine Wiederherstellung abzuwarten.

Nachdem Niembsch mehrere Tage hindurch in ziemlich gleichem Zustande von wechselnder Aufregung und Abspannung zugebracht hatte, erhielt er am 12. October einen Brief aus Wien, welcher ihn offenbar im höchsten Grade verstimmte und beunruhigte, und auf dessen Beantwortung, welcher er den ganzen Nachmittag gewidmet hatte, er am Abend äußerst bleich und abgehärmt aussah. In der darauf folgenden Nacht trat auch wirklich der erste stärkere Paroxismus seiner Tobsucht ein, indem er ganz schlaflos blieb, eine fürchterliche Angst und Verzweiflung sich seiner bemächtigte und er mit Fäusten gegen sich schlug, Selbstmordsgedanken in ihm aufstiegen und überhaupt auch eine Menge der grellsten Gedanken und Bilder durch seinen Kopf gingen. In seiner Angst raffte er in dieser Nacht eine Menge seiner Papiere zusammen und verbrannte dieselben in seiner Waschschüssel. Am folgenden Tage zeigte er sich sehr bekümmert über den Verlust des Manuscripts seines Don Juan, das er mit andern Gedichten verbrannt zu haben glaubte. Durch einen Zufall konnte aber Emilie desselben noch habhaft werden, weil er es in den Reisesack verpackt hatte. Sie nahm es nun zu sich in Verwahrung. Niembsch setzte auch gleich Morgens eine ganz gut abgefaßte, detaillirte Geschichte dieser Nacht auf. Schelling erhielt die erste Ahnung des wahren Zustandes Lenau's, als ihm dieser, jenen Aufsatz von zwei Bogen in der Hand, gestand: das sey ein Delirium gewesen, und doch habe sein Geist so viel Macht besessen, es zu bewältigen. Das war dem Dichter psychologisch

merkwürdig. „Wenn's nur nicht wiederkommt!“ seufzte er und frug immer Emilien, ob's doch nicht wiederkehre? Er möchte keine solche Nacht mehr erleben; es sey gar zu grausig gewesen. Die Schilderung, die er davon aufgesetzt, könne er ihr erst vorlesen, wenn sie zehn Jahre älter sey, denn jetzt würde sie ohnmächtig davon werden. Nachher begann er doch, dieselbe als ein höchst merkwürdiges Abendstück aus der Geschichte seines Lebens seinen Hausfreunden, dem Arzt und einem andern Freunde vorzulesen, wurde aber dabei wiederholt so von Affekt und Schauder ergriffen, daß der Arzt ihm rieth, die Schrift zu vernichten und sich aus dem Sinne zu schlagen, was er auch späterhin, nicht ohne Widerstreben, gethan hat. Uebrigens suchte Schelling ihn, da er sehr niedergeschlagen, zitternd und blaß aussah, damit zu beruhigen: diese schaudervolle Nacht könnte die Krise seiner Krankheit bezeichnen und er sich nun auf dem Wege der Besserung befinden. Die Vorgänge dieser Nacht hatten die dringende Nothwendigkeit herausgestellt, den Kranken von nun an Tag und Nacht in steter Beobachtung zu halten, weßhalb Vorkehrungen getroffen wurden, denselben aus seinem Zimmer im zweiten Stocke des Hauses in das Parterre zu übersiedeln, wo eine dem Staatsrathe v. Hartmann gehörige Stube und ein Kabinet, nur durch eine Halbwand getrennt, und deren drei Fenster sich auch gegen außen durch Vorhänge und Laden nöthigenfalls vermachen ließen, vorhanden waren, damit die Wächter, welche der Kranke schlechterdings in sein Zimmer nicht aufnehmen zu wollen erklärte, in dem Kabinet verweilen könnten. Uebrigens befand sich Niembsch, abgesehen von seinem angegriffenen Zustande, an diesem Tage erträglich. Er verlangte Nachmittags auszufahren, was ihm auch gestattet wurde. Seine Gesichtslähmung hatte sich in der Zwischenzeit von Tag zu Tag immer mehr gebessert, so daß sie ihn im Essen, Sprechen, Lesen wenig mehr hinderte und nur noch beim Lachen eine leise Verziehung des Mundwinkels zu bemerken war und er auch über diesen Punkt keine Anfechtung mehr sich machte.

Diesen Abend war Niembsch zum erstenmale wieder im Kreise der Freunde so gesprächig, so mittheilend; aber man konnte sich darüber nicht freuen. Es war Gewitterschwüle, die Ruhe vor Ausbruch des Sturms. Er verrieth viel innere Aufregung. So hastig, solche Sprünge! Wie im Fieber. Verhältnißmäßig kindisch Manches, fast als sage er es noch

mehr sich vor als den Andern. Ordentlich plauderhaft. In vielen Momenten brach freilich der alte Geist wieder durch. Diese Strahlen machten immer den Eindruck wie Sonnenuntergang: gleich Blicken und Worten eines Sterbenden! Er las viel vor, z. B. den größten Unsinn: Sterns Gedichte — ein Preßburger — in den zwanziger Jahrgängen erschienen, unreife Erstlinge. Alle lachten sehr. Dann griff er zu Heine's neuen Liedern. Er äußerte von ihm: auf einem Blatte sey er ein Gott, auf dem andern ..... Man müßte, um das Schöne rein zu genießen, an den cynischen Stellen Warnungszeichen hinmachen, Votiven, die sagen: „Da ist das Zartgefühl verunglückt!" „Sie müssen bedenken, die Phantasie hat nicht nur die Fähigkeit, einzelne Bilder, einzelne Gestalten zu geben, sie kann auch solche Macht haben, daß sie in gewissen Momenten Stimmungen in Einen gießt; und in solchen Momenten kann selbst ein Mensch von sonst weniger Charakter auch sehr gesinnungsvolle Gedichte machen, die uns zur Bewunderung hinreißen. Aus diesem Gesichtspunkte muß auch Heine betrachtet werden. Man faßt ihn nicht so auf und doch ist's das allein Richtige. In ihm steckt ein großer Dichter, vielleicht der größte Lyriker. Heine ist uns sehr nothwendig. Dieß Element in der Literatur kann man gar nicht entbehren."

Die größte Freude bezeigte Lenau an dem Liedchen:

„Es ragt ins Meer der Runenstein" u. s. w.

Er wiederholte es oft. „Es ist mir das Liebste von ihm," sagte er. „Der Ton darin ist entzückend Es ist ganz wie das Meer, der Rhythmus der Wellen." Nur der Dichter, behauptete er, könne den Dichter in seinen Werken ganz genießen. „Aber Sie verstehen," wandte Emma dagegen ein, „Beethoven so gut wie Einer, ohne Compositeur zu seyn!" Er gestand dieß zu und führte als Beleg die neunte Symphonie an, das letzte und herrlichste Werk vom Meister. „Man benachrichtigte mich von der Probe," erinnerte er sich. „Ich habe in Wien schon meine Bekannte, die da für mich sorgen. Ich habe, was mich sehr freute, gleich bei der ersten Probe der Symphonie jeden Gedanken fassen und verfolgen können. Es sind lauter ewige Gedanken, lauter ewige Formen, in denen er sich bewegt. Die Aufführung, das war vielleicht die größte, die schönste Stunde meines Lebens. Diese neunte Symphonie ist das Größte vielleicht,

was in der Musik vorhanden. Beethoven sagte auch, als er davon schrieb: „Jetzt mach' ich Etwas, das muß mein Erstes werden und überhaupt das Größte was es gibt." Wenn er so beim Bierglas saß, da konnte er auf einmal schnell sein Schreibtäfelchen herausziehen und etwas eintragen. „Mir ist halt was eing'falln," sagte er dann und steckte es wieder ein. Diese Gedanken, die er so einzeln hinwarf, nur mit ein paar Linien und Punkten, ohne Taktstriche u. d. m. sind Hieroglyphen, die Niemand entziffern kann. So hat er in diesem kleinen Schreibtäfelchen wohl noch einen Schatz von Gedanken verborgen ...... Die Symphonie fand in Wien getheilten Beifall. So sagte mir nach der Aufführung Grillparzer, der sehr musikalisch ist, selbst ein Instrument recht schön spielt: „Es ist confuses Zeug." Was das Verstehen Beethovens erschwert, ist, daß man zu große Massen umfassen muß, um seinen Ideen zu folgen. Sie haben so große Umrisse und nicht alle Menschen können so viel aufnehmen im Speckkammerl ihrer Phantasie."

Man redete von Becher aus Elberfeld. „Er ist mein Liebling," erklärte Lenau." Morgens kommt er zu mir herein: „Wie geht's, Niembsch? Was dichtest du? Hast du eine Cigarre für mich?" Ich seh' ihn vor mir mit seinen langen blonden Haaren, die unten gelockt sind, mit seinem Sackrock, seinen Hosen ohne Strupfen, aus denen die Stiefelröhren herausragen. Er gibt die musikalische Zeitung heraus, ertheilt Unterricht, macht auch englische Uebersetzungen. Er lebt aber nur von einem Tag zum andern. Wenn er Abends eingeladen ist, dann speist er den ganzen Tag nicht. In der Gesellschaft ißt er aber ungeheuer. Er kann oft fünf Gulden von Einem borgen, oder sagen: „Bruder, gib mir einen großen Thaler, ich hab' kein Geld." Das gibt ihm Jeder gern. So ein Mensch ist ein Schatz. Seine Augen leuchten wie zwei Geisteslampen. Wenn er Einen so mit freundschaftlicher Rührung anschaut, da wird Einem ganz warm. Er hat die Mittel, viel zu verdienen, es kann ihm gar nicht fehlen; er weiß, wenn er nur arbeiten will, so hat er Geld; er darf nur eine Recension schreiben, darf nur Lectionen geben — und das eben macht ihn so sorglos. Diese Sorglosigkeit ist aber fast Liederlichkeit. Das seh' ich wohl ein, aber man muß nicht immer ganz correcte Menschen wollen; das findet man selten. Der Eine hat die Eigenschaft, die

ich bewundern möchte; beim Andern find' ich auch wieder eine andere. Man verdirbt sich sonst viele Freude, wenn man Alles beisammen will. Das ist der Fluch der kleinen Städte. Man kennt da zu genau das Wesen und Treiben vom Menschen und vermehrt dadurch die Forderungen an ihn. Wenn ich eine Forelle esse, wähle ich mir auch nur das Mittelstück heraus und lasse Kopf und Schwanz liegen."

Bald trat der Reisedrang unseres Freundes hervor. „Nach Ischl will ich," äußerte er. Und nun beschrieb er gleichsam mit kindischem Vergnügen die Schlittenfahrten, die er da machen könne. Wenn der Mond so aufsteige im Winter und die weiße Gegend und die hohen Wipfel erleuchte, das sey ganz geisterhaft, so feierlich. Er fühle es immer mehr, das Hochgebirg besitze Schönheiten, die durch keinen andern Landschaftsreiz aufgewogen werden.

Man hat ihm ein sehr wohlfeiles Haus in Mödling bei Wien in der Klause mit ganzer Einrichtung angetragen um einen Spottpreis. „Herr v. Bayer, der wegzieht, möchte es gern in befreundete Hände legen. Es sind viele praetia affectionis da, z. B. auch in lauter Fauteuils die Wappen seiner Frau, von Freundinnen aus Wien gestickt. Dann hat er auch zwei Kinder da verloren, deren Grab ich bewahren sollte."

Später gedachte er mit Wärme, daß die Knaben von Graf Alexander mit dem Hofmeister heute bei ihm waren; besonders freute ihn Eberhard, der älteste. „Du mußt mir erlauben," redete Lenau zu ihm, „daß ich Dich Du nenne, auch wenn Du noch so groß wirst. Ich habe zu Deinem Vater auch Du gesagt." Rührend und feierlich war es, als Niembsch mit ganz unbeschreiblichem Wesen aussprach: „Es gibt eine Region der Nerven, die unberührt, heilig seyn soll; eine Tiefe, wo es immer still seyn, eine geheime Ruhe walten muß. Und durch die Strapazen ist bei mir Alles auch bis auf diesen Nervengrund aufgeregt worden, der immer unbewegt, immer still seyn soll. Und da wimmelt jetzt auch Alles auf diesem Nervengrund. So seh' ich meine Krankheit an."

Beim Gehen gab er mit lieblicher, inniger Freundlichkeit die Hand. Die Nacht brachte er ruhig zu.

Am 14. hatte unser Kranker einige Stunden lang, am Tage und Nachts, lauter freundliche Bilder; er baute sich seine Häuslichkeit u. s. w.,

betete auch viel. Gegen Emilie äußerte er, diese Krankheit habe ihm viel genützt, es sey viel in ihm Klarheit und Stille geworden, und besonders habe er sich wieder zu Gott gefunden. Er habe einen Gedankenbau aufgeführt, hoch wie ein Thurm emporgewölbt, und oben auf der höchsten Spitze das Kreuz aufgerichtet. Was er auch Weltliches, Leidenschaftliches und Frevelhaftes geschrieben, das Kreuz sey immer in seinem Herzen geblieben.

Am 15. Abends war er heiterer, gesprächiger denn je. Er las dem Familienkreise Gedichte von sich vor, erzählte viel aus Steiermark, zeigte einen kürzlich erhaltenen Brief seiner Braut, ob der nicht lieb sey? Auch ihre hübsche Schrift; ihr Vater nämlich diktirte ihr früher stets.

In der Nacht rannte er, da die Versetzung ins Parterre noch nicht hatte ausgeführt werden können, in seinem Zimmer im zweiten Stocke auf einem Raum von wenig Fuß mit so harten heftigen Schritten hundertmal auf- und ab, daß man's kaum ertragen konnte. Auch sein stets übertriebenes und in letzter Zeit noch unmäßig gesteigertes Cigarrenrauchen mußte nachtheilig wirken. Die Nächte sind schon lange so unruhig gewesen, daß Madele, des Geheimraths alte Köchin, die unter Lenau's Stube schlief, immer behauptete, der Stock vom Herrn Baron müsse auch mit herumgehen; es sey zu arg und poltere zu heftig; sie könne kein Auge schließen. Nachts um 2 Uhr kam er in Reinbecks Stube und machte ihnen lärmende Vorwürfe, daß sie ihn beim Criminalamte angeklagt hätten. Sie redeten es ihm aus. „Ja, was ist es denn gewesen?" „„Ein Traum, ein böser Traum,"" entgegneten Beide einstimmig. „Traum? Traum! Wenn's Wahnsinn wäre, das wäre doch das Aergste!" murmelte er vor sich hin und ging fort, legte sich zu Bette, brachte aber den Rest der Nacht ganz schlaflos zu.

Als Niembsch noch gesund war und auch wie er schon anfing zu kränkeln, sagte er immer: er müsse noch vor dem 15. October verheirathet seyn, und in der auf diesen Tag folgenden Nacht brach der Wahnsinn aus.

Morgens (den 16.) frühstückte er ziemlich aufgeregt mit seinen Gastfreunden, sagte hierauf, er müsse doch auch einmal wieder zu seiner Violine greifen, spielte ganz besonders schön auf derselben, kam aber auf einmal

darauf, einen österreichischen Ländler zu spielen, fing an zu tanzen und Luftsprünge zu machen, was er auch Schelling, als er gerade zum Besuche kam, wiederholte und dabei seine große Freude über die wunderbar heilsame Wirkung, welche die Musik auf ihn ausgeübt habe, ausdrückte, indem er von nun an völlig gesund, kräftig und neubelebt sich fühle. Er hielt auch diese Wirkung der Musik auf ihn für so merkwürdig, daß er sich sogleich hinsetzte und einen Bericht über diesen Vorgang an die Redaction der Allgemeinen Zeitung in Augsburg aufsetzte. Auf einmal war er ausgegangen, ohne daß es Jemand gemerkt. Im Schrecken sandte man nach Gustav Pfizer, vertraute diesem Getreuen Alles und bat ihn, seinen Freund und Sangesbruder zu suchen; er werde wohl in der Druckerei seyn. Statt dessen war er auf die Post gegangen, hatte dort Briefe und auch jenen Aufsatz abgegeben. Pfizer begegnete Niembsch in der Königsstraße (der Hauptstraße Stuttgarts) und begrüßte ihn wie zufällig. Sie gingen mit einander. Am Bazar (fast dem königlichen Schlosse gegenüber) zog Lenau seinen Ueberrock aus und Pfizer trug diesen über dem Arme. Niembsch wollte das Kleid hinbreiten und sich darauf legen. Er könne nicht mehr weiter. Er streckte sich auch wirklich hin. Sein wackerer Freund brachte ihn aber doch wieder fort. Sie stießen hier auch auf Baron Hermann Reischach, an welchen Niembsch allerlei Buntes hinredete. „Ja, die Aerzte, sie haben lang an mir herumkurirt — da hab' ich bloß meine Violine angesehen und bin davon gesund geworden.“ In der Friedrichsstraße, worin Reinbecks Haus unter Zahl 14, schleppte er sich kaum noch so fort. Pfizer stieg mit ihm in den eben vorbeirollenden Wagen vom Medicinalrathe Köstlin. Da konnte der Patient es aber auch nicht aushalten; er hielt sich immer den Kopf; das Gerassel auf dem Pflaster thue ihm so weh. Sie stiegen also nach ein paar Minuten aus. Auf jeden Eckstein setzte er sich. Es war kaum anzusehen; so die lange Straße herab. Seine Wirthe mußten es vom Fenster aus beobachten und mit all ihrer Liebe sich nur duldend verhalten. Solchem Pilgerwege des Freundes zuzuschauen ist mehr, als selbst den Kalvarienberg wandeln.

Zu Hause setzte sich Niembsch lange auf den Stuhl an der Thüre, legte sich dann im Salon mit den Stiefeln aufs Sopha, schlug den Kopf hin und her, zog den Rock aus und ging in Hemdärmeln vollends hinauf.

Oben geigte und tanzte er wieder. „Es geschehen noch Wunder! sagte er. Ich bin ganz gesund. Die Musik hat mir gefehlt. Die Töne sind wie Thau auf meine Seele gefallen und haben sie erfrischt!“ Jemand näherte sich zufällig dem Bette, auf welchem die Violine lag. „Nur meine Violine nicht berühren!“ rief er gleich. Das war ihm immer das Höchste — sie war ihm heilig wie eine Geliebte. Er schlief heut schon im Parterre.

Er pflegte sich früher nie einzuschließen Nachts, und das war den Freunden ein Trost, weil der Kranke, so lang er oben wohnte, Niemand zum Wachen in seinem Zimmer dulden wollte; so wußten sie doch, daß man ihm leichter beizustehen vermöchte. Einst, spät Abends, dachten sie zu ihrer Beruhigung sich noch einmal zu überzeugen, ob wirklich offen sey. Man drückt leise an die Thürklinke, die aber nicht nachgibt. Jetzt wird gerufen, gebeten, daß er aufmache. Er thut es. „Sie haben also doch nicht Wort gehalten, Niembsch!“ Er hatte sich nur so aufs Lager geworfen und war wieder aufgesprungen, um zu öffnen. Da war es gar rührend zu sehen, daß er die Violine auf einen Stuhl neben sich gebettet, wie die Mutter ihr Kind. „Die wollen wir jetzt ruhig lassen,“ sagten die Freunde, und lehnten sie mit dem Kasten unten an die Lagerstätte. Als sie aber weg waren, muß er die Geige doch wieder zu sich geholt haben, denn die Diener fanden es Morgens gerade wieder so, indem sie bei ihm eintraten, und er erklärte ihnen ganz schön, wie seine Geige zu ihm gehöre.

Niembsch legte sich heute zu Bett und schien sogleich eingeschlafen zu seyn, was jedoch nicht der Fall war, indem er in einem unbewachten Augenblicke um diese Zeit den ersten Versuch machte, sich zu erdrosseln, wie er hintennach selbst eingestand. In seinem übrigen Befinden war inzwischen der Umstand eingetreten, daß sich seine Zunge stark belegte, der Appetit ganz darniederlag, was Schelling schon vor ein paar Tagen veranlaßt hatte, ihm ein Pulver und einen Aufguß zu verordnen.[1]

Gab man ihm Medicin ein, so nahm er es erst, wenn man ihm sagte: „Die Frau Hofräthin läßt bitten.“

[1] Ein Pulver aus Rhabarber, einem Salze und einem kleinen Zusatze von Rad. calum. ar. und Sem. anis; nebenbei sollte er von Infus. rad. ipecac. mit einer Saturation nehmen.

Am 17. war er den ganzen Tag ruhig und fast immer bei sich. Die ganze Nacht aber darauf recitirte und geigte er. Der Chirurg, welcher bei ihm wachte, konnte nicht genug sagen, welche schöne Sachen der Kranke gesprochen. Besonders äußerte er sich so herrlich über Schlaf und Tod. Er habe in der Nacht auch ein Gedicht über beide gemacht, vertraute er Emilien und sagte es ihr her; sie brachte es aber nicht mehr zusammen.

Niembsch verbrannte in dieser Nacht viele Briefe. Vielleicht waren es Sophiens Briefe. Er hatte Sophie bereits durch Emilie schriftlich bitten lassen, ihm keine mehr zu senden. Jetzt verrieth er beinahe Haß gegen sie; ein Daguerreotyp von ihr sollte man wegwerfen; dann flehte er wieder: „Schont sie; sie hat zwölf Jahre mein Lebensglück gemacht!" Bald tadelte er sie, daß sie sich nach französischen Grundsätzen gebildet; bald rühmte er den hohen Geist, den edlen Sinn. Theure Lippen sollen im letzten Scheiden fieberhaft zu Lenau gesprochen haben: „Eines von uns muß wahnsinnig werden." Schon in der Nacht beschäftigte er sich eifrig mit Reiseplanen, ließ seine Effekten zusammensuchen, packte. Er wolle nicht viel mitnehmen, er komme ja bald wieder. Sein Barbier, ein ordentlicher, wißbegieriger, junger Mensch, der bei ihm wachte, war ihm besonders angenehm; er bot ihm an, ihn nach Wien mitzunehmen, für seine Ausbildung zu sorgen, daß etwas Rechtes aus ihm würde. Der Barbier entgegnete: er könne nicht mit, weil er militärdienstpflichtig sey; worauf Niembsch erwiederte: das würden der Herr Hofrath und die Frau Hofräthin schon beim Kriegsminister machen. Niembsch ließ den Koffer forttragen, gab dem Bedienten des Geheimrathes eine Banknote zum Postgelde, zog selbst Reisekleider an, und wollte sich nun durchaus auf den Weg begeben, wovon er nur mit Mühe abzuhalten war, denn er wollte seinen Freunden nicht den Kummer machen, in ihrem Hause zu sterben.

An diesem Morgen (18.) besuchte Staatsrath v. Ludwig zum erstenmale mit Schelling gemeinschaftlich den Kranken. Ludwig hat stets Lenau's Faust auf dem Nachttische; es ist sein Lieblingsbuch, ist ganz zerlesen. Er hätte schon längst gern wollen Lenau kennen lernen. Als er jetzt bei ihm eintrat, spielte dieser eben herrlich Violine. Ludwig bewunderte es sehr. Mit Thränen betrachtete er ihn und sagte: er erinnere ihn an Tasso.

Ludwig erzählte Lenau, wie er auf einer Reise in Tirol an ein ganzes Feld voll Stangen mit Geigen gekommen, das so seltsam ausgesehen, und wie er Anfangs gar nicht gewußt, was das bedeute, bis er erfahren, daß die Violinen da trocknen müßten. Diese Schilderung freute den Dichter sehr und er beschrieb nun die Einrichtung eines guten Instruments. Hierauf machte Niembsch mit Ludwig und Schelling — mit dem er in der letzten Zeit eine Liebschaft angefangen und an dem ihm auch der philosophische Kopf so werth war — Plane, wie er sich in Stuttgart niederlassen, die Medicin wieder aufnehmen wolle, und wenn es ihm gelänge, nur Einen guten Gedanken zum Wohle der Menschheit zu finden, so sey das mehr als alle seine Werke. Er müsse einen Beruf haben. Die Aerzte waren entzückt von seinen Gedanken, wenn er mit ihnen wissenschaftliche Sätze discutirte im herrlichsten Latein.

Die beiden Aerzte beriethen sich und stimmten darin überein, daß die schleunigsten Maßregeln genommen werden müßten, um dem sich steigernden Uebel Einhalt zu thun. Auf ihren Rath berief Reinbeck sogleich den berühmten und erfahrenen Arzt für Gemüthskrankheiten, Hofrath Dr. Zeller in Winnenthal durch Staffete. Man sah seiner Ankunft mit höchster Angst und Sehnsucht entgegen.

Der Kranke verlangte an diesem Tage durchaus in sein früheres Wohnzimmer im zweiten Stocke zurückgebracht zu werden, und als ihm dieß endlich gestattet wurde, suchte er seine Papiere wieder durch, zerriß eine Anzahl derselben. Dann ergriff ihn Todessehnsucht. Um 7 Uhr heute Abends werde er sterben. Er zog sich ganz weiß an, legte sich erschöpft auf den Sopha, und erwartete den Tod mit gefalteten Händen. Er nahm von Allen feierlich Abschied, segnete Alle. Auch von Sophie in Wien. „Sie ist mein Glück und meine Wunde!" sagte er. Noch als er schon unten wohnte, äußerte er gegen die Vertrautesten: „Sie ist voll Geist. Nichts, worin sie mir nicht ebenbürtig, worüber ich nicht mit ihr sprechen kann. Wie versteht sie mich, eilt mir nicht selten voraus! Sie ist mehr als die Sand. — Ich will Ihnen etwas von ihr lesen lassen, holen Sie mir das Buch in meinem Schreibtisch" .... Er wollte den Schlüssel geben, fuhr aber wieder damit in die Tasche zurück.

Niembsch und Sophie, hieß es, sollten sich das Wort gegeben haben,

daß keines von ihnen das Andere überleben wollte. Auch sollte Sophie zu Niembsch geäußert haben: wenn er einmal einen ganz heitern Brief von ihr bekäme, so dürfte er sicher glauben, daß sie sich schon dem Tode nahe befinde. — Nun erhielt er während seiner Krankheit wirklich einmal einen heitern Brief von ihr — wie man erzählt — und es bemächtigte sich seiner alsbald der erschreckende Wahn: sie sey entweder schon todt, oder dem Tode nahe. Mit größter Bangigkeit erwartete er am nächsten Tage einen Brief zur Zerstreuung seiner Furcht; allein zum Unglücke kam eben damals keiner, wiewohl früher beinahe jeder Tag einen gebracht; und auch am zweiten Tage erfreute ihn noch keiner. Man denke seine Angst, sein Entsetzen!..

Niembsch machte heute auch sein Testament. Alle Augenblicke sprang er wieder vom Ruhebette, um von Neuem wieder etwas hinzuzufügen, oder es zu zerreißen, und ein anderes zu schreiben. Emilie mußte es immer mit unterfertigen. Er setzte immer, nach Reinbecks Aeußerung, und wie auch Niembsch selber später Hofrath Zeller in Winnenthal mündlich eröffnete und dieser an Emilie schrieb: seine geliebte Schwester Therese als Alleinerbin ein, mit der Bedingung: seinen Freunden Reinbecks, als Anerkennung der ihm durch viele Jahre erwiesenen großen Gastfreundschaft 6000 fl. davon zu übergeben, wiewohl sie solches nie annehmen zu wollen erklärt hatten. Er äußerte: seiner Schwester Kinder, wenn sie ihn auch Anfangs gewiß herzlich betrauerten, würden sich doch auch freuen über die Verbesserung ihrer Lage und ihn segnen. Von allen diesen Testamenten blieb nur der Anfang von Einem übrig mit den eigenhändig geschriebenen Worten: „Mein letzter Wille. Ich ernenne meinen Schwager" ....

In lauter edlen Kreisen, unter ernsten Bildern bewegten sich am heutigen Nachmittage des Kranken Vorstellungen, nie kindisch. „Der Tod ist so leicht; mir ist so wohl!" sagte er. Auch einmal schmerzvoll: „Ich werde dahin seyn, vergessen. Kaum ein paar lyrische Sachen von mir sind gut. Ich sehe jetzt in Alles und weiß, was ich gefehlt habe. Ich war unglücklich in der Wahl meiner Stoffe. Ich werde nicht bleiben;" oder auch: „Mein Leben ist ein Unsinn. Was hab' ich gethan? Nur ein paar schöne Gedichte gemacht." — Als der Tod mittlerweile noch immer nicht kommen wollte, sprach er zu Emilie: „Er bleibt so lang aus.

Helfen Sie mir, geben Sie mir etwas, daß er schneller kommt. Geben Sie mir Blausäure." — „„In der Medicin, in der Suppe da hab' ich ja Blausäure"" — entgegnete Emilie, worauf er gierig schluckte. Er bat später, da er keine Wirkung verspürte, wiederholt inständigst um Gift, und trieb es so bis auf den Abend fort. Da er Niemand im Zimmer dulden wollte, so wurde den Wächtern befohlen, vor der Thüre auf dem Korridor stehen zu bleiben, und auf jede Bewegung und Laut sorgsam Acht zu geben.

Während man im ersten Stocke trauernd um den Theetisch beisammen saß, kam Emilie einen Augenblick hinunter, um ihren Vater zu küssen. „Eben hat er mir seinen Urwald in Amerika verschrieben," lächelte sie. Sie ging bald wieder hinauf.

Nach einer halben Stunde hörten die Wächter Niembsch stöhnen und Emilien rufen, und als diese sogleich herbeikam, fand sie den Kranken fürchterlich entstellt aussehend, mit hervorgetriebenen, blutunterlaufenen Augen, sein Kopfkissen und Halstuch stark mit Blut, welches aus der Nase und dem Mund gekommen war, befleckt. Befragt darüber, was ihm begegnet sey, erwiederte er: „Weil Ihr mir kein Gift gegeben habt, habe ich mich mit meinem Halstuche (es war ein schwarzseidenes) erdrosseln wollen."

Staatsrath v. Ludwig, welcher ihn vor Schelling sah, beruhigte ihn so, daß, als Schelling später dazu kam, er Lenau in ziemlich natürlichem Zustande fand. Der Kranke hatte an diesem Tage Calomelpulver, welche die Aerzte ihm am Morgen verordnet, genommen und darauf einige Erleichterungen erhalten. Es wurden ihm nunmehr auch kalte Umschläge mit Essig und Wasser gemacht.

Niembsch wurde nun wieder in die Parterrewohnung gebracht. In dieser Nacht wachte auch Gustav Pfizer. Lenau recitirte viel aus den Albigensern und Savonarola in ganz wundersamen Zusammenstellungen.

Am 19. Morgens fanden die Aerzte einen Aderlaß nothwendig. Niembsch hatte eine Freude an seinem Blute, das so kräftig heraussprang. „Wie ein Alpenquell" sagte er. — „Nicht wahr, es ist ganz gesundes Blut?" fragte er den Barbier, welcher es bestätigte. „„Ja wohl, es sieht ganz gesund aus, nur wie von einem gehetzten Hirsch."" — Das gefiel

Lenau gar wohl. „Ich bin ja auch ein gehetzter Hirsch!“ entgegnete er, und wollte immer, der Chirurg sollte der künftigen Schwiegermutter eine Beschreibung von diesem Aderlasse schicken. Das mache ihm jetzt wieder frischen Muth zum Leben und Heirathen, daß sein Blut so gesund sey. — Es bildete keine Entzündungskruste und der Blutkuchen zeigte nur eine geringe Consistenz.

Und nun fuhr Lenau fort, lauter heitere Zukunftsplane zu bauen; er sprach unaufhörlich und der Schlaf floh ihn fortwährend. „Wie kann man nur so alberne Vorstellungen haben!“ sprach er wegen gestern. „Da hab' ich mir eingebildet, die Emilie gäbe mir Blausäure!“ — Porbeck war lang bei ihm. Niembsch gibt viel auf ihn. — Man erwartete Zeller, der aber von seiner Schweizer Reise noch nicht zurückgekommen war. Niembsch sprach immer davon, ein ärztliches Frühstück zu veranstalten, wozu er auch Hardegg einladen und dabei Thesen aufgeben wollte, die er sich notirte, z. B. über die Transpiration. — Er sagte auch ein paarmal: „Heute kommt meine Braut.“ Niemand konnte daran denken, denn der Arzt hatte es ihr abgerathen. — Als Nachmittags Emma aus dem Reinbeck'schen Haus von Hartmanns ging, geigte Niembsch in seinem Parterrezimmer eben wunderschön. Wie Gesang; — ein Schweben, Berathmen der Töne, ganz Liebe und süße Klage. Gleich einer Nachtigall, voll Frühlingssehnsucht. Seufzt sie nach Glück, nach Grab? Fleht sie um Ruhe oder um den Himmel? Kann sie nicht vergessen? Sie hat den Lenz überlebt. Fahl sind die Bäume, schnell fliegen die Wolken. Keine, keine nimmt sie mit, weit, weit zum Frieden, fern zur Wonne.

Richtig traf noch am 19. Abends Marie mit ihrer Mutter zu Stuttgart im Hotel Marquardt ein. — Auerbach berichtet: „Auf die Kunde seiner Krankheit reiste sie mit ihrer Mutter im Eilwagen nach Stuttgart. In Heidelberg mußte der Wagen auf die von Karlsruhe kommende Post warten, die Damen gehen am frühen Morgen in den Gasthof, die Braut nimmt unwillkürlich eine Zeitung zur Hand, und liest die furchtbaren Worte: „Lenau ist wahnsinnig und liegt in der Zwangsjacke.“ —

Den 20. früh, eh es noch zur Raserei kam, blieb Niembsch darauf, daß seine Braut angekommen sey, und man mußte ihm den Spiegel an's Bett geben, daß er seine Haare ordne. Bisher zeigte sich der Patient

niemals vernachlässigt in seinem Aeußern, stets rein und sorgfältig gekleidet, glatt gekämmt. Oefters wiederholte er: er wolle eine Musterehe haben. Alle, die die Braut in Stuttgart sahen, wo sie einige Tage verweilte, ohne zu dem Kranken dringen zu dürfen, weil die Aerzte seine Erregung fürchteten, stimmten darin überein, daß es eine ganz weibliche Erscheinung sey; eine zarte Gestalt voll Anmuth; ein Oval, etwas Madonnenhaftes im Antlitze. Im Wesen sehr sanft und ruhig. Achtzehn Tage nur im Ganzen hat Lenau sie gekannt. — Achtzehn Tage — und jetzt das ganze Leben einsam, zerstört! Zu Hause alle die frohen Vorbereitungen, Alles fertig, die Aussteuer u. s. f. Lang faßten sie den Gedanken gar nicht, sie und ihre Mutter, die eine gar gute Frau seyn muß. Jetzt meinte Marie, sie möge gar nicht hoffen, denn sie wolle diesen Schmerz nicht noch einmal durchringen; sie habe auf Alles verzichtet, sie getraue sich nicht mehr an Glück zu glauben.

Gegen 4 Uhr Morgens fing schon der Sturm an. Niembsch schrie vielleicht hundertmal: „Auf, auf, Lenau! Lenau!“ grausig, weithin dröhnend. So auch um 5 Uhr Morgens, um welche Zeit ihn Schelling schon sah. Später wurde er etwas ruhiger. Um 7 Uhr bat er einen seiner Freunde, welcher mit zwei Wächtern bei ihm war, ihn zu verlassen, weil er ruhen wollte, schickte den einen der Wächter, des Geheimraths Diener, Ferdinand, in das Nebenzimmer, um ihm ein Glas Wasser zu holen, und während der Andere entfernt auf dem Sopha saß, benützte Niembsch den von ihm listigerweise zubereiteten günstigen Augenblick: aus dem Bette springend, das noch nicht wieder zugebundene Fenster schnell aufzureißen und im Hemde und baarfuß zum Fenster hinaus, das etwa acht Schuh vom Boden der Straße erhaben ist, in diese hinunterzuspringen, wobei er den eben vorbeigehenden Bedienten des englischen Gesandten beinahe niederwarf. Gegen hundert Schritte lief er die Straße hinauf, beständig aus allen Kräften schreiend: „Aufruhr! Freiheit! Hülfe! Feuer!“ Es soll ein gräßlicher Auftritt gewesen seyn. Heine's und Freiligraths neue Lieder, welche ihn in der letzten Zeit viel beschäftigten, und aus denen er oft Stellen wiederholte, mögen wohl auch die Richtung dieser Ideen miterzeugt und überhaupt zündbar gemacht haben. Von jenem Bedienten und einem Soldaten eingeholt, wurde Niembsch sogleich in sein

Bett zurückgebracht. Hier tobte er nun auf das Heftigste, stieß alle erdenkbaren Schimpfworte, besonders auch gegen seine Aerzte, in grobem österreichischen Dialekt aus. „Mörder, Räuber!" schrie er immer. Sobald Emilie sich blicken ließ, nannte er sie „Giftmischerin!" und als sie mit Reinbeck sich ihm nahte, in der Hoffnung, ihn doch etwas beschwichtigen zu können, gab er der sanften Märtyrerin einen Backenstreich und Reinbeck faßte er an der Gurgel, und hätte ihn beinahe erwürgt. „Die Schwaben können es niemals verantworten, daß sie mich so behandeln," wüthete er. „Andere mögen sie plündern und einsperren soviel sie wollen, aber bei mir wird es ihnen nicht so hingehen. Die Schwaben müssen vernichtet werden, dieß Haus zerstört bis auf den Grund. Eine österreichische Armee wird über sie kommen, sie Alle in die Pfanne hauen, und in ganz Stuttgart keinen Stein auf dem andern lassen!"

Er blieb den ganzen Tag in der heftigsten Aufregung, so daß seine Stimme zuletzt ganz heiser wurde. Abends war er wieder besonders wild und grob gegen die Aerzte und Alle, welche in seine Nähe kamen. Er schrie so entsetzlich, daß viele Leute sich auf der Straße sammelten und unter dem Fenster standen. Die Nacht hindurch war er doch etwas ruhiger, jedoch abermals fast ganz schlaflos.

Schon am Morgen dieses furchtbaren Tages, als Emma Niendorf bei ihrer Toilette saß, erhielt sie ein Billet von Julie Hartmann, halb verwischt, kaum leserlich aus Angst und Hast. Sie sollte ihren Bedienten Leo schicken, und durch diesen noch ein paar handfeste Militärs. (Emmas Gatte ist der Oberst v. S.) Es geschah. Als Leo in der Nacht heimkam, erzählte er: der Herr Baron sähe fürchterlich aus. Das Weiße im Auge ganz roth, und Alles träte schrecklich heraus. Einmal habe er ihn, den Diener, eine Viertelstunde lang angestarrt, unverwandt; dann zählte er auch öfters die Wappenknöpfe am Aermel von Leo's Livree. „Jesus, Maria!" sagte er vor sich hin, und nachher wieder: „Wahnsinnig! Wahnsinnig! — Ich weiß ja nicht, wo ich bin!" — „So rührende Sachen sagte er dann wieder," erzählte der treuherzige Schwarzwälder, „so rührende Sachen, daß es Einem durch den ganzen Leib schauerte, und wie er's so schön hinbringt, so geschickt — man könnt ä Buch draus machen. So hat er heut Nacht über den Soldatenstand etwas gar Schönes

g'sagt, vom Sieg. — Mit dem Halten thut man ihm so weh, denn er hat gar zu feine Knochen; ich habe ihm immer ein Tuch um das Handgelenk geschlagen, eh' ich ihn gehalten."

Einmal zeigte Niembsch dem Bedienten im Hause, Ferdinand, seine beiden Füße und sagte: „Siehst du, der eine gehört nach Wien, der andere nach Frankfurt."

Jener Mann, welchen Niembsch beinahe zu Boden gesprungen, ein Kammerdiener, welchen der preußische Minister entließ, der englische in Dienst nahm, fand dadurch einige freie Tage, welche er nun auch zur Aushülfe bei Niembsch verwendete.

Auch gebetet hat Niembsch in dieser Nacht. Es war sehr rührend und feierlich. „Jeder bete nach seiner Kirche!" sagte er, und Alle mußten ein Vaterunser beten. Erst Morgens früh kam ein kurzer Schlaf, aus welchem Niembsch viel heftiger und tobend wieder erwachte; doch bald stellte sich Ermüdung und Erschöpfung ein.

Heute (den 21.) Morgens kam Emilie Zumsteeg zu Hartmanns. Sie wolle sich nur nach dem Leidenden erkundigen. Ihr hätte in der verwichenen Nacht geträumt, Lenau sey krank. Diesen Morgen in einem Hause, wo sie Stunden gab, erzählte sie, daß sie einen schrecklichen Traum gehabt, worauf die Leute erwiederten, Lenau sey wirklich krank an einem Nervenübel; diese Personen wußten es noch nicht anders. Die Freundinnen theilten nun der Besuchenden die traurige Wahrheit mit. Im Augenblicke sey jetzt Alles ruhig unten, setzten sie hinzu. „Unten, unten! Also wohnt er im Parterre?" rief die Zumsteeg mit solchem Nachdrucke, daß die Andern es gar nicht begreifen konnten, da die vielfach beschäftigte Künstlerin selten kommt und die Einrichtung des Hauses wenig kennt. Sie erklärte es ihnen jedoch. Ihr hat geträumt, sie sehe Niembsch in einer Parterrewohnung auf einem Lager hingestreckt und viele fremde Männer stünden um ihn und hielten ihn. „Was ist ihm denn?" fragte sie erschrocken. „„Er ist sehr krank,"" antwortete ihr Jemand, und daran erwachte sie.

Schills, des Nachbars, Gartenknecht half heute auch aus. Er mußte an Lenau's Bett sitzen, und dieser sagte von ihm, er sey ein angenehmer, gebildeter Mensch, und er redete ihm fortwährend vom Goethe-Denkmal

vor; sie wollten zusammen hinreisen. Der gebildete Mensch fragte dann die Leute im Hause, wer denn der Goethe sey?

Ueberhaupt sind unserem Freunde alle Menschen recht — er, der in Gesellschaft so wählerisch war! — und alle kann er leiden. Das Frische, Volksthümliche in den Soldaten und andern Wärtern scheint bei ihm anzuklingen; die Natur ist's, mit der er sympathisirt. Sie sitzen um ihn, er erzählt ihnen von seiner Jugend. Durchaus will er immer vorlesen — er, Lenau!! — und weil eben kein Buch da ist, nimmt er seinen Paß; den hat er ihnen gewiß schon zehnmal vorgelesen. Auch zeigt er ihnen den österreichischen Adler am Siegel. Den Leo erkannte er gleich wieder: „Das ist ja der starke, hübsche Junge von gestern! Wie heißt Du?" „„Leo."" „Leo, der starke Leo; ich mache ein Gedicht auf Dich, wenn ich wieder gesund bin. Bei wem bist Du denn?" „„Beim Oberst v. S."" Niembsch wiederholte den Namen wohl ein dutzendmal. Er erzählte ihnen auch, wie sein Vater, Großvater und Urgroßvater Officiere gewesen. Nach Wien wolle er; dann seine Braut nach München bestellen, ein Gut kaufen und die „Schriftsetzerei" — wie Leo sich ausdrückte — aufgeben.

Der englische Kammerdiener darunter, ein schwäbischer Bauersohn, war ganz in einen routinirten Franzosen metamorphosirt. Seine Gewandtheit gefiel unserm Freunde und er äußerte, er wolle denselben auf die Reise mitnehmen und sich mit ihm im Französischen üben, das er lang nicht mehr gesprochen.

Nachmittags endlich traf Hofrath Zeller aus Winnenthal ein, und es fand eine ärztliche Berathung statt. Zeller beobachtete Niembsch nur und ließ die beiden übrigen Aerzte, Ludwig und Schelling, mit dem Kranken verhandeln, um sich dadurch größere Unbefangenheit für später und eine ungestörte Betrachtung zu sichern. Er hatte nur voraus schon erklärt, falls Niembsch nach Winnenthal gebracht würde, müsse man es diesem unterwegs sagen, wohin er komme. Wenn man nicht ganz wahr sey, wie könne denn die Verwirrung gehoben werden? Wie Rettung von Wahn auf Lüge beruhen? Auch begehrte Zeller für jenen Fall Mittheilung über den ganzen Lebenslauf des Patienten. Der ärztliche Beschluß fiel einstimmig dahin aus, daß der Kranke baldmöglichst in die Heilanstalt zu Winnenthal zu bringen wäre.

Rührend baten die Reinbecks noch die Aerzte: Lenau doch noch bei ihnen sterben zu lassen, denn sie seyen überzeugt, er werde noch diese Woche sterben. (Es war eben Sonntag.) Zeller fand ihn nämlich selbst äußerst krank, körperlich, besonders die Leber. Wenigstens, baten die Reinbecks, sollte man noch abwarten, wie die Nacht sich zeigen würde. Hierauf ging man ein. Abends noch sprach Niembsch mit Porbeck lang das herrlichste Latein, von welchem dieser voll Bewunderung war.

Aber die Wangen von Niembsch glühten den ganzen Tag über roth, und Leo prophezeite eine schlimme Nacht. Er sehe so schön aus, wie er so umhergehe mit der buntgestickten Mütze, den türkischen Pantalons und Pantoffeln. Bei dieser Schilderung fiel Emma ein, daß er am letzten gemeinschaftlichen Abende ihr mit Behagen von seinem reichen, neuen Hauskostüm gesprochen und aufgezählt, wie viele schöne Pantoffel er habe; man müsse sich mit einer gewissen Koketterie im Hause kleiden, das sey man seiner Frau schuldig.

Die Nacht wurde wirklich sehr schlecht, der Kranke raste meistens. „Laßt mich fort, ich muß in den Krieg, der Ungar ist schon los!" schrie er oft. Vor Leo kniete er hin: „Laß mich fort um Christi willen, der ja auch für die Menschen gestorben! Willst du denn hart wie ein Felsen seyn?" Immer wollte er reiten. „Herr Baron, das Pferd ist so eben verreckt, man muß ein anderes holen," beschwichtigte der Schwarzwälder. „„Nun, so will ich noch so lang verziehen.""

Die beiden Aerzte, Ludwig und Schelling, so wie die beiden treuen Freunde, Gustav Pfizer und Porbeck, drangen am 22. darauf: Niembsch gleich früh am Morgen in das Asyl der unglücklichen Geisteskranken zu bringen. Reinbeck selbst hinderte sein hohes Alter und die tiefste Erschütterung, Niembsch zu begleiten, welches Pfizer auf dem Kutschersitze, mit einem Militärarzte und zwei Niembsch angenehmen Wärtern im Wagen, unternahm. Hierunter war auch der englische Kammerdiener, der, wenn der Herr Baron wieder gesund würde und ihn brauchen könnte, augenblicklich seinen Dienst verlassen wollte, um bei ihm zu seyn. Anfangs wollte Niembsch gern reisen, dann gab es aber noch einen heftigen Auftritt, und man mußte zur Zwangsjacke Zuflucht nehmen. Einmal rief Niembsch Pfizer um Rettung an, worauf dieser erwiederte: „Du hast eine

Nervenkrankheit, ich kann dir nicht helfen." Jetzt schimpfte Niembsch ihn hin und her einen Jesuiten, einen Philister. „In welche Mörderhände bin ich gefallen!" schrie er auf. „Blut," sagte mir (Schurz) der Lohnkutscher, der damals Niembsch fuhr, als er auch mich nach einigen Tagen dahin brachte, „Blut hätte man weinen mögen, wenn man das Laster so mit ansah!" Als sie das Städtchen liegen sahen, zeigte Pfizer es ihm und sagte: das sey Winnenthal, da führen sie hin. Der Name ging aber spurlos am Ohr vorbei. Bei seiner Ankunft beschwerte er sich bei Zeller über die Behandlung, die er dulde, und zeigte die Wunden an seinen Händen vom Halten, worauf jener dem Kranken entgegnete: das habe er Alles selbst verschuldet und hervorgerufen; im Gegentheil, er habe die Leute mißhandelt und geschmäht, noch gestern Ludwig das Hemd zerrissen u. s. w. Da wurde er ganz still und beschämt, als man ihm dieß vorhielt. Den Finger hatte er beschädigt, als er in der Nacht eine Scheibe eingestoßen. Zeller ließ gleich einen Chirurg kommen, um die Wunde zu verbinden, und das schien unserm Freunde zu behagen. Als man ihn in seine Klause brachte, lief er einmal darin umher und sagte dann: da gefalle es ihm nicht, da möge er nicht bleiben. Der Arzt erwiederte doch: es komme jetzt gar nicht auf seinen Willen an, es handle sich von seiner Genesung, und da müsse er gehorchen; er sey geisteskrank. Er könne aber auch, wenn er wolle, ein wenig in den Garten spazieren. Niembsch nahm es an. Sie gingen hinunter. Als er in die Gartenthür trat und den hellen Himmel sah, sagte er: „Schön!" Oben legte er sich dann hin und konnte eine Viertelstunde schlafen, worauf er wieder in den Garten ging. Zeller fand ihn heut weniger krank als gestern und schöpfte etwas mehr Hoffnung.

Emilie konnte es sich ungeachtet ihrer Erschöpfung nicht versagen, dem unglücklichen Freunde nach einigen Stunden mit seinen Effekten zu folgen, um sich zu überzeugen, ob er auch dort gut aufgehoben seyn werde, und kehrte mit voller Befriedigung in dieser Hinsicht am Abend zurück. Sie hatte auch die zwei Brieftäschchen dahin mitgenommen, welche Lenau nie von sich ließ, in die er seine geheimsten Gedanken einschrieb, und in welche niemals ein anderes Auge, als das seinige geblickt. Damit er diese heiligen Blätter nicht missen dürfe, händigte Emilie sie Zeller ein,

der sie aber gleich öffnete und las, zum Schmerze der Freundin; — ein Wahnsinniger hat kein Eigenthum mehr, auch nicht Einen Gedanken, der ihm gehört — wie der Verbrecher — und der Arzt ist hier Beichtiger.

Es verbreitete sich in Stuttgart die Sage, dort sey am nämlichen Tage, wo man Niembsch nach Winnenthal brachte, ein trefflich dargestelltes Stück gegeben worden, welches sein Schicksal ganz enthalte: Scribe's „Fesseln.“

Ich erhielt am 21. October einen Brief Reinbecks vom 16., worin er mit zitternder Hand mich, als Lenau's geliebten Schwager, auf das Dringlichste bat, keinen Augenblick zu verlieren, mich persönlich in Stuttgart einzufinden, um die nöthigen Maßregeln zu dessen Rettung zu ergreifen. Er schreibe dieß auf das Geheiß des Arztes von Lenau, des berühmten Schelling. Kein Anderer würde die Stelle vertreten können. Es müsse eine von ihm geliebte Person seyn, die eine Art von Gewalt über ihn hätte, sonst sey Alles vergebens. Sie zählten schon die Stunden meiner Ankunft, denn es sey wahrhaftig keine zu verlieren.

Ich faßte sogleich bei Durchlesung dieses Schreckensbriefes, der wie ein Donnerkeil aus blauem Himmel auf mich niederschlug, meinen Entschluß, und begann unverzüglich meine Vorkehrungen zur möglichst baldigen Hinausreise. Einer meiner ersten Gänge war auf die Fahrpostverwaltung, wo ich die Auskunft erhielt, daß der nächste Eilwagen nach Westen, in dem noch Plätze frei wären, in drei Tagen, also am 24. October, abgehen würde. Hierauf eilte ich zu Sophie und sodann nach Weidling hinaus zu Therese. Ich schweige von Beider Entsetzen und Schmerz über die schier unglaubliche Hiobskunde. — Bei anbrechendem Tage nahm ich am 22. von Weib und Kindern Abschied, und am 24., bis wohin ich noch zwei Briefe von Reinbeck erhielt, reiste ich ab.

Am 28. October 1844 um 12 Uhr Mittags langte ich zu Stuttgart an. Ich eilte sogleich zu Reinbecks, wo ich den Erstbesten, der mir entgegenkam, um Niembschens Befinden fragte, und bat, mich bei Reinbecks zu melden, damit sie Niembsch auf meine Anwesenheit vorbereiteten. Da hieß es: Niembsch wäre nicht mehr da; was mich auf die Meinung brachte, er hätte sich nicht mehr abhalten lassen, seine Rückreise nach Wien

anzutreten. Nun empfingen mich Reinbeck und Emilie sehr freundschaftlich, aber ganz zermalmt von Leid. Sie erzählten mir, was bis dahin Alles geschehen, ließen mich nicht mehr fort, wiesen mir gütig Niembschens verlassenes Zimmer an, und stellten mich ihrem ehrwürdigen Vater, dem Geheimenrathe v. Hartmann, und seiner milden Tochter Julie vor. Noch denselben Tag führte mich Reinbeck zu Herrn Obermedicinalrath v. Schelling. Dieser fürchtete, ich würde Niembsch lange nicht sehen und sprechen dürfen, indem vor der Hand Ruhe dessen höchstes Bedürfniß, jede Erinnerung an das alte Leben zu vermeiden, und gleichsam ein ganz neues zu beginnen wäre. Allein ich wollte gleichwohl nächsten Tags nach Winnenthal, um mein Heil alldort zu versuchen. Dienstag den 29. October 1844 fuhr ich dahin. Ich langte um 10½ Uhr dort an und begab mich sogleich ins Schloß, wo man mich im ebenerdigen Empfangzimmer warten hieß; denn Hofrath Zeller wäre so eben bei den Kranken herum und würde wohl bald kommen. Den Vormittag über hatte ein dicker, feuchter, kalter und unfreundlicher Nebel geherrscht. Während ich so einsam des Bevorstehenden harrte, fiel durch das große Fenster der erste Strahl, der erste schwache Lichtschatten der mühsam durchdringenden Sonne auf den Boden des Zimmers vor meine Füße hin. Ich nahm dieß als ein gutes Zeichen auf und gedachte freudig gerührt des umschleierten Bruders. Schon lachte die Sonne aus heller Bläue, als Zeller eintrat. Ich eröffnete etwas weichmüthigen Tones, warum ich gekommen, und bat um — wo möglich — doch einige Hoffnung. Er sah mich beinahe befremdet darüber an, daß ich das Aeußerste befürchtete, und theilte mir sogleich beruhigend mit: Niembschens Zustand, der früher in der That kaum mehr gefährlicher hätte seyn können, und bei nur um Einen Tag verspäteter Hülfe vielleicht rettungslos geworden seyn würde, hätte sich inzwischen allmählig, gerade heut aber erst auffallend gebessert, so daß ein günstiger Wendepunkt der Krankheit eingetreten zu seyn schien. Niembsch selbst hätte heute früh um ihn geschickt, und ihm mit großer Klarheit, Besonnenheit und Einsicht auseinandergesetzt, worin eigentlich der Herd seines Uebels läge. Zeller freute sich ungemein, dieß zu vernehmen, denn er selbst hätte schon blos aus Niembschens Aussehen den nämlichen Grund vorausgesetzt und darnach die Behandlungsweise eingerichtet, von deren

Zweckmäßigkeit er nun durch den errungenen guten Erfolg vollkommen überzeugt worden wäre. Ich machte hierauf dem Arzt einen Abriß vom Leben des Leidenden, von seiner Geburt an, und verschwieg nichts, wovon ich glaubte, daß es für die Behandlung des Kranken wissenswerth seyn könnte. Zeller war der Ansicht, daß die Krankheit aus vielen Quellen entsprungen sey. Er beschuldigte insbesondere die äußerst regellose und unangemessene Lebensweise Niembschens, sein Umkehren der Nacht in Tag und des Tags in Nacht, die zu seltene Bewegung und sein unmäßiges Cigarrenrauchen. Sein Uebel liege in großen Anschoppungen und nicht zum Ausbruch gediehener Goldader. Niembsch — erzählte Zeller — esse nun auch wieder bereits mit Lust, was schon lange nicht mehr der Fall war — und genieße schon wieder mehr und mehr des Schlafes, der ihn so hartnäckig gemieden. Uebrigens trug Zeller auch den übergroßen Reisebeschwerden der letzteren Zeit, gleichwie den durch die bevorgestandene Vermählung hervorgerufenen, Niembsch ganz ungewohnten und lästigen kleinen Bemühungen und Geschäften, dann der Reue über die getroffenen geldlichen Einleitungen und seinen wohl übertriebenen peinlichen Befürchtungen bezüglich der Zukunft willig Rechnung.

Als ich Zeller bat, Niembsch — wenn es anders thunlich wäre — sehen oder wohl gar sprechen zu dürfen, bewilligte er ohne Bedenken Beides, nur sey die rechte Zeit dazu abzuwarten, denn Niembsch habe, obwohl er nicht mehr tobe, doch öfter noch bedeutende Aufregungen. Dieß sey übrigens gerade erwünscht, indem bei einem sehr raschen Abbruch der Krankheit viel eher Rückfälle zu besorgen stünden. Zeller lud mich ein, um 3 Uhr Nachmittags wiederzukommen.

Als ich zu dieser Stunde im Schlosse mich einfand, war Zeller so eben auf einem Spaziergange aus. Inzwischen wollte mir ein Aufwärter die innere Einrichtung der Anstalt zeigen. Er führte mich — der Aufgang ist beständig verschlossen — in den Betsaal hinauf, wo die Protestanten Sonntags und die Katholiken Mittwochs Gottesdienst und Predigt hören können; ließ mich Zimmer für Kranke sehen, dann eins, worin zu musikalischen Unterhaltungen, die öfter stattfinden, ein Flügel steht, und auch eins mit einem Billard. Vom zweiten Stockwerke sahen wir sodann auf das Ziegeldach eines nur ebenerdigen Anbaues hinunter, um welchen

ein halbrunder kleiner, mit einer Holzwand umfangener Raum lief. Dieß ist die traurige Wohnung der Tobsüchtigen, und der Raum ohne Gras, Blume und Baum derjenige, worin sie sich in lichteren Augenblicken etwas ergehen dürfen. Und unter diesem düsteren, unheilschwangeren Dache weilte, als ich hinuntersah, mein armer, armer Bruder, der geliebteste Dichter Deutschlands!

Wir kehrten ins Empfangzimmer zurück. Nach 4 Uhr kam Zeller. Niembsch, sagte man uns, wäre ruhig, wir gingen also ihn zu sprechen. Der Arzt trat voraus in die Zelle und sagte: „Guten Abend, Herr v. Niembsch; Ihr Schwager Schurz ist da. Wollen Sie ihn sehen?" „„O ja!"" Ich trat ein. Niembsch saß im Bette halb aufrecht, einen braunen, mit rothen Schnüren gezierten, hübschen Zigeunerrock, ein Wiener Machwerk, auf dem Leibe. Wir küßten uns. Ueberrascht von meiner Gegenwart schien er nicht. Auch zog er mich gleich in seinen Gedankenkreis hinein. „Lieber Freund," sprach er, „verkünde es nur allerwärts: ich beharre bei dem, was ich gesagt. Nicht die Aeußerung selbst, nur die Art und Weise derselben, war krankhaft. Mögen alle Monarchen meine Rede wohl bedenken! Aber nur so hätt' ich es nicht sagen sollen, das war gegen die gebührende Ehrfurcht und gegen alle Schicklichkeit; ja, ich gestehe, das war krankhaft. Ich habe mit Seiner Majestät, dem Könige von Württemberg, durch die Thürspalte gesprochen. Das hätt' ich denn doch nicht thun sollen; das war gefehlt!" Derlei lispelte der Arme mit gedämpfter, peinlicher Stimme. Dann begann er wieder: „Es gibt eine Region in den menschlichen Nerven, die ewig unberührt gelassen werden sollte. Ich aber hab's gewagt. Die Strapazen meiner letzten Reise haben sie mir aufgeregt."

Hofrath Zeller übergab ihm, um ihn von seinen Wahngedanken, deren Aeußerung aber keineswegs von heftigen Bewegungen begleitet war, abzuziehen, vier Briefe: von Mayer, Kerner, Auerbach und Emilien. Er las sie zu meiner Verwunderung (seine Augen waren von den versuchten Erdrosselungen her, worunter eine auch in Winnenthal, noch ganz angeschwollen und roth) ziemlich ruhig und fast ganz durch. Nur ein einziges Wort darin, ich glaube: „geisteskrank," war ihm unbequem und ungenehm. Endlich las er auch noch den Aufsatz der Allgemeinen Zeitung,

worin mit Theilnahme und Schonung seiner Erkrankung Erwähnung geschah. Niembsch sprach sich darüber zwar nicht aus, aber seine Miene gab seine Zufriedenheit damit zu erkennen. Der Arzt lud nun Niembsch zu einem kleinen Lustgang im großen Gras- und Baumgarten mit uns ein. Er war sogleich dazu bereit und begehrte Stiefel, Kleider und Halstuch, wobei er sich über seinen Wärter beschwerte, daß er nicht stets gleich auf den ersten Ruf erscheine, ja manchmal sogar auch Einwendungen in Betreff des Anzuges sich erlaube. Man brachte ihm ein blaues Halstuch; er aber wollte ein schwarzes haben. Man ging darnach, allein der es in Aufbewahrung hielt, war eben nicht zugegen, und so nahm Niembsch doch das blaue. „Aber auch meine Pistole," rief er, „meine Pistole bringt mir!" „„Sie haben ja gar keine!"" „Nein, nein, ich habe schon eine." Er hatte wirklich eine; sie war aber in Stuttgart. „Meine Pistole her!" „„Ich habe Alles aufgeschrieben, was Sie besitzen, Herr v. Niembsch, doch eine Pistole ist gewiß nicht darunter."" „Du wirst doch," fiel ich scherzweise ein, „deinen alten Bruder dafür, daß er so weit herkam, dich zu besuchen, nicht etwa erschießen wollen?" Er erwähnte nun ihrer nicht mehr.

Wir verließen die Zelle. Eine solche Tobzelle ist ziemlich geräumig und hoch. Ganz oben ist ein Gitterfenster. Kein Tisch, kein Kasten, nicht einmal ein Stuhl, sogar kein Ofen, sondern nur eine vergitterte Oeffnung, wodurch die erhitzte Luft einströmen kann. In der Mitte des Zimmers steht ganz frei ein derbes Ruhebett von starken eichenen Bohlen und zu Häupten desselben ein festes Tischchen und ein unbewegliches einsitziges Bänkchen.

Die freie Luft that ihm sichtbar wohl. Die Sonne war zwar schon unter, aber der Tag doch noch freundlich. Das noch frische Grün der großen Rasenplätze — Niembsch wurde stets in den eigentlichen Garten und nie in den obenerwähnten engen kahlen Tobzwinger geführt — das bunte Laub der meisten Bäume und das weite, schöne Thal, von mäßigen Bergen eingefaßt, lachten ihn freundlich an. Er fragte mich um Therese und die Kinder. Ich erinnerte ihn in meiner Antwort an seiner Schwester alte treue, innige Anhänglichkeit an ihn. „Weißt du noch, wie sie mir vor zwölf Jahren, als du in Amerika warst, und längere Zeit nichts von dir hören ließest, alles Ernstes zumuthete,

ich sollte meinen Dienst aufgeben und mich mit ihr und unsern fünf Kindern zu dir in die Urwälder trollen?" Ich sprach es unter herzlichem Lachen und er leistete mir dabei Gesellschaft. Wir begaben uns in ein stockhohes, gemauertes Lusthaus, um der hübschen Rundsicht zu genießen. Niembsch stieg ziemlich festen und raschen Trittes hinan, ohne sich am Geländer zu halten. Oben waren die Fenster weit offen. Ich konnte dieß nicht sehen, ohne mir nicht zu denken, daß Niembsch wohl noch vor acht Tagen ohne Zaudern sich hinuntergestürzt haben würde, und ich stellte mich daher aus Vorsicht nahe zum Fenster, wie um in die Gegend hinauszublicken, ohne jedoch Niembsch den Zugang zu vertreten. Er ging aber gar nicht hin, sondern blieb immer anderthalb Schritte davon weg. Auf dem weiteren Wege erwähnte er, wie er wohl wisse, er habe öfter Wahnanfälle gehabt. In solchen halte er ganz ausgezeichnete Reden, manchmal im schönsten Latein. Hiezu bemerkte Arzt Zeller, es wäre doch wunderbar, wie der Kranke in solchen Aufregungen sich manchmal bewußt werde, daß das, was er doch deutlich vor seinen Augen sehe, gleichwohl keine Wirklichkeit, sondern nur ein Traumgebilde seiner erhitzten Einbildungskraft sey. So haben z. B. Sie," wandte er sich an Niembsch, „neulich eine Rede an eine Versammlung gehalten, die Sie mit den Worten begannen: „„Meine Herrn und Damen, die da nicht sind, ich beschwöre Sie!"" Sie wußten also sehr wohl, daß die Herrn und Damen, die vor Ihnen sich befanden, die Sie mit Augen sahen, und zu denen Sie sogar sprachen, gleichwohl keine wirklichen Wesen, sondern nur Gebilde Ihres aufgeregten Gehirns waren. So etwas aber darf Sie durchaus nicht alteriren. Sie wissen ja, daß es Naturen gibt, die beim leichtesten Fieber sogleich phantasiren. Das macht sich Alles wieder ganz und bald." Niembsch stimmte bei und meinte: im Delirium wäre der Mensch ein ganz anderer als sonst; der Sittsamste spräche darin unwillkürlich die gröbsten Unfläthigkeiten und Zoten. Ich erinnerte sodann Niembsch an seine furchtbaren Drohungen gegen die Stuttgarter. Er lachte zum zweitenmal und zwar recht herzlich.

Nun sollte er wieder aus der freien Luft in seine Zelle zurück. Der Hofrath ging voraus, wir Beide folgten. Niembsch schien der Anblick des Hauses unerfreulich. Er wandte sich vor der Gangthür um und

that einige Schritte in den Garten zurück, bemeisterte sich aber dann rasch, kehrte das Antlitz zum Hofrath und fragte: „Soll ich hinein?" „„Ja, lieber Herr v. Niembsch, es ist schon kühl."" Und er schritt hinein. Auf dem Hausgange nahmen wir Abschied. Niembsch bat noch früher den Hofrath um zweierlei, nämlich: den Wärter anzuweisen, daß er immer sogleich auf den ersten Ruf erscheine, denn das gezieme sich so, und dann: aus der Zelle befreit zu werden, oder doch wenigstens Licht hineinzubekommen, da die Finsterniß auf seine Phantasie so unheimlich wirke. Ersteres wurde zugesagt und in Betreff der Zelle ihm versprochen, daß er, wenn er nur erst einmal 48 Stunden lang sich ruhig zu verhalten vermöchte, alsbald in ein schönes Zimmer des oberen Stockwerkes würde ziehen dürfen, und zwar, wenn die eben beginnende Nacht glücklich vorüberginge, schon sogleich morgen. Licht ward anzuzünden befohlen. Auch überreichte Zeller dem sonst so rauchlustigen Dichter eine schon lange nicht mehr genossene Cigarre. Wie mochte ihn diese, die er unverzüglich begierig anzündete, erquickt haben! Wir schieden unter Küssen auf acht Tage, wornach ich ihn nach des Arztes Erlaubniß sollte wiedersehen dürfen. Ich fuhr noch den Abend nach Stuttgart zurück.

Den nächsten Tag erhielt Emilie einen Brief von Zeller, den ich getreulich hier abschreibe:

„Herr Rechnungsrath Schurz wird es Ihnen mitgetheilt haben, wieviel besser es mit unserem theuren Kranken seit gestern geht. Auch die verflossene Nacht war ganz gut. Er schlief viele Stunden sanft und erwachte noch klarer und ruhiger als gestern. Er selbst sagte, er fühle sich wie neugeboren. Wir sind Alle ganz glücklich. Gott gebe nur einen gesegneten Fortgang seiner Genesung! Noch ist viel zu wünschen übrig, aber wenigstens scheinbar der Hauptsturm vorüber, so daß ich ihm auch diesen Morgen ein Zimmer im zweiten Stock anweisen konnte, was ihn sehr freute. Vielleicht können Sie ihn schon in der nächsten Woche sehen."

Ich eilte nun nach Tübingen, um Karl Mayer und seine artige Schaar hübscher Töchter, worunter zwei Pathen von Niembsch, von Angesicht kennen zu lernen. Mayer empfing mich sehr liebevoll und führte mich auch sogleich zu seinem Freunde Uhland. Ich erfreute Alle mit der

angenehmen Nachricht von Niembschens Besserung und der Aussicht auf dessen baldige gänzliche Wiederherstellung. Nach drei unvergeßlichen Tagen, wovon ich einen Abend bei Uhland und seiner verehrten Gemahlin zubrachte, kehrte ich nach Stuttgart zurück. Hier besuchte ich Herrn Baron v. Cotta in der Niembschischen Angelegenheit. Dieser versicherte, Niembsch habe ihm selbst den von mir bedauerten Vertrag in die Feder gesagt. Auch bat er mich, überzeugt zu seyn, daß, wofern sich solcher für Niembsch wirklich nachtheilig erweisen sollte, die Buchhandlung es sodann ihrem eigenen Rufe schuldig erachten würde, dieses auszugleichen. Sichtbaren Eindruck machte meine Erwähnung, die Reue über einen Theil dieses Vertrages habe sicher auch Einiges zur traurigen Krankheit des edlen Dichters mitgewirkt. Eine entscheidende Verhandlung wurde für die, wie wir wähnten, nicht mehr ferne Zeit der Wiedergenesung des Dichters vorbehalten.

Dienstag den 5. November 1844 erschien ich in Schloß Winnenthal um 3 Uhr Nachmittags und ich wurde von Hofrath Zeller sogleich zum Kranken geführt. Dieser hatte nicht lange im oberen Stockwerke bleiben dürfen. Er hatte in neuer Aufregung dem Wärter eine derbe Maulschelle versetzt, und mußte sonach wieder in seine alte Zelle heruntergebracht werden, wiewohl er jenes bitter bereut und warme Abbitte gethan. Wir begrüßten ihn beim Eintreten und sprachen Einiges mit gewöhnlich lauter Stimme. Da bat Niembsch, leise reden zu wollen, denn laut reden hören thäte ihm weh. Der Hofrath lud ihn ein, mit uns in den Garten zu kommen. Er richtete sich sogleich in seinem Bette auf, allein, kaum aufrecht sitzend, ließ er sich wieder sanft zurücksinken. Man sah ihm an, er wäre schläfrig, und wir verließen ihn daher mit dem Versprechen unserer Wiederkunft am nächsten Vormittag.

Mittwochs den 6. November besuchte ich ihn um 11 Uhr. Dießmal begleitete mich der Oberwärter und zugleich Wundarzt der Anstalt, Namens Burger, ein freundlicher, verständiger Mann, zu Niembsch. Ich traf diesen recht heiter, vollkommen besonnen und klar, und schon wieder viel besser aussehend, als wie vor acht Tagen, ja fast so gut, wie zu Zeiten seiner Gesundheit. Er sprach mit mir (der Oberwärter hatte uns nach einigen Augenblicken wieder verlassen) eine volle Stunde lang von seiner

eigenen Krankheit, als ob er förmlich Arzt wäre, ihres ganzen Verlaufes sich vollständig erinnernd. Was ihn sehr erfreute war der Umstand, daß er nunmehr sehr angenehme Einbildungen hatte, anstatt der früher so furchtbaren und erschütternden. So kamen jetzt uralte Bekannte aus seinen Jugendtagen, frische Meisen, an das Fenster oberhalb ihm, munter daran pickend, alswie zum Willkomm. Auch sah und hörte er seine Lieblinge, die Wildgänse, in großen keilförmigen Schaaren über ihn schnatternd hinwegziehen. Niembsch glaubte sich nun oft in die schönsten Gebirgsgegenden versetzt, wo er, im Kreise trauter Gesellen, auf weichem Rasen lagernd, der herrlichsten Umschau genoß. Einmal fand er sich in eine himmlische Walhalla entzückt, wo er unter andern großen Männern auch Goethe antraf, mit welchem er gut österreichisch sprach. Goethe konnte sich halb todt lachen, wenn Niembsch einen recht derben österreichischen Kraft- und Saftausdruck zum Besten gab. Dann erblickte sich Niembsch gar in einer wirklichen Götterversammlung reinsten Blutes, deren Herrlichkeit und Glanz man sich gar nicht vorzustellen vermöge. Ein Gott war immer schöner als der andere, und so stets höher und höher hinan bis zu dem allerhöchsten Gott. Und der Hochmuth bildete unserem Dichter ein, er selbst wäre einer, und zwar nicht der allerniedrigste der hehren Sippschaft. (S. „Fausts Tod": Mir schien's an meinem Werthe Spott, daß ich nicht lieber selbst ein Gott.) Derlei Vorspiegelungen erquickten ihn sogar, während die früheren ihn erschöpft und erdrückt hatten. Sie wiesen deutlich darauf hin, daß sein Blutumlauf gewöhnlich schon wieder ein viel sanfterer seyn mußte. Er selbst fühlte sich in meiner Gegenwart den Puls und ließ auch mich ihn fühlen. Ich fand ihn keineswegs heftig und beflügelt, sondern ruhigen, ebenmäßigen Gangs. Niembsch meinte zwar mitunter, er würde denn doch kaum wieder aufkommen, gleichwohl gab er sich mit sichtbarem Vergnügen wieder der Hoffnung hin, als ich ihm betheuerte, Hofrath Zeller glaube an seine baldige und vollständige Genesung, ja, verspreche ihm eine bessere Gesundheit, als er je früher genossen, wonebst auch ich ihm auf mein Ehrenwort versicherte, er scheine mir unverkennbar besser als vor acht Tagen. Mit seinen Wärtern, und nicht minder mit der Frau Hofräthin Zeller, die seine tüchtige Eßlust mit vortrefflichen Suppen und Brühen befriedigte, vor Allen aber mit seinem Arzte und

zugleich Freund, Hofrath Zeller, war er auf das Aeußerste zufrieden. Zeller hatte ein sehr schönes Buch: „Das verschleierte Bild zu Sais“ zur Widerlegung von Justinus Kerners Ansichten in dessen „Seherin von Prevorst“ geschrieben. Niembsch hatte dieses Buch bereits zur Hälfte durchgemacht, und darin seine ganze Krankheit meisterlich geschildert gefunden, er theilte vollkommen die Meinung seines weltweisen Arztes, und daher hatte er auch diesen angegangen, ihn ja doch nur so lange bei sich in der Anstalt zu behalten, bis er wieder vollständig genesen seyn würde.

Niembsch bat mich, bei ihm wohnen zu wollen. Ich erwiederte, daß ich selbst schon Zeller um Gewährung dieser Gunst ersucht hatte, daß dieser aber noch für eine kurze Zeit eine ruhige Einsamkeit als für seine Erholung zuträglicher erachtete; doch würd' ich mich nächstens in einem Gasthofe zu Winnenden (so heißt das Städtchen zunächst dem Schlosse Winnenthal) festsetzen und ihn dann recht eifrig besuchen. Und in der That gab mir später beim Abschied Zeller die Erlaubniß, nächsten Mittwoch den 13. November wieder erscheinen und sodann einige Tage mit Niembsch zubringen zu dürfen.

Niembsch sprach zu mir über seine Geldangelegenheiten ganz gelassen, auch über seine Schriften; verlangte dann einen Handspiegel, um sein Aussehen bemerken zu können. Dieß war gut, nur noch die Augen etwas roth, aber nicht mehr so angequollen. Er begehrte hierauf ein Schreibbüchlein und eine wohlgespitzte Bleifeder. Als ich mir auf ein Blatt seine Wünsche anmerkte, nahm er mir Blatt und Stift ab, und schrieb mit sehr ruhiger, überaus zierlicher Hand, viel netter als je, folgende Worte darauf: „Schönste Grüße an die liebe Emilie und Reinbeck und Hartmanns, meine Lieben. Niembsch.“ Er hatte zu Stuttgart während der letzteren Zeit einen Zettel, der mir zu Gesichte kam, nur schlecht, flüchtig und mit sehr unsicherer Hand geschrieben; daher mußte mir gegenwärtig seine weit mehr als gewöhnlich reine, kleine, ruhige und gleiche Schrift wirklich höchst angenehm auffallen, und als ein Zeichen wieder eingetretener innerer Beruhigung gelten. Auch er selbst betrachtete seine dießmal außerordentlich schönen Schriftzüge mit besonderem Wohlgefallen und Vergnügen. Merkwürdig ist, daß er auch den Anfang des Horazischen Liedes: „Integer vitae, scelerisque purus“ darunter geschrieben,

aber plötzlich innegehalten und das Geschriebene mit Bleistift durchstrichen, während er lächelnd sagte: „Nein! sie könnten glauben es wäre radotirt."

Von Therese und den Kindern sprach er wiederholt, auch von seiner Braut und seinen Freunden, von Sophie jedoch kein einziges Wort; auch ich nicht. Auch noch von etwas Anderem schwieg er, von seinen Selbstmordversuchen, wiewohl er doch deßhalb als Kranker nicht für zurechnungsfähig erscheinen konnte.

Ich fuhr am 6. November nach Stuttgart zurück. Laut einer nach Stuttgart gelangten Nachricht war auch Donnerstag der 7. November ein sehr guter und ruhiger Tag für Niembsch, Sonntags, den 10. aber hatte er, wie man mir später erzählte, eine lebhaftere Aufregung. Er sah sich dabei durch einige Zeit in einem heißen Gefechte befangen. Mittwoch den 13. November, um 11 Uhr Vormittags betrat ich mit Hofrath Zeller, dem zweiten Arzt Ellinger und dem katholischen Pfarrer Kaufmann, der aus dem ein paar Stunden entlegenen Orte Hofen bei Cannstatt alle Mittwoche nach Winnenthal kam wegen des Gottesdienstes für die katholischen Patienten, Niembschens Zimmer. Er war etwas aufgeregt und sprach viel von Religion und Politik, insbesondere aber äußerte er eine innige Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit des katholischen Glaubens. Voll tiefem Gottvertrauen betrachtete er seine Krankheit als eine ihm von oben bereitete Läuterung. Ich hatte Briefe von Sophie, von Therese, von seiner Braut, von Baron Bayer in Mödling und von Frankl in Wien bei mir. Nur jenen der Braut, von welcher er fortwährend Briefe empfing, die ihn sehr freuten, übergab ihm Zeller. Niembsch nahm ihn mit Vergnügen, erbrach ihn aber nicht sogleich. Ich erwähnte nun, daß auch ein Brief von Therese da sey. „Von Theres?" stammelte er, lehnte sich an die Wand, starrte niederwärts, mit dem Oberleib tief vorgeneigt, die Arme auf die vorspringenden Kniee aufstemmend. Wien stand vor seinen Augen. Mir fiel seine Erschütterung sehr auf. Wie mir später erklärlich ward, mochte er wohl hinzugedacht haben: „Und von Sophie nichts? Also ist sie doch todt?" Wir verließen ihn nach einer Weile Alle gleichzeitig.

Nachmittags um 5 Uhr begab sich Zeller wieder mit mir zu Niembsch. Er war ruhig und heiter. Nach längerem Gespräche über seine Krankheit,

seine geliebte Braut und Anderes, überreichte ich Zeller den Brief von Bayer voll launiger Tagesneuigkeiten aus Wien. Niembsch erheiterte sich daran sichtlich noch mehr. Auch der Brief von Frankl in literarischen Angelegenheiten war ihm willkommen. Er beauftragte mich zu mündlicher Antwort. Dann las er Theresens Brief mit feuchtem Auge, ganz gerührt von ihrer treuen Liebe. Beim Lobe, das sie seinem Arzte zollte, schüttelte er diesem kräftig die Hand. Er erfreute sich sehr ihrer Ansprache.

Ich mahnte nun Zeller still an Sophiens Brief; er meinte aber, man sollte des Guten nicht zu viel auf einmal thun, und die Ueberreichung auf morgen verschieben. Hierauf entfernte er sich allein, kam aber einen Augenblick darauf wieder zurück und sprach zu Niembsch: „Auch von Sophie ist ein Brief da.“ Ich übergab ihn. Welcher unglaubliche Eindruck!

Das ganze Gesicht unseres Freundes ward Blut, sein Auge blitzte. Er las ihn. Hierin kam auch die Stelle vor:

„Duck dich und laß verübergan,
Das Wetter will sein'n Willen han.“

In diesem noch vorhandenen Briefe Sophiens finden sich die beiden Spruchzeilen mit Bleistift durchkreuzt, am Ende desselben steht aber von Lenau's Hand in flüchtigen, dahinfallenden Buchstaben:

Ich ducke mich **nicht!!!**

Das „nicht“ dreimal unterstrichen und dreimal durch Ausrufungszeichen hervorgehoben. Gleichwohl schrieb er später in ein Anmerkbüchlein: „Ich ducke mich doch! Versteht Ihr mich: doch?“ und wieder sodann: „tamen, ego vobis dixi.“ O, wie Schweres gehörte dazu, um den eisernen Niembsch endlich doch ducken zu machen. Er mußte dann aber auch das Gewicht dieses Wortes sehr stark fühlen, da er wiederholt darauf zurückkam.

Donnerstag den 14. November, Vormittags 11 Uhr wandelten Zeller und ich mit Niembsch, der eine ruhige Nacht gehabt, im Garten umher. Niembsch sprach wieder viel von Religion und Politik. Er erschien sich bisweilen als Alltröster (Paracletus), auch als König von Ungarn, nicht aber von Polen, wie man später hin und wieder sagte. Also hatte sich Kerners Scherz im Jahr 1832: ein Mädchen wäre aus Liebe zu Niembsch

wahnsinnig geworden und hielte sich für die Königin von Ungarn — dahin zur Wahrheit verkehrt, daß Niembsch selbst wahnsinnig geworden und König von Ungarn zu seyn glaubte. Als solcher König lenkte er einmal ein feuriges, in Einer Reihe dahinbrausendes Viergespann, wie Apollo die Sonnenrosse. Er jagte wohl über eine halbe Stunde lang in der Zelle um sein Bett herum, immer wilder, mit Hieb und Ruf, und sein heißes Hauptaugenmerk war stets dabei, daß nur ja alle sechzehn flüchtigen, schallenden Hufe ganz gleichzeitig niederfielen und dröhnten. Zeller lenkte endlich zum Gebäude zurück; Niembsch verlangte jedoch noch weiteren Umwandel; ihm ward gewillfahrt, und so war es halb Eins, als wir schieden.

Nachmittags 5 Uhr kam ich allein. Ich erzählte ihm von Mayer und Uhland. Er heischte, es sollte sogleich nächsten Tags nach ihnen geschickt werden, damit sie ihn besuchten, während er doch noch Vormittags geäußert: er wünschte noch keine Besuche zu erhalten. Auch hatte er den zweiten Aufsatz der Augsburger Allgemeinen Zeitung über seine Krankheit gelesen und daraus auf seine besondere Wichtigkeit, insbesondere auch in politischer Hinsicht, einen Schluß ziehen zu können vermeint. Er verlangte auch, Reinbeck sollte ihm Morgenblatt und Journal des Debats schicken. Ersteres erhielt er sofort, Letzteres war aber nicht aufzutreiben. Niembsch war dießmal wieder etwas aufgeregt und ich entfernte mich, als die anberaumte kurze Besuchzeit verstrichen war. Zeller, den ich darnach sprach, versicherte, daß Niembschens Aufregungen sichtlich abnähmen, und daß andere derlei Leidende gewöhnlich nicht in Monaten so viele Fortschritte zur Genesung machten, als wie Niembsch in Wochen.

Freitag den 15. November war für Niembsch ein ausgezeichneter Tag, der beste bisherige. Ich war zweimal bei ihm. Vormittags um 11 Uhr wandelten wir im Garten; die Sonne lächelte eben mild durch die dünne, allmählig zerfließende Wolkendecke des Himmels, die Luft war erquicklich, ganz frühherbstlich. Niembsch sprach da keine Sylbe von Religion und Politik, woraus er doch vorgestern gar nicht zu bringen gewesen war; sondern bloß von seiner eigenen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Er fühlte nun eine ihm sonst ganz fremd gewesene außerordentliche Liebe zum Leben (er schien sich auch seiner Selbstentleibungsversuche gar nicht zu erinnern, da er nie, auch nur entfernt, darauf hindeutete; ich aber

wollte deren nicht erwähnen). Die Erde lachte ihn jetzt so hold und schön wie eine Geliebte an. „Nur nicht sterben," sprach er wiederholt, „ich lebe jetzt so gerne." Er erkundigte sich um Therese und die Kinder, um Sophie und deren Kinder, um Max. Er hatte in der Angst gelebt, nicht nur Sophie, sondern auch eines ihrer Kinder — ich weiß nun nicht mehr welches — und auch Max wären gestorben. Er fragte, ob wir doch alle mit seiner Heirath einverstanden wären? was ich bejahte. Ich dachte in der That, daß Marie, die sich als sehr treu und anhänglich bewährte, auch nach ihres Bräutigams Aeußerung recht gebildet seyn sollte, diesen glücklich zu machen vermögen würde. Er bedurfte jetzt mehr als je eines ganz ordnungsmäßigen, ruhigen, stillen und daher häuslichen Lebens. Bliebe er ledig, so schien er mir furchtbaren Stürmen, wie ihn einer jetzt an den äußersten Rand des Grabes gebracht, allzusehr ausgesetzt, und ein jäher Rückfall und Untergang beständig zu besorgen. Sophie war ihm zwar das liebste Wesen auf der Welt, allein seine alte Sehnsucht nach Familienleben vermochte sie nun einmal nicht zu befriedigen, und so mußte er ihr entsagen, was, wie er mir Nachmittags gestand, ihn unendlich traurig gemacht hatte. Ich erklärte ihm meine Absicht, den Rückweg nach Wien über Frankfurt nehmen zu wollen, um dort mit der Braut und deren Verwandten freundschaftlich zu besprechen, ob und wie sich die schweren Besorgnisse, die bezüglich der anständigen Erhaltung des Hausstandes in ihm aufgestiegen waren, etwa beschwichtigen oder mildern lassen möchten, indem ansonst auf eine dauerhafte Behaglichkeit kaum zu zählen seyn möchte.

Nachmittags war Niembsch eben so heiter. Schon ferne hört' ich ihn auf seinem Guarnerius ganz gewaltig walten. Er selber freute sich ungemein seines Spieles, zumal seiner im geringsten nicht geminderten, sondern — wie er dafür hielt — eher gesteigerten Fingerfertigkeit. Er spielte Beethoven, Ungarische, Ländler, insbesonders diese, mit voller Hingebung, ja zuletzt mit solcher Ergriffenheit, daß ich besorgte, es möchte ihn zu sehr aufregen, daher ich endlich, nachdem ich ihn zuvor ein paarmal fruchtlos gebeten, sich Ruhe zu gönnen, ihm halb mit Gewalt die geliebte Geige aus den Händen wand. Niembsch schlief jetzt wieder besser und empfand ungemeine Eßlust. Zum Frühstück genoß er dritthalb Schalen Kaffee,

später einen tüchtigen Topf saure Milch; Mittags gute Suppe, Fleisch, Sauerkraut, Spätzle, kurz: einfache, unverkünstelte, gesunde Nahrung; Abends abermals Suppe. Auch die übrigen Verrichtungen waren in Ordnung.

Lenau's Unglück hatte auch außerhalb Deutschland tiefe Theilnahme gefunden. Einen schönen Beweis davon liefert nachstehender Brief, welcher um diese Zeit bei Zeller einlief.

Schloß Clarisholm bei Randers in Jütland, den 6. November 1844.

Die von der „Hamburger neuen Zeitung" in einem Artikel aus Stuttgart gemachte Mittheilung, daß Niembsch von Strehlenau daselbst von Wahnsinn befallen, nach der Heilanstalt zu Winnenthal gebracht, und unter die besondere Leitung und Obhut Euer Wohlgeboren gestellt sey, veranlaßt eine Ihnen ganz Unbekannte, die das Unglück des edlen Dichters mit tiefem Schmerz erfüllt, sich vertrauensvoll dahin zu wenden, wo mit einiger Gewißheit zu erfahren seyn dürfte, ob der jetzige traurige Zustand desselben, vielleicht mehr körperlichen Uebelständen als dem Geiste selbst angehörend, es uns vergönnt, einer Wiedergenesung entgegenzusehen.

Wenn Euer Wohlgeboren von einer Fremden durch die Bitte belästigt werden, ihr ganz kurz Nachricht hierüber ertheilen zu wollen, ist es vielleicht nur die gemeinsame Theilnahme, die Sie diese Freiheit entschuldigen läßt, und Sie bewegen dürfte, einem Wunsche gütig zu entsprechen, der sich aus so weiter Ferne voll Zuversicht an Sie richtete.

Mit wahrer Hochachtung unterzeichnet Emma v. Oppen.

Ich erbat mir von Zeller die Gunst, dem theilnahmvollen Ritterfräulein aus Jütland antworten zu dürfen, wobei ich alle die süße Gewißheit von der unausbleiblichen völligen Wiedergenesung des verehrten Dichters, die damals Zeller nicht minder als mich erfüllte, in meine Zeilen goß.

Weniger günstig war Samstag der 16., wahrscheinlich wegen des vortägigen zu eifrigen Geigens. Ich durfte weder Vor- noch Nachmittag zu ihm, weil er mit sich selber sprach, wo es dann am besten war, ihn ungestört zu lassen. Abends stand ich mit dem Hofrathe vor seiner Thür

und hörte, daß er dann und wann laut sprach, als ob mit einem Andern; dann schwieg er immer ein Weilchen, als ob er auf des Andern Gegenrede hörte. So sprach er einmal zu dem ihm wohl sicht- und hörbaren, aber dennoch unvorhandenen Gespann: „Jetzt spiele du!“ Nun schwieg er, wie wenn er dem Spiele des Aufgeforderten lauschte; dann rief er laut: „Das hast du nicht recht gemacht. Das kann ich besser. Merk' auf!“ Und nun spielte er ohne Zweifel dem Zweiten vor; aber wir hörten nichts. Niembsch lag wahrscheinlich ganz regungslos im Bette; da kein Geräusch zu vernehmen war. Also die Töne von gestern hatten in ihm auch heute noch nicht ausgeklungen; ja, sie durchzitterten ihn vielleicht sogar noch lebhafter als gestern. So überbietet die leere Einnerung manchmal die volle Wirklichkeit. Uebrigens war auch Samstags das Quecksilber im Wetterglas um einen Zoll gestiegen, welcherlei starke Veränderungen Einfluß auf Nervenkranke äußern. Es war heute an allen Leidenden im ganzen Schlosse eine mehr als gewöhnliche Unruhe bemerkbar.

Sonntags den 17. besuchte ich ihn schon früh um 10 Uhr. Er war zwar noch ein wenig angegriffen, aber klar und heiter. Er sprach nur von seinen eigenen Verhältnissen, gar nichts Fremdartiges. Ebenso auch Nachmittags. Bliebe er immer so, er wäre dann ganz gesund. In Winnenthal fing es ihm sehr zu gefallen an, auch lebte er dort recht billig, denn es waren vierteljährig für Kost, Wohnung, Wäsche, Beheizung, Bedienung, Arzt und Arznei nur bei 115, also jährlich bei 460 fl. Conventionsmünze zu bezahlen; und dabei war Niembsch in der höchsten der drei Zahlungsklassen und hatte als Ausländer um ein Viertel mehr als Einheimische zu entrichten. Niembsch wünschte, daß ich um eine Verlängerung meines Urlaubs einschritte, etwa um drei Wochen, d. i. bis Weihnachten. Ich versprach darüber mit Zeller zu reden, und wenn dieser beistimmte, sogleich ein Gesuch nach Wien zu senden. Niembsch sprach auch oft von seiner Schwester Therese. Er verlangte, wir sollten uns dereinst — er hoffte ein steinalter Mann, ein Achtziger, zu werden — irgendwo in Ungarn oder Untersteier, wo es eben gut Hütten bauen wäre, recht traulich zusammennisten. Goldene Träume, nein, Schäume!

„Wenn ich nur wieder einmal eine Reise mit dir machen könnte!“ sagte er auch damals zu mir. Er machte mit mir noch eine, dritthalb

Jahre darauf, seine letzte; aber sie war nicht heiter. Nein, noch eine letztere! Als wir — wieder einige Jahre später — zusammen mit großem Gefolge von Döbling in seine ewige Residenz nach Weidling fuhren. Aber da war er schon glücklich.

Es war wohl auch an diesem Abend, daß Niembsch, am Tischchen stehend und das Messer in der Faust, sein Abendmahl verzehrte. Ich saß ganz nahe bei ihm. Er sprach davon, daß er schon nicht abgeneigt gewesen wäre, um allen etwaigen kirchlichen Schwierigkeiten bei seiner Verheirathung aus dem Wege zu gehen, evangelisch zu werden, und daß er dieß seinem Freunde Schwab eröffnet hätte; allein als dieser eine außerordentliche Freude darüber geäußert, habe dieß ihn selbst plötzlich stutzen gemacht, und er beschloß auf der Stelle bei sich fest, katholisch zu bleiben. „Und dabei bleibt's denn auch!" setzte hier Niembsch hinzu und seine Augen flammten. „Und wenn's ihnen nicht recht ist, so heirath' ich halt's Mädl gar nit!" Dieß rief er laut und schwang das Messer dabei, als ob er zustechen wollte. Ich blieb ohne einen Finger zu rühren, sitzen, und sagte nur ganz ruhig: „„Recht, Bruder!"" Als der Wärter über den Schrei den Kopf zur Thür hereinsteckte, hatte Niembsch das Messer schon wieder gesenkt und sprach gelassen mit mir weiter.

Vorm Abschied, als ich nach der Stunde auf meine goldene Repetir-Uhr sah, verlangte er sehr dringend, ich sollte sie ihm doch leihen, da man ihm die seinige vorenthielt. Ich besann mich etwas; allein ich wollte ihn nicht reizen und gab sie ihm, jedoch mit dem betonten Beisatz, sie sey ein Andenken an meinen verstorbenen Vater und mir darum sehr werth. Er ergriff sie freudig mit dem Versprech, sie wohl in Acht zu nehmen. Mein stiller Trost war der gegenwärtige Wärter, der sie beseitigen und mir morgen wieder geben könnte. Wir schieden.

Am 18. empfing mich schon der Wächter an der Eingangspforte, aus seinem Thorhäuschen mir entgegentretend, mit der Eröffnung, Herr v. Niembsch habe eine ziemlich heftige Aufregung in der Nacht gehabt und dabei meine arme Uhr durch einen Wurf auf den Boden zertrümmert. Zeller, der mit mir zu Niembsch ging, machte ihm ernstmilde Vorstellung über den verübten Unfug, allein Niembsch glaubte sich rechtfertigen zu können. Er habe sich im Augenblicke der Zerstörung zwar recht wohl des

ihm ans Herz gelegten Umstandes erinnert, allein trotz dem, oder vielmehr gerade deßhalb, mußte sie zu Scherben gehen, denn ... Der Himmel weiß, wie ihm diese Nothwendigkeit einleuchtete; er konnte sich darüber nicht klar machen.

Von einer Verlängerung meines Urlaubes rieth mir Zeller ab; für den Augenblick ließe sich von derselben doch kein wesentlicher Nutzen erwarten. Dagegen sollte ich nach Niembschens hinlänglicher Genesung, etwa im nächsten Frühjahr, einen neuen Urlaub nehmen, um an der Seite des wieder dem Leben geschenkten Freundes eine seine Heilung besiegelnde Erholungsreise zu machen. Zugleich könnte ich alsdann des in bürgerlichen Geschäften weniger gewiegten und davon leichter ermüdeten und verstimmten Freundes wichtigere Angelegenheiten schlichten helfen, die jedenfalls bis zu seiner Entlassung aus der Heilanstalt ausgesetzt werden müßten.

Auch Niembsch war mit allem durchaus einverstanden, als ich ihm am 19. November davon sprach, nur verlangte er nun, ich sollte dafür gegenwärtig so lange bei ihm verbleiben, als es sich nur immer thun ließe, und daher nicht bloß den Heimreise-Umweg über Frankfurt aufgeben, sondern auch nicht einmal Kerner in dem unfernen Weinsberg besuchen, wie sehr ich mich auch hierauf schon gefreut hatte. Ich versprach ihm gleichwohl das Geheischte ohne weiters.

Der 19. war wieder ein ganz köstlicher Tag. Um diese Zeit bekam Niembsch freundliche Briefe von allen Ecken und Enden her, von Wien, Frankfurt, Weinsberg, Stuttgart, Tübingen. Ungemein freute ihn einer, der ihm heute von Tübingen zuflog, äußerlich schmächtig, aber innerlich prächtig. So hieß er:

Tübingen, den 16. November 1844.

Lieber Niembsch!

Mayer gestattet mir, auch meine herzliche Begrüßung beizufügen. Jede Kunde, die uns von Deinem Befinden zukommt, nehmen wir begierig auf und freuen uns jedes Schrittes, den Du an der sichern Hand des ärztlichen Freundes der Genesung von schwerer Krankheit entgegengehst.

Die Anwesenheit Deines Schwagers benützten wir, ihn mit der hiesigen Gegend bekannt zu machen, an der uns manches liebe Andenken Deiner früheren Besuche haftet. Wir zeigten ihm, wenn auch nur aus

der Ferne, die Bergkapelle, wo Du in der Abendstille das schöne Lied dichtetest, dessen Worte sich auch jetzt an Dir erfüllen mögen:

„Hier ist all mein Erdenleid
Wie ein trüber Duft zerflossen!"

In treuer Freundschaft Dein L. Uhland.

Vormittags — es war ausgezeichnet schön — lustwandelten wir selbander in dem Garten. Als ich Nachmittags erschien, war er eben auch schon wieder mit Zeller darin. Da schlug dieser sogar einen kleinen Ausflug vor auf einen eine halbe Stunde entlegenen Hügel mit lieblicher Aussicht. Wir legten den Weg recht angenehm zurück, indem insbesondere Niembsch mit gespanntem Ohr und reger Seele den anziehenden Erzählungen seines neuen Freundes horchte, von denen er sogar eine, die ihn vorzüglich ansprach, nach seiner Genesung dichterisch zu bearbeiten sich vornahm. Ueberhaupt bestand ein mannigfacher Uebereinklang zwischen Niembsch und seinem Arzte. Beide waren ziemlich gleichen Alters, beide von empfindlichen Nerven, beide Aerzte, beide sinnende, grübelnde Köpfe, beide große Verehrer von Seneca, beide Dichter, und beide endlich waren als Knaben leidenschaftliche Vogelfänger gewesen. Da gab es denn viele Berührungspunkte, und es ist erklärlich, wie Niembsch gar nicht ungern zu Winnenthal weilte.

Uebrigens sagte uns Niembsch auf diesem heiteren Ausfluge gleichwohl eine üble — wie er es nannte: „Episode" voraus; er trüge ein deutliches Vorgefühl davon in sich. Und so geschah's. Bisher wechselten die guten und die unguten Tage ziemlich regelmäßig ab. Nun aber ward sein Befinden eine Woche lang zwar ganz und gar nicht beunruhigend, aber doch merkbar minder gut. Die günstigeren ungeraden Tage waren weniger rein und ihre Ruhe kürzer, so daß ich ihm Nachmittags schon keinen Besuch mehr machen konnte; die ungünstigeren geraden aber erregter.

Mittwoch den 20. November, da mit Niembsch nicht umzugehen war, wohnte ich dem katholischen Gottesdienste im Betsaale bei und sprach darnach mit dem Pfarrer. Dieser freute sich sehr der jetzigen Glaubensfeste

des Dichters, jedoch nicht ohne besorglichen Rückblick in die jüngste Vergangenheit desselben.

Donnerstag den 21. gingen Niembsch und ich im Garten auf und ab nebeneinander. Er wurde heftig darüber, daß ich nicht vollkommen gleichen Schritt mit ihm hielt, gleichwie Krieger in Reih' und Glied. Ich wollte anfangs, als ich seinen Unwillen wahrnahm, um einen halben Schritt zurückbleiben; das machte aber die Sache nur noch ärger. Dicht zur Seite mußt' ich ihm schreiten und aufs Genaueste mit seinen Schritten Zeit und Maß halten, es durfte nur Ein Tapp und Klapp seyn, wie bei jenen vier ungarischen Königshengsten unlängst. Als ich nun einen ganzen Gang entlang vollkommen Schritt mit ihm gehalten, war er völlig befriedigt und begütigt, und er erzählte mir, wie er einmal in Wien auf der Bastei einem sonst recht guten Bekannten, weil dieser so gar abscheulich unregelmäßig neben ihm einhertrippelte, plötzlich — ohne ein Wort zu sagen — barsch den Rücken gewandt und ihn schnurstracks verlassen. — Als hierauf die Sonne den herbstlichen Schleier vom Antlitz nahm und uns mit freundlich strahlenden Blicken anlächelte, ward Niembsch so ruhig und heiter wie sie.

An diesem Tage Abends um 6 Uhr empfing ich einen herzlichen Brief von Kerner, worin er seine Freude über die von mir über Niembsch erhaltenen guten Nachrichten ausdrückte und mich auf längere Zeit zu sich einlud. An Niembsch schloß er folgenden Brief bei.

Weinsberg, den 21. November 1844.

Geliebtester Herzens-Niembsch!

Gott sey Lob und Dank, daß alle Nachrichten über Deine Gesundheit so gut lauten und Deine Nerven bald wieder gestärkt und in Ordnung seyn werden. Folge nur vollends dem lieben, lieben Zeller recht. Du machtest uns allen sehr Angst, und bist Du genesen, mußt Du recht lieb und zahm seyn, daß wir auch wieder Freude haben.

Aus Deinem Glase trinke ich tagtäglich zweimal auf Dein Wohl. Das Rickele macht die Rechnung, daß ich aus Deinem Glase — ich mag nicht sagen, wieviel Eimer Wein schon getrunken. Du bist immer zu lang in dem Stuttgart mit der drückenden Atmosphäre und kamst in der letzten Zeit zu wenig hieher, daher wurde es Dir so angst und bange.

Mach' es ins Künftige anders. Bis Du gesund bist und ich Dich wiedersehe, freue ich mich, wenigstens Deinen lieben Schurz zu sehen; sende ihn doch nur bald hierher.

Alle guten Engel mögen mit Dir seyn. In ewiger Liebe Dein alter Kerner."

Diesem Briefe lag das Gedicht: „Mein Krystallglas" zu, das sich in der Miniaturausgabe der Kerner'schen Gedichte von 1847, S. 322 vorfindet.

Am 22. war Niembsch unzugänglich; gleichwohl hört' ich ihn Abends, als ich vor seiner Thür mit Zeller weilte, ganz leise und absatzweise sagen: „Mein Freund . . . Bruder . . . und Schwager . . . Anton Schurz . . . . ." Der Hofrath verstand es nicht; ich jedoch sehr wohl. O, die Liebe, zumal die geschmeichelte, hat ein gar feines Ohr! Welcher milde, weiche, innige Ton dieß war!

Als ich an Niembsch am 23. die Kerner'schen Schätze übergab, ward er ganz Kerner, und wollte gleich nächsten Tag mit mir zu demselben eilen, und schrieb daher mit Bleistift in sein Anmerkbüchlein, das er damals emsig besorgte, alsbald dieß:

„Ich reise mit Schurz im Stuttgarter Botenwagen zu Kerner — Sonntags."

Ich machte Niembsch darauf aufmerksam, daß dieß so sehr bald, da morgen schon Sonntag wäre, kaum möglich seyn würde. Er stutzte darob etwas betroffen; allein sein Antlitz erheiterte sich schnell, und er sagte mit feinem Lächeln: „Und dennoch kann es wahr werden. Ich habe ja nur „„Sonntags"" geschrieben, ohne ein Datum beizusetzen!" So schlau war er auch noch in der Krankheit. Ueberhaupt sind Gemüthskranke oft sehr schlau, schlauer fast noch als wie sie gesund waren. Niembsch erzählte mir in Winnenthal mit vieler Befriedigung, wie pfiffig er in Stuttgart die Leute aus dem Zimmer hinausgetäuscht, als er aus dem Fenster springen wollte. Uebrigens wiederholte er mir auch heute, daß ich nicht nach Weinsberg dürfe, und bei ihm bis zum letzten freien Augenblicke verharren müsse.

Am 25. schrieb Niembsch dem Obigen noch bei: „Ohne meinen Wirth kann ich nichts bestimmen, und mein Wirth ist der Herr Hofrath

Dr. Zeller, und über ihm — Gott." — — An diesem Tage (vom Sonntag dem 24., ist nur zu erwähnen, daß es schneite und Niembsch vielleicht eben deßwegen größere Hitze hatte) gab er mir einen Beweis seines außerordentlich guten Gedächtnisses. Er hatte vorerst mit voller Gewißheit wieder von seiner baldigen Genesung gesprochen; er fühlte, behauptete er, die wiederkehrende Gesundheit deutlich in allen Adern; dann kamen wir auf die Gelassenheit in Drangsal und Unglück, und sofort insbesondere auf Horazens bekannten „Unerschrockenen unter Welttrümmern" zu reden. „Weißt du noch — frug er mich da — wie du einst, als wir Horaz mit einander lasen, diesen Vers übersetztest?" Ich dachte nach. „„Nein."" „Was? Und das weißt du nicht mehr?" rief er ganz erstaunt über meine Vergeßlichkeit. Wohlan, so höre:

„Auch unter eines Weltalls Sturz
Blieb' ich doch stets — der Anton Schurz!"

Ich mußte laut auflachen. Es war aber wirklich so; nun erinnerte ich mich auf einmal dessen ganz genau und lebhaft. Es war vor mehr als zwanzig Jahren schon; wir saßen an einem kleinen Tischchen vor einem Wandspiegel, ich hatte eben ein Kind auf dem Schooß, und wir lachten alswie ich heute.

Dienstag der 26. war ein aufgeregter Tag. Niembsch salbaderte heftig, insbesondere französisch, das er doch sonst nie sprach; auch war er so ungeberdig, daß man ihm die Zwangsjacke anlegen mußte. Mancher wird sich hierunter wohl etwas viel Aergeres vorstellen, als wirklich dahinter ist; vielleicht eine Art eiserner Jungfrau. Es ist aber weiter nichts als eine ganz gewöhnliche Jacke, mit überaus langen Aermeln, so daß der rechte über die linke, und der linke über die rechte Hüfte herumgezogen, und beide dann auf dem Rücken mit einander verbunden werden können. Der Jackenträger vermag nun zwar die vorne gekreuzten Arme immerhin noch ein wenig zu bewegen, ist aber doch behindert, sich oder Andere damit zu beschädigen.

Mittwoch den 27. früh, als Zeller und ich Niembsch besuchten, war er zwar recht klar, aber sehr ermattet und mehr als gewöhnlich gesunkenen Muths. Auf unsere freundliche und zuversichtliche Zusprache richtete er sich jedoch bald wieder auf. Auch Nachmittags, seit acht Tagen das

erstemal, war ich wieder einmal zwei Stunden lang bei ihm. Er zeigte sich ruhig und heiter und sagte einmal herzlich zu mir: „Mein lieber Schurz, ich werde dich schwer entbehren." Ich verließ ihn um halb 6 Uhr, wo er sich einen erquickenden Schlaf versprach, was auch in Erfüllung ging, denn die Nacht war eine der besten. Gleichwohl stellte sich Donnerstag den 28. um 8 Uhr früh wieder eine, wenn auch nur mäßige Aufregung ein, daher an diesem Tag kein Besuch thunlich war. Nachmittags kam Kerner nach Winnenthal. Als ich Abends um 6 Uhr Botschaft davon erhielt, eilte ich sogleich zu Zeller, wo er abgestiegen war. Kerner befand sich eben allein im Zimmer und kam mir freundlich entgegen zu Gruß und Kuß. Ich enthalte mich hier nur mit Mühe einer Beschreibung dieses und des nächstfolgenden, mit ihm verlebten schönen Abends; es waren Abende, die ich nie vergessen werde, und wenn ich auch Methusalems Alter erreichte.

Freitags den 29. November war ich bei Zeiten schon wieder bei Kerner. Niembsch war noch nicht vollkommen ruhig und wir verschoben daher unsern Besuch bei ihm, und begleiteten inzwischen den Hofrath auf seinem Morgenrundgange bei den kranken Männern, denn die Abtheilung der Frauen ist nur deren Verwandten und Aerzten zugänglich. Wir befanden uns schon in einer Zelle ganz nahe bei Niembsch, da eilte Zeller, der uns einen Augenblick verlassen hatte, mit der Nachricht herbei: Niembsch verlange sehr nach seinem ihm eben angekündigten Freunde Kerner. Flugs hinüber. Niembsch, noch im Bette, und Kerner umschlangen sich innigst, wie zwei lange getrennte Liebende. Niembsch lag bedeckt mit seinem großen, grauen „Ischler Regenmantel" (s. Br. v. 16. Mai 1841), der einen Biber-Pelzkragen hatte, welcher ihm von Alexander geschenkt worden war; daher Niembsch den Mantel auch gern den „Alexandermantel" hieß. Diesen Pelzkragen gab Niembsch Kerner zum Küssen. Dieser Mantel, sagte er, sey ihm ein unendlicher Trost, eine Decke voll Liebe. Er strich immer voll Lust den Pelzkragen. Er schmunzelte ganz komisch: „Gelt, daß ich hier bin? Nun werd' ich Dir doppelt interessant seyn!" Niembsch war vollkommen klar, ja, so freudig, daß er oft lächelte und lachte. Kerner fand ihn besser aussehen, als dieß bei ihrer letzten Zusammenkunft vor der Krankheit der Fall gewesen war.

Digitized by Google

Niembsch fragte bald, ob ich keine Briefe für ihn hätte. Ich reichte ihm einen von Sophie. Niembsch las diesen Brief auf der Stelle mit sichtlicher Erquickung, und Zeller und Kerner mußten ebenfalls denselben sogleich lesen. Kerner aber that nur, als läse er ihn, denn er konnte es seiner leidenden Augen wegen nicht wirklich thun, worauf er ihn in einen Band von Lenau's Gedichten legte.

Nur nachdem noch lange, oft unterbrochen von gegenseitigen Liebkosungen und Umarmungen geschwatzt worden war, wobei Kerner in Bezug auf Niembsch manchmal heiter ausrief: „Der ist ja weit gescheidter als ich!“ verließen wir Niembsch, um Nachmittags wiederzukehren.

Dieß geschah gegen halb 4 Uhr. Niembsch war auf, ganz angekleidet, ja, er hatte mittlerweile einen kleinen Spaziergang in dem mit halbschuhtiefem Schnee bedeckten Garten zurückgelegt. Er und Kerner ergoßen sich wieder in zärtlichen Liebesäußerungen. Kerner ist eine ganz reine, feine, weiche und kindliche Seele; ebenso liebenswürdig als Mensch als wie als Dichter. Sehr viel war von Weinsberg die Rede, von Kerners winzigem, niedlichem Häuschen alldort, und von seinem gewaltig großen, von seinem innig geliebten Freunde Graf Alexander auf ihn vererbten Hunde „Nero,“ größer schier als das ganze Häuslein, so daß man, wenn dieß einmal vom Flecke gerückt werden wollte, bloß den Hund dazu vorzuspannen brauchte. Viel auch lief das Wort von dem ehrwürdigen, alten, nun verwaisten Wart- und Geisterthurm, von schauerlich-wonnigen Windharfenstimmen, die um den entfernten Dichter weinten, und derlei mehr. Niembsch sprach äußerst schön und klar über Schiller und Goethe, über Seneca, und entwickelte bewunderungswürdigen Geist und Verstand. Zeller besitzt eine schöne gemalte Landschaft, ein Kreuz auf einem Felsen, vom aufsteigenden Mond beleuchtet; diese ließ er holen, und Niembsch war entzückt darüber. Aber es wird schon dunkel und man bringt Licht in die Zelle. Da erblickt Niembsch an der Wand den fast abenteuerlich aussehenden Schatten Kerners. Sogleich ergreift er einen Bleistift und reißt ihn bleibend nach, um doch künftig immer werthe Gesellschaft bei sich zu haben — unter heiterem Lachen und Scherzen. Auch mich wollte er noch abreißen, doch verschob er es auf ein nächstesmal. Als Zeller, welcher inzwischen längere Zeit seinem schweren Berufe nachgegangen gewesen,

wiedergekehrt war, trug uns Niembsch ein Gedicht auswendig vor, welches er auf seiner letzten Reise zwischen Zernolding und München, Nachts, auf dem rollenden Eilwagen, und schon sehr krankhaft angegriffen, vornehmlich aus Vorwitz gemacht, ob er denn auch unter so feindlichen Umständen noch zu dichten vermöchte. Es war dasselbe eigentlich in sein größeres, im Laufe des Frühlings und Sommers 1844 verfaßtes Gedicht: „Don Juan" nachträglich bestimmt, worin es keinen genaueren Platz von ihm angewiesen erhielt, daher es im Jahre 1851 unter die Gedichte seines Nachlasses aufgenommen ward. Zeller schrieb es ihm mit der Bleifeder sogleich nach. Tiefe Wehmuth und zugleich Bewunderung ergriff uns bei Anhörung dieser wahrhaften, sinnvollen und tiefgefühlten Worte. Einen eigenthümlichen Reiz besitzt aber diese Reliquie noch dadurch, daß es der Zeit der Empfängniß nach das allerletzte von Lenau's Gedichten ist, dann, daß er es schon halb krank dichtete und ganz krank mittheilte. Würde er letzteres nicht wie durch eine plötzliche, glückliche Eingebung gethan haben, so wäre dasselbe ganz spurlos von der Welt verschwunden; denn es fand sich nicht schriftlich vor; ja, es wußte sogar nicht einmal Jemand von seiner Existenz. Es ist dasselbe solcherweise ein höchst seltenes Geschenk einer schönen Stunde im Wahnsinn.

Nun erzählte uns Niembsch von der mächtigen, aber angenehmen Aufregung, die er in der verwichenen Nacht gehabt. Er sah sich mitten in der ewig denkwürdigen österreichischen Heldenschlacht von Aspern, die er selber so schön als Dichter nachgekämpft. Dieselbe ward für ihn jetzt lebendige, ja persönlich mitgewirkte Wirklichkeit. Zur Seite des großen Erzfeldherrn, an der Spitze der vaterlandstrunkenen, sieglechzenden Oesterreicher, stürzte er sich mit blitzender Faust in das unabsehbare, aus halb Europa zusammengeströmte, hochschäumende Meer von Feinden. Jeder seiner Hiebe war Tod. Bums! und eine Kartätsche riß zwanzig vor ihm nieder in ihr Blut. Keine Ohrentäuschung dieß! Er hörte den Knall in der That; denn mit nackter Ferse hatte er in der Verzückung die dicke Fußbohle seines derben Eichenbettes Eines Schlags eingestoßen. „O Wonne ohne Gleichen, solch eine Schlacht!" schloß Lenau; „aber doch," setzte er feinlächelnd hinzu, „wäre ich ihrer gerne bald wieder ledig und los!" Kerner sprach zu ihm: „Du verlorst Dich eben im Traumring;

aber ich weiß gewiß, Dein klarer, starker Verstand zerreißt diesen Traumring, und es wird wieder Alles, Alles gesund in Dir." „Ja," sagte Niembsch, „der Trauring ist auch zerrissen worden." Seine Schlachtvorliebe erklärte uns heute Niembsch schon aus dem Namen seines „Geburtsortes: Csátad (Tschátad)" denn „Csáta" heiße im Ungarischen „Schlacht" und das Anhängsel d drücke „dein" aus. Csátad also heiße: „deine Schlacht;" gleichsam, als ob das Geschick Niembsch schon durch den Namen des Orts, als es ihn ins Leben treten ließ, hätte zurufen wollen: „Durchkämpfe du jetzt deine Schlacht!" deren heißester Augenblick wohl aber nun eben seine Krankheit war.

Niembschens Sehnenkraft war, zumal in dieser Krankheit, eine mehr als gewöhnliche. Während seiner ersteren übermächtigen Aufregungen hatten zwei junge halbe Riesen von Wärtern in Winnenthal, Sachsenheimer und Schäfer, vollauf zu thun, um ihn angemessen zu gewältigen. Als sie das erstemal beide über ihn her waren, rief er entrüstet: „Pfui! das ist unedel! Zwei über Einen!" Einer davon, Sachsenheimer (Niembsch nannte ihn gewöhnlich Saxo Grammaticus), ist auch etwas Dichter. Während dieser nun einmal Niembsch in die Zwangsjacke schnürte, machte der ihm den Vorwurf: „Ha, das ist doch unerhört, daß ein Dichter den andern binde!" Niembsch versicherte mir einmal, es sey für den Aufgeregten ein gar nicht unangenehmes Gefühl, sich von eines gewandten Starken überwiegender Kraft wie ein Kind gelähmt zu sehen; es ist wie eine Art unbedingter Ergebung unter die unbeugsame Gewalt des Schicksals. Nichts Aergeres und Aergerlicheres als zage, scheue, kraftlose oder unbeholfene Wärter.

Einmal hatte Niembsch auch gesagt: „Ich bin kein delirischer, sondern ein lyrischer Dichter.

Um Niembsch, welcher bei der Nachschilderung seiner Aspernschlacht schon wieder etwas zu warm geworden war, nicht noch mehr ins Feuer zu bringen, verließen wir ihn. Dieser 29. November 1844 war für Niembsch einer der besten Tage, ja vielleicht der beste und froheste seines ganzen Aufenthalts in Winnenthal. Von 10 Uhr Vormittags bis halb sieben Abends war der edle Dichter ununterbrochen sich ganz wiedergeschenkt. Er scherzte, lachte, sprach schön, lebhaft, witzig und geistreich.

Aber die Flamme schlug zu hoch empor, sie sollte zurücksinken und nur dann und wann wieder, und nie mehr so hell und anhaltend, aufflackern. Der rauhe Winter war nun gekommen, die strengste Kälte trat ein, Kälte, von welcher Niembsch am 10. Mai 1844 schrieb: „Mir erschien einmal die Kälte des Winters als die schlechte Subjektivität der Erde, als ihre Abkehr vom Licht und von der Wärme der himmlischen Liebe." Es begann nun eine ungünstige Aenderung im Befinden des Kranken. Die größere Ruhe und Besonnenheit jedes anderen Tages blieb nun aus; die Aufregungen waren andauernder, und es ging mitunter stürmisch her, auch an den ruhigsten Tagen zeigte sich doch keine solche Klarheit mehr, wie an dem Tage, da Kerner bei ihm war. Er mochte auch von dieser „Episode," wie von jener früheren achttägigen, ein richtiges Vorgefühl verspürt haben, denn sonst wüßt' ich nicht, warum er, nachdem er von Kerner herzlich Abschied genommen, sich plötzlich zu mir wandte, zärtlich meine Hand ergriff, und, mir sie drückend, gerührt sprach: „Lieber Schurz, ich danke Dir für Alles, was Du mir Liebes erwiesen!" Ich war ganz überrascht. Sollt' ich doch erst in einigen Tagen reisen; warum denn also schon heute Abschied nehmen? Er mußte also doch aus einer Eingebung so handeln, aus einer Ahnung, daß er mir später nicht mehr zu danken im Stande seyn könnte. Im Gehen bat er Kerner, seine Kappe ihm dazulassen, er wolle ihm dafür die seine geben. Kerner that es gern, es fand sich aber, daß dieselbe Niembsch nicht auf dem Kopfe hielt. Kerner nahm nicht Abschied von Niembsch, der voll Liebe war.

Den nächsten Morgen (Samstag den 30. November) war ich schon ziemlich zeitlich wieder bei Kerner. Wir konnten leider nicht zu Niembsch, er war unsprechbar; gestern Abend, sogleich nach unserem Weggange, hatte eine neue „Csátad," eine frische Schlacht für ihn begonnen, die noch immer nicht ganz zu Ende war. Niembsch soll mehrmal gerufen haben:

„Ich bin ein Freund des alten Rechtes,
Doch auch des neuen, funkelnden Gefechtes;
Hurrah, Hußaren, Hurrah!"

Kerner entdeckte mir seine Ansicht über den Zustand unseres Freundes nicht. Wie ich ein paar Tage darauf in Stuttgart vernahm, soll er wenig

Hoffnung geschöpft haben. Er hatte diese seine Besorgniß wohl auch jetzt schon in Winnenthal dem Hofrath Zeller nicht verhehlt, denn ich stutzte ungemein, als dieser heute in Kerners Beiseyn gesprächsweise gegen mich plötzlich fallen ließ: Wenn Lenau wiedergeneset, „was mit Gottes Hülfe wohl geschehen wird, so müssen Sie wiederkommen." Ich hatte ihn bisher nie so bedingnißweise, sondern stets ganz zuversichtlich sprechen hören; an der vollkommensten Herstellung war nie entfernt gezweifelt, sondern im Gegentheil noch eine bessere Gesundheit als zuvor in Aussicht gestellt worden. Ich selbst auch glaubte während meiner ganzen Anwesenheit in Winnenthal nach dem eigenen Augenscheine Lenau's Genesung fest und steif als ganz unausbleiblich ansehen zu dürfen, und schrieb also in diesem Sinne überall hin die trostvollsten Briefe. Meine Ueberraschung über diese behutsame Umschränkung — denn, wenn einmal die stolzen Aerzte Gott anrufen, so ist schon immer hübsch der Arge los — war daher so lebhaft und augenfällig, daß Zeller sogleich beschwichtigend und beschönigend beizusetzen nöthig fand: „Nun ja, bedarf es denn nicht überall der Hülfe Gottes?" Freilich wohl, aber man wendet sich nur zu Gott in der Noth. O, hätte sich Kerner, dessen Urtheil ich jetzt nur um so mehr bewundere, da er Niembsch nur wenig, und überdieß nur an seinem besten Tage sah, doch nur dießmal getäuscht! Kerner verließ noch Vormittags Winnenden; beim Abschiede von ihm tröstete ich mich damit, daß ich ihn wohl schon nächsten Mai an der Seite des genesenen Lenau (eine einmal eingewurzelte süße Hoffnung läßt sich durch einen einzigen Windstoß nicht sogleich aus dem Busen reißen) zu Weinsberg würde besuchen können.

Der Nachmittag des 30. Novembers und die zwei ersten Decembertage waren freud- und freundlos für mich. Wie oft ich mich auch vor Lenau's Schwelle einfand, immer hieß es und ich vernahm es auch selbst aus seinem lauten und mitunter heftigen Alleinreden: „Erregt!" Ich mußte mit Recht besorgen, kein trauliches Lebewohl, keinen innigen Scheidekuß von seinen warmen Lippen auf den langen Winterheimweg mit mir nehmen zu können. Dienstag den 3. December, Vormittags um 10 Uhr stand ich reisefertig wieder an der Zelle Lenau's. Er war aus seiner alten Zelle, der ersten der zweiten Abtheilung, mit dem Gesichtsabrisse

Kerners, in eine andere, in die äußerste gegen den Garten zu, wahrscheinlich wegen geringerer Beunruhigung der übrigen Zellensiedler, gebracht worden. Er war laut aufgeregt, höchst unwirsch und rauflustig; hatte auch bereits nach seinem Wärter geschlagen. Gleichwohl wollte Zeller mich nicht auf längere Zeit von hinnen ziehen lassen, ohne nicht Niembsch noch einmal gesehen zu haben. Man fragte also bei diesem an: „Darf Ihr Herr Schwager hereinkommen? Er will Abschied nehmen." „„Nicht darf; er muß!"" Haußen wieder einige Besinnung und Berathung. Neue Anfrage; heftiger noch: „„Er muß!"" Nun denn! wir traten ein. Niembsch, halb im Bette sich aufrichtend (er war dießmal nicht, wie sonst gewöhnlich bei Aufregung, durch die an das Bett geschnürte Decke niedergehalten), donnerte mir alsbald entgegen: „Das hätt' ich von Dir nicht gedacht, daß auch Du den Muth würdest in die Hosen sinken lassen."" Ich mußte, näher schreitend, der unerwarteten, absonderlichen Beschuldigung unwillkürlich lächeln. „„Was? Du lachst mich aus?"" und er bog den rechten Vorderarm, als wollt' er ihn gegen mich schnellen. Ruhig trat ich zurück: „Gott bewahre, geliebter Bruder!" Wie auch Zeller ihn nun beschwor — „Ihr Herr Schwager scheidet ja; so entlassen Sie ihn doch freundlich!"" — es war eitel nichts zu richten. Einen Wahnausbruch hält man eben so wenig auf, wie einen Wolkenbruch. Ich schied ungegrüßt und ungeküßt.

Fünfter Abschnitt.

Die Leidensjahre.

Ueber das Befinden Lenau's während seines Aufenthaltes zu Winnenthal von der Zeit an, wo ich von dort schied, bis Mai 1847, wo er es that, erhielten wir durch die Güte seiner Aerzte, Zeller und Ellinger, gewöhnlich alle vierzehn Tage Nachricht in Wien. Die Briefe sind noch vorhanden; sie jedoch ausführlich hier mittheilen, würde den Leser entweder zu sehr ermüden, oder aber zu sehr angreifen. Es wird genügen zu sagen, daß der Kranke oft unendlich litt, aber gleichwohl kein Brief eintraf, der nicht Hoffnung der Genesung gegeben hätte. Die Erfüllung blieb leider, wie nahe sie manchmal auch schien, immer fern. Was aus jenen Berichten und überhaupt der Mittheilung hier werth seyn dürfte, ist Folgendes:

In der Wiener Theaterzeitung Z. 65 von 1845 war nachstehende Nachricht aus dem Frankfurter Conversationsblatte zu lesen:

„Ueber den gegenwärtigen Zustand Lenau's äußert sich dessen Arzt Dr. Zeller: „Des Kranken leibliches Befinden ist erwünscht, und dieß stärkt die Hoffnung, daß mit dem Frühlinge auch eine günstigere Periode für seinen Geisteszustand eintreten werde, besonders da selbst in den heftigsten Aufregungen wohl Wahnvorstellungen ihn beschäftigen, allein in diesen keine irren Sprünge eingetreten sind, und er von keiner fixen Idee beherrscht ist. Der rothe Faden des Bewußtseyns geht durch seine Wahnvorstellungen hindurch, und dieß äußert sich in den Augenblicken der Besonnenheit, die dann mit der höchsten Klarheit hervortritt. Er kennt seinen Zustand und ergibt sich geduldig, ja selbst dankbar den ärztlichen Vorkehrungen. Sein Arzt bedauert nur, daß die Goldstücke großer und edler

Gedanken, die in den klaren Augenblicken der Dichter mit vollen Händen ausstreut, verloren gehen.

Möge denn der Frühling dießmal recht klar und mild mit allen seinen Liebesboten erscheinen, und der Nation einen Dichter wiedergeben, der nach der Kühnheit des Gedankens, der Tiefe der Empfindung, dem Ton- und Farbenzauber der Sprache unter den Lebenden den **ersten** Platz behauptet."

Gegen Ende April 1845 brachte die Wiener Theaterzeitung nachstehende Jubelkunde:

„Der Rheinische Beobachter theilt folgendes schöne Gedicht Lenau's mit, welches so eben gedichtet worden ist, und als ein glückliches Pfand der Wiederherstellung des Dichters gewiß, so weit die deutsche Zunge reicht, mit innigstem Antheil vernommen werden wird.

Verlornes Glück.

Mir ist, seitdem du dich von mir gewendet,
Wie Einem, der betäubt vom Lustpokale,
Noch stehet einsam in dem öden Saale,
Wenn nun das Fest, das rauschende, geendet.

Weg sind die Töne, die dem Ohr gespendet
Wollüst'gen Trank; auf flüchtiger Sandale
Entwich des Tages Göttin; noch vom Strahle
Der bunten Kerzen ist sein Aug' geblendet.

Erloschen ist das schimmernde Gefunkel,
Nur noch ein Lämpchen glüht im weiten Raume,
Verlassen, mühsam kämpfend mit dem Dunkel.

Er stiert hinein. Ihm ist als wie im Traume.
Er reckt nach der entschwundnen Lust die Hände,
Und den Erwachten höhnen todte Wände."

Ueberdieß meldete auch die Wiener Zeitung vom 28. April 1845, Z. 117, aus Stuttgart vom 17. April, daß Lenau im Laufe der Woche wieder sein erstes zusammenhängendes Gedicht niedergeschrieben habe.

Welche Freude dieß Gedicht in Wien erregte, läßt sich leicht denken. Alles hatte an Lenau's Leiden herzlichen Antheil genommen und war voll

Hoffnung auf seine Genesung durch die Allmacht des Lenzes; Alles begrüßte daher auch den weißen Raben als hochersehnte Friedenstaube mit frohem Zurufe. Auch meine Stimme war darunter und nicht die stillste. Nichts glaubt man ja leichter, als was man sehnlichst wünscht. Nur Eins befremdete mich, daß nämlich Zeller in seinem letzten Berichte vom 16. April des Gedichtes, welches doch damals, wenn es in der Woche Lauf, nach der Nachricht aus Stuttgart vom 17., gedichtet worden seyn sollte, schon geboren gewesen seyn mußte, so ganz und gar keine Erwähnung gethan, wiewohl es doch solches im höchsten Grade verdient haben würde. Allein dagegen wieder des Klinglieds edler, lenauisch düsterer Ton, die Anschmiegsamkeit an des großen Dichters bekanntes Loos, die so bestimmten übereintreffenden Versicherungen verschiedener Blätter und vor allem der fromme, kindliche Glaube an das Erwünschte! Ich eilte, Zeller alsbald um Aufschluß und Bestätigung zu ersuchen.

Die Antwort darauf war: 9. Mai. „Seine Phantasie ergeht sich in den groteskesten Bildungen und würde, wenn sie von dem ungefesselten Geiste geleitet werden könnte, noch die schönsten Schöpfungen zu Tage bringen; so aber wirft sie alles bunt durcheinander und bedient sich zur äußeren Darlegung ihrer Bewegungen der verschiedensten Sprachmittel. Die Ihnen von Stuttgart aus zugekommene Nachricht, daß der liebe Patient ein Gedicht gemacht, ist allerdings wahr, er hat es aber sogleich wieder vernichtet.

Also ein Gedicht hatte Niembsch wirklich gemacht, aber da solches gleich wieder vernichtet worden war, doch wohl jenes erschienene Klinggedicht nicht. Der vollen Gewißheit halber wurde Hofrath Zeller um ganz bestimmte Auskunft angegangen, welche am 26. Mai also ertheilt ward: „Sie werden die Berichtigung der Allgemeinen Zeitung gelesen haben. Sie sind gewiß der Erste, dem ein so frohes Ereigniß mitgetheilt wird. Ich möchte nur den falschen Propheten kennen, um ihn öffentlich zu beschämen, wenn nicht etwa ein Dichter, sich in unseres theuern Kranken Zustand versetzend, das Gedicht geschrieben, und Andere es ihm zur Mystifikation des Publikums geraubt haben. Wenigstens ist es gut, und Niembsch lachte und sagte „er habe es gemacht, wie alles Schöne der Art.“ Und so wollen auch wir den falschen Propheten zu einem wahren durch Gottes Gnade werden lassen. Er denkt und dichtet noch immer zu viel und

tief, wie auch dadurch nicht klar und licht. Alles hat noch unendliche symbolische Bedeutung, sein Geist muß wieder mehr an die Oberfläche der Dinge und in die einfache, nüchterne Anschauung zurück; das wird auch bei größerer Beruhigung von selbst kommen."

So war also leider doch jenes angeblich Lenau'sche Gedicht ein falsches. Das Stuttgarter Morgenblatt soll die Erklärung gebracht haben, daß das Sonett des demselben wohlbekannten Dichters mit den Endbuchstaben seines Vor- und Zunamens: klein n und l — unterfertigt gewesen wäre, und nur der Setzer, bloß an Unterzeichnungen großer einzelner Buchstaben gewohnt, dieselben auf eigene Faust in groß N. L. umgewandelt, und dadurch den allgemeinen Irrthum, daß es von Nikolaus Lenau sey, herbeigeführt hätte.

Dieses falsche Lenau-Sonett veranlaßte drei ächte unseres Anastasius Grün, welche mit ihren erquicklichen Strahlen die düstere Geistesnacht seines geliebten Freundes und Mitvorträgers der österreichischen Lyra mild und tröstlich erheitert haben mögen. Mir und wohl auch vielen Andern sind diese Gedichte ebenso werth wegen des Herzens, welches aus ihnen spricht, als auch ob der hohen Begabung, deren leuchtendes Siegel sie tragen:

1.

Als wettergleich fernher ertönt die Kunde,
Daß du geschmiedet an den Fels der Leiden,
Da fühlt' ich durch das eigne Herz mir schneiden
Ein großes Unglück, eine tiefe Wunde.

Ich sprieße gern für mich allein im Grunde,
Doch mocht' an dir zu ranken ich nicht meiden,
Ein Gottesurtheil war mir dein Entscheiden,
Mein liebster Kranz Beifall aus deinem Munde.

Du sprachst mir Muth, als Unmuth mich gebogen,
Du hieltst mich werth; dein Mund, der nie gelogen,
Er lehrte mich an eignen Werth noch glauben.

Und wollten dich mir die Dämonen rauben,
Zerbrochen wär' mein Stab, mein Kranz zerrissen,
Und todt in dir mein Hoffen — mein Gewissen.

2.

Es kam der Herbst. Zu jedem Sonnenstrahle
Sprach ich: Was lachst du mir? Zieh' hin, vermähle
Du Klarer dich der kranken Freundesseele,
Ihm keltre du den Heiltrank in die Schale.

Der Winter kam. Ich bat ihn: Mir nicht male
Die Wangen roth, nicht mir die Sehnen stähle!
Den kranken Freund dir zur Verjüngung wähle,
Härt' ihm den Leib, der Rüstung gleich von Stahle.

Es kam der Lenz. Ich sprach: Nicht mich umschmeichle!
Die schwarzen Locken aus den Augen streichle
Dem kranken Freund, und seine Stirne kühle!

Das Schönste deiner Flur sollst du erlesen,
An's Herz ihm legen Blumen der Gefühle,
Und kann er's, wird an ihnen er genesen.

3.

O hört' ein Lied ich deinem Mund entklingen!
Genesung ist's, blühst du in Sängen wieder;
Des Dichterbaumes Blüthen sind die Lieder,
Kein kranker Baum wird solche Blüthen bringen.

Sey's auch ein düstres Lied, wenn nur dein Singen!
Die dunkle Tanne blüht nicht hell wie Flieder,
Selbst deine Lerchen tragen schwarz Gefieder,
Nur Morgenroth vergoldet ihre Schwingen.

Es ist dein Lied der räthselvolle Falter,
Der einen Todtenschädel trägt zum Schilde;
Doch nur durch schöne Frühlingsnächte wallt er!

Der Passiflore gleicht's, ein Kreuz umschwankend,
Ein göttlich Leiden formt ihr Blühn zum Bilde;
Doch nur in Frühlingssonnen blüht sie rankend.

Aber auch ein durch diese Klinggedichte veranlaßter Brief Sophiens erfreue die Welt! Er bezeichnet das freundschaftliche Verhältniß zwischen

Grün und Lenau eindringend, und enthält insbesondere eine überaus treffende Abschilderung des Letzteren, wie wir keine bessere haben, noch auch je eine bekommen dürften.

Lieber Niembsch!

Haben Sie Auerspergs Sonetten gelesen? Als sie mir von einer Freundeshand zugeschickt wurden, faßte ich den Plan, sie Ihnen illustrirt zu senden; aber die Allgemeine Zeitung hat mir die Freude verdorben, da sie die schönen Gedichte früher brachte, als ich sie schicken konnte.

Auersperg hat in diesen Versen sein Verhältniß zu Ihnen und seine Empfindungen für Sie vollkommen geschildert. Sie waren ihm jederzeit eine Stütze, ein liebevoller Freund, und ein unbestechlicher Richter, und wie ich Auersperg kenne, würde er aufgehört haben, Sie zu respektiren, in dem Augenblicke, als Sie sich herbeigelassen hätten, ihm zu schmeicheln. Er ist fein, geschickt einen Menschen zu durchschauen, und nur eine große Natur, in der er seinen Meister erkennt, ist im Stande, ihm Liebe und Achtung abzudringen. Sie haben für ihn immer eine Art von Verliebtheit empfunden. Seine persönliche Liebenswürdigkeit hat Sie überwältigt, seine Gegenwart Sie hingerissen; Sie lieben ihn, nicht seines Talentes, seines Charakters wegen, sondern blind, wie man selten einen Mann, meistens aber Weiber und Kinder liebt, und das ist vielleicht die dauerhafteste Neigung; weil sie wie jeder Naturtrieb in der Seele wurzelt, wächst und stirbt sie auch mit ihr.

Freilich ist Auersperg auch ein Dichter, aber nicht wie Sie; trotz seines schönen Talents nicht durch und durch. An ihn würde mich nicht gemahnt haben, was ich neulich auf der Donau sah, und was mich so heftig und schmerzlich an Sie mahnte. Ein armer Kroate oder Slowake oder Landsmann von Ihnen, ein Wallfahrer, wie deren neulich eine ganze Schiffsladung bei Mariataferl ertrunken ist, trieb in einem kleinen Kahn auf der Donau. Im ärmlichen Zwilchkittel stand er in seinem Fahrzeug und ruderte lässig dahin und dorthin, planlos, und schaute mit seinen dunkeln, schwermüthigen Blicken den bewegten Wellen nach, unbekümmert um die Leute am Ufer, die seinem wunderlichen Treiben zusahen. Seinen Hut mußte er weggeworfen haben, den bloßen Kopf setzte er der Sonne aus, kein Kleidungsstück, kein Brod, keine Flasche hatte er in

seinem Kahn, nur einen großen, vollen, grünen Kranz, den er an seinem Pilgerstabe, am Vordertheile des Schiffchens wie eine Flagge befestigt hatte. War das nicht das Bild eines ächten Dichters? Ihr Bild, lieber Niembsch? Haben Sie nicht auch im Leben so herumgetrieben, im leichten Kahn, auf dem wilden, dunklen Strom, nach keinem Ufer ausblickend, mit weggeworfenem Hute, und nur den Kranz bewahrend statt allen irdischen Gutes? Und wenn die anderen besonnenen, klugen Leute sorgfältig die Schlafmützen und Hüte und alle Arten von Kopfbedeckungen auf ihre Schädel stülpten, haben Sie nicht Ihr edles, schönes Haupt der Sonne und den Blitzen, dem Schnee und den Stürmen preisgegeben, von dem schönen, grünen, ewig grünen Kranz umschlungen, aber nicht geschützt? O die schlanken, glatten Lorbeerblätter schmücken die Stirne nur, sie behüten sie nicht, sie halten die Unbild dieser rauhen Zeit nicht ab, und darum, darum sind Sie krank! Ich habe ihm lange nachgesehen, dem armen Landsmanne, und an seinen Landsmann gedacht mit quälender Sehnsucht.

Bald nach Lenau's Erkrankung hatte sein Freund Max nach New-York an den Handelsherrn Hermann Oelrichs geschrieben. Dieser ward um gütige Erhebungen bezüglich der wie schon verschollenen Niembschischen Ländereien gebeten. Es kam die leidige Auskunft: dieselben wären wegen der im Jahr 1840 und 1841 unberichtigt gebliebenen Taxen bereits öffentlich verkauft worden, und zwar für ungefähr so viel, als der Taxausstand betrug, nämlich um 23 Dollars 68 Cents. Nur eine einzige Hoffnung ließe sich noch schöpfen, daß nämlich etwa der Verkauf nicht ganz auf die vorgeschriebene Art und Weise erfolgt seyn könnte, wo sodann ein Rechtsstreit sich anstrengen ließe, um die jetzigen Besitzer zu verdrängen. Ein solcher Versuch, obgleich dabei leicht im Falle des Mißlingens 100 Dollars aufgeopfert werden könnten, scheine immerhin der Mühe werth. Hiezu bedürfte es aber einer von Niembsch unterschriebenen Vollmacht auf einen Herrn Louis Stanislaus in Norwalk, als den hiezu geeignetsten Geschäftsmann. Mein Entschluß in Folge dieses Schreibens war schnell gefaßt. Ich glaubte, im Einklang mit Therese und Sophie, die mit Rath und That in die Sache eintrat, daß die 100 Dollars daran gewagt werden sollten. Vor allem war nun wegen Ausfertigung der Vollmacht Anstalt

zu treffen, indem dieselbe wegen der nur selten ganz klaren Stunden Lenau's leicht langen Aufschub erfahren könnte. Ich setzte daher unverweilt Hofrath Zeller von der Sache in gehörige Kenntniß mit dem Ersuchen, derselben nach Umständen bestens beförderlich seyn zu wollen.

Die Vollmacht wurde zu Stuttgart nach dem gefälligen Rathe des Legationsraths Roser und Oberregierungsdirectors v. Köstlin ausgefertigt, und, gehörig unterschrieben und bezeuget, im Wege des königlichen Ministeriums des Innern in Stuttgart, und der königlich württembergischen Gesandschaft in Wien mir am 11. August 1845 zugestellt, wornach ich sie, von dem nordamerikanischen Consul in Wien bestätigt, unverweilt nach New-York sandte.

Anfangs Juli 1845 kam Lenau's Braut in Gesellschaft ihrer Mutter, von Gram so angegriffen in Stuttgart an, daß sie gleich den andern Tag erkrankte. Die Mutter fuhr mit Emilie nach Winnenthal; sie durften aber Lenau nicht besuchen; nur Emilie erblickte ihn im Garten lustwandeln. Er sah trotz des langen Bartes nicht verwildert oder abschreckend, vielmehr in Kleidung und Haltung höchst propre und anständig aus, nur in seinen Bewegungen rascher und gewandter als früher (Niendorf 292).

Ein Besuch Bauernfelds Anfangs August hatte Niembsch sehr erfreut, wenn er gleich nur in eine mittelmäßige Stimmung fiel; ebenso der von Auersperg, der ihn merkwürdig ergriff und ihm das Bewußtseyn seiner Krankheit auf die sichtbarste Weise nahe brachte, so daß er selbst von ihr anfing zu sprechen, sie für ein zu grelles Steigen und Fallen der Phantasie erklärte, und mehrmals wiederholte, wie schmerzlich es seinem Freunde seyn werde, ihn in solchem Zustande zu sehen. Er rang sehr nach Fassung, aber die beste Zeit jenes Tags, gerade seines Geburtstages, war schon vorüber, und ein weiterer Spaziergang auf die Berge hatte ihn schon etwas aufgeregt. Der Morgen war sehr gut gewesen.

Am 15. October war Gustav Pfizer bei Niembsch. Dieser schien sich gar nicht über dessen Erscheinen zu wundern. Die Glocken fingen an zu läuten und das nahm gleich die Aufmerksamkeit des Kranken in Anspruch; er redete über den schwermüthigen Klang der Glocken. An nichts haftete er; jeder äußere Eindruck gab seinen Gedanken wieder eine andere Richtung. Viel beschäftigte ihn neuerdings der Frühlingsalmanach.

Er sprach davon, wieder einen herauszugeben. Zeller überreichte ihm Kerners neuestes Gedicht vom Dampfe, es war aber schlecht geschrieben, und da konnte er es nicht lesen und ward ungeduldig. Alles Physikalische beschäftigte ihn sehr. „Siehst du," sagte er zu Pfizer, „die Erde ist ungeheuer ausgewachsen." Er beschrieb ihm die Thürme, die er sich habe bauen lassen, um von da Astronomie zu treiben (Niendorf 293).

Den 25. November 1845 schrieb Zeller: Die Zustände sind sich im Allgemeinen seit mehreren Monaten ganz gleich geblieben, nur daß vielleicht eine größere und vorherrschendere Beruhigung des Nervenlebens sich geltend zu machen sucht, so daß unser theurer Freund viel öfter und anhaltender unter anderen Menschen und in seinem Zimmer der Belle-etage verweilen kann. Zuweilen, wie an dem Tage, an welchem unser König hier war (31. October) fühlt er momentan die geistige Gebundenheit tief und scheint einem plötzlichen Erwachen sehr nahe, an das ich aber kaum glauben kann. Der König sah ihn von oben[1] und wurde nicht müde, nach dem kleinsten Umstande zu fragen, der auf seine Genesung und Behandlung Einfluß haben könnte. Die Frau Prinzessin von Oranien[2] bewunderte sein schönes, dichterisches Antlitz. Wie viele hohe und niedere Häupter werden mit uns jauchzen, wenn sein Ostern mit Gottes Hülfe kommt! Herrn Dr. Frankls Besuch hat unsern edlen Freund sehr erfreut.

Dr. Ludwig August Frankl, Arzt und Dichter, theilt in seinem Buche (S. 116) über diesen seinen Besuch unter Anderem mit:

„Dienstag den 4. November 1845 fuhr ich nach Winnenden, um Lenau zu besuchen. Seine Gestalt, sonst geknickt und eingebrochen, ist jetzt aufrecht und kopfhöher. Er trägt einen langen Bart. Die Haare, schon

[1] Ziemlich hoch über der Eintrittsthür ist in jeder Zelle ein Fensterchen angebracht, das nur wie ein Luftloch aussieht, allein hinter demselben läuft ein kleiner dunkler Gang aus dem Wärterzimmer im obern Stockwerke, und so kann man dadurch die Kranken beobachten, ohne von ihnen bemerkt zu werden.

[2] Jetzt Königin der Niederlande, eine Tochter des Königs von Württemberg. Emma Niendorf erzählt auf Seite 298, daß Niembsch, als er die königliche Gestalt von weitem schreiten sah, den Vers gerufen habe:

„Wie gerne wäre ich bei Dir,
Du schöne Dame, Grenadier!"

grau untermischt, sind wieder schwarz, die Muskulatur stramm, nicht fett, nur das Auge ist umflort; er ist schön! Wie sich physisch seine Jugend vordrängt, so auch seine frühesten Erinnerungen. Höchst auffallend ist es, daß er mit ungarischem Accente deutsch spricht, während es sonst rein deutsch klang. Er lief fortgesetzt auf und ab, pfiff, tanzte, kniete nieder, stand aber wieder auf und ergriff die Violine, rauchte eine Cigarre und spielte tanzend einen Ungarischen. Einigemal nahm er einen Sessel und schwang ihn: „Ich bin stark, ich erobere die Welt." So ging es, toller noch, eine volle Stunde; mir war das Herz zerrissen; ich war entsetzt und konnte mich doch nicht losreißen. Aber er fing an, immer verworrener zu werden; ich nahm Abschied; er beachtete dieß gar nicht, und ich hatte mit Hofrath Zeller noch eine lange Unterredung, der seltsamer Weise von den besten Hoffnungen beseelt ist, zu denen ihn mehr sein Wunsch, seine besondere Liebe zu Niembsch, als sein medicinisches Wissen zu berechtigen scheinen. Seit langer Zeit kehrt das sonst für Stunden klare Bewußtseyn nicht mehr zurück; die Gedanken, auf fortwährender Flucht, sprechen aus dem Kranken heraus, ohne daß sie ihm selbst erkennbar sind."

Dagegen meldete Zeller:

Winnenthal, den 15. December 1845.

Es scheint (aber nicht weiter) so ganz allmälig und nicht ohne zeitweise Aufregungen eine bestimmtere Hinneigung zur besseren Gestaltung der Dinge sich mehr und mehr festsetzen zu wollen. Es ist nun möglich geworden, ihn nicht nur Stunden, sondern Tage lang außer der Zelle und dann meistens auch mit Anderen verkehren zu lassen. Er spielt in diesen Zeiten nicht nur Violine, sondern beschäftigt sich auch mit Lectüre der Augsburger Allgemeinen und sonstiger literarischer Novitäten (z. B. Theobald Kerners Gedichte, des Sohnes von Justinus Kerner). Er ist nun theilweise in einen Zustand gekommen, wo man ihm wieder mehr bieten kann, und er mehr aufzunehmen fähig ist. Um dieses aber in weitester Ausdehnung zu vermögen, wäre es sehr am Platze, daß ihm (wenigstens für die nächste Zeit) ein eigener Wärter beigegeben werde, der sich ihm ganz allein zu widmen und namentlich jeden Augenblick zu benützen hat, in welchem es möglich ist, mit ihm außerhalb des Gartens Spaziergänge zu machen; wir sind der Hoffnung, daß Sie den hieraus

erwachsenden Kostenpunkt nicht scheuen und uns zur Anstellung eines Privatwärters ermächtigen werden. Endlich glauben wir noch bemerken zu müssen, daß so lange der aufgeregte Zustand noch fortdauert, wenn auch die größte Ideenverwirrung dabei besteht, und nicht Ruhe ohne Rückkehr der inneren Klarheit eingetreten ist, auch die Hoffnung für ihn nicht aufgegeben werden kann.

Winnenthal, den 27. December 1845.

Ich weiß, es gibt für Sie keine größere Weihnachts- und Neujahrs-Freude als gute Nachrichten von Ihrem theuern Herrn Schwager, und Gottlob, ich kann Ihnen sagen, daß die stillen Vorzeichen einer langsamen Besserung sich immer deutlicher und zahlreicher einfinden. Der Sinn für Lectüre, Ordnung, Reinlichkeit, Anstand regt sich immer stärker und oft erblickt man wieder die tiefste Ruhe und Harmonie in den edlen Zügen des bedeutungsvollen Gesichtes. Noch haben wir keine Gewißheit, aber die Hoffnung wird lebendiger unter solchen guten Zeichen, und am Ende kommt der Tag des Aufganges doch noch rascher als wir vielleicht jetzt ahnen. Daß Sie miteinverstanden sind, daß wir dem theuern Kranken einen besonderen Wärter geben, dafür danke ich Ihnen. Unnütz mochte ich es keinen Tag zu früh thun.

So war der Schluß des Jahres 1845 einer der schönsten hoffnungsreichsten Zeitpunkte der unseligen Krankheit Lenau's.

Der ihm ausschließlich zugewiesene Wärter hieß Sachsenheimer und war ein damals noch ganz junger, kaum volljähriger, aber sehr großer und ungemein kräftiger Mann, mit derben Bärenpfoten, aber dabei fromm, überaus still, ernstfreundlich, und geduldig wie ein Lamm. Er zeigte mir später einmal seine mächtigen Hände, worin hin und wieder noch die Narbe eines verharschten Risses bemerkbar war, mit den Worten: „Gucke Sie! Ich wäre wohl stark genug gewese, um Herrn von Niembsch, obwohl er auch stark ischt, leicht bändige zu könne, aber ich that es nur eben, wenn es z u arg werde wollte. Aus Kleinigkeiten macht' ich mir eben gar nichts!"

Am 13. Juni 1847 schrieb Sachsenheimer mir nachträglich: „Ein einziger Blick, ein einziges Lächeln aus seinem (Lenau's) seelenvollen Auge ließ mich alles Unangenehme vergessen, und erfüllte mich mit Freude und Hoffnung."

Daß überdieß die edle Poesie für den gemüthlichen Sachsenheimer —, der, wie schon berührt, selbst etwas Dichter war, und zwar ein ganz artiger, und dessen liebste Unterhaltung darin bestand, in Lenau's oder auch Anderer Gedichten, insbesondere aber in dem von einem Kranken ihm geschenkten dichterischen Hausschatze von Wolf zu lesen —, ein gar schönes Band gewesen, das ihn demantfest an den leidenden, großen Dichter fesselte, begreift sich von selbst. Es gereicht zum Troste, daß Niembsch zu Winnenthal zwei so theilnehmende und verständige Aerzte und zunächst einen ihm so gemäßen Wärter um sich hatte.

Eine Nachricht, daß Niembsch Veilchen gesucht, brachte uns auf den Einfall, ihm einige solche aus seiner entfernten Heimath, und zwar aus Weidling, zuzusenden, und sie mit einigen Worten zu begleiten, worunter: „Veilchen hast du gefunden? Auch hier haben wir schon deren von den köstlichsten. Die mitfolgenden vier sind von Weidling. Rieche dazu, ob Du nicht die treuen, theilnehmenden Herzen Deiner guten Schwester und dankbaren Nichten daraus herausduften fühlst. Grüße aus Oesterreich sind's, die die Häupter hängen darüber, daß sie Dir nicht mehr blühend zugelangen konnten."

Sachsenheimer vermochte mir, während meiner zweiten Anwesenheit zu Winnenthal im Mai 1847 zu meinem höchsten Vergnügen gar nicht genugsam auszudrücken, welche außerordentliche und anhaltende Freude dieser Brief bei Niembsch erregt, vor allem aber die Veilchen! Er, der überhaupt den Geruch über alle anderen vier Sinne setzte, weil er der feinste und reinste, ätherischste, konnte sich daran gar nicht satt riechen, und oft soll er dabei aufgejauchzt haben: „Schurzl, o mein Schurzl!" Er hob sie, als sie auch schon ganz welk, noch sorgfältig auf, so daß ich ihre holden Schrümpfchen nach Jahr und Tag noch fand.

Aus den Vereinigten Staaten war inzwischen am 12. Hornung eine neue (mir am 12. März zugelangte) Vollmacht, nachdem die frühere nicht völlig den örtlichen Verhältnissen genügend befunden wurde, mit dem

Digitized by Google

Ersuchen an mich abgesandt worden, dieselbe von meinem Schwager, jedoch nur ganz schlicht als Nikolaus Niembsch, da solches mit der Land-Urkunde übereinstimmen würde, unterzeichnen und Tag und Wohnort darin ausfüllen zu lassen. Die Richtigkeit der Unterschrift müßte durch zwei Zeugen und das Ganze durch einen Notar beglaubigt werden, die Diensteigenschaft des Letzteren aber hätte endlich irgend ein amerikanischer Handelskonsul zu bestätigen. Auch wäre Niembschens Siegel dem Namen beizudrucken. Uebrigens bitte man um möglichst baldige Zurücksendung. Ich nahm dießfalls wieder dringend Hofrath Zellers Güte in Anspruch.

Winnenthal, den 19. März 1846.

Den Kranken befällt oft plötzlich eine Angst und tiefe Melancholie, von welcher kein äußerer Grund vorliegt und er sich selbst keine Rechenschaft geben kann. Bisweilen noch erreicht seine Aufregung einen sehr hohen Grad von bald mehr zornigem, bald mehr lustigem Charakter. Am Montag (den 14. März) hat ihn ein besonderer Anfall betroffen, der übrigens ohne weitere Bedeutung und Folge war. Vormittags wurde ihm auf eigenes Verlangen sein Bart theils abgenommen, theils gestutzt, so daß er dadurch ein recht hübsches und elegantes Aussehen gewann. Als er Abends halb 6 Uhr vom Garten aus das Haus betrat, befiel ihn plötzlich die Angst unter einem Zusammenschaudern, er faßte seinen Wärter an, schaute ganz erstaunt um sich und schien (wie fast in einer Extase) alles, was man ihm sagte, nur halb zu vernehmen, er vermochte seine Gedanken nicht in Worte zu bringen, rang sich sichtlich ab, verhielt sich aber dabei ganz ruhig. Es war, als ob ein Krampf die Fiebern des Denkorgans befallen hätte, als ob die Angst, welche so oft sich vorzugsweise in einem krampfhaften Athmen aussprach, das Gehirn in ähnlicher Weise afficirt hätte, während die Gesichtszüge ruhig waren, und hauptsächlich nur im Auge sich ein Staunen und Mitsichringen kundgab. Dieser Zustand dauerte bis 2 Uhr des andern Tags, wo er in einige, doch milde Aufregung überging, und ohne alle weiteren Folgen blieb. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die durch die Bartabnahme geschehene Beeinträchtigung der Hautausdünstung ursächlich mitgewirkt hat. — Die Vollmacht werden wir möglichst bald besorgen.

Wir nahmen diesen Unfall des geliebten Bruders viel höher auf. Es ergriff uns die Besorgniß, es möchte wohl eine Art Schlag gewesen seyn, eine traurige Wiederholung desjenigen, der ihn zu Stuttgart am bösen 29. September 1844 getroffen. Möglicherweise könnte dieser neue Schlag Niembsch ganz unheilbar gemacht haben, zumal, da ohnehin schon die bereits so lange Dauer der Krankheit bedenklich erschien. Vielleicht aber — äußerte ich zu Zeller — daß eine bloße Veränderung des Aufenthalts, wie man schon manche Beispiele hätte, doch noch eine günstige Wirkung bei Niembsch hervorbringen könnte, vor allem aber eine Versetzung in seine Heimath.

Ich erhielt diese Antwort:

Winnenthal, den 3. April 1846.

Von einer auch nur Einen Gesichts- oder anderen Muskel treffenden Lähmung oder auch nur Halblähmung, oder unwillkürlichen krankhaften Zuckung war keine Rede. Der ganze Zustand war auf die Empfindung beschränkt und ging entschieden von der Alteration der Haut aus, wie sie sich jeder Laie aus seinem Gefühl während eines Fieberfrostes denken kann, nur daß diese Hemmung bei unserem theuern Kranken stärker war, und tiefer in die geistigen Funktionen eingriff. Ihrem Verlangen werde ich entsprechen, so wie unser theurer Kranker wieder reisefähig ist, was ich für jetzt noch nicht mit Grund der Wahrheit sagen könnte. Sein treuer Wärter kann ihn dann begleiten, und Sie haben die Güte, einen Arzt von Wien aus zu weiterem Geleite zu senden.

Unter diesen Umständen blieb nichts übrig, als Dr. Zeller um die gütige Fortsetzung seiner eifrigen Bemühungen um die Genesung unseres Bruders zu bitten.

Den 2. Mai 1846. Der Gemüthszustand unseres werthen Freundes beharrte in der letzten Zeit in der Depression, welche ihm oft die Gegenwart der sonst liebsten Personen widerwärtig machte, wo er sehr ängstlich that, nicht sprechen wollte, und allerlei Schlimmes befürchtete. Die dazwischen getretenen Aufregungen waren nur der Ausdruck der höchsten Angst und Verzweiflung. Auch können wir die Vollmacht nicht unterzeichnet

übersenden, da die günstigen Momente an Orten und unter Verhältnissen eintraten, wo eine augenblickliche Unterschrift nicht möglich war.

Dagegen hatte Oelrichs aus New-York Kunde gesandt, es wäre gelungen, das Land an die bereits Eingesessenen gegen einen wohlannehmbaren Kaufschilling auf Abtragung während einiger Jahre in halbjährigen Zielern und gegen mittlerweilige Verzinsung abzutreten, nur sey es höchst dringend, daß die von Niembsch gezeichnete Vollmacht baldigst übersendet werde.

Winnenthal, den 1. Juni 1846.

Endlich ist es uns gelungen, die Unterschrift unsers theuren Freundes zu erhalten. Wir hatten seinem Wärter aufgetragen, sobald sich ein günstiger Augenblick zeigte, uns davon zu benachrichtigen. So kam denn derselbe heut früh um halb 5 Uhr mit der erfreulichen Anzeige: Herr v. Niembsch sey ganz klar und wünschte nun selbst die Vollmacht zu unterzeichnen. Er hatte nämlich bisher sich durchaus dagegen gesträubt, und insbesondere bei Empfang Ihres Letzten erklärt: „Tausend Dollars soll ich bekommen? Das ist zu viel. Ich werde nicht unterschreiben.“ Die Unterschrift gab er im Bette liegend. Die paar klaren Stunden haben wir benützt, um so manches mit ihm zu besprechen, und da erfahren, wie er sich viel weniger körperlich als eigentlich seelisch krank fühle.

Die Vollmacht lassen wir heute noch zur Beförderung an den Consul in Wien an die königliche Aufsichtskommission abgehen.

Winnenthal, 2. August 1846.

Im Allgemeinen währt eben der frühere Zustand fort; meistens gedrückte, manchmal wildmelancholische Stimmung und dann Angst vor allem, was sich nähern will; niemals heitere Aufregung, nie eine höhere Klarheit des Bewußtseyns.

Winnenthal, 16. August 1846.

Mir ist gar nicht bange dafür, daß, wenn nur wieder einmal sein Nervenleben zu voller dauernder Ruhe gekommen seyn wird, auch die

alte Kraft, Ordnung und Klarheit des Vorstellungsvermögens sich nicht wieder einstellen sollte. Ist einmal erst die Ruhe nur wieder recht befestigt, dann wird wohl auch Zeit seyn, von seiner Versetzung in andere Verhältnisse zu reden. Jetzt ängstigt ihn noch die geringfügigste Aenderung seiner Lage, er selbst zieht sich in seine gewohnte Umgebung, wenn es ihm irgend bange wird, wie in ein Asyl zurück, und schon die Bitte, in den Garten zu gehen, kann ihn in solcher Zeit mit Angst erfüllen, und die höchste Stille und Zurückgezogenheit ist ihm ersichtlich das dringendste Bedürfniß, wie ein krankes Auge oft das mindeste Licht scheut, um zu genesen.

So eben höre ich, daß Frau v. Reinbeck gestorben sey. Unser theurer Kranker hat in der letzten Zeit gewünscht, sie zu besuchen; ihr Tod wird ihm nahe gehen. Der Kummer um seine Erkrankung ist nach meiner Ansicht eine Hauptursache ihres Todes gewesen. Sie war ihm eine treue mütterliche Freundin.

So war denn eine der edelsten Frauen und die innigste Freundin von Niembsch (zu seiner Mutter war sie, obgleich um einige Jahre älter als er, denn doch zu jung) noch vor ihm geschieden! Sein Unglück hatte ganz gewiß Emilien, die die ersten furchtbaren Wuthausbrüche ihres Freundes anzusehen und zu bestehen gehabt, schneller ihrem Grabe gereift. Ich besuchte dieß im Mai 1847. Sie schlief unter Blumen. Ruhe sie süß!

Von Freund Karl Mayer in Tübingen, der sich aber damals in Cannstatt bei Stuttgart befand, wo er das Bad gebrauchte, erhielt ich folgenden Brief:

Cannstatt, den 24. August 1846.

Letzten Freitag den 19. ging ich nach meiner alten Heimath Waiblingen, und von da vorgestern nach Winnenden. Machte es mir schon traurige Eindrücke, daß ich Frau Zeller und mehrere ihrer Kinder sehr leidend antraf, so war mir besonders das Wiedersehen unsers armen Freundes Niembsch ein schmerzlich ergreifendes. Nicht daß er sich übler befände, aber ich hatte ihn ja in seinem Unglücke noch gar nicht gesehen. Er lag in seiner Zelle auf dem Bette, eine gestandene Milch essend, und gab kein Zeichen des Wiedererkennens. Auf Zellers Bitte ließ er sich anziehen und folgte uns, aber ohne ein Wort zu sprechen, auch sichtbar

ängstlich, und uns immer zu entgehen suchend. Auf einige Fragen: ob er mich noch kenne, noch an die Meinigen denke? u. s. w., antwortete er mit einem leisen Ja, gab mir auch auf meine Bitte die Hand und erwiederte meinen Kuß beim Abschied. Dann ging aber Zeller noch einmal zu ihm in seine Zelle, stellte ihm vor, daß er ja gar nicht mit mir gesprochen habe, und erhielt seine Bewilligung, daß ich noch einmal eintreten dürfte. Nun war er klarer; er sagte mit Zuversicht: „Ich werde hier genesen. Ich werde mich wieder zu meinem Gebet machen, das werd' ich aber heimlich thun. Wir müssen uns bald wiedersehen, bald, bald. Ich werde zu Dir und Uhland nach Tübingen kommen.“ Zum Abschied sagte er mir mit erwärmtem Blick: „Leb' wohl, lieber Mayer!“ Ich mußte bitterlich weinen, als ich ihn verließ. Zeller ist übrigens mit seinem gegenwärtigen, doch ruhigeren Zustande nicht unzufrieden und gibt die Hoffnung nicht auf. Gott gebe, daß er Recht habe.

Um diese Zeit hatte auch Graf Auersperg das Anerbieten an Zeller gestellt, seinen Besuch Lenau's zu wiederholen, sobald daraus irgend ein Nutzen, wenn gleich nur eine momentane Erleichterung für den theuren Kranken zu erwarten wäre. Dr. Zeller lehnte aber in seiner Antwort dieß Vorhaben ab, indem er unter Hinweisung auf Mayers Besuch die gänzliche Unwirksamkeit solcher Besuche darthat.

Winnenthal, 17. September 1846.

Das Befinden, sowohl das psychische als physische, ist sich ziemlich gleich geblieben, namentlich ist er auch aus der Verschlossenheit und Morosität einigemal herausgetreten und in heftige zornmüthige Aufregungen verfallen, welche die Angst vor Vergiftung oder Todtschlag zu Grunde hatten . . .

Winnenthal, den 23. Februar 1847.

Daß so lange Zeit kein entscheidender Schritt zur Besserung sich einstellt, daß neben dem körperlichen Wohlbefinden die Verwirrung sich nicht löst, und immer nur auf kurze Momente sich lichtet, dieses könnte für den endlichen Ausgang des Leidens ziemliche Sorge einflößen;

doch ist aber immer wieder und sobald die gemüthliche Affection sich gelegt hat, aus seiner Wahrnehmung der äußeren Vorgänge, aus seinen jeweiligen scharfsinnigen Bemerkungen und Combinationen, aus seinem selten ganz aufgehobenen Bewußtseyn von dem Bestande und der Schwere seiner Krankheit, aus dem Mangel positiv ungünstiger Zeichen zu schließen, daß es noch gut gehen könnte. Halten wir diese Hoffnung fest, und vertrauen wir auf oben!

Winnenthal, den 19. März 1847.

Zu unserem innigsten Bedauern vermögen wir nichts Besseres zu berichten. Die Verwirrung der Gedanken lichtet sich selten zu einer deutlichen und zusammenhängenden Vorstellungsreihe, die Auffassung der Außenwelt will sich auch nicht klären, das Gemüth ist zwar meistens gedrückt, aber doch auch hin und wieder freudig erregt, ohne aber auf die Klarheit, Deutlichkeit und den Zusammenhang der Vorstellungen erkennbaren Einfluß zu haben, und nur das ist hierin zu bemerken, daß, je ruhiger das Gemüth des Kranken sich macht, um so geordneter auch seine Reden, Fragen und Antworten sind.

Von eigentlicher Abstumpfung zu reden wäre man wohl nicht berechtigt, aber das Bild der Abstumpfung ist in leisem Anstriche vorhanden; es rührt aber wohl nur von der Gemüthsdepression und der Geistesverwirrung, nicht von Krafterschöpfung her.

Diese beiden letzten Briefe mußten uns ungemein erschüttern und betrüben. Wenn Aerzte — zumal so sichtbar zur Hoffnung geneigte — einmal selbst eingestehen müssen, daß sie für den endlichen Ausgang besorgt sind, und nur mehr von einem „gut gehen können" zu sprechen wagen, dann ist doch wohl auch wirklich wenig mehr zu hoffen; ferner, wenn einmal das **Bild** der Abstumpfung vorhanden ist, so ist es wohl die Abstumpfung auch schon selbst, denn woher sonst ihr Abzeichen? Im Gemüthe niedergedrückt und geistesverwirrt war Niembsch schon längst ohne das Bild der Abstumpfung; dieß war also etwas ganz neues, eine Erscheinung der begonnenen Abstumpfung. Wir erblickten daher auch Niembsch, wenn auch nicht als durchaus schon unrettbar — denn bei

Digitized by Google

Gott, heißt es, ist ja nichts unmöglich — so doch in höchster Gefahr, es bald zu werden, woraus möglicherweise, wie in manchen Krankheiten, nur einzig mehr eine Veränderung des Aufenthaltes reißen könnte. Wir entschieden uns also fest für diese, ohne noch erst ganz gewisse ungünstige Zeichen der Verblödung abwarten zu wollen, wornach sodann von selbst jeder Rettungsversuch zu spät gewesen seyn würde. Es handelte sich nun nur um die Frage: wer Niembsch abholen sollte? Ich bemerkte, daß hiezu in einem Briefe Zellers (vom 6. April 1846) ein Arzt nebst dem Wärter als unentbehrlich bezeichnet worden wären. Dagegen ward erwogen, daß Arzt Ellinger im Begriffe stünde, von Winnenthal an seine neue Bestimmung in die Schweiz zu eilen, und daß es eben deßhalb dem nun doppelt daheim in Anspruch genommenen Direktor Zeller unmöglich seyn würde, Niembsch zu begleiten. Einen fremden Arzt von Wien oder Stuttgart mitzunehmen — abgesehen von den großen Auslagen, wenn es ein tüchtiger seyn sollte, und mit einem untüchtigen wäre nicht viel gedient — würde nur Niembsch wegen des unbekannten Gesichtes belästigen oder gar heftig aufregen. Auch hatte Niembsch keine solche Krankheit, die während ein paar Tagen sich wesentlich verändern mochte, und dadurch ganz andere Vorschreibungen nöthig machte; für das, was sich zutragen könnte, müßte sein erfahrener Wärter, welcher von der Anstalt ohne Zweifel die gehörigen Mittel mitbekäme, wohl auch Rath und Bescheid wissen. Man hielt es für genügend, wenn ich, Niembschens nächster männlicher Verwandter, ganz allein hinausreiste, um ihn mit Hülfe seines wackeren Wärters Sachsenheimer nach Wien zu bringen. Hiezu erklärte ich mich denn auch um so bereitwilliger, als die Lösung dieser Aufgabe in meiner heiligen Pflicht lag. Kurator Bach übernahm die nöthigen Einleitungen bei dem Wiener Landrathe, als Obervormundschaftsbehörde, ich aber bewarb mich um einen vierwöchentlichen Urlaub und rüstete mich zur Reise. Die bedeutenden Kosten derselben sollten denjenigen Mitteln entnommen werden, die mehrere hochgesinnte, vermöglichere, einheimische Freunde Lenau's, und zum Theile ihm ganz unbekannte Verehrer zu dem Zwecke zusammengelegt hatten, um dort auszuhelfen, wo die Zinsen von dessen Kapital, das ungeschmälert bleiben sollte, nicht zureichten. Dieser Abgang war aber Anfangs ziemlich namhaft, da bekanntlich für die noch

ausstehenden Ablösungsraten von Niembsch keine Interessen bedungen worden waren. Uebrigens setzte Dr. Bach auch Dr. Schott, den Sachwalter Lenau's in Stuttgart, von dem Vorhaben unverweilt in Kenntniß, damit auch dort und in Winnenthal die erforderlichen Vorkehrungen getroffen werden könnten. Um zu erfahren, welche Wirkung das Wiedersehen von Freunden und Bekannten und die Näherrückung der alten Verhältnisse überhaupt auf Niembsch machen möchte, veranlaßte Zeller einen Besuch Uhlands zu Ende März bei Niembsch, welcher diesen sehr freute, ob er gleich, so lange Uhland zugegen war, nicht im Stande gewesen, sich auszusprechen. Den folgenden Morgen aber rief er beim Erwachen ganz glücklich: „Mein Uhland war bei mir!“ Auch Schwab und seine Gattin wollten Niembsch vor seinem Wegzuge noch besuchen, sie durften ihn aber nicht sprechen, sondern nur aus der Ferne vom Fenster aus im Garten sehen (Mayer 301).

Meine Abreise ward auf das letzte Drittel des April bestimmt, damit ich am Schlusse desselben in Winnenthal eintreffen und die Rückkunft bis halben Mai bewerkstelligen könnte. Diese noch mehr zu verspäten, hielten wir für allzu gewagt, weil bei uns die zweite Hälfte Mai schon sehr heiß zu seyn pflegt, eine längere Fahrt aber in großer Hitze bei einem solchen Kranken immer sehr gefährlich bleibt, und nur im Falle unvermeidlicher Nothwendigkeit zu unternehmen ist. Am 20. April 1847 verließ ich Wien, nachdem mir noch ein paar Tage früher die Freude zu Theil geworden war, vom Hause Oelrichs und Krüger in New-York einen Wechsel auf Paris über 1080 Francs, als erste Abschlagszahlung der 1000 Dollars an Niembsch für seine Ländereien zu empfangen. Die zweite, so schwer zu Stande gekommene Vollmacht hatte also vollkommen entsprochen. Ich eilte, den kleinen Fundschatz in die Hände des Kurators niederzulegen. Hier sey zugleich bemerkt, daß der Käufer der Ländereien, Namens Jung, Kapital und Interessen bis Ende October 1850, also bis kurz nach Niembschens Tod, vollständig berichtigt hat.

Auf meiner Reise hatte ich zu Linz das Vergnügen, den Vorstand des königlich bayerischen Dampfschifffahrts-Bureau in Regensburg, Graf Reigersberg, zu treffen. Ich besprach mich mit ihm über meine Rückreise mit Niembsch, und er verhieß mir allen Beistand; zugleich theilte er mir

mit, daß im Monat Mai an jedem geraden Tage ein Schiff von Regensburg nach Linz abginge und zwar in folgender Ordnung: Kronprinz Max, König Ludwig, Stadt Regensburg. Das letzte Schiff wäre das beste, indem es eine Kabine und einen Pavillon hätte; Max besäße nur einen Pavillon, und Ludwig keines von beiden; letzterer war also zur Mitnahme eines Kranken, der eines abgesonderten Raumes bedurfte, durchaus ungeeignet. Wie wichtig mir jene verehrte Bekanntschaft ward, wird sich bald zeigen. Im Vertrauen auf dieselbe und auf einen offenen, warmen Empfehlungsbrief der Wiener Dampfschifffahrts-Direction an sämmtliche Agenten und Schiffskapitäne auf der Strecke Linz-Wien, die mir Dr. Bach verschafft hatte, durfte ich eine fördersame Rückreise hoffen. Zu Linz wohnte ich im Gasthofe zur goldenen Kanone auf dem Hauptplatze, dessen Inhaber, ein Verwandter von mir, freundlich mir verhieß, bei meiner Rückkehr mit meinem Schwager seinen Wagen zum Landungsplatze schicken zu wollen, um uns zu ihm zu bringen. Am 29. April 1847 traf ich in aller Frühe zu Winnenden ein. Das Weitere entnehme ich meinen Briefen an Therese:

Winnenden, den 4. Mai 1847, Dienstag früh halb 9 Uhr.

Freitag den 30. April Morgens fuhr ich nach Stuttgart. Ich besuchte dort nebst den alten Freunden und Bekannten auch Prokurator Schott, der ein Ehrenmann ist, und den österreichischen Geschäftsträger, Baron Kübeck, dem ich ein Empfehlungsschreiben von Fürst Metternich einhändigte. Baron Kübeck sicherte mir die thätigste Unterstützung für den Fall des Bedarfes zu, der aber hoffentlich nicht eintreten würde. Auch forderte er mich auf, ihn noch einmal zu besuchen, was nächsten Freitag den 7. geschehen soll.

Mein Hauptgeschäft in Stuttgart war die Ermittlung der zweckmäßigsten Reiseweise. Nach mehreren Conferenzen mit mehreren Postbeamten entschied ich mich für die Fahrt nach Regensburg mittelst Extrapost. Dem Haupthindernisse hiebei, dem Mangel eines eigenen Wagens, helfe ich dadurch ab, daß ich beim Wagner Müller in Stuttgart einen Wagen auf einige Tage für ein Geringes miethe. Derselbe wird als Beichaise von den Postmeistern unentgeldlich zurückgebracht werden. Meine Absicht ist, schon Montags den 10. d. M., um 4 Uhr früh von Winnenden

abzugehen. Schlägt alles nach Wunsch aus, so sind wir Dienstag den 11. um Mitternacht in Regensburg; fahren dort am 12. um 5 Uhr in dem besten bayerischen Dampfschiffe: „Die Stadt Regensburg" nach Linz ab, wo wir Abends anlangen und übernachten. Donnerstag den 13. hoffen wir Abends in Nußdorf zu landen.

Den Beginn der Reise setzte ich auf den 10. fest, weil, wenn wir die Stadt Regensburg am 12. Mai versäumten, sie uns erst wieder am 18. zu Gebote stünde, wo schon ein größerer Andrang von Reisenden seyn möchte.

Unseres lieben Bruders Befinden hat sich seit meiner Ankunft merklich gebessert. Er hat zwar zu mir auch noch nicht eine einzige Sylbe gesprochen; sein Antlitz verräth aber Liebe und Vertrauen zu mir.

Am 1. Mai ging Niembsch mit seinem Wärter, wie dieser mir erzählte, im Garten spazieren und traf da auf einen Rasenfleck, ganz blau von Veilchen. Niembsch kniete nieder dazu, pflückte, lauschte dabei dem Gesange der Vögel, und zum Himmel emporblickend, rief er endlich ganz selig aus: „Es wird Himmel!" „„Das rührte mich so,"" sagte mir der gute Sachsenheimer, „„daß ich schier hätte greine (weinen) müsse."" Gott sey Dank, bei solchem Gefühlsausbruche kann sich doch wohl noch kein Stumpfsinn festgenistet haben. Wir wollen also doch noch hoffen. Bei Gott ist Alles möglich.

Halb 12 Uhr. Um halb 11 Uhr ging ich zu Niembsch. Des eben unpäßlichen Wärters Sachsenheimer Stellvertreter meldete: Niembsch hätte einen guten Tag; er spräche wohl zwar auf, sey aber recht heiter. Als mir ein Stuhl zu seinem Bette gebracht worden war, sprach er sein erstes Wort zu mir: „Setze Dich, lieber Bruder!" Dann fuhr er aber sogleich in seinem milden Irrgespräche wieder fort. Es kamen auch wohl einige selbstgeschaffene, fremdtönende Worte darin vor, das meiste war aber doch deutsch. Einmal sprach er: „Mein Bruder Schurz!" und er küßte mir die Hand, wie ich es ihm gewöhnlich thue; ja er bot mir sogar den Mund, und wir küßten uns herzlich. Nach etwa einer kleinen Viertelstunde trat auch der einstweilige Wärter wieder ein, und nun durfte auch dieser Niembsch küssen.

Ich stieg hierauf zu Sachsenheimer empor. Er liegt im Bett, das

Gesicht roth und die Augen etwas trübe; des Morgens hat er einen großen Schwindel gefühlt, so daß er umzusinken besorgte. Abends möchte er wieder gerne schon aufstehen. Ich ermahnte ihn aber, sich lieber länger zu schonen, damit er nicht übler würde. Uebrigens sollte er getrost seyn, ich würde nie ohne ihn abreisen.

Schurz an Therese.

Winnenden, Sonntag den 9. Mai 1847.

Gestern Morgens erhielt ich in Stuttgart, wohin ich wieder Donnerstag den 6. in der Frühe gegangen war, um die Anstalten zu unseres Bruders Heimführung zu beendigen, nachstehenden Brief von Dr. Zeller.

Winnenden, 7. Mai 1847.

Sachsenheimer klagt heute aufs neue in einer Weise, daß ich es für gänzlich gewagt hielte, wenn er Montag schon reisen sollte. Sie müssen sich den kleinen Verzug schon gefallen lassen.

Der schändliche Artikel in der Allgemeinen Zeitung hat mich wahrhaft empört und ist mir eines der peinlichsten dienstlichen Vorkommnisse, das ich erlebt. Ich wollte zuerst augenblicklich eine Erklärung dagegen einrücken, wußte aber doch nicht, was Sie zu thun gesonnen sind.

Ich beendigte in Stuttgart alle Anstalten und kehrte gestern Abends hieher zurück, um bis zur Abreise nach Wien hier zu verweilen. Zeller war verreiset und kommt erst heute Abend wieder. Sachsenheimer war Freitags ziemlich unwohl gewesen und mußte mediciniren; ich traf ihn aber doch schon besser und außer Bett, allein noch matt. Heute sieht er schon ganz leidlich wieder aus und ich hoffe, daß wir anstatt morgen doch wohl nächsten Mittwoch den 12. werden aufbrechen können. Dann würden wir Sonntags den 15. Abends in Nußdorf anlangen.

Das Skandal in der Allgemeinen Zeitung vom 4. d. J. Z. 124 wird Euch wohl etwas untereinander gerüttelt haben. Mich nicht. Ich

fühlte, was ich freilich schon öfter zu erfahren Gelegenheit hatte, daß ich etwas Mann bin. Ich las es ganz ruhig in meinem krystallnen Bewußtseyn, wenn auch natürlich nicht gleichgültig, und augenblicklich war mir klar, was zu thun sey, und ich war entschlossen, nöthigenfalls auch das Leben für die Ehre, die Seelenluft des Mannes einzusetzen. Nur wer das Aeußerste auch nicht scheut, vermag kräftig zu handeln. Ich arbeitete sogleich nach beendigter Lesung des Artikels, auf welchen ich von Baron Kübeck aufmerksam gemacht worden war, bis Mitternacht meine Erwiederung aus (ich lege sie bei), während die fröhlichen Töne einer Hochzeitmusik aus dem nahen Gasthaussaale zu mir herüberschollen; bei Anbruch des Tages schrieb ich sie ab, ging um 7 Uhr zu Dr. Schott und las sie ihm zu seiner vollen Befriedigung vor, worauf er eine Abschrift davon machen ließ, die ich unterzeichnete und die er sodann an seinen Freund, den Hauptredakteur der Allgemeinen Zeitung, Dr. Kolb, nach Augsburg zur Einrückung sandte. Nähme Kolb, aber er muß wohl, dieselbe nicht auf, so kommt sie durch Schott in ein Stuttgarter Blatt (den Schwäbischen Merkur) und in ein norddeutsches (in eines zu Bremen).

Cotta ist in Verzweiflung darüber, daß der Schmachauftritt in seinem Blatte vorfiel. Er und Reinbeck gaben ebenfalls eine schützende Erklärung in die Allgemeine Zeitung (siehe Nr. 129).

Nachmittags. Als ich eben den Brief durchlesen und zuschließen wollte (um 11 Uhr) ließ mir Sachsenheimer sagen, er gehe mit Niembsch im Garten spazieren. Ich eilte sogleich hin. Franz hatte ein Blumensträußlein in Händen und sammelte dann und wann noch Veilchen und Anderes dazu, bewunderte reichblühende Bäume, sprach aber auch manches wälsche Zeug. Er hatte den Zigeunerrock an. In einem offenen Pavillon sangen Sänger, z. B. etwa:

Alle Lüfte wehen lauer,
Hauchen uns mit Düften an,
Alles fühlet Wonneschauer,
Was nur immer fühlen kann.

Franz brummte im Baß, aber etwas unharmonisch, darein, lachte wohl auch ein bischen dazu; kein Wonneschauer jedoch durchhauchte ihn. Vielleicht

kommt bald wieder eine Aufregung; besser immer, als erstickend faule sumpfige Stille.

Ein Narr sagte zu mir: „Wollen Sie denn Lenau uns entführen? Hier würde er genesen. Zeller ist der Mann dazu." Er folgte uns eine gute Strecke und fragte später Niembsch selbst: „Gehen Sie denn gerne nach Wien?" „„Yes!"" antwortete Niembsch. Niembschens Haar bekommt schon hie und da wieder einen Silberblick, das Gesicht ist gefurcht, das Auge liegt oft tief. Wer ihn zum erstenmal, noch unvertraut mit Wahnsinn, ersieht, nehme sich in Acht, daß er nicht zu sehr erschrecke!

Der skandalöse Artikel in der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 4. Mai 1847, Z. 124 ließ sich folgendermaßen aus:

XX Stuttgart, 1. Mai. Ich habe Ihnen die betrübende Nachricht mitzutheilen, daß wider das bisherige allgemeine Erwarten die Abführung Lenau's nach Wien nun dennoch stattfinden wird. Einer der Verwandten des unglücklichen Dichters ist vorgestern eingetroffen, um im Namen der Familienvormundschaft die Auslieferung Lenau's zu fordern, welche binnen der nächsten Tage erfolgen wird. Der Beweggrund zu diesem Schritte ist kein anderer, als die Rücksicht auf die einstige Verlassenschaft des Kranken, den man im Wiener Narrenthurme wohlfeiler erhalten kann, als in der vortrefflichen Heilanstalt, in welcher er sich hier befindet. Zur weiteren Charakteristik dieses verwandtschaftlichen Verfahrens darf man nur hinzufügen, daß Lenau in lichten Augenblicken von jeher mit Entsetzen von der Möglichkeit des Wechsels gesprochen hat, der ihm jetzt bevorsteht. Sein dichterischer Genius ist es, dem Lenau die Vergrößerung seines Elends verdankt. Hätte ihn seine Poesie nicht zum Besitzer eines kleinen Vermögens gemacht, so würde ihn das Pflichtgefühl der Vettern und Schwäger sicherlich in Winnenthal dem ruhigen Verlaufe seines Schicksals überlassen haben. Aber Lenau hat 20,000 fl. zu vererben, und darum muß er in den Narrenthurm.

Hiezu machte die Redaktion der Allgemeinen Zeitung die Anmerkung: „Wir geben Obiges, wie es uns zugekommen, hoffen aber zuversichtlich, daß die Verwandten des unglücklichen Niembsch nicht in der angegebenen Weise mit ihm verfahren, nicht einen ewigen Vorwurf auf sich ziehen werden. Auch die vielen, zum Theile einflußreichen Freunde, welche Niembsch in Wien und in fast allen Theilen der österreichischen Monarchie zählt, würden nicht dulden, daß er aus der freundlichen, wohlwollenden Umgebung, die er bis jetzt hatte, und die seine wenigen lichten Augenblicke noch mit einem Schimmer des Trostes umgab, in einen Ort der Trostlosigkeit und des Grauens gebracht werde. Das kann und darf nicht seyn. Die öffentliche Stimme Deutschlands würde keine Woche vorübergehen lassen, ohne darüber Klage und Anklage zu erheben. Die Asche des Todten ist heilig, wie vielmehr der Leib, in dessen gestörten Lebensgängen die Seele noch irrt, sehnsüchtig den Ausgang suchend. Nein, nein, der darf nicht in den Narrenthurm! Ist im Oriente der Unglückliche, den der Finger Gottes berührt, ein Gegenstand der Verehrung, so werden die Deutschen im neunzehnten Jahrhundert einen ihrer ersten Dichter, einen ihrer edelsten Charaktere, auch in seinem Leiden nicht vergessen.“

Meine Reclamation hiegegen (sie ward in der Allgemeinen Zeitung Z. 131, am 11. Mai gebracht) lautete folgendermaßen:

Stuttgart, den 6. Mai 1847.

Heute bei meiner Zurückkunft von Winnenden bekam ich den Schmähartikel auf die Verwandten Lenau's in der Allgemeinen Zeitung von vorgestern zu lesen. Die Redaktion war zwar in einer Anmerkung dazu so gütig, zuversichtlich zu hoffen, daß Lenau's Verwandte nicht in der angegebenen Weise mit ihm verfahren würden, erlaubte sich aber zugleich dennoch mit allzueilig erhobenem Finger in einer Art zu verwarnen, als wäre sie eher von der entgegengesetzten Zuversicht erfüllt. Ich, Anton Schurz, des edlen Lenau's Schwestermann, erwarte von ihr — die die so arge Anschuldigung gab, wie sie ihr zugekommen — sie werde es mit meiner Erläuterung (nicht zur Vertheidigung gegen den unwürdigen Ehrenbanditen hinter seinem finsteren Busche, sondern zur vollen Beruhigung der zahllosen Verehrer Lenau's) genau ebenso halten.

Nicht im Auftrage einer nicht existirenden Familien-Vormundschaft, sondern mit gesetzlicher, von dem k. k. niederösterreichischen Landrechte als Kuratelbehörde genehmigter Vollmacht des für Lenau gerichtlich bestellten Kurators Dr. Alexander Bach in Wien, bin ich zur Heimführung Lenau's hier eingetroffen, nicht aber um dessen Auslieferung zu fordern, da er weder ein Gefangener noch ein Verbrecher ist. Dieser Vorgang kann nicht einmal gegen das allgemeine Erwarten der Württemberger seyn, deren sehr viele wissen mußten, daß es außer der Winnenthaler denn doch auch noch andere vortreffliche Heilanstalten mit freundlicher, wohlwollender Umgebung in der weiten Welt gebe. Sollte ferner Oesterreich seinen großen Dichter nach dritthalbjährigem, schmerzlichen und fruchtlosen Vermissen nicht endlich auch einmal in seine eigenen Arme nehmen und versuchen dürfen, dem Geliebten wo noch möglich die ersehnte Genesung zu verschaffen? Nein, nicht dieß, sondern vielmehr die Unterlassung dessen müßte befremden. Lenau geht auch nicht mit Entsetzen nach Wien, sondern, wie ich dieser Tage aus Hofrath Zellers eigenem Munde vernahm, er freut sich sogar darauf, was in seiner herabgesunkenen Lage sehr viel ist. Uebrigens geht er auch nicht in den Wiener Narrenthurm (wovon der verschimmelte, bei uns von keinem Gebildeten mehr gebrauchte Popanzname, wie an so manchem, das Schlimmste ist), sondern in die sehr geachtete Privat-Irrenanstalt zu Döbling nächst Wien. Diese befindet sich in einem von einem großen Parke umgebenen palastähnlichen Gebäude in der gesundesten und reizendsten Lage, auf einer Anhöhe, von wo man die stolze Donau, den ganzen Halbkreis der so schönen Wiener Berge, die riesige, von zahllosen Ortschaften umwimmelte Kaiserstadt und das berühmte, meilenweite Schlachtfeld, dessen glorreicher, auch von Lenau gefeierter Held, leider vor wenigen Tagen verschied, bis an die Marken Ungarns und Mährens überblickt. Dr. Görgen, der Inhaber dieser von seinem Vater bereits vor vielen Jahren gegründeten Anstalt, ist eben sowohl praktischer Arzt, als auch ein persönlicher alter Freund und Verehrer Lenau's, und die Mutter Dr. Görgens, eine sehr würdige Dame, ist in ganz Wien wegen ihrer ausgezeichneten Umgangsgabe mit Geisteskranken völlig berühmt, so wie auch der Hülfsarzt, Dr. Benesch, bereits durch Jahre in diesem Hause seinem Berufe mit bestem Eifer und Erfolge

sich widmet. Ueberdieß ist es hier auch jedem Kranken frei gestellt, wenn er ein specielles Vertrauen zu einem der Hunderte von Wiener Aerzten hegt, sich von diesem behandeln zu lassen. Wer wollte behaupten, daß darunter nicht der Tüchtigsten zu finden wären? Hofrath Zeller selbst nannte mir gütig den Vorsteher des Armen- und Krankenhauses zu Ypps an der Donau, Dr. Spurzheim, der wohl häufig nach Wien kommt, als ausgezeichneten Irrenarzt. Endlich findet man hier nur Kranke aus der Elite der Gesellschaft und nicht allzu viele, daher ihnen auch der Aufenthalt viel minder unbehaglich wird, als dieß in einer großen allgemeinen Staats-Heilanstalt leicht der Fall seyn kann.

Wenn in einem für die Pfleglinge so splendiden Institute wie das zu Döbling, der Unterhalt nicht sehr bedeutend mehr als in dem weit schlichteren Winnenthal kostet, so kann dieß nur in der edelmüthigen Freundschaft seines Besitzers beruhen; augenscheinlich aber ist, daß die vom scham- und gewissenlosen Vermummten ohne weiters zu Verlassenschafts-Harpyen gestempelten Verwandten Lenau's dessen Versetzung dahin unmöglich aus Ersparungsrücksichten, sondern nur aus edleren, menschlicheren und triftigen Gründen wünschen konnten. Endlich ist ja auch die Regelung der Auslagen für Lenau und die Gebarung mit seinem Vermögen gar nicht einmal Sache seiner unverantwortlich und ganz ins Blaue hinein gelästerten ehrlichen Verwandten, sondern liegt ausschließlich nur in den Händen eines freundschaftlichen, hochachtbaren und wohlbemittelten, vom Gerichte bestellten Kurators, und des hochlöblichen k. k. niederösterreichischen Landrechtes, als gesetzlicher Kuratelbehörde.

Anton Xaver Schurz, Lenau's Schwestermann.

Der Wärter war nun so weit wieder wohl, und Niembsch ebenfalls so leidlich, daß man die Reise Mittwoch den 12. Mai bestimmt antreten zu können hoffen durfte. Als ich am Vorabende den zu bepackenden Reisewagen mir nochmal genau beschaute, und dabei einen Blick durch das offene Thürchen in dessen Inneres warf, sah ich jenen Irren darin sitzen, welcher neulich Niembsch von der Wegreise so eifrig abgemahnt hatte. Obwohl ich ihn bat, doch nur sitzen zu bleiben, stieg er doch aus, um mit mir wieder ein Gespräch anzuknüpfen. Heute war er viel weniger

gegen die Abreise als früher; er wußte auch schon, daß Niembsch ebenfalls wieder in eine gute Anstalt kommen würde, und fand es jetzt ganz in der Ordnung, daß dessen Verwandte und die Oesterreicher den befreundeten und verehrten Dichter zu sich nähmen. Wir schieden unter Handreichung und gegenseitigen guten Wünschen.

Am Abende des 11. um 8 Uhr wurde zu Winnenden der Jahrmarkt unter großem Gefolge eingetrommelt. Um ³/₄9 Uhr begann es heftig zu blitzen und der Himmel trommelte ebenfalls ein. Welchen Einfluß wohl das Gewitter auf den theuren Kranken äußerte, und wie, wenn es uns schon auf dem Wege erreicht hätte? Darauf fruchtbarer, kühlender Regen. Das Gewitter zog sich durch einen großen Theil der Nacht herum, um 2 Uhr äußerte es sich am stärksten. Dieß nächtliche Gewitter war ein würdiger Abschied des schwäbischen Himmels von Lenau. Blitz, Donner, Sturm und Regen; furchtbar und fruchtbar, wild und mild; der Morgen darauf blau und lau.

Niembsch ist angezogen, er hat wieder seinen Zigeunerrock um; auf die Ankündigung, daß nun gereist werden soll, hat er einstimmend genickt. Er war besonders gesammelt und heiter, und nahm recht lieb und artig Abschied, und zwar sogar kurz dankend, von seinem Freunde Zeller, der ihn mit Wehmuth scheiden sah. Es war um 7 Uhr früh. Das Wetterglas stand über Veränderlich gegen Schön. Das lebhafte Marktgewimmel machte ihn etwas stutzen. Als wir im Freien waren, — wir fuhren den nächsten Weg gegen Regensburg, also nach Schorndorf und nicht nach Stuttgart —, wurde das auf seiner Seite mit Bindfäden zugebundene Wagenfenster durch Aufschneiden freigemacht und eröffnet. Nach einer Weile Fahren äußerte er einigemal kurzes, furchtsam scheues Verlangen nach Umkehr; als wir jedoch einmal ordentlich bergab fuhren, nicht mehr. Wir hatten ihm Aussteigen in Schorndorf versprochen. Das geschah denn auch dort. Er trat ins Vorhaus der Posthalterei, wie er aber darin Menschen gewahrte, kehrte er rasch um und gerieth durch eine Nebenthür in den Pferdestall, woraus er sich ebenfalls gleich wieder entfernte. „Der Ort ist frei!“ rief er (man kann hingehen, wohin man will). So eben kam die von mir im Gasthof gegenüber bestellte saure Milch, wovon er etwas genoß.

In Aalen machten wir Mittag. Niembsch ging im oberen Stockwerke des Gasthofes, worin wir abgetreten, unablässig aus einem Zimmer ins andere, auch ins Vorhaus. Im Vorbeigehen nahm er einem der wenigen Gäste seinen Stock aus der Ofenecke. Der zeigte mir es an, ich vertröstete ihn, er würde ihn schon wieder bekommen, nur bäte ich um einige Geduld. Der Wärter folgte Niembsch Schritt vor Schritt und wollte ihm ein paarmal das Weiterschreiten wehren. Da rang Niembsch mit ihm und stöhnte zornig wie ein gereizter Tiger. Darob fragte mich jener Gast, dem ich inzwischen den vom Wärter wiedergewonnenen Stock zurückgestellt hatte: „Ist es denn wirklich hier . . .?" und er wies auf seine eigene Stirne und vollendete nicht. „„Etwas!"" war meine eben so kurze Antwort. Die Küchenmägde kicherten über den Umherzug und steckten die Köpfe zusammen.

Essen und Trinken schmeckte ihm ziemlich. Beim Wiedereinsitzen hatten wir unsere liebe Noth. Er stieg, bevor wir ihn, halb mit süßen Worten, halb mit nöthigenden Händen, in den harrenden Wagen brachten, einigemale ganz ernstfeierlich in seinem braunen, rothbeschnürten, ungarischen Rock den Stadtplatz auf und ab, den Sachsenheimer hinter sich drein, was einen kleinen Auflauf veranlaßte. Wir bestimmten deßhalb, ihn womöglich bis Regensburg gar nicht mehr aussteigen zu machen. Wie im Fluge ging es vorwärts in Folge des doppelten Trinkgeldes, das ich den Postknechten gab. Bei einbrechender Nacht, — es war bereits im Lande Bayern, das da Lenau eben so majestätisch bewillkommte, wie Schwaben ihn entlassen hatte —, fuhren wir von einem Postorte unter Sturm, Regen, Donner und Blitz ab. Zu meiner Verwunderung wirkte das übrigens auch nur kurze Gewitter eben nicht merkbar auf Niembsch, der sich überhaupt im Wagen gut und ruhig verhielt und viel schlief. Zu Neuburg, oder war es in Ingolstadt, wurde Kaffee im Wagen gefrühstückt. Uebrigens waren wir auch mit süßem Gebäck wohl versehen, wovon er öfter genoß. Donnerstag den 13. Mai, am Christi Himmelfahrttage, kamen wir bald nach Mittag gegen Regensburg. Es war schon höchste Zeit dazu. Die schnelle unausgesetzte Reise durch 30 Stunden konnte an und für sich schon nicht ohne aufregenden Einfluß bleiben. Ein Ausbruch wäre übrigens auch bei langsamer abgesetzter Fahrt kaum ausgeblieben; man mußte nur thunlichst

trachten, Regensburg zu erreichen, um solchen dort abwarten oder im günstigen Falle des Ausbleibens Niembsch einer längeren Erholungsruhe genießen lassen zu können. Aber schon eine Stunde vor Regensburg begann der Kranke unruhig zu werden, und den gegenübersitzenden Wärter bisweilen zu schlagen. Zu Regensburg traten wir im Gasthofe am Dampfschiff-Landungsplatze ab, und wir brachten den Leidenden in das abgelegenste Zimmer des ersten Stockwerks. Er bedurfte gereinigt zu werden. Als der Wärter ihn abwusch, fing er am ganzen Leibe heftig zu zittern an und rief entsetzt: „Ich versinke im Meer." Nur mit Mühe konnte ich, der ihn fest umschlungen hielt, ihn beschwichtigen. Darauf brachten wir ihn rasch zu Bette. Er verhielt sich nun ruhig und schien einschlafen zu wollen. Ich benützte die Pause zur Schlichtung zweier Geschäfte. Gerade unter unserem Zimmer war die Dampfschifffahrt-Amtsstube, wohin ich eilte, um den Schiffspavillon, das Zimmerchen unterm Verdeck vorne am Schiffschnabel für morgen zu miethen; dann ging ich auf das königliche Hauptpostamt in die Stadt, um wegen Rückführung unseres Wagens über Ulm nach Stuttgart zu verhandeln, was einige Zeit wegnahm und doch fruchtlos blieb, weil es, wie es hieß, durchaus gegen die bayerische Postordnung wäre. Späterhin tröstete mich ein Jemand, ich möchte den Wagen nur bei ihm in Regensburg lassen, er werde ihn bald zu Schiffe nach Ulm bringen lassen, was nur wenig kostete, etwa 3—4 fl. R. W. Leider fiel aber die Sache ganz anders aus. Der Wagen kam erst gegen Ende Mai nach Ulm, und anstatt 4 fl. rechnete man jedoch das Zwanzigfache, nämlich volle achtzig Gulden an. Es ist immerhin traurig, daß sogar eines so allgemein Verehrten Unglück offenbar ausgebeutet zu werden vermochte. Von Ulm nach Stuttgart wurde dagegen der Wagen ohne geringste Anrechnung durch die württembergischen Posthalter zurückbefördert. So bewies sich Württemberg auch hier als zweites Vaterland Lenau's. Vorzüglichen und vielfachen Dank glaube ich dafür dem königlichen Ober-Poststallmeister Megerlin in Stuttgart zu schulden, welcher sich der Lenau-schen Reise überhaupt durch Rath und That warm annahm.

Als ich ins Gasthaus zurückkam, war oben der Sturm schon ausgebrochen. Niembsch war in eine große Aufregung verfallen, hatte Stühle zerschlagen, und der Wärter hatte ihm mit Hülfe des Hausknechts die

mitgenommene Zwangsjacke anlegen müssen. Der Schiffskapitän im Zimmer unterhalb, vom Geschrei des Tobenden erschreckt, hatte Einsprache gegen desselben morgige Mitnahme erhoben, ungeachtet die Fahrtgebühren bereits berichtigt worden waren. Nur durch persönliche gütige Verwendung des Dampfschiff-Amtsdirektors, Herrn Grafen Reigersberg, unmittelbar beim Herrn Regierungspräsidenten selbst ward dieselbe auf unsere Versicherung hin, daß bis zur Abfahrt des Schiffes ohne Zweifel der Ausbruch vorüber und die Ruhe der Abspannung eingetreten seyn würde, neuerdings zugestanden. Aber der Anfall war dießmal unter den ungewöhnlichen Umständen auch ein ungewöhnlich langer. Der Unglückliche, im Bette regungslos liegend, schrie aus voller Lunge jetzt (der nebenwohnende Reisende mußte darob sein Zimmer verlassen, für welches ich gern die Miethe zu leisten mich erklärte), dann weinte und wimmerte er herzbrechend, dann wieder ging er in schallendes, ausgelassenes Gelächter über, sodann stieß er im entsetzlichen Rausche des thierischen Blutfiebers wilde Gotteslästerungen und garstige Zoten aus. So ging's fort und fort in beständigem Kreislaufe herum.

Der Wächter war gegen Mitternacht eingeschlafen; ich schloß kein Auge. Was war jetzt zu thun? Etwa einen Arzt rufen und eine Heilung beginnen lassen, wie der Gastwirth angerathen? Raserei ist kein leichtes Stäubchen, so der Arzt mit Einem Hauche von der flachen Hand wegzublasen vermag. Was für den Augenblick anwendbar war, hatte ohnehin der wohlunterrichtete, erfahrene Wärter mitbekommen und in der That auch schon angewandt. Andererseits wollte und durfte ich den Kranken nicht zu Schiffe bringen, wenn er bis 3 Uhr Morgens, da solches bedingtermaßen noch vor Tagesanbruch geschehen sollte, nicht schon ausgetobt haben würde. Unterblieb aber die Abfahrt heute, so fuhr das nächste Schiff erst am dritten Tage, und es war überdieß noch der „Ludwig" ohne Sondergemach, und daher ganz unbrauchbar für uns; wir hätten also sogar noch zwei Tage länger auf die Stadt Regensburg zuwarten müssen. Ich ging darum beständig mit mir zu Rathe, wie alsdann die beschwerliche und gefährliche Reise zu Lande fortzusetzen wäre? Da schlug's schon Dreiviertel auf 3 Uhr, und siehe da, plötzlich ward der Kranke still und schlief ein. Seine Kraft war erschöpft. Jetzt stand mein Entschluß rasch

fest. Nach einigen Minuten weckte ich den Wärter, wir kleideten den Leidenden an, obschon er wieder etwas heftig ward, und mit Hand und Fuß zappelnd sich sträubte, und führten den sich immer Zurücklehnenden ins Schiffs-Unterkämmerchen, dessen Bett ihn aufnahm, worin er dann bald sich ziemlich beruhigte.

Die Fahrt nach Linz lief glücklich ab. Er schlief zum Theil oder verharrte doch still, so daß man oben gar nicht merken mochte, es wäre ein Tobsüchtiger im Schiffe. Nur einmal, ich glaube bei Deggendorf, richtete Niembsch sich auf und blickte durch die runden Schiffsfensterchen in die vorüberfliegende schöne Gegend hinaus. Als ihm da aus weiter Ferne die blauen Berge des bayerischen Waldes entgegentraten, rief er freudig: „Hochgebirg? — Wirklich? — — Eine Wiese? — Eine grüne Wiese! — Niems (so nannte er gewöhnlich seinen Namen in der Krankheit) hüpft darauf. — Das ist eine Eiche, hohe Eiche.“ Er lehrte sich gleichsam selbst die entfremdeten Gegenstände wieder kennen. In einer nahen Au des Ufers weideten Kühe; da rief er entzückt: „Hirsche! Schöne Hirsche!“ Gleich darauf aber stöhnte er entsetzt: „Dort tragen sie eine Leiche.“ Wir mußten nur schnell die Vorhänge zuziehen, ihn sanft niederdrücken und beschwichtigen. In Linz brachte uns der Wagen des Wirthes „zur goldenen Kanone“ in sein für uns gastfreundliches Haus, wo wir alle trefflich übernachteten. Auch Niembsch schlief überaus köstlich. Welch ein willkommener Abstich gegen die vorige Nacht!

Dem bayerischen, uns zuerst feindlichen, dann aber freundlichen Schiffskapitän, welcher sehr gefällig sein eigenes Bett zwischen Regensburg und Linz Niembsch zur Benützung überlassen hatte, verehrte ich dafür zum Angedenken jenes Exemplar von Faust, das Niembsch zu Winnenthal selbst gebraucht.

Die Fahrt endlich von Linz nach Wien verlief am Samstag den 15. Mai 1847 ebenfalls ohne allen Anstand. Wir hatten ein Gemach auf dem Verdeck inne, worin Niembsch nur durch dünne Bretter von der übrigen zahlreichen Gesellschaft getrennt war, und gleichwohl hatte kein Ununterrichteter auch nur eine Ahnung von seiner Gegenwart, so sehr ruhig verhielt er sich. Im Ganzen war also unsere gewagte Reise eine recht glückliche. Ich erinnere mich ihrer als der vielleicht wichtigsten

Handlung meines ganzen Lebens mit Befriedigung und Stolz. Ja, stolz bin ich darauf, dem geliebten Oesterreich seinen größten Neudichter heimgebracht zu haben.

So stieg denn vom Dampfschiffe Sophie am Sophientage, dem Namenstage seiner geliebtesten Freundin, Nachmittags um 4 Uhr zu Nußdorf der Langverbannte, ein geistiger Odysseus, aus kaum erkannte, heimische Ufer, von seiner abwärtsstehenden, durch ihre Töchter von ihm fast nicht zurückzuhaltenden, treuen Schwester Therese mit rinnenden Zähren bewillkommt, und eine halbe Stunde darauf war er nun denn doch dort, wohin er früher einmal durchaus nicht gewollt, in der Irrenanstalt seines Freundes Görgen zu Oberdöbling. Vor Jahren war er nämlich einmal mit diesem dahin gefahren, wollte aber mit ihm, trotz dessen Einladung, nicht ins Haus. „Nein, nein, durchaus nicht!“ sprach er kopfschüttelnd, „Ihr kriegt mich vielleicht ohnedieß einst noch früh genug hinein!“

Ueber den Aufenthalt Lenau's in Döbling habe ich von den Besuchen her, die ich ihm dort, gewöhnlich in jeder Woche einen, abstattete, einige Aufschreibungen, wovon ich das Wesentlichere mittheilen will.

Sein Winnenthaler Wärter, der wackere Sachsenheimer, entschloß sich schon nach einigen Tagen wieder heimzukehren. In Döbling ist es Hausordnung, daß ein Kranker nicht einen eigenen ausschließlichen Wärter bekomme, sondern es sind dieser ziemlich viele, die in der Regel täglich wechseln, so daß jeder Kranke Tag für Tag von einem andern Wärter bedient wird, bis er nach Verlauf einer Woche immer den ersten Wärter wiedererhält. Hierein hätte sich Sachsenheimer, der nur allein immer gerne um Niembsch geblieben wäre, nur schwer finden können. Und darum schied er lieber gleich. Kurator Bach gab ihm aus den Lenauischen Freundschaftsgeldern zu seiner vollen Zufriedenheit ein ansehnliches Geschenk, wovon er nur einen geringen Theil auf seine Heimreise verwendet haben dürfte. Am 30. Mai Morgens war er schon wieder in Winnenthal, wo ihm Hofrath Zeller sogleich eine Stelle bei einem unlängst angelangten russischen Baron bot, der ihn und den er bald recht lieb gewann. Aber ein Niembsch war das doch nicht!

Sachsenheimer wurde später vom Direktor der Irrenanstalt zu Sankt Pirnimsberg im Kanton St. Gallen in der Schweiz, Dr. Ellinger, dem

ehemaligen Hülfsarzt zu Winnenthal, als Oberwärter dorthin berufen, wo er sich wohl noch befindet.

Niembsch wurde anfangs zu Döbling von mehreren seiner Freunde besucht. Zum Theil schien er sie zu erkennen, zum Theil auch nicht. Sonderbar ist, daß er beim Anblick seiner Freunde Ludwig und Moritz v. Dürfeld, mit denen er doch, besonders mit dem ersten, sehr vertraut gewesen war, ganz unempfindlich und stumm blieb; dagegen aber, als er zugleich den dritten Dürfeld, einen Jägerofficier, mit dem er nur selten zusammen gewesen, erblickte, alsbald — obschon derselbe bürgerliche Kleider trug — ausrief: „Ah, der Jäger!"

Als man ihm in den ersteren Tagen erzählte: „Erzherzog Karl wäre gestorben," sprach er: „Erzherzog Karl stirbt nicht!"

Einige Zeit nach seiner Ankunft wurden Besprechungen über seinen Zustand gehalten, die erste in Döbling am 15. Juni von den Aerzten Freiherrn v. Feuchtersleben, Roman Seligmann, Ludwig Rigler und Görgen, im Beiseyn des Kurators Dr. Bach, des Dichters Frankl, des Tonsetzers Dessauer und endlich meiner; die zweite sodann in Wien am 5. Juli bei Bach, ohne Görgen, der damals krank darniederlag. Ueber diese letztere Berathung las man in der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 19. Juli 1847, Z. 200.

♀ Oesterreich. Wien, 15. Juli. Die große Theilnahme, die das traurige Geschick des unglücklichen Dichters Lenau in der Brust jedes gebildeten Deutschen weckt, und die liebevolle Aufmerksamkeit, die Ihr Blatt ihm fortgesetzt widmet, veranlaßt mich, Ihnen ein Näheres mitzutheilen, wie es aus der vor einigen Tagen stattgehabten ärztlichen Berathung hervorgeht. Der Kurator des Kranken, Herr Dr. Alexander Bach, vereinigte die renommirtesten Aerzte unserer Residenz, den k. k. Regierungsrath und Leibarzt Sr. Majestät des Kaisers, Seeburger, den Dekan der medicinischen Fakultät, Dr. Freiherrn v. Feuchtersleben, den Docenten der Geschichte der Medicin, Dr. R. Seligmann, den kaiserlichen Rath und Professor Dr. Schroff, den kaiserlichen Feldarzt Dr. Rigler, zu einem Consilium, das an dem Kranken in überwiegender Diagnose ein organisches Gehirnleiden erkannte, welches nach jetzt zum erstenmal, wohl auch nur in Wien, wo Lenau den größten Theil seines Lebens zubrachte,

möglichen, genau zusammengestellten Berichten, die Zeichen eines körperlichen Leidens bedeutend früher auftreten läßt, bevor eine psychische Alteration sich bemerkbar machte, und bevor verschiedene innere und äußere Einflüsse hinzukamen, denen man eine so traurige Wirkung beimessen muß. Die Prognose der Aerzte lautet höchst traurig, und die Therapie beschränkt sich auf ein entschiedenes Abweisen irgend einer heftig einwirkenden Methode. Das Verhalten des Kranken ist ein ruhiges; sehr heitere Stimmung wechselt mit tiefer Versunkenheit ab. Musik, wiewohl er selbst die ihm mitgetheilte Violine und Guitarre abweist, übt einen sichtlich wohlthätigen Einfluß auf ihn, und man kann ihn da singend einfallen hören; wenn sie stürmisch wird, sagt er wohl auch: „Nur leise!“ Sein Aussehen ist kräftig vegetirend; reinlich gekleidet, mit einer dampfenden Cigarre empfängt er gern Besuche von Freunden in dem schönen Garten der Anstalt des Dr. Görgen in Döbling, das nur eine Viertelstunde von Wien entfernt und heiter gelegen ist. Die Freunde, die ihn häufig besuchen, sind nicht immer sicher, daß er sie erkennt, vorzüglich, wenn er, wie an manchen Tagen, nur unartikulirte Laute ausstößt.

Auf dem Heimwege von der ersten Berathung hatte mir mein Vetter, der kaiserliche Oberfeldarzt und damals Chefarzt des Wiener Militärspitals, Ludwig Rigler, erzählt, daß er früher in einer von ihm errichteten und geleiteten Kaltwasser-Heilanstalt bei Innsbruck in Tyrol auch Irrsinnige recht glücklich mit kalten Sturzbädern behandelt habe, und beigefügt auf mein Befragen, daß solche möglicherweise auch noch bei Niembsch von Erfolg seyn könnten. Ich machte daher dießfalls eine Anregung bei der zweiten Berathung mit dem Erachten, daß, da Niembsch ohnedieß schon verloren gegeben würde, man immerhin auch noch dieß äußerste Mittel zu versuchen wagen sollte. Allein alle Stimmen der übrigen Herrn Kunstmänner vereinigten sich dahin, daß man bei dem überaus wasserscheuen, kaum mit einem feuchten Schwamme berührbaren Kranken dadurch leicht die gewaltigsten Aufregungen, ja seinen augenblicklichen Tod veranlassen könnte, weßhalb sie sich entschieden dagegen aussprechen müßten. Da auch der Herr Kurator dieser Ansicht beipflichtete, mußte ich selbstverständlich von meinem Antrage abstehen. Dieß strenge Mittel hätte auch,

wie ich nunmehr glaube, bei der schon so weit vorgeschrittenen Krankheit höchst wahrscheinlich nicht gefruchtet, und der arme Niembsch ist durch dessen Unterlassung wohl nur noch größeren Aufregungen und Schmerzen entgangen.

Er bewohnte zwei hübsche, gemalte und getäfelte Zimmer im ersten Stockwerke, zunächst an der Hauptstiege rechts, mit der Aussicht in die Berge nach West und Nord.

Am 6. Juli 1847 Abends ging ich mit ihm auf dieser Stiege, deren Geländer mit Büsten von Weltweisen, Dichtern und Aerzten von Schaller schön verziert ist, in den Billardsaal des zweiten Stockes hinauf. Einmal, wie Frankl S. 124 berichtet, machte ihn Görgens Mutter auf diese Büsten aufmerksam: „Sehen Sie, Herr v. Niembsch, dieß ist der Dichter Homer!“ „„Ah, Homer! Niembsch ist auch ein großer Dichter.““ „Dieß ist Platos Büste“ — „„der die dumme Liebe erfunden hat!““ ergänzte er mit schallendem Gelächter. Oben im Billardsaal, der nach Osten und Süden sieht, erfreute sich heute Niembsch des Anblicks der prächtigen Gegend und zumal des aus dem weitergossenen Häusermeere Wiens hochaufragenden, eisenschwarzen Stephansthurms, den er sogleich bei Namen nannte. Die fernen ansehnlichen Gebirge jenseits mit dem langgestreckten Anninger bei Mödling hieß er: „Hochstein,“ und er sah sie zusehens wachsen und wachsen, gar ungemein. „Das ist Gott!“ rief er staunend aus. Dessauer kam und wir gingen wieder hinunter mit Niembsch, in dessen erstem Zimmer ein Flügel stand. Meister Dessauer begann zu spielen darauf, Niembsch aber alsbald so lebhaft dazu zu singen, daß jener rasch aufhören mußte, um ihn nicht allzusehr in Feuer und Flammen zu bringen.

Seine Schwester Therese hatte sich für die Monate Mai bis Juli nicht einmal nach ihrem etwas entlegenen Sommersitze in Weidling, sondern in das nächste Ort bei Döbling, nach Heiligenstatt gezogen, um nur ihrem Bruder nahe zu seyn und ihn öfter besuchen zu können. Als dieß das erstemal geschah, betrachtete er sie sehr lange und freundlich, zuletzt aber kamen über ihre Thränen, die sie nicht zurückzuhalten vermochte, auch ihm Thränen in die Augen. Auch an den in seiner mehr als dritthalbjährigen Abwesenheit weiblich herangewachsenen jungen Nichten schien er Wohlgefallen zu finden.

Sophie erschien fleißig alle vierzehn Tage, obwohl Görgen vorläufig nur Einsicht, nicht Eintritt zu Niembsch gestattete. Sie durfte bloß durch die Spalte der nicht ganz geschlossenen Thür ihn sehen. Späterhin aber trat sie immer ein. Nur das erstemal regte ihn ihr Anblick auf. Auersperg, welcher regelmäßig, so oft er nach Wien kam, bei dem kranken Freunde einzusprechen pflegte, that dieß auch im August 1847 auf seiner Heimreise von Helgoland, ihm Gruß von Häring in Berlin bringend, was ihn erfreute. Niembsch war ziemlich wohl und lud seinen Freund zum Sitzen ein; mir aber bot er am 15. August, was er früher in Döbling noch nie gethan, die Lippe zum Kusse, als ich bei ihm eintrat. Hierauf gingen wir in den Garten, wo er sich in mich einhing. Ich sprach von Auerspergs neulichem Besuche bei ihm. Da frug er mich lebhaft: „Ist sein Sohn bei ihm? Was lehrt er ihn denn?“ Da ich ihm keine Auskunft wußte, setzte er noch dringender hinzu: „Ich möchte dieß wissen, es interessirt mich;“ worauf ich Erkundigung einzuziehen versprach.

Am 19. August fand ich ihn traurig und still. Er saß im ersten Zimmer gleich an der Thür und lächelte mich sanft an.

Hierauf begehrte er den Schlüssel zum Flügel und Noten. Er suchte nun Accorde zusammen, nicht immer harmonische, mit der linken Hand stets zuerst, als der ungeschickteren, die schwieriger sich zurechtfände. Glaubte er sie endlich beisammen zu haben, so wiederholte er sie mehrmal, mit aufgezogenen Brauen, aber ohne in die Blätter zu blicken, und wichtig, jedoch sanft rufend: „Das ist schön!“ Dann blätterte er um und suchte wieder nach neuen Griffen, lange das liebliche, harmlose Spiel fortsetzend, bis er zuletzt, ohne auch nur ein einzigesmal heftig angeschlagen, oder, wie sonst gewöhnlich, darein gesungen zu haben, den Flügel wieder schließen ließ.

Am 7. September 1847 war er merkwürdig besonnen und redselig. Er empfing Benesch überaus freundlich und mit „guten Morgen“ und lud ihn zum Sitzen ein. Darauf sprach er:

„Heut' möcht' ich in die Stadt.“

„„Zu wem?““

„Zu meiner Schwester.“

„„Warum denn?““

„Ich muß ihr ja danken."

„„Wofür?""

„Weil sie mir Zwieback gebracht."

„„Schade nur, daß es eben heute so stark regnet.""

„So?"

„„Sehen Sie nur selbst! Es schüttet ja ordentlich.""

„So muß man es seyn lassen. Aber haben Sie nichts zu lesen?"

„„Was wünschten Sie wohl?""

„Was immer! Geschichtliches."

„„Vielleicht mit Bildern?""

„Wie immer! Aber nur bald!"

Ein so gesundes und langes Gespräch hat Niembsch zu Döbling weder früher noch später mehr gehalten. Benesch ging, verfügte sich aber noch zu einigen leidenden Frauen. Bald erreichte ihn dort ein Bote von Niembsch und mahnte ihn um die Bücher. Benesch brachte ihm nun unverzüglich das Weltpanorama mit Bildern. Allein die gute Zeit war vorüber und mit ihr die Leselust. Er besah zwar etwas die Bilder, legte jedoch das Buch bald hinweg.

Eine oft viertelstundenlange Unterhaltung war für Niembsch, daß er den Tisch vorne mit beiden Händen sehr sacht emporhob, bis derselbe auf den Hinterfüßen in der Schwebe zum Umschnappen sich befand, worauf er ihn eben so behutsam und unhörbar leise wieder niederließ und das Kunststück von neuem begann. Auch die Möbeln im Zimmer rastlos umherzurücken, machte ihm oft viel Zeitvertreib.

Anfangs Oktober 1847 sagte Niembsch, als er wieder zu speisen beginnen sollte, zu Benesch: „Aber heut' ess' ich das letztemal. Das ist schon so fade!"

Am 17. Oktober. Niembsch gefiel es heute wieder am Ruhebett zu schieben und zu heben. Ueber eine Weile faßte er den Lederpolster desselben sehr zart an den Enden mit beiden Händen und erhob ihn höchst feierlich langsam mit ausgestreckten Armen bis über die Stirne, worauf er ihn so sacht, daß es kaum bemerkbar war, wieder auf den Tisch niedersenkte, die Hände leise davon abzog und dieselben einigemal wie schwebend hin und her bewegte, während er wohltönend säuselnd athmete. Es war ein heiliger

Wahnsinn, der da Richtiges als wie Wichtiges betrieb. Der Dichter des Savonarola las wieder einmal Messe, wie er einst als sprossender Knabe in Ungarn gethan.

Später saß er mir dann gegenüber, mit dem Rücken gegen das Fenster, in seinem eigenen Schatten, gesunkenen Hauptes, bewegungslos, grabstill. So mochte voreinst Hiob, über sein Elend brütend, gesessen haben.

Am 24. Oktober 1847 hob er mit seiner vollen Baßstimme — mir däuchte seine Stimme sey in gesunden Tagen viel weniger tief gewesen — kräftig zu singen an. Dabei schnappte sie ihm aber einmal unabsichtlich in die Fistel über, so daß es an Alpengejodel mahnte. Und richtig ward auch bei ihm sogleich die Erinnerung an seine vielgeliebten Alpen lebhaft rege. Er jodelte nun, so gut es ging, vorsätzlich frisch drauf los, stets lauter und lauter, wozu er sich eine Weile auf die Zehenspitzen erhob, dann aber sich rasch auf die Bank niederließ, den Kopf beinahe zwischen die Füße niedersteckte und dabei aus vollem Herzen hell aufjauchzte, zugleich mit beiden Füßen wie ein Steirertänzer stampfend und strampfend.

Wenn Niembsch der Enkelin der Frau Görgen, ihrer Tochter Töchterlein, begegnete, war er immer sehr freundlich gegen dieselbe. So hatte er auch noch im Wahnsinn Kinder gern, wornach ihn immer so sehr verlangte. Merkwürdig ist, daß die alte Frau der Großmutter Lenau's, der Oberstin Niembsch, auffallend ähnelte, und zwar nicht nur an Gesicht, Gestalt, Haltung, Alter, sondern auch sogar in Umgangsweise, Ausdruck, selbst Tracht, vielleicht auch in Gesinnung und Denkungsart. Mir sind keine so gleichen Menschen jemals vorgekommen. So wollte gleichsam, die lebend um ihn oft so heiß gekämpft, auch in ihrem Tode noch ihn besitzen.

Am 19. November 1847 erzählte mir ein Wärter, Niembsch habe ihm im Sommer einmal beim Lustwandel im Garten auf die Frage: „Wissen Sie, daß Sie der Herr v. Niembsch sind, der Große?" geantwortet: „„O, Niems ist jetzt klein geworden!""

Der „Wiener Humorist," Z. 306 von 1847, theilte mit: „Der unglückliche Lenau hat kürzlich gegen eine ihn besuchende Dame eine Aeußerung vorgebracht, welche wie ein schimmernder Strahl des niedergedrückten poetischen Genius aus der Geistesumnachtung des Dichters aufblitzte. Lenau sagte nämlich zu der Dame: „Ach, wie Sie schön sind!" „„Was fällt

Ihnen ein, lieber Lenau! Ich bin ja alt und gar nicht schön!"" Darauf erwiederte Lenau: „Man muß Sie nur sehen, wie ich Sie sehe, mit den Augen des Herzens!"

Der Wiener Märzjubel schlug vergeblich an Lenau's Ohr, und er, der da sang:

„Nicht läßt der Sonnenaufgang sich verhängen
Mit Purpurmänteln und mit schwarzen Kutten."
(Die Albigenser. Schlußgesang.)

war mit offenen Augen blind für die Sonne der Freiheit, als sie, die lange von ihm schon vorherverkündete, endlich doch emporbrach.

Auerbach berichtet: „Als Lenau noch in Winnenthal war, glaubte ich zu seiner Heilung mehr als ein Anderer mitwirken zu können, und erbot mich dazu; es konnte mir nicht gewährt werden, und als ich in Wien war, sah ich ihn nicht wieder. Hatte mir ja Anastasius Grün erzählt, daß er ihm im März 1848 zugerufen: „Wir sind frei!" und er gab kein Zeichen des Verständnisses." — Hier obwaltet insofern eine Verwechslung, als nicht Grün selbst, sondern Bauernfeld solchen Entzauberungsruf versuchte. Ersterer hatte gegen Auerbach dieses Versuchs nur im Allgemeinen als geschehen erwähnt.

Ein sehr schönes Gedicht richtete damals Seidl an Lenau, worin er vor diesem ausruft:

Nein, du bist nicht zu retten:
Die Ketten fallen nicht von deinem Sinn
Beim Schall von eines Volks gesprengten Ketten!
(Album österr. Dichter, S. 367.)

Es war nun die Zeit gekommen, wo Oesterreich seinen ersten Dichter, den bisher kaum geduldeten, nur verstohlen verehrten, endlich einmal öffentlich feiern und bekrönen hätte können; aber er war zu groß für die vergängliche Flitterkrone aus irdnen Händen und die ewigen Götter wälzten die undurchdringliche heilige Nacht des Wahnsinns um ihn herum, gleichwie sie schon früher einmal seinen Geistes- und Leidensbruder, den unsterblichen Tasso, der irdischen Krönung durch die Nacht des Todes entzogen.

Um diese Zeit übergab ich Seidl auf seine Bitte um einen Beitrag von Lenau für das Taschenbuch: „Aurora," dessen silberne Hochzeit mit

dem Jahrgange 1849 gefeiert werden sollte, desselben letztes, so schönes Gedicht: „Blick' in den Strom." Da die Zeitereignisse das Erscheinen der „Aurora" für 1849 verhinderten, so ist jenes Gedicht erst im Jahrgange 1850 zu finden. Seidls Taschenbuch Aurora, welches für 1828 am allerersten ein Gedicht von Lenau gebracht hatte, ist also, gleichwie es dessen Wiege war, so auch sein Sarg.

Den 10. April 1848, Nachmittags, war ich mit meiner Frau und meiner ältesten Tochter bei Niembsch. Er betrachtete insbesondere seine Nichte äußerst aufmerksam, mit wichtiger Miene nickend, und sogar einmal murmelnd: „Gut!" Seine Schwester hatte ihm viel Mandelgebäck mitgebracht, das ihm weidlich schmeckte. Als er gewahrte, Benesch hielte ein Stück davon noch in der Hand, schlug er sich selbst sanft auf den Mund, um anzudeuten, daß er auch dieß noch essen wollte. Wie er damit auch fertig war, nahm er Benesch die Papierhülle aus der Hand, aber sie war schon leer, und zornig darob, knitterte er dieselbe zusammen, ward im Gesicht krebsroth und dräute der armen Nichte, die ihm das unzulängliche Geschenk überreicht, so daß sie zitternd mit der Mutter sich eiligst ins Nebenzimmer zurückzog. Nach einiger Zeit kehrten die Flüchtigen wieder. Nun forderte Benesch ihn auf, im Zimmer ein bischen umherzugehen. Er erhob sich zwar von seiner Rohrbank, aber nur um sich sogleich wieder auf einem unfernen weichüberpolsterten Stuhl niederzulassen. Und alsbald begann er hierauf wie der blutdürstigste Wütherich die entsetzlichsten Fratzen zu schneiden. Er versuchte einmal wieder seine alte Kunst der Gesichtsverzerrung, wie als Knabe schon in Pesth, und womit er einst als Mann die Magd meiner Mutter so in Schrecken gejagt, daß sie für verrückt ihn ausschrie (September 1834). Da sagte lächelnd seine Schwester zu ihm: „Aber, Franzi, du mußt uns ja nicht so stark erschrecken!" und wie eine Bombe birst, platzte er plötzlich in Gelächter darüber aus. Hierauf geschah es noch einigemal, daß er zu frischen Fratzen sich anzustrengen versuchte, aber immer — was äußerst bewußt und wohlbedachtsam, dabei auch sehr schelmisch ließ — konnte er vor überwältigendem Lachen nicht dazu mehr kommen, und wir lachten stets dann auch, allem Elende zum Trutz, getreulich mit. Es war ein gelebtes Shakespeare'sches Spaßtrauerspiel.

Der wilde Geschützdonner über Wien im Oktober 1848 behelligte Niembsch ebenso wenig, als es der Märzjubel gethan, so dumpf war der Welt schon sein Ohr. Einmal verirrte sich eine Kanonenkugel von den nahen Linienwällen Wiens sogar in den Institutsgarten.

Die Wiener Buchhandlung Pfautsch und Voß beabsichtigte ein „Album österreichischer Dichter“ herauszugeben, bestehend in einer Auswahl von deren Gedichten mit einer kurzen Lebensbeschreibung und einem treuen Abbilde derselben. Lenau sollte den Reigen eröffnen und ich ward darum ersucht, seinen Lebensabriß zu liefern und ein Bildniß von ihm dem Stahlstecher zu verschaffen. Der ersten Aufgabe genügte ich bis Hornung 1849, dem Stahlstecher Kotterba aber lieh auf meine Verwendung Lenau's Freundin Sophie ein Bildniß von ihm, das vor Jahren einer seiner Freunde, Ritter von Frank, gemalt. Als der Stich beinahe schon fertig war, verfügte sich der Künstler mit mir nach Döbling, um sein Werk mit dem lebenden, aber freilich schon sehr veränderten und entstellten Urbilde zu vergleichen. Er änderte darnach noch Einiges. Niembsch sieht mir in demselben ein wenig zu unschwunghaft und säuerlich darein. Ich gebe seinem Bildnisse, welches vor seinen bei Cotta aufgelegten Gedichten sich befindet, den Vorzug.

Am 23. April 1849, Vormittags, war Dichter Frankl bei mir im Amte mit dem Vorschlage, Lenau von Aigner malen zu lassen, wornach dann Bildhauer Hirschhäuter ein kleines Standbild fertigen wollte. Nachmittags theilte mir Benesch in Döbling mit, Lenau's Freundin, welche Vormittags außen gewesen, habe sich erboten, zu diesem Zweck auch ein Lichtbild zur Benützung stellen zu wollen, das sie von Niembsch aus dem Herbstmond 1844 besitze.

Frankl und Aigner waren miteinander zuerst am 15. April bei Niembsch, dann wieder am 27. Den letzten Besuch erzählte Aigner selbst im Wanderer vom 24. August 1850, Z. 399:

Lenau's Portrait.

Aus meinem Skizzenbuch. Von J. M. Aigner.

Im Frühsommer voriges Jahr kam eines Tags der Dichter L. A. Frankl zu mir und stellte an mich das Ersuchen, mit ihm nach Döbling

in die Irrenanstalt des Dr. Görgen zu gehen, um dort das Porträt des unglücklichen, geisteskranken Dichters Lenau zu malen. Bereitwilligst sagte ich zu.

Den nächsten Tag begaben wir uns hinaus. Schon beim Eintritt in die Anstalt überkam mich ein ganz eigenes, ängstigendes Gefühl, erzeugt durch den Gedanken an das fürchterliche Loos der Bewohner dieses Hauses. Der uns empfangende, die Anstalt beaufsichtigende Hausarzt, auf unser Kommen schon vorbereitet, geleitete uns in das Zimmer, wo sich Lenau befand.

Ein wahrhaft erschütterndes Bild zeigte sich uns. In einem braunen Lederstuhl saß die gebrochene Gestalt mit der kranken Seele, ein gelblich-bleiches Gesicht, langes, hinter die Ohren gestrichenes Haar, voller Bart und ein Auge, so voll Leiden und ganz unbeschreiblicher Wehmuth, begegnete fragend meinem Blick; auf die leise, freundlich gegebene Erklärung des Arztes, daß er jetzt gemalt werde, stieg ein die Seele mir zerschneidendes Wimmern aus seiner Brust als Antwort auf. Aufmerksam folgte er mit den Augen allen Vorbereitungen, die nöthig waren, bis er zum eigentlichen Sitzen kam. Endlich konnte ich beginnen, fieberhaft aufgeregt entwarf ich rasch mit Kreide auf Leinwand die Contur und fing zu malen an.

Zusammengekauert, die Hände auf der Brust gefaltet, den Kopf gesenkt, begegnete der Strahl seines Blickes immer dem meinigen, so oft ich ihn ansah, aber regungslos ließ er mich gewähren, nur stieg in immer kürzeren Zwischenräumen der leise, tiefeinschneidende, wehklagende Ton aus seiner Brust, der mich so ergriff, daß ich meiner kaum mehr mächtig war; langsam drängte sich eine Thräne aus meinem Auge, und schmerzhaft folgte mir eine zweite, die mein Schauen verdunkelte; in demselben Momente stößt der Kranke ein krächzendes Geschrei aus, zitternd und mit grimmigen Blicken, und streckte seine Zunge aus dem weit geöffneten Munde mir entgegen! — Ich war erstarrt! Schnell stürzte der Wärter herein, ihn zu beruhigen, und mich nicht minder, indem man mir erklärte, das sey bei ihm etwas ganz Gewöhnliches, und seit Monaten wäre er nicht so lange ununterbrochen ruhig gewesen.

Nach diesem Vorfall war es mir unmöglich mehr etwas zu machen an dem Bilde, halbvollendet mußte ich es stehen lassen, und wurde erst

wieder ruhig, nachdem ich von dem verhängnißvollen Hause weit weg war.

Dieß Bild ist wohl getroffen. Niembsch hat darauf ein fast erzväterliches Ansehen und gemahnt mich viel an seinen edlen Großvater. Die Seelenlichter, die Augen mit ihren scheuen Blicken, nicht ganz in gegenseitigem Einverstand, verrathen allein, doch deutlich, den schweifenden Sinn. Frankl besitzt das erste Bildniß; ein zweites, eben auch von Aigners Hand, Therese.

Am 3. Oktober 1849 hatte Niembsch nach dem Essen lange wie tiefnachdenkend, stumm gesessen, sodann aber den Wärter, einen neuen, gar kläglich angeblickt, worauf er unter Seufzen und Schluchzen so heftig in Thränen ausbrach, daß sein Taschentuch, womit der Wärter ihm sie abtrocknete, wie eingetaucht naß ward. Wohl oft mußten ihm Vergangenheit und Gegenwart erdrückend auf dem Gehirne lasten. Als der Wärter, ein gewesener Krieger und ein harter Tscheche, von mir hörte, der Arme leide nun schon so durch volle fünf Jahre, wünschte er ihm vom Grund der Seele den Tod. Niembsch mochte dieß wohl auch sich selbst oft thun, denn als am 12. Oktober Nachmittags, während ich bei ihm war, vom unfernen Döblinger Friedhofe absatzweise Posaunengesang herüberscholl, horchte er gespanntesten Ohrs auf.

Am 23. Oktober fand ich Niembsch nicht mehr in seinen beiden Gemächern zunächst rechts an der Hauptstiege im ersten Stocke; er war schon in ein Zimmer des ersten Stocks, zunächst an der zweiten oder Nebentreppe, gegenüber der Thür, welche diese abschließt, übersiedelt worden, weil in diesem Gemache, dessen Thür nicht in den Haupt-, sondern in einen kleinen Nebengang mündete, sein störendes Geschrei weniger gehört werden würde. Ueberdieß bekamen die Thüren darin in den Nebengang und in das Nachbargemach — jene eine Vor- und diese eine Verschallungsthür. Heute aber saß er ganz lautlos und unregsam.

Am 14. Hornung 1850 begleitete mich Therese. Sie fand ihn außerordentlich traurig verändert. Das magere, scharfe, gelbe Antlitz erschien ihr leichenhaft, zumal da er sich auch ganz starr und stumm verhielt. Wir blieben lang. Das Bild, das Therese heimtrug, war ein sehr trübes.

Am 18. Nach meinem Weggange begann er — wie der Wärter später erzählte — heftig zu weinen. Bei einem solchen Weinen soll er auch sein letztes Wort auf Erden gesprochen haben. Frankl erzählt S. 125: „Im Jahre 1849 wurde Nachts im Zimmer Lenau's ein heftiges Weinen gehört. Dr. Benesch eilte hinein, und auf vieles Fragen, was ihm denn fehle, antwortete er weinend: „Der arme Niembsch ist sehr unglücklich!" Es war dieß nach langer Dumpfheit ein überraschendes Aufflackern — ein Verlöschen. Diese Worte waren die letzten Lenau's auf Erden.

Wie wahr sang er:

„Du geleitest mich durch's Leben,
Sinnende Melancholie!
Mag mein Stern sich strahlend heben,
Mag er sinken — weichest nie!
(„An die Melancholie.")

Am 26. Hornung besuchte ihn Therese mit ihrer zweiten Tochter ohne mich. Er war davon so angeregt, daß er sichtbar, freilich vergeblich, Anstrengungen machte, etwas zu sagen. Dieß rührte seine Schwester dermaßen, daß sie laut weinen mußte. Auch schied sie von ihm sehr traurig.

Am 4. April 1850, als Therese mit ihren beiden ältesten Töchtern zum Besuche erschien, fand sie ihren Bruder nicht mehr im ersten Stockwerke, er war bereits am 2. April in ein ebenerdiges Zimmer überbracht worden. Als die Wärter ihn hinunter trugen, wobei deren verschlungene äußere Hände den Sitz, und die inneren die Rückenlehne für ihn bildeten, gefiel ihm diese Art lebendiger Lehnstuhl so baß, daß er darob wieder einmal weidlich zu lachen begann; aber bald stellte sich Husten bis zum Ersticken ein und er mußte zu lachen aufhören. Um jetzt zu ihm zu gelangen, mußte man aus dem langen Hausgang zu ebener Erde durch die erste Thür zunächst der großen Küche gegen den Garten zu, in ein kleines Vorgemach, worin der Wärter gewöhnlich war, und dann ins Zimmer daneben treten. Dieses ist nur gedielt und genießt wegen des höher liegenden Gartens, von dem es durch eine Rampe getrennt ist, keiner drei Schritte Aussicht, woran nun aber auch Niembsch nichts mehr gelegen seyn konnte. Uebrigens ist es wegen der Richtung gegen Morgen-Mittag doch trocken, auch hinlänglich geräumig und sehr still. Das kleine

Vorgemach gewährte den Vortheil, daß man Niembsch auf ein Weilchen dahinbringen konnte, um inzwischen sein Wohnzimmer durch Eröffnung der beiden Fenster zu lüften. Auch hat dieß Wohnzimmer das Gute, daß man darin wegen seiner Abgekehrtheit die bei uns häufigen und heftigen Weststürme fast gar nicht hört. Endlich konnte auch Niembsch daraus — und dieß wurde als Hauptzweck der abermaligen Uebersiedlung bezeichnet — mit Vermeidung jeder Stiege leicht ins nahe Badegemach und in den Garten getragen werden.

Niembsch lag heut ganz ruhig. Therese küßte ihn, worüber ihm eine Thräne ins Auge stieg und dieß geröthet ward. Er erkannte sie noch wohl und auch seine Nichten sah er öfter freundlich an.

Am 16. Juli 1850 ging ich mit Bildhauer Hirschhäuter nach Döbling, damit er Lenau wiedersehen und darnach etwa an dessen in Thon fast schon vollendetem Standbildchen noch einiges verändern könne. Er bemerkte an Lenau insbesondere ganz gerade, ungewölbte Augenbrauen, zwei starke senkrechte Stirnfalten oberhalb der Nasenwurzel und den Kopf oben wie abgeflächt und eckig. Die Statuette hat um so viel mehr Verdienstliches, als der Meister den Dichter in seinen gesunden Tagen fast nicht gesehen hatte. Nur die Wahl der Stellung — nach Frankls Wink und Rath stark vornübergebeugt und gebrochen, und hierdurch auch das Gesicht etwas ruhig, schlaff — will mir nicht so ganz zu Sinn. Mir däucht, der tiefe Denker stehe also gebeugt und blicke niederwärts; der hohe Dichter aber stehe straff und schaue aufwärts. Ich sehe daher in diesem Abbild den tiefen Denker zwar — das war Niembsch ebenfalls — nicht aber so sehr den kühnen, gewaltigen Sänger. Wir haben hier also eher Niembsch, denn Lenau vor uns.

Um diese Zeit war Niembsch schon sehr übel, meistens lag er mit geschlossenen Augen, sehr blaß und eingefallen. Gottlob, der langen unhebbaren Leiden Ende nahte!

Am 10. August 1850 brachte eine Morgenzeitung die Nachricht, Lenau läge auf dem Sterbebette. Ich eilte, als man mir dieß mittheilte, um 11 Uhr Vormittags aus meinem Amte nach Döbling. Niembsch war den Tag vorher mit der letzten Oelung versehen worden, ohne daß man mich davon früher gehörig benachrichtigt hatte, daher ich zu meinem

Leidwesen nicht dabei zugegen war. Er soll den Geistlichen sehr aufmerksam angesehen haben, und jeder seiner Bewegungen und Handlungen unverwandt mit den Augen gefolgt seyn. Man veranlaßte solches nicht so eben, weil er schon sehr gefährlich gewesen wäre, sondern aus Vorsicht, weil er möglicherweise denn doch einmal schnell ersticken könnte, indem er beim Husten nichts mehr heraufbrachte. Ich fand Niembsch sogar merklich besser, als vor drei Tagen, wo ich ihn zuletzt gesehen. Auch Arzt Benesch (Görgen war eben zum Gebrauche der Bäder in Baden bei Wien) erachtete, Niembsch würde vielleicht noch wochenlang ausdauern, zum allermindesten aber doch noch Eine Woche, daher mein bereits eingeleiteter sechstägiger Gesundheitsausflug in den eben eintretenden amtlichen Staubferien nach Güns in Ungarn sich unbedenklich unternehmen ließe. Ich schied also mit dem Entschlusse, längstens am nächsten Samstag den 17. August wieder zurück zu seyn, eilte sogleich nach Wien, setzte mich in einen Eisenbahnwagen und fuhr ab. Die Witterung begünstigte mich, und die für mich neuen Gegenden, die ich besuchte, waren herrlich, allein mich nagte beständig der Gedanke: wenn Niembsch in deiner Abwesenheit doch stürbe, das würdest du nie verschmerzen können. Ich entschied mich daher, auch meine nur kurze Reise noch zu kürzen, und Mittwoch am 14. Abends stand ich bereits wieder am Bette Lenau's, den ich Gottlob noch im alten Zustande antraf. Am 17. kam ich von Weidling, wo ich den Rest meiner Ferien bei den Meinigen zubrachte, wieder nach Döbling. Keine wesentliche Veränderung, so daß es den Anschein gewann, es könnte noch einige Zeit so fortwähren. Gleichwohl bat ich Benesch, uns alle drei Tage briefliche Nachricht nach Weidling zu senden, unverzüglich jedoch einen eigenen Fußboten, wenn es sich irgend bedenklich verschlimmerte. Zweimal brachten uns Freunde, die von Wien über Döbling nach Weidling kamen, mündliche Kunde, es habe sich gar nichts verändert, so noch Dienstag den 20. August. Mittwoch den 21. saß ich um 1 Uhr Mittags, mit Schreibarbeit mich beschäftigend, in der Gartenlaube, als mir meine erblaßte Frau nachfolgenden Brief dahinbrachte, womit ein von Benesch um 11 Uhr abgeschicktes Weib so eben ganz außer Athem und brennend vor Hitze angelangt war.

Oberdöbling, den 21. August 1850.
Vormittags 11 Uhr expedirt.

Euer Wohlgeboren!

Heute am frühesten Morgen übergab ich einen Brief der Post, mittels welches ich Dieselben von der beim Herrn Schwager seit gestern Abend eingetretenen Verschlimmerung des Krankheitszustandes in Kenntniß setzte.

Da ich jedoch befürchte, daß Euer Wohlgeboren dieses Schreiben erst spät Abends erhalten dürften, und anderseits der Zustand des Patienten von Stunde zu Stunde bedenklicher wird, so finde ich es gerathener, Dieselben von der Lage des Herrn Schwagers so schnell wie möglich zu unterrichten.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung E. W. ergebenster Diener Dr. Benesch.

Ich und meine leichtfüßige zweite Tochter brachen alsbald übers Gebirg auf, die Frau mit den beiden andern erwachsenen Töchtern schickten sich an, um das Kahlengebirg herum, die Donau entlang, nach Döbling nachzufahren. Um 3 Uhr standen wir ersteren zwei schon an Lenau's Bett. Er athmete zwar schnell, aber war sonst schon wieder ziemlich ruhig. Es war ihm leichter als früher. Die Anderen kamen vor 4 Uhr nach. Er öffnete nur selten ein Auge und sah wohl auch dann nicht der ihn Umringenden schmerzvolle Thränen. Da ging ein irrer Geistlicher, der die nächste Stube bewohnte, durchs Gemach, blieb stehen und sprach zu den weinenden Weibern: „Weinen Sie doch nur nicht so! Er stirbt Ihnen nicht!“ Wahrhaftig, wohlweiser Narr! Er stirbt uns nicht! So war denn das treffliche Wort Lenau's über den Erzhelden Karl ihm selbst glücklich heimgezahlt worden von einem armen Irren, dem unbewußten Sprachrohre eines höheren Geistes!

Um 6 Uhr mußten den Schwerleidenden seine Schwester und seine drei Nichten unter bitteren nassen Scheideküssen und unter frommen Kreuzbezeichnungen wieder verlassen. Ich begleitete sie, nachdem ich Benesch erklärt, daß ich wiederkommen und die Nacht in meines Schwagers Zimmer zubringen würde, bis in das nahe Heiligenstatt zu Lenau's beiden Halbschwestern Mina und Marie, welche über Sommer dort wohnten, und

ihn noch bei einem Besuche vor ein paar Tagen zu ihrer Verwunderung besonnen aussehend gefunden hatten. Um halb 10 Uhr Nachts langte ich wieder in Döbling an. Niembsch hatte jetzt mehr Hitze und athmete viel schneller, viermal so schnell als ich. Er begann bald etwas zu röcheln. Als ich Benesch hierauf als bedenklich aufmerksam machte, meinte dieser: er thäte das öfter und es würde vorüber gehen. Mir war ein Bett im Zimmer bereitet worden, und ich legte mich endlich nieder. Diese Nacht war ein Seitenstück zu jener in Regensburg. Das Röcheln währte mehr, minder, die ganze Nacht hindurch. Etwas vor 6 Uhr früh ward es leiser und hörte bald gänzlich auf. „Die dumpfe Trommel hatte den Trauermarsch ausgeschlagen, das Herz stand still." („Robert und der Invalide.") Das Athmen ging nur mehr oberhalb der Brust vor sich und es bewegte ihm den Kopf gewaltsam links und rechts. Ich wußte — da ich eben ein Jahr vorher meinen geliebten Bruder Joseph hatte sterben sehen — daß jetzt der ernste Augenblick gekommen war. Ich schob meinen linken Arm sanft unter sein Haupt und beugte mich tief über ihn. Der Wärter war eben um Wasser fort und ich daher mit dem scheidenden theuren Bruder und Oesterreichs größtem, auf ewig verstummenden Dichter mutterseelenallein. Er riß noch einmal die Augen weit auf und sah mich mit dem vollsten, deutlichsten Bewußtseyn des ernsten, heiligen Augenblicks, und schon mit der ganzen hehren Ewigkeit darin, fest und lang an. Lenau's letzter Blick ist mein; er ist in mir und bleibt in mir, mein höchster Schatz. Ich beugte mich noch tiefer über ihn; seinen letzten Hauch genoß ich; von seiner fliehenden Seele trank ich. Die Augenlider sanken allmälig zu, er öffnete sie aber wieder zur Hälfte. Der Wärter trat ein. „Er stirbt," sprach ich. Der Wärter flog um Benesch fort. Als dieser erschien, war Lenau nicht mehr. Ich drückte ihm das rechte Auge zu, Benesch, auf der entgegengesetzten Seite stehend, das linke. Es war genau 6 Uhr früh am 22. August 1850, als der Herr ihn rief mit milder Stimme, am Tage des Donners, aber es lachte der allerreinste Himmel auf die Erde nieder. Lenau's Leidensnacht war vorüber.

Als ich nach Weidling kam, flutheten Thränen. Erst am 22. um 9 Uhr früh war dort der am vorigen Tag zu Döbling in aller Frühe auf die Post gegebene Brief angelangt.

Wenn Benesch nicht, was ich ihm unendlich danke, jene Laufbotschaft nachgesandt hätte, ich wäre um den erhabensten Blick, der mir in diesem Leben wurde, um Lenau's Sterbeblick, wahrscheinlich ärmer. Therese erinnerte sich sogleich an ihres Bruders Wort, während seiner letzten Anwesenheit zu Weidling gegen Ende August 1844, beim Vorübergange am schönen Friedhofe: „Gelt, Tertschi, da liegt sich's gut? Da werden vielleicht auch wir dereinst still neben einander liegen!" Sie betrachtete dieses Wort als ein ahnendes, weissagerisches, als einen unverfäßlich entschlüpften heiligen letzten Willen. Zudem wünschte sie sein Grab ganz in der Nähe, ja eigentlich vor Augen zu haben, um es ihm immer mit Blumen schmücken und bekränzen zu können. Ich war mit Lenau's Bestattung zu Weidling um so mehr einverstanden, als dieser sonst zu Döbling, wo der Friedhof ein Gassenwerk von Steingrabmälern ist, sich ganz verloren hätte, und Jedem, der dessen Grab mit Hülfe des Todtengräbers endlich herausgefunden, würde dieser emporgewiesen haben auf das nahebei herabblickende Görgen'sche Haus und gesagt: „Sehen Sie da hinauf, dort starb er als Narr!" Im einsamen, lieblichen Weidling dagegen schläft nun der unglückliche, große Sänger. Und so erhielt denn Lenau, ich getraue mir es zu behaupten, das traulichste Schlummerplätzchen weit und breit umher.

Freitag den 23. August war ich früh um 6 Uhr bereits zu Döbling. Zuerst wollte Bildhauer Hirschhäuter einen Schädelabguß von Gyps nehmen, als für Schädelforscher wünschenswerth. Es geschah. Darauf öffnete Dr. Heinrich Meckel von Hemsbach aus Halle, in dessen Geschlecht die Zergliederungskunst schon lange einheimisch ist, die Leiche in Gegenwart der Aerzte Roman, Seligmann, Ludwig August Frankl und des Hausarztes Benesch. Den ausführlichen Untersuchungsbefund enthält die Beilage zum Morgenblatte der Wiener Zeitung vom 31. August 1850, Z. 105 und auch Frankls Buch S. 137. Hier genügt die dort demselben beigefügte Erörterung:

„Aus dem Sectionsbefunde im Vergleiche mit den Erscheinungen im Leben ist zunächst zu schließen, daß keine bedeutende organische Veränderung vor der Geisteskrankheit bestand, welche als deren Ursache zu betrachten wäre.

„Im Gehirn fand sich keine örtliche Veränderung, nicht die geringste

Spur eines ehemaligen Blutergusses, keine Erweichung. Dagegen war das ganze Großhirn, gleichmäßig von anomaler zu weicher Consistenz, in sehr hohem Grade geschwunden. Für den starken Schwund des Gehirnes liegt kein specielles anatomisches Verhältniß vor, welches eine sogenannte Erklärung der Geisteskrankheit gäbe. Die mit gutem Grund von den Aerzten gestellte Diagnose der Gehirnerweichung ward nicht bestätigt; die früher vorübergehend eingetretene halbseitige Gesichtslähmung[1] und später allmälig entstandene dauernde Lähmung der Sprache, die krampfhafte Lähmung der Glieder erscheint hier nur als Folge des aufgehobenen Einflusses eines allgemeinen krankhaften Gehirns auf relativ noch gesundes Rückenmark und Nerven. Als Ursache des Hirnschwundes, der vermuthlich schon vor dem offenen Ausbruche der Symptome der Geisteskrankheit begonnen hatte, läßt sich bei dem Mangel erblicher Disposition in der Familie nur eine mit der ganzen Persönlichkeit des Verstorbenen zusammenhängende Ueberreizung des Gehirns aufstellen, wie sie bei bedeutenden Männern, namentlich Melancholikern, häufig zu Geisteskrankheit geführt hat. Die aufgeregte Phantasie des Dichters, langes Nachtwachen, vieles Reisen, bewirkte eine einseitige Ueberreizung des Gehirns, die äußeren Verhältnisse brachten Sorgen, und in noch jungen Jahren des Mannesalters trat ein Stillstand in der gehörigen Ernährung des Gehirns ein, während der Körper noch relativ kräftig war. In der ersten Zeit dieses Zustandes hätte sich Erfolg ansprechen lassen von einer wohlthätigen, sorgenfreien Existenz, mit Abhaltung aller Störungen, mit gleichmäßiger Uebung des Geistes und Körpers, wobei namentlich die geistige Thätigkeit zu schonen gewesen wäre, damit sie sich sicherer kräftige. Mit dem Ausbruche der Symptome der Geisteskrankheit war ein so bedeutendes Mißverhältniß zwischen Geistesthätigkeit und Körper eingetreten, daß die geregelte Ordnung einer Irrenanstalt die einzige Hoffnung der Wiederherstellung gab. Bei der besten Behandlung zeigte sich doch die Krankheit jetzt unheilbar. Arzneimittel und systematische Heilkuren waren erfolglos gewesen, weil der Ausbruch der Krankheit tief in der ganzen Persönlichkeit begründet erschien und nach einer einmal offenbar gewordenen krankhaften Consequenz der

[1] Am 29. September 1844.

Melancholie eine Wiederherstellung des Lebensmuthes unmöglich war. Oertliche Behandlung des Kopfes mit kaltem Wasser war zum Theil für heilsam und wünschenswerth erklärt, unterblieb jedoch zum Theil wegen der entschiedenen Abneigung des Kranken; als Reizmittel hätte das kalte Wasser in früheren Zeiten dazu beitragen können, daß die Ernährung des Gehirns verbessert wurde; später würde es durch Entziehung von Wärme nur den Stoffwechsel im Gehirn verlangsamt, die Zunahme des Gehirnschwundes und Abnahme der Geistesthätigkeit befördert haben.

„Während in anderen Fällen der Gehirnschwund durch Selbstmord zum Tode führt,[1] bewirkte er hier das langsamere Erlöschen der Geistesfunktion, allmäligen Verlust der Herrschaft über den Körper, eine hülflose Lebensweise und langes Krankenlager."

Eine umfassende Anschauung über Lenau in ärztlich psychiatrischer Beziehung gab Dr. v. Meckel in der Allgemeinen Zeitung für Psychiatrie von Damerow, Flemming, Roller, 1850.

Laut des „Wanderers" vom 25. April 1851, Z. 192, dann laut Frankls Buch S. 134, ersuchte Graf Franz Thun, der Wissenschaft nicht minder als der Kunst mit Theilnahme zugewendet, von Prag her den Dichter Frankl um einen Schädelabguß von Niembsch für seine phrenologische Sammlung, wogegen Frankl vom Grafen eine Anschauung des Schädels erbat. Das Ansinnen ablehnend, war der Graf so freundlich, die Ansicht des berühmten Phrenologen Noel zu vermitteln und zu senden. Die Lenau persönlich durch langen Umgang kannten (bemerkt Frankl), werden, wenn sie den Theil über die moralischen Fähigkeiten lesen, als Gläubige für die phrenologische Wissenschaft geworben werden. Zu beklagen ist es, daß Noel wußte, wessen Schädel er vor sich hatte; gewiß hätte er wie die moralischen, die intellectuellen und die thierischen Eigenschaften ebenso erkannt und scharfsinnig entwickelt. Seine schriftlich gegebene Aeußerung ist in der Hauptsache folgende:

„Gleich beim ersten Anblicke des Kopfabgusses Lenau's fällt es dem geübten Phrenologen auf, daß er sich von der durchschnittlichen Bildung

[1] Bei Niembsch wurden die wiederholten Versuche dazu verhindert.

männlicher Köpfe merklich auszeichnet. Der Phrenolog sieht sofort, daß er hier, um einen allgemeinen Ausdruck zu gebrauchen, den Kopf eines genialen Menschen vor sich hat. Nicht allein überschreitet die Größe des Kopfes, das Gesammtvolumen desselben, das durchschnittliche oder normale europäische Maß beträchtlich, sondern es tritt insbesondere die große Entwicklung des vorderen Lappens, des Sitzes der intellectuellen Anlagen, auffallend hervor.

Theilt man den Kopf in Regionen ein, z. B. 1) die sogenannten niederen Triebe, 2) die moralischen Anlagen und 3) die intellectuellen Fähigkeiten, so stellt sich heraus, daß, während die erste und dritte Region, letztere insbesondere, verglichen mit einem Durchschnittskopfe (ich spreche hier allerdings nur von meinem subjectiven Ideale eines solchen) ungewöhnlich stark entwickelt sind, die zweite Region dagegen nur groß zu nennen ist. Die relativen Verhältnisse der Theile des Lenau'schen Kopfes, ohne Rücksicht auf einen Normalkopf, sind unbedingt nicht ganz proportional. Wie gesagt, die intellectuellen Organe und die der sogenannten thierischen Triebe (des Bekämpfungs- und Zerstörungstriebes) sind größer als die moralisch religiösen Anlagen. Der Kopf ist etwas zu niedrig im Verhältniß zu seiner Breite und Länge. Er zeiget ferner, was die speciellen Organe oder Anlagen betrifft, folgende Entwicklung; in der ersten Klasse: 1) Cerebellum (theilweise die Function des Geschlechtstriebes), 2) Jungenliebe, 3) Bekämpfungssinn, 4) Zerstörungssinn, 5) Beifallsliebe, 6) Wohlwollen; in der zweiten Klasse: 1) Anhänglichkeit, 2) Vorsicht, 3) Selbstachtung, 4) Verheimlichungssinn, 5) Gewissenhaftigkeit. Die intellectuellen Organe, an und für sich berücksichtigt, zeigen in der Breite und Höhe und zugleich insbesondere in der Tiefe des vorderen Lappens, eine harmonische Entwicklung der Erkenntniß- oder Auffassungs-Anlagen und des höheren reflectiven Verstandes. Auch ist der Schönheitssinn besonders groß zu nennen.

Die Organe, die hier nicht genannt wurden, sind zwar, mit einem Normalkopf verglichen, weder absolut noch relativ in diesem Kopfe klein zu nennen; aber ihre Entwicklung ist nicht der Art, daß ihre Thätigkeitsäußerungen vorherrschend gewesen seyn könnten. Es zeigt sich namentlich in Lenau's Kopfe, daß jene Anlagen, die wesentlich dazu beitragen,

dem Charakter moralische Stärke und Consequenz im Handeln zu verleihen, nämlich Verehrungssinn (Religiosität) und Festigkeit, bei ihm nicht verhältnißmäßig entwickelt sind. Ich bin weit davon entfernt, das Schwankende, Unstäte, das sich in Lenau's Wesen und Leben gezeigt hat, bloß hieraus abzuleiten. Es sind hiebei gewiß wichtige Momente in seiner Körperconstitution im Allgemeinen, so wie in den äußeren Verhältnissen seines Lebens von Jugend auf zu berücksichtigen. Allein der Phrenologe muß unbedingt sagen, daß — in der jetzigen Periode der Geschichte der europäischen Kultur — ein Mensch, so organisirt wie Lenau, nicht zu den Glücklichen zu zählen ist. Die außerordentlich große Entwicklung des vorderen Lappens — woraus Wißbegierde, der Trieb zum Denken, zum Spekuliren, zu forschen und zu kritisiren entsteht, zumal, wenn sie hier mit der Phantasie und Sehnsucht nach idealen Zuständen gepaart ist — trägt selten zum Glück eines Individuums bei, wenn nicht ebenfalls die Anlagen der moralischen Festigkeit verhältnißmäßig entwickelt sind. Aber es sind bei Lenau auch die Organe, die einen weltlich klugen, selbstischen Charakter bedingen, relativ gering entwickelt, wie Eigenthumssinn, Versicht und Selbstachtung; Geld zu erwerben oder nach Amtswürde zu streben und anderen Menschen befehlen zu wollen, gehört nicht zu den Motiven consequenten Handelns bei einem so organisirten Menschen. Zwar ist Ehrgeiz in Lenau's Kopfe ausgesprochen, aber mit zu viel Verstand und Wohlwollen gepaart, als daß er in den gewöhnlichen weltlichen Richtungen hätte befriedigt werden können."

Samstag den 24. August 1850, Nachmittags um 4 Uhr fand zuerst die feierliche Einsegnung der Leiche in der Kirche von Oberdöbling statt, nachdem sie früher außerhalb um diese herum, unter Gesang und Posaunenschall, von Allen gefolgt, getragen worden war, wobei auch Lenau's persönliche Freunde, die beiden kaiserlichen Minister — des Innern und der Gerechtigkeit — Dr. Alexander Bach und Anton Ritter v. Schmerling (jener war früher sein Kurator und dieser der Referent in seinen Angelegenheiten bei den niederösterreichischen Landrechten gewesen) zugegen waren. Hierauf fuhr der Todte im vierspännigen Prachtleichenwagen der Stephanskirche in Wien über Nußdorf, der Donau entlang,

nach dem eine Fahrstunde entfernten Weidling mit einem Nachzuge vieler großer Kutschen. Flinke Herren zu Fuß suchten mit den Wagen möglichst Schritt zu halten, und andere Schöngekleidete setzten sich ohne Umstände hintenauf. In Weidling, wo um Dreiviertel auf 6 Uhr angelangt worden war, und wo bereits eine zweite ganze Wagenburg unmittelbar aus Wien im Gasthofe aufgefahren stand, wurde eine Strecke vor der Kirche der Sarg dem Wagen enthoben und auf einem kleinen Platze niedergestellt, worauf alsbald der Pfarrer mit einem Priester im kirchlichen Gewand erschien und eine abermalige Einsegnung unter Sterbeliedern der einheimischen Kirchensänger vornahm. Hierauf wurde das silberne Sargkreuz mit einem Blumen- und einem Eichenkranz von Therese und ihren Töchtern umschlungen, und vier weißgekleidete Frauen bedeckten den Sarg so reichlich mit anderen schönen Kränzen, daß eben nichts mehr als Blumen und an den vier Seiten die bunten Strehlenau'schen Wappenbilder, und zwar verkehrt gemalt, weil Niembsch der Letzte seines Stammes war, sichtbar gewesen. Alles Schwarz des Todes war von den heitersten Farben des Lebens verdrängt. Der fromme Zug, die Schulkinder voran, verfügte sich nun in die nahe kleine Dorfkirche, wo der von vier kräftigen, angesehenen Dorfbürgern getragene Sarg abermals niedergelassen ward, und von der Emporkirche ein schönes Grablied, von vier Sängern der unfernen Stadt Klosterneuburg trefflich gesungen, über ihn klagend sich ergoß. „Hierauf bewegte sich," ich überlasse nun das Wort an v. Metzerich in der Wiener allgemeinen Theaterzeitung vom 27. August 1850, Z. 203, „langsam und schweigend der Trauerzug durch einen wunderlieblichen Thalgang nach dem nahen kleinen Friedhofe, wo dicht neben einem mit arabischen Charakteren bezeichneten Denkmale (von unserem Hammer seiner Gattin gesetzt) des edlen deutschen Sängers sterbliche Reste, von einem leisen Gesang begleitet, versenkt wurden.[1] Da sah ich wohl in manches gefeierten Mannes Aug' die Thräne der reinsten Rührung brechen; wie gerne möchte ich sie nennen, die ich weinen sah, auf daß sie die Welt

[1] Die Sänger waren vier der ausgezeichnetsten des Wiener Männergesangvereins: Rettinger, Stein, Legat und Lorenz, und das Lied vom Vorstande und Chormeister des Vereins, Gustav Barth, unter Benützung des Lenau'schen Gedichts: „Der Salzburger Kirchhof."

mit innigem Vertrauen und höherer Liebe umfasse, denn gleichwie dem versenkten Sarge nicht Lorbeer-, sondern frische Blumenkränze nachgeworfen wurden, so ist des wahren Dichtergemüths letztes und schönstes Streben nicht der Ruhm, sondern die Liebe der Nachwelt. Und Lenau ist viel geliebt worden, und war auch die Schaar derer, die sein Grab umstanden, eine kleine, und vermißten wir auch viele seiner würdigsten Freunde und ebenbürtigen Genossen: gewiß, sie werden bald hinwallen zu der Stätte, die er sich selbst erkoren, und am frischen Hügel unbemerkt und nur um so inniger die Zähren sanfter Trauer weinen.

Als Redner trat zuerst Ludwig Foglar auf, der ein schönes, geist- und kraftvolles Gedicht vortrug, der jedoch durch dasselbe mehr bewegt haben würde, wenn es sich minder grollend und bitter in den düsteren Zeitbildern, denen Lenau's verschleierte Seele entrückt war, ergangen hätte. Der Redner hatte wohl den Moment nicht richtig erfaßt, den Moment der Versöhnung, der um jedes Edlen Ruhestätte schweben sollte. Tiefer bewegte Schurz, der hierauf das Wort nahm, und mit dem Ausdrucke erhabenen Schmerzes dem geliebten Schwager einen Nachruf weihte, der in allen Gemüthern den schönsten Wiederhall fand; fast kein Auge blieb trocken, als sich des Redners gesenktes Haupt erhob und unter den Umstehenden Lenau's „treue Schwester" suchte, sie, „welcher der Vorausgegangene dereinst ein Plätzchen an seiner Seite eingeräumt wissen wollte, und die nun von dem Fenster ihres kleinen Hauses alltäglich herüberblicken und die Blumen auf ihres unvergeßlichen Bruders Grab blühen sehen könne." Die Feier beschloß Laube mit wenigen, aber warmen und gehaltreichen Worten, von denen mir nur ein Bild im Gedächtnisse blieb, das Bild von dem nahe vorüberwallenden deutschen Strom, dessen Rauschen man oft nächtlicherweile hier vernehmen könne, und der nun von hier wehmüthige Grüße mitnehmen werde in des entschlafenen Sängers heimathliche Fluren."

Foglars Gedicht kann hier nicht mitgetheilt werden, da er es selber nicht erscheinen ließ, wiewohl dieß anfänglich seine Absicht war. Es wäre beinahe für diesen guten Dichter selbst, einen Landsmann Lenau's, aus des Letzteren offenem Grabe Unglück erstanden, denn er hatte einiger schroffer

politischer Stellen halber in seinem Nachrufe Verantwortung zu bestehen. Schon um der Beziehung zu Lenau's Grabe willen, das die Veranlassung gab, ist es mir ein wahrer Trost, daß der lange drohende Ausgang endlich doch noch — worum ich mich mündlich und schriftlich bewarb — ein milder, ganz unschädlicher ward. Laube's schöne und wohlvorgetragene Worte hatten um so viel mehr Verdienst, als sie improvisirt waren. Eben darum konnten sie mir aber später, als ich darum bat, nicht mehr mitgetheilt werden, was ich innig bedaure. Ich selbst erinnere mich, außer oben angeführter Stelle nur mehr, daß Deutschland, in dessen Namen Laube sprach, gleichwie vor sechs Jahren durch die Schreckenskunde von Lenau's Unglück, so nun auch durch dessen Tod schmerzlich erschüttert werden, und seine lauten Klagen um ihn mit jenen von ganz Oesterreich treu vereinigen würde. Auch rühmte er Lenau's seltenes Glück: Millionen Freunde und keinen einzigen Feind besessen zu haben. Laube schloß mit dem Ausruf des sterbenden Hamlet: „Der Rest ist Schweigen." Bestand doch auch zwischen Hamlet und Lenau in Bezug auf Neigung zum Grübeln und Wahnsinnspielen eine innige Verwandtschaft!

Meine eigenen, im Abendblatte der Wiener Zeitung vom 27. August 1850, Z. 201 aufbewahrten Worte lauteten aber also:

„Auch ich will dir, du lieber todter Bruder, einige schlichte Worte in die Grube nachrufen.

Dreißig Jahre sind es nun bereits, daß wir uns das erstemal die Hände drückten, und immer und immer haben wir seither die ganze lange Zeit durch in Freud' und Leid fest und treu an einander gehalten, bis zu deinem allerletzten Athemzuge, den du in meinen Armen verhauchtest. In diesem Augenblicke war der Himmel ganz rein, die mitternächtlichen Wolken deines schweren Geschicks verschwunden, und auch nicht ein einziges Wölkchen mehr, das den Aufflug deiner freien kühnen Seele nur im mindesten hätte behindern mögen.

Frühzeitig stiegst du im hellsten Glanze des dichterischen Ruhmes empor; dein Ruhm durchstrahlt jetzt nicht nur Oesterreich, nicht nur Deutschland, auch das ganze gebildete Europa, ja selbst die finstern Urwälder der neuen Welt, die du durchwandeltest, erleuchtet er.

Ich in meiner Dunkelheit folgte dir mit unverwandtem Auge überall

hin; dein Glück war auch mein Glück, deine Ehre — meine. Wir geben nun deinen Staub dem Staube zurück. Mögen sie auch, da du der letzte Zweig eines edlen Stammes, dein Wappen stürzen und brechen und rufen: „Heute — Niembsch von Strehlenau und nimmermehr!“ Ich rufe dagegen: „Heute — Nikolaus Lenau und immerdar!“ Dein Ruhm wird dauern, dauernder dauern, als die vergänglichen Blumen, die wir auf dein Grab pflanzen und alljährlich erneuern wollen; überdauern das feste Erz und den harten Marmor. Darum darfst du ruhig schlafen, und mag dir die Erde leicht seyn!

Mein Weib, deine treue Schwester, von diesem ihrem Fenster wird sie die Blumen deines Hügels blühen sehen und deiner liebend gedenken, bis sie sich selbst, deinem eigenen Wunsche gemäß, an deine Seite bettet. Und vielleicht findet sich auch Raum für mich. Die wir uns auf Erden so gut mit einander vertrugen, wir werden wohl auch in der Erde nicht minder friedlich neben einander schlummern können, bis uns der Ruf der großen Posaune wecket. Amen.“

Der Schlußgesang der vier Wiener Meistersänger enthielt Schillers vier schöne Verse:

„Von des Lebens Gütern allen
Bleibt der Ruhm der höchste doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch!“

Zu guter Letzt — es gibt keine bessere — kam andächtiges Gebet. Schon während des Zuges von der Kirche zum Friedhof beteten wie gewöhnlich die andächtigen Landleute laut, allein die Wiener Herrn setzten nicht erwiedernd fort, und so entstand eine stumme Lücke zum besonderen Leidwesen des vor mir schreitenden biedern Ortsrichters, der, sich halb gegen mich zurückwendend, mitleidig aufseufzte: „Die arme Seele verlangt ein Vaterunser!“ Ich ließ sogleich die Träger halten und zu kurzer Ausruhe den Sarg niedersetzen, wornach auf meine Aufforderung sie und der fromme Richter und die ehrsamen Geschwornen ein andächtiges Vaterunser mit mir beteten. In der ehrwürdigen Kastanienallee, dicht vorm

Friedhofe, machten wir ein zweitesmal kurz Halt; ich bat steigernd um drei Vaterunser, und es ward von Seele willfahrt. Als ich meine Rede vom südlichen Schollenwall ins offene Grab hinab geendet, wollte der schier unglaublicherweise selbst davon zu Thränen gerührte Todtengräber gleichwohl der Sitte gemäß zu Gebet aufmahnen, beginnend: „Jetzt laßt uns fleißig beten drei andächtige Vaterunser sammt Ave Maria und Einem Glauben!" Aber nebenstehende Landleute, welche bemerkten, daß so eben noch Laube sich zu sprechen anschickte, unterbrachen ihn rasch: „Stat, stat, so sey doch stat!" über welche noch nie erlebte kühne Hemmung der arme Beerdiger so verblüfft ward, daß er nach dem Schlußgesange gar keine weitere Gebetaufforderung mehr wagte, daher ich mich statt seiner um fünf Vaterunser beim Landvolke bewarb, welches sie so herzlich gab, als sollten sie einem Vater oder Bruder gelten. Und so ward denn auch christlich gebührender Weise in Gottes mildem Abendroth ein Grablegungsfest beschlossen, dem ich von allen, die ich sah, keins entfernt an die Seite zu stellen wüßte. Keine Geschützdonner, keine Gewehrspießblitze, dafür aber leises Schluchzen und fast lauter blinkende Wimpern; keine kalte bloß neugierige Schau, alles voll innigsten Antheils. Gleichwie Städter und Dörfler, so verbanden sich auch Geist und Herz dabei, Alle fühlten: sie begruben einen der unglücklichsten Menschen, der edelsten Männer, der hellsten Denker, und der größten Dichter dieser und jeder Zeit!

O, wie hat sich der Schwermuthsvolle glücklicherweise getäuscht, als er vor Jahren, noch ein Jüngling, sang:

„Wird kein Auge feuchten sich,
Wird kein Busen bänger schlagen,
Wenn sie mich zu Grabe tragen?
Liebt kein Herz auf Erden mich?
Heißer strömt es von der Wange:
Keines, keines! — fühl' ich bange."

(„In der Krankheit.")

Nur der warmen Liebe für Lenau in allen Herzen verdanken es jene meine schwachen Worte, daß sie Thränen über die Wangen rinnen machten. Diese Thränen werden mir in meiner Erinnerung nie vertrocknen, eben so wenig als mir der fast schreckhafte Ausruf meiner Therese jemals verklingt,

welchen sie damals noch auf dem Friedhofe, mich dankbar anstarrend, gethan: „Aber, Anton, wenn du nicht geredet hättest!"

Als die Sonne unter und Lenau im Grabe war, erhob sich ein furchtbarer Sturm, der, wie ein Verzweifelnder, Klagen durch die Nacht heulte. Es war ein Sturm aus den von Lenau so sehr geliebten und gepriesenen Alpen.

Wie mir Barth erzählte, war er mit seinen vier Sängern, in Gesellschaft des Dichters Frankl, nach dem nahen Klosterneuburg gegangen, wo ihr Wagen ihrer harrte. Der mondliche Abend war anfangs so schön, daß sie seiner noch länger in der Freie des Gasthausgartens genießen wollten. Ihr beständiges Gespräch war der eben begrabene Lenau, vor allem aber erhob sich die Frage: wie doch nur ein so gewaltiger Geist hatte wahnsinnig werden können? Der geistreiche Frankl übernahm deren Lösung ungefähr so, wie er sie später im Wanderer vom 19. April 1851, Z. 184 (s. auch dessen Buch S. 115) glücklich gab. Als er schloß: „Die Sorge legt sich mit einem Vampyrrüssel an das ängstlich klopfende Herz, das schon einmal an einer Entzündung gelitten. Ein an Wuth gränzender Zornanfall legt die kalte Todeshand vorerst nur schonend an ihn. Erschreckende Briefe fliegen ihm zu. Die heftigste Aufwallung eines zornmüthigen Blutes bringt einen Nervenschlag. Entsetzen und Verzweiflung ergreifen die Kreatur und — der Sturm bricht los!" — siehe da! urplötzlich, just bei diesem wirklich ausgesprochenen Worte kam mit furchtbarem Gebrüll der Alpensturm daher, löschte die Lichter sämmtlich aus und warf die Gläser und Hüte von den Tischen. „Ein Augenblick war das — sagte mir Barth — wahrlich unheimlich schauerlich!"

Ueber die Grabwahl Lenau's enthält der „Lloyd" von Dienstag, Morgens, den 27. August 1850, Z. 253, Nachstehendes:

„Das freundliche Weidling ist dazu ersehen worden, den müden Staub eines Herzens in sich aufzunehmen, dem es einst in zwei Welten zu enge geworden war. Lenau liegt dort! Sind das nicht seltsame Gegensätze der menschlichen Seele? Vor Jahren bereits, als auf das Haupt des Dichters noch nicht die Nacht jener furchtbaren Krankheit gesunken war, die sich jetzt nur gelichtet hat, um ihn uns für immer zu entziehen, soll

er den Wunsch geäußert haben, auf dem Kirchhof des Dorfes Weidling nächst Klosterneuburg zu ruhen. Hätte man nicht glauben sollen, nur das große Weltmeer mit seinen unergründlichen Tiefen wäre würdig gewesen, den verfallenen Leib des Dichters zu empfangen, in dessen Haupte der Scheiterhaufen Savonarolas geflammt, die Albigenser mit ihren Märtyrerwunden geblutet, und Faust die himmelstürmenden Zweifel der Metaphysik gegrübelt — nur der Ocean könnte die Gruft eines solchen Leibes seyn?

Es liegt eine tiefe Bedeutung für Lenau's ganzes Wesen in dem scheinbar so unbewußt ausgesprochenen Wunsche, daß gerade dieses friedsame Dorf Weidling mit seinen Weinbergen und stillen Menschen seine letzte Wohnung sey. Lenau wollte in jene Dämmerung tiefster Einsamkeit zurückkehren, aus der einst sein Bestes, das unvergängliche Denkmal tiefmenschlichen Fühlens und Empfindens, seine Lieder, gekeimt waren.

„Savonarola," „Faust" und „die Albigenser" waren dem Sturm der Zeiten, der Philosophie und dem Studium abgerungen worden, es waren Kinder des Kampfes, den Glaube und Unglaube, die Scepsis und die Ueberzeugung, mit ungleichen Waffen in ihm durchfochten; sie gehörten endlich nicht so zum innersten Kern und Daseyn des Dichters, als die so einfachen, aber die tiefsten Räthsel eines Menschenherzens wiederklingenden Lieder. Diese Lieder waren der Dichter selbst, nie bestand ein innigerer Zusammenhang zwischen dem Geschriebenen und Gefühlten, nie war sich ein Mensch so Offenbarung und Deutung geworden, als Nikolaus Lenau in diesen Liedern. In ihnen hatte er sich verkündet und ausgesprochen; nicht der Dichter des „Savonarola," des „Faust," der „Albigenser" und des „Don Juan" sprach den Wunsch aus, einst auf dem Kirchhofe zu Weidling von seinen Weltfahrten auszuruhen; das Herz, das jene Worte gedichtet hatte:

„Weinend muß mein Blick sich senken,
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken,
Wie ein stilles Nachtgebet!" (Schilflieder.)

dieses gläubige, liebende Herz wollte im Frieden jenes Dorfkirchhofs zu Staube werden.

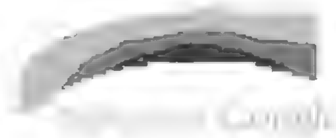
Nikolaus Lenau hat trefflich gewählt. Kaum läßt sich ein traulicheres, friedlicheres Plätzchen für ein Grab denken. Nach vorn Weinberge, die in den Fluten der Donau sich bespiegeln, im Hintergrunde ein stilles Thal, ringsherum flüsternde Bäume und die Schweigsamkeit ungestörter Naturruhe! Des Dichters, der einst das Höchste verkündet, den die heißen Gedankenschlachten geblendet und kampfunfähig gemacht haben, Nikolaus Lenau's Staub ist dort vermengt mit dem Staube so vieler Dahingeschiedenen, die ein beschränktes mühsames Daseyn durchgerungen, die zum Spaten und zur Egge geboren, Spaten und Egge sinken ließen, um sie nie wieder zu ergreifen; Lenau ruht mitten unter den Bewohnern des Dorfes Weidling!

Liegt nicht auch in diesem Umstande eine tiefe Deutung des Wunsches, den der unglückliche Dichter vor Jahren gethan, als er noch stolze, schaffende Träume in sich trug?"

Aus den vielen tiefempfundenen und wohlgelungenen Gedichten, die an Lenau's Grab erschollen, ist besonders das seines ihm durch Geist und Herz nahe verbundenen edlen Freundes Friedrich Halm zu nennen, welches unter der Aufschrift „Beim Tode Lenau's" vom Abendblatte der Wiener Zeitung vom 27. August 1850, Z. 201, gebracht worden war.

Lenau's vier Schwestern: Therese, meine Frau, und Magdalena Karch, bürgerliche Bäckerswittwe; dann Wilhelmine v. Greisinger, k. k. Generalmajors-, und Marie Dilg, Rechnungsofficials-Gattin; erstere beide Voll- und letztere beide Halbschwestern von der Mutter her (daher in Ermanglung eines Testaments jene gesetzlich je drei, und diese je ein Achtel des hinterbliebenen brüderlichen Vermögens von 20,000 fl. Conventionsmünze erhalten hatten), betrachteten es als heilige Pflicht, ihres berühmten Bruders Andenken auch durch Errichtung eines wenn auch nicht prachtvollen, so doch immerhin schönen und gefälligen Denkmales an seinem Grabe zu ehren. Dasselbe besteht aus einer abgestumpften Spitzsäule von feingeschliffenem grauen Granit aus der Gegend bei Mauthhausen an der Donau in Oberösterreich, woselbst der Dichter dem Steinbruche oft und oft vorübergefahren war, ohne zu denken, daß ein Block desselben

dereinst zu seinen Häupten ewige Wache halten würde. Die zulaufende Säule ist über sieben Fuß hoch. In der Gesichtshöhe des Beschauers ist in eine eingeschliffene kreisrunde Vertiefung das eherne Kopf-Rundbild Lenau's, von einer sich in den Schweif beißenden Schlange umringt, eingesenkt. Oberhalb des Bildes blinkt ein goldstrahlender siebenspitziger Stern, und unterhalb der eingemeißelte Name LENAU ohne alle weitere Beifügung. Der Stein wurde in der Steinmetzerei der Wittwe Wasserburger zu Wien bearbeitet, das Medaillon vom Bildhauer Hirschhäuter angefertigt, und das eiserne, niedliche, dunkelgrün angestrichene Gitter zur Einfassung des kleinen Grabplatzes durch die fürstlich Salm'sche Eisengießerei zu Blansko in Mähren geliefert. Die Steine konnten nicht mehr im Spätherbst 1850 vor Einfrieren der Donau nach Wien heruntergeschifft werden, was daher erst im Frühjahr geschah, und so verzog sich die Vollendung des Monuments bis in den Sommer 1851. Der Steinmetzerei-Werkführer machte mich inzwischen bei Zeiten aufmerksam, daß das Grab etwas zu dicht am Hammer'schen Monumente gegraben worden war, und daß darum der Denkstein darauf sich minder gut und bequem ausnehmen, und überdieß nicht einmal in die Mitte des eingeräumten Grabplatzes, sondern rechts in den Winkel zu stehen kommen würde, was für Auge und Sinn beleidigend erscheinen müßte. Den angedeuteten Ausweg: das Grab an der Seite zu belassen, den Stein jedoch in die Mitte zu setzen, verschmähte ich; der Stein sollte genau zunächst am Haupte dei wahre Lage des verehrten Todten bezeichnen. Ich bewarb mich daher bei der Bezirkshauptmannschaft in Klosterneuburg um die Ermächtigung, den Sarg aus dem bisherigen Grabe wieder herauszunehmen und knapp daneben in ein frisches Grab inmitten des Begräbnißraumes sogleich wieder einsenken lassen zu dürfen. Es wurde gestattet, und Samstag den 15. Hornung 1851, an einem wunderschönen Tag, geschah es, wobei nebst mir der Bezirksarzt, ferner ein Gemeinderath von Weidling, der Gemeindewächter, der Todtengräber, einige junge Bursche als Mithelfer, und zuletzt ein hinzugekommener Klosterneuburger Soldat zugegen waren. Um 10 Uhr Vormittags versammelten wir uns, und die völlige Eröffnung des alten Grabes, wozu bereits früher vorgearbeitet worden war, dann die Heraushebung des Sarges und dessen Einsenkung in die schon früher



vollständig hergerichtete neue Grube ging binnen einer Stunde ganz gut vor sich. Die eichene Truhe war noch ganz frisch und gesund. Nur wenige Augenblicke befand sie sich am hellen, reinen Tageslichte, während die Anwesenden ein Vaterunser beteten, dann überließen wir den müden Wanderer abermals seiner dunklen, stillen Ruhe.

Der bei Lenau's Uebererdigung anwesende Bezirksarzt — ein vorderösterreichischer Schwabe — erzählte mir, daß er Lenau sein Leben verdanken zu müssen glaube. Im Jahre 1831 nämlich, als die indische Brechruhr in Oesterreich anfangs furchtbar wüthete, bekam er viel mit ihr zu schaffen. Er selbst hatte damals große Angst davor, und besorgte bei dieser Scheu ihr unausbleiblich über kurz oder lang plötzlich zum Opfer fallen zu müssen. Da gerieth ihm einmal zufällig ein Tagesblatt mit einem Gedichte von Lenau in die Hände, er weiß nicht mehr welches, aber daß es von Lenau war, darauf lebt und stirbt er. Er fühlte sich durch dasselbe völlig ermannt und erfrischt und mit freudiger Todesverachtung gestählt, und verrichtete nun seinen gefährlichen Dienst ganz ruhig voll munterer Zuversicht, und kam durchaus unangefochten und glücklich durch.

So wird ein Dichter oft durch ein paar verflogene Worte Beruhiger und Ermuthiger in Noth und Tod.

Am 4. Juli 1851 ward mir eine Besuchkarte ins Amt gebracht, worauf rückwärts von Frauenhand mit Bleistift geschrieben stand:

„Das Ritterfräulein aus Jütland erlaubt sich die Anfrage: wo auf dem Friedhofe zu Währingen das Grab Lenau's zu finden ist? Ich war auf den Friedhöfen von Währingen, aber nirgends konnte der Todtengräber Auskunft geben."

Auf der Vorderseite stand aber gestochen:

Emma Prinzessin Schönaich-Carolath,
geb. v. Oppen-Schilden.

Also das theilnahmvolle Ritterfräulein aus Jütland (siehe deren Brief am 6. Nov. 1844) war Prinzessin in Preußen geworden! Glück auf! Diese schöne freudige Verdeutschung war meines Erachtens nur ein

gerechter Lohn für den innigen Schmerz, den ihr des verehrten deutschen Dichters Unglück eingeflößt. Ich eilte sogleich Nachmittags in den Gasthof, wo die hohe Frau abgestiegen war, traf sie aber leider nicht, und als ich am nächsten Morgen, und zwar schon vor 8 Uhr, abermals erschien, erfuhr ich mit Betrübniß ihre bereits vor zwei Stunden erfolgte Abreise. So kam ich um das große Vergnügen, eine so warme und treue Verehrerin des Dichters persönlich kennen zu lernen, die Blumen auf Lenau's Grabe jedoch wahrscheinlich um einige süße Tropfen, labender noch als Himmelsthau.

Ende Juni 1851 war endlich der Grabstein und das eiserne Umfassungsgitter aufgestellt, und nach dem Wunsche einiger Freunde Lenau's sollte eine kleine Einweihungsfeier stattfinden. Dieselbe sollte durch einen Gesang der nämlichen vier Wiener Meistersänger, die schon bei der Bestattung gesungen, unter Barths Leitung, eröffnet und geschlossen, die Zwischenzeit aber durch eine Rede und ein Gedicht ausgefüllt werden. Letzteres wollte ich brüderlich darbringen, um jene aber ersuchte ich den berühmten Freiherrn v. Hammer-Purgstall als gewesenen Freund Lenau's und zugleich künftigen Grabesnachbarn desselben. Es sollte gleichsam ein häusliches Todtenfest werden, indem zu dem vorausgeeilten todten Freunde zwei noch lebende sprächen, die da vorhatten, sich dereinst — will's Gott! — dicht neben ihn hinzubetten. Hr. v. Hammer sagte gütig für den 22. Juli zu. Leider aber erhielt ich am Vortage, den 21. Mittags, folgenden Brief von ihm:

Geehrtester Herr Hofbuchhalter!

Hr. Dr. Seligmann, der mich auf meinem Bette mit Eisumschlägen gesehen, wird Ihnen sagen, wie sehr ich bedaure, durch geschwollene Fußadern verhindert zu seyn, der feierlichen Einweihung des Denkmales beizuwohnen, und selbst ein paar gemüthliche Worte zu sprechen. Ich könnte der Errichtung des Denkmales auf das Grab eines Freundes im Leben und eines Nachbarn im Grabe in keiner feierlicheren und tiefer gerührten Stimmung beiwohnen, als an dem morgigen Tage, dem Geburtstage meiner seligen Gattin, an dem ich jährlich ihr Grab, das, so Gott will! auch das meine sein wird, trauernd besuche.

Nur die Abwesenheit von Wien konnte mein Nichterscheinen bei dem Begräbnisse des Freundes und Nachbarn entschuldigen, und ich wäre froh gewesen, jene Abwesenheit durch die morgige Anwesenheit gutmachen zu können.

Blumenkränze, Reden, Gedichte und Gesänge, womit die Errichtung des Denkmals morgen gefeiert werden wird, sind nur ein schwaches Sinnbild des unverwelklichen Dichterruhmes, der als Monatrose durch alle Jahreszeiten des großen Weltenjahres blüht und überall, wo deutsche Zunge spricht, von den Karpathen bis an die Felsen Labradors wiederhallt.

Eine Gedächtnißrede an dem Grabe zu halten, wie die Zeitungen irrig berichteten, würde mir schon die Inschrift, womit ich diesen Brief siegle, und welche sich der zweite Chalife Omer gewählt hatte, verwehrt haben:

„Als Redner genügt der Tod.“

Ich verharre mit der vollkommensten Hochachtung, Geehrtester Herr Hofbuchhalter, Ihr ergebener Diener Hammer-Purgstall.

Es war beim Empfange dieses Briefes schon zu spät, um die in allen Zeitungen bereits für den 22. angekündigte Feier noch absagen und bis zur Genesung des edlen und berühmten Freiherrn verschieben zu können. Dieselbe fand also richtig Dienstag den 22. Juli 1851, Abends um 6 Uhr statt. Es war ein zwar schöner, aber äußerst schwüler Tag mit höchst träger, unschwingsamer Luft, und dazu auch noch das Gedränge um das Grab herum sehr groß. Die vier trefflichen Sänger vermochten nur mit Anstrengung zu singen. Hierauf erwähnte ich mit einigen Worten der leidigen Verhinderung Hammers, dessen Anblick allein schon eine große Zier der Festlichkeit gewesen seyn würde, las den obigen Brief desselben vor und begann sodann mein eigenes Gedicht auswendig vorzutragen.

Als ich den Vortrag meines Gedichtes beendigt, legten Lenau's Schwestern und Nichten reiche Kränze nieder auf sein Grab, so daß dieses, wie im vorigen Jahre sein Sarg, vor Blumen kaum zu sehen war, worauf schöner, wehmüthiger Gesang die anspruchlose Feier schloß. Da drängte sich ein Fräulein, das, wie ich mich später überzeugte, sehr artige Klinggedichte zu schreiben versteht, und gleichwie viele Andere eine warme

Verehrerin Lenau's ist, aus dem dichten Kreise hervor und bat mich nur um ein einziges Blatt aus den Kränzen auf des gefeierten Dichters Grab, als Andenken an diesen Tag. Ich bückte mich und pflückte von einem aus Rosen und Lorbeeren gewundenen Kranze keine schnellvergängliche Rose, sondern ein dauerhaftes Blatt des Ruhmes, aber siehe, das spröde Blatt bekam dabei am Stiele einen kleinen Bruch, und dieß so verletzte Blatt, als ich es in der Hand hielt, zweifelhaft, ob ich nicht ein anderes dafür pflücken sollte, gemahnte mich plötzlich durch Gestalt und Bruch an ein Herz, an sein gebrochenes Herz, und ich bot es rasch der Erwartenden dar:

„Nimm hin sein Herz, durch Leid zerrissen kühn,
Im lecken Blatt!" —

Und einmal im Spenden, lud ich die Versammlung alsbald ein, sich in die Kränze zu theilen, was denn auch allerseits in schöner Beeiferung geschah. Es war, als ob der geliebte Dichter aus dem Grabe heraus ihnen Allen statt Gedichte, deren er keine mehr besaß, Blumen reichte.

Geschichtlich ist zu bemerken, daß ein unglücklicher Ausdruck bei Besprechung dieser Feierlichkeit in einem Wiener Blatte sowohl dem wirklichen als wie dem anfangs vermeinten Referenten gefährlich zu werden drohte. Jener aber, ein noch sehr junger Mann, soll sich der Gefahr entzogen haben, und dieser, ein sehr geachteter und in diesen Blättern oft genannter Dichter, wußte sie glücklich allmälig zu beschwichtigen.

Hiemit ist das Leben Lenau's geschlossen. Es ließe sich dieses recht leicht anschaulich sinnbildlich darstellen und in nur vier Worte zusammendrängen, nach seinem eigenen Vorgange; denn er bediente sich gern eines kleinen Insiegels, welches ein von sturmgepeitschten Meereswogen umhergeschleudertes Schiff zeigte, mit der Ueberschrift: „Telle est ma vie!" („So ist mein Leben!")

Lenau's innigste Freundin, welcher er sich am tiefsten aufschloß, weil auch sie ihn am besten von Allen verstand, wie er selbst sang:

Von allen, die den Sänger lieben,
Die, was ich fühlte, nachempfanden,
Die es besprochen und beschrieben,
Hat Niemand mich wie du verstanden.

Des Herzens Klagen, süß und innig,
Die liebgeworden, ihm entklangen,
Hat deine Seele, tief und sinnig,
Getreuer als mein Lied empfangen."

(„Zueignung.")

diese genaueste Kennerin Lenau's bat ich — im tröstlichen Glauben: „Ende gut, Alles gut!" — zum würdigsten Schlusse der Schilderung seines Lebens um einen kurzen Ueberblick seines dichterischen Ganges. Sie willfahrte gütig in Nachstehendem:

„Kein frömmelndes Kreuz," sagt ein Artikel der ostdeutschen Post, der die Einweihung von Lenau's Denkmal schildert, „nur der Name Lenau prangt am Monument."

Der Name Lenau! Hätte nicht gerade zu diesem Namen ein Kreuz gepaßt? Der Mann, der diesen Namen trug, hat das Kreuz getragen und hat das Kreuz geliebt. Als Kind hat er gläubig das Glöcklein geschwungen, das die Erscheinung des Herrn ankündigt, und die Wolken des Rauchfasses trugen seine Seele zu den Füßen des Herrn. Was aber das Kind geliebt hat, das bleibt Eins mit der ganzen süßen Kinderzeit, und daran muß der Mensch sein Lebenlang zurückdenken mit wehmüthiger Neigung. Daher, wenn auch dem Jüngling im Gefühle seiner wachsenden Kraft, im Uebermuth des ersten Wissens, der Glaube entbehrlich schien; wenn der gereifte Mann durch die Feindseligkeit seines Schicksals zum Kampfe gereizt, „mit den höchsten Mächten begann zu hadern und zu rechten," konnte doch ein geringfügiger Anlaß genügen, die bewegliche Dichterseele aus der Wüste des Zweifels in das Paradies des Glaubens zurückzuführen, das sie durch alle Irrfahrten hindurch anheimelte wie ihre Kinderzeit.

Sagt doch Faust selbst in der Stunde der Versuchung: „Den Herrn nicht lieben wäre schwer," und — tief verschieden von allen andern seines Namens — strebt er durch Genuß und Schuld hindurch nach der Wahrheit. Auf dem Boden des Bechers, im Herzen des Weibes, ja in der klaffenden Todeswunde des Feindes sucht er Anfang und Ende alles Seyns, sucht er den Herrn.

Als kaum Faust sein letztes Wort gesprochen, trat der geringfügige

Umstand ein, der Lenau zum Kinderglauben heimzukehren bewog für einige Zeit. Ein stümperhaftes Gedicht, das, an ihn gerichtet, tiefen Kummer über den Grund seiner unseligen Verstimmung und den Wunsch, ihn zu heilen, aussprach, fiel ihm in die Hände. Diesem Lied," schrieb er nachmals, „verdank' ich meinen Savonarola."

Die Geschichte des reformatorischen Märtyrers war ein würdiger Rahmen für des Dichters neuerwachte Liebe zu einem persönlichen Gott, und in die Weihnachtspredigt legte er sein Glaubensbekenntniß:

„Es kehrt zu seinem Heiligthume
Das sturmverschlagne Herz — und glaubt;
Es richtet die geknickte Blume
Der Liebe auf ihr müdes Haupt."

Das war vielleicht die glücklichste Zeit des Dichters. Es war seine Weihnachtszeit. „Der Zauber, das Schöne, Unersetzliche, Alleinbeseligende der Persönlichkeit, die tiefe Bedeutung der Individualität ist mir aufgegangen; ich lerne mich freuen an der individuellen Schranke, und die demüthige Freude hieran, verbunden mit der Liebe zum Schöpfer, ist Religion."

Selten wurde seine heitere Ruhe durch Mahnungen der Vergangenheit gestört. Die schlimmen Tage in Heidelberg, Tage, die keinen Vertrauten hatten, standen als ein Schreckbild, das seine gespenstischen Arme noch zuweilen verlangend nach ihm ausstreckte, vor ihm. Er schrieb: „Diese zerstörende Heftigkeit meiner Seele ist ein manchmaliger Rückfall in böse alte Stimmungen, ein plötzlicher Aufschrei meiner heidnischen Zeit. Zuweilen naht sich meinem friedlichen Hause ein wildes Thier aus jener Wüste, in welcher ich mich einst herumgetrieben, und schreit nach mir und will mich zurückrufen. Aber ich folge nicht, ich bleibe bei Gott."

Doch die Ruhe in Gott ist keinem Sterblichen dauernd gegönnt; von außen und innen häufte sich Stoff zum Unmuth. Bald mußte Lenau den Herrn, der mit ihm als göttlicher Freund durch die Fluren gewandelt, an dessen Brust er, ein beglückter Jüngling, gelegen, als Retter anrufen: „Ich habe in früherer Zeit an der Unsterblichkeit gezweifelt, jetzt lehrt mich die Noth', mich an diesen Glauben zu klammern; ich muß Vergeltung

hoffen, wenn ich nicht ganz verzweifeln und alles hinwerfen und zerbrechen soll."

Diese ferne Vergeltung konnte die Bitterkeit des Augenblicks nicht mildern, und der Dichter trug sein Geschick immer ungeduldiger.

„Ich habe wieder eine Anwandlung jenes starren, in sich hineinbrütenden Trotzes, der mich meinem Geschick gegenüber manchmal zu steif und hart auf meine eigenen Beine stellt. Mein Unglück ist entschieden und folgerecht, das habe ich längst gemerkt. Meine verlornen Summen werden mit jeder Stunde größer und mein Geschick schlimmer. Wenn nicht in gleichem Maße meine sittliche Kraft wächst, so ist mein Untergang gewiß."

Und so begann der Kampf aufs neue. „Harpunen in die Schuppen starrer Satzung!" das war die Losung zu den Albigenserschlachten. Seinen Haß gegen die Tyrannei in jeglicher Form Luft zu machen, in Bildern und Worten, deren wilde Kühnheit in dem Stoffe selbst ihre Rechtfertigung fände, wählte er jene blutigen Kämpfe zum Gegenstand seiner Lieder. In einzelnen Gesängen, fast ohne leitenden Faden, ließ er sein gepreßtes Herz überströmen, und die Albigenser sind eher eine Reihe lyrischer Gedichte als ein Epos, mehr ein Ausdruck seiner Empfindungen als seiner Gesinnung zu nennen.

Aber auch auf den Wogen empörter Leidenschaft wandelt der milde Christus Savonarola's und reicht dem Dichter im schwanken Nachen die Hand.

Den Traum im „Nachtgesang" hat Lenau wirklich geträumt, und die süße Stimme, die ihm „Guten Abend, Freund, und gute Reise!" sagte, war ihm die Stimme eines Himmlischen.

„Weltbefreien kann die Liebe nur"

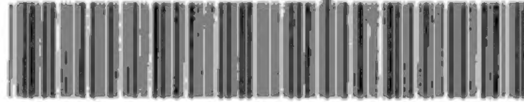
sagt die süße Stimme, und die Albigenser haben vielleicht nur gekämpft, um das zu beweisen.

Im Don Juan ruht der müde Dichter aus von philosophischer und kirchlicher Polemik. Er wirft sich wieder der Natur in die Arme, wovon die „Waldlieder" das lieblichste Zeugniß geben. Wie Merlin hört er im Walde „Stimmen, die den Andern schweigen;" hört „unter der Vögel

Brustgefieder träumen ihre künft'gen Lieder," und „im Kelch der feinsten Moose tönt das ewige Gedicht." Wenn er auch im ersten Waldliede gleichsam Abschied nimmt von dem höchsten Bild der Erde, „um heimzukehren in seine Schatten," so sagt er ja eben damit, daß er dieses höchste Bild schon mitgenommen in seine Schatten, und tief versunken in die Zauber der Schöpfung „lauscht die Seele, daß Gott sich ihr vermähle."

„Wie könnte ich von göttlichen Dingen reden, wenn ich keine Götter glaubte?" könnte Lenau wie Sokrates seine Richter fragen.

Wenn gläubiges Festhalten an dem Schöpfer, erbarmende Liebe zu den Geschöpfen, wenn begeistertes Streben nach dem Wahren und muthiges Ringen mit dem Falschen, wenn lieben, leiden und entsagen — Kennzeichen eines Nachfolgers Jesu sind — so setzt auf Lenau's Denkmal ein Kreuz.



1/2 [illegible]

160.—

(2339)

Digitized by Google